<36602727140013

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

22. Jahrgang.

I. Semester. II. Band.

22,2
1863

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)
1863.

Register.

Jahrgang 1863. Zweites Vierteljahr.

Die alten und die neuen Parteien.

Aus Süddeutschland.

Die Stellung unsrer politischen Parteien hat mit dem Jahre 1859 eine durchgreifende Umgestaltung erfahren; damals begann der Umbildungsproceß, der heute vollendete Thatsache ist. So lange hatte jene Parteizerklüftung angedauert, welche durch das Jahr 1848 geschaffen und durch das Scheitern der damaligen Bestrebungen nur noch verschärft worden war. Heute sind zwar die Nachwirkungen derselben keineswegs völlig verwischt, aber sie darf als innerlich überwunden betrachtet werden.

Werfen wir einen Blick auf die Parteistellung, wie sie sich in den Tagen des frankfurter Parlaments gebildet hatte, so springt der wesentliche Unterschied in die Augen, aber auch der wesentliche Fortschritt, den die heutige Parteibildung bezeichnet. Gestehen wir uns, es ist der einzige Fortschritt, dessen wir uns rühmen können, da wir abermals an einer Periode stehen, wo der Reformdrang sich zu schwach erwiesen hat, um unter den jetzigen Verhältnissen zu einem nennenswerthen äußeren Resultat zu führen, und durch das Stadium todtgeborner Projecte hindurch vorläufig wieder zur Ruhe verwiesen ist. Aber dieser eine Fortschritt ist bedeutend genug, um von ihm einen jener Wendepunkte in der Geschichte unsrer nationalen Bestrebungen zu datiren, die an sich unscheinbar erst beim Ueberblick über größere Zeiträume in ihrem vollen Licht erscheinen und das Bewußtsein geben, daß abermals eine Spanne Zeit nicht vergebens zurückgelegt worden ist.

Der Sturm, der vor funfzehn Jahren vom Westen kam, war so jäh wie ein unberechnetes Naturereigniß über das Vaterland hereingebrochen, daß die Revolution als bloße Thatsache die Gemüther anfangs ausschließlich beschäftigte. Nicht wie Deutschland zu constituiren, sondern wie man sich der Revolution gegenüber zu verhalten habe, war die erste Frage, und darnach bildeten sich die Parteien. Wie weit man das Recht der Revolution anerkennen könne, wie die Volkssouveränetät zu fassen sei, ob man die Vereinbarung mit den Regierungen suchen oder abweisen solle, dies waren, wie man es nannte, die principiellen

Fragen; in Wahrheit waren es blos formelle Fragen, deren Voranstellung von Anfang an den Gang der Bewegung in ein schiefes Bett brachte. Ihre theoretische Natur steigerte nur die Hitze der Debatten, und als dann später die Hauptentscheidungen erfolgten und allerdings eine sachliche Trennung herbeiführten, war das Parteiwesen bereits so zerfressen, daß sich die zusammengehörigen Elemente nicht mehr zusammenzufinden wußten. Der leidenschaftliche Gang, den die Verhandlungen genommen hatten, machte nur noch precäre Compromisse möglich, von gegenseitigem Mißtrauen dictirt. Mit Mühe kam das Verfassungswerk zu Stande, als die Autorität der Versammlung selbst längst dahin war.

Schon in diesen Tagen der Auflösung und Zersetzung wurde lebhaft gefühlt, wie verfehlt und unheilvoll die Parteibildung gewesen war. Bald wurden versöhnliche Stimmen laut, welche es aussprachen, wie in der Linken sowohl als in der Rechten Elemente zu einer nationalen Partei liegen, die über dem gescheiterten Werk sich die Hände reichen mußten, um zu retten, was zu retten war und den Glauben der Nation an sich selbst aufrecht zu halten. Allein solche Mahnungen, wie gut gemeint sie waren, mußten damals ungehört verhallen. Die Leidenschaften waren noch zu mächtig, persönliche Kränkungen zu tief. Und die anarchischen Bewegungen, welche auf der einen Seite ausbrachen, während auf der andern die Vertrauenden von den Regierungen von einer Täuschung zur anderen geführt wurden, fügten zu dem alten neuen Stoff der Verbitterung. So gründlich waren die Verheerungen, welche in die liberale Partei eingerissen waren, daß ihre Wirkungen sich über die ganze Reactionszeit erstreckten.

Das öffentliche Leben hatte sich in die Einzellandtage zurückgezogen, wo der siegreichen Reaction überall nur eine kleine Opposition gegenüberstand, die noch schwächer war durch den Zwiespalt im eigenen Lager. Die Demokratie war theils zersprengt, theils hielt sie sich schmollend zurück; wo sie sich am öffentlichen Leben betheiligte, war sie machtlos. Aber auch die altliberalen Elemente hatten an Kraft und Zahl schwere Einbuße erlitten. Nicht alle bewiesen den Muth, den damals der Führer der frankfurter Rechten zeigte, als er in Berlin Jahre lang einen fast aussichtslosen Kampf gegen die Reaction unerschüttert fortsetzte. Die deutsche Frage ruhte. Es war die erste Wendung zum Besseren, als in den Kammern der kleinen Staaten Beschlüsse für das Recht Kurhessens und Schleswig-Holsteins, dann auch in der deutschen Frage „zu Gunsten einer Centralgewalt und eines Parlaments“ sich hervorwagten. Aber eine Ueberwindung jener Parteigegensätze und somit ein gedeihliches Wirken für die nationale Sache war erst möglich, wenn infolge allgemein zündender Ereignisse das durch die Reactionsjahre erschlaffte Volk sich wieder in selbstthätiger Kraft regen lernte, und es fragte sich, ob dann die Leitung der Bewegung mit Er-

folg in solche Hände gelegt werden könne, welche in die Parteikämpfe der früheren Zeit persönlich verwickelt gewesen waren.

Ein solcher Aufschwung kündigte sich an, als im Herbst 1858 die Regentschaft in Berlin die altliberale Partei an das Ruder brachte; er wurde rasch gezeitigt, als kurze Zeit darauf der italienische Krieg die allgemeinste Theilnahme des deutschen Volkes an politischen Fragen wieder wach rief. Zunächst war freilich gerade dies Zusammentreffen verhängnißvoll genug. Die constitutionelle Entwickelung Preußens, an welcher sich rasch weitergehende Hoffnungen entzündet hatten, sah sich in ihrem zartesten Stadium durch den Krieg erheblich beeinträchtigt. Zu den schwierigen innern Fragen traten sogleich die verwickeltsten Fragen auswärtiger Politik. Die Anforderungen steigerten sich in einem Grade, dem die damaligen Staatsmänner nicht gewachsen waren. Das Beispiel, das von Berlin aus gegeben wurde, begann zwar schnell zu wirken, in Bayern insbesondere. Aber der ruhige Fluß der Entwickelung sah sich doch gestört durch die leidenschaftliche Discussion, welche sich jetzt über eine auswärtige Frage erhob und Deutschland in zwei große Lager spaltete.

Es ist heute schwer, sich in den kriegerischen Sturm zurückzuversetzen, der damals durch Süddeutschland tobte, und in dem sich wahre patriotische Begeisterung und kindlicher Unverstand, opfermuthiger Eifer und kalte egoistische Berechnung, gute und schlechte Elemente wunderbar vermischten und durchkreuzten. Aber die Bedeutung dieses Aufschwungs lag nicht in seiner zufälligen Veranlassung, in dem nächsten Ziele, auf das er sich mit Leidenschaft geworfen hatte. Die Hauptsache war vielmehr, daß das deutsche Volk überhaupt in seinen Tiefen ergriffen und aufgerüttelt, für das politische Leben wieder gewonnen wurde. Es kam nur darauf an, diesem an sich unklaren Drang das richtige Ziel zu geben, nämlich die Agitation für die deutsche Reform. An einem einzelnen Punkte zeigte sich auch sofort die Nothwendigkeit, gerade hierauf sich vor Allem zu concentriren. Sobald die Kriegsfrage drohte praktisch zu werden, besann man sich auf die Misère der Bundeskriegsverfassung, und hieran knüpften sich in der That die ersten Vorschläge der Reform. Von da aus mußte sich aber auch sogleich der weitere Schritt ergeben, daß die ganze Bundesverfassung in Zeiten großer europäischer Krisen untauglich sei und überhaupt gegenüber den Anforderungen des Nationalgefühls einer wesentlichen Umgestaltung bedürfe. Fühlte sich Preußen für eine Action, die man von ihm verlangte, auf jede Weise gebunden und gelähmt, so sahen sich auch die süddeutschen Cabinete durch dieselbe Bundesverfassung, die ihnen die politische Souveränetät garantirte, gehindert, ihren kriegerischen Neigungen Folge zu leisten. Bei den Regierungen wie bei der Bevölkerung hatte sich das Bedürfniß nach Reform als ein brennendes erwiesen, und sobald nur einmal dieser Gedanke festgehalten wurde, war die Basis gefunden, von welcher aus die

Kriegsbegeisterung des Südens wie die durch den Umschwung in Preußen neu erweckten nationalen Hoffnungen in ein gemeinsames Bett geleitet werden konnten. Als der Krieg beendigt wurde, ohne doch sofort die Gefahr einer kriegerischen Verwickelung zu beseitigen, war die deutsche Reform das natürliche Object der zurückgebliebenen Agitation.

Noch während der Streit in seinem erbittertsten Stadium war, tauchten gleichzeitig an mehren Orten, namentlich Mitteldeutschlands, Versuche auf, eine vermittelnde Stellung zwischen Nord und Süd einzunehmen. Die active Theilnahme Deutschlands an dem Krieg wurde an die Bedingung geknüpft, daß dies nur in deutschem Interesse geschehen dürfe, und daß an Preußen, welches als der mächtigste Staat der natürliche Vertreter des deutschen Interesses sei, die Initiative und die militärische Leitung zu übertragen sei. Als dann der Friede geschlossen wurde, der als ein fauler Friede von zweifelhafter Dauer erschien, machte sich diese Forderung nur um so stärker geltend. Auf die einzelnen Kundgebungen in den verschiedenen Ländern folgten jetzt die Verabredungen von patriotischen Männern aus ganz Deutschland; aus den Versammlungen zu Eisenach im Juli und August ging Mitte September die größere Versammlung in Frankfurt am Main, aus dieser die Gründung des deutschen Nationalvereins hervor.

Alle diese Berathungen verfolgten mit wachsender Bestimmtheit die ausgesprochene Absicht, durch eine Verschmelzung aller Fractionen liberaler Richtung die Bildung einer großen nationalen Partei herbeizuführen. Dies war nur möglich, wenn von Anfang an Männer der verschiedenen alten Parteien sich zu diesem Zweck vereinigten, der Schwerpunkt jedoch auf solchen ruhte, welche dem alten Parteigegensatz fern standen, weil sie erst in der Zwischenzeit in das öffentliche Leben eingetreten waren. Es war dies keineswegs eine bloße Taktik, sondern es sprach sich darin nur ein factisches Verhältniß aus, wie es sich in den letzten Jahren gebildet hatte. Nicht nur war inzwischen doch vielfach jene gereizte Leidenschaftlichkeit zwischen Demokraten und Altliberalen einer unbefangeneren Einsicht in die Bedingungen eines gesunden Parteilebens gewichen, sondern es war thatsächlich in den Ständekammern eine neue Partei aufgekommen, welche von den Gegensätzen, die das Jahr 1848 geschaffen, nicht berührt war. In Preußen war gleich bei den ersten Wahlen, die unter der Regentschaft stattfanden, neben der altliberalen Partei eine Anzahl Politiker aufgetaucht, welche sich ebensowenig an diese anschlossen, als sie die Demokratie des Revolutionsjahres repräsentirten. Die nächsten Wahlen aber gaben dieser Fraction ein bedeutendes Uebergewicht, das sich seitdem nur gesteigert hat, und als allmälig auch einzelne Namen aus dem Jahre 1848 wieder auftauchten und am öffentlichen Leben Theil nahmen, konnten sie nur dadurch zur Geltung kommen, daß sie sich dieser großen neugebildeten Partei anschlossen.

Aehnliches war an anderen Orten geschehen. In Bayern war zwar die altliberale particularistische Partei noch immer im Besitz der großen Mehrheit, aber bereits hatte sich aus ihrem Schoß eine tüchtige Fraction abgezweigt, deren unterscheidendes Merkmal nicht etwa die demokratische Färbung, sondern die nationale Gesinnung war. In Hannover hatte sich der stüvesche Altliberalismus völlig überlebt. Die Opposition war von jüngeren Kräften in die Hand genommen worden, welche Stüves Zähigkeit, nicht aber dessen Particularismus theilten. In Würtemberg hatten sich die Altliberalen mehr und mehr vom öffentlichen Leben zurückgezogen und der Demokratie das Feld gelassen, aber in der Demokratie selbst bereitete sich ein Scheidungsproceß vor, der den größeren Theil derselben den Liberalen im übrigen Deutschland näher brachte. In Baden waren die Parteigegensätze der Revolution am gründlichsten verschwunden: den Klerikalen stand die eine liberale Partei gegenüber; ähnlich in Kurhessen, wo der Verfassungskampf alle Parteiunterschiede zurückdrängte. In Mitteldeutschland überhaupt war für die Verschmelzung der liberalen Fractionen Alles reif.

Die Bedingungen für die Bildung einer Nationalpartei waren also gegeben, aber der Erfolg hing doch wesentlich davon ab, wie die alten Parteien ihr gegenüber sich verhalten würden; denn an ein völliges Aufgehen der letzteren war nicht zu denken. Sie hatten ihre eigne Geschichte, und darin bestand ihr Recht in gewissem Sinne fortzudauern. Ihr Recht schwand aber in demselben Maße, in welchem die geschichtlichen Bedingungen, welchen sie ihr Dasein verdankten, sich veränderten. Sie durften sich nicht ablehnend oder gar feindselig gegen die Herstellung einer liberalen Union verhalten, welche, jeder liberalen Richtung ihre Berechtigung lassend, deren Kräfte zu gemeinsamer vaterländischer Thätigkeit zu vereinigen und eben damit die Schärfe solcher Gegensätze, welche mehr in vergangenen als in gegenwärtigen Verhältnissen ihren Ursprung hatten, aufzuheben bestimmt war. In der That verhielt sich zu diesen Unionsbestrebungen keine der alten Parteien feindselig, mit Ausnahme der großdeutschen, und auch diese schien eine Zeit lang zu schwanken, und die Berührung, ja eine gewisse gemeinsame Action nicht ohne Weiteres abzulehnen.

Zwar hatten frühzeitig die Verdächtigungen von dieser Seite begonnen. Die Anklagen, mit denen man die preußische Politik des Jahres 1859 überhäuft hatte, fanden ihre natürliche Fortsetzung in den Verdächtigungen gegen die nationale Partei, und diese Anfeindung steigerte sich mit den Erfolgen der letzteren. Allein so lange die großdeutsche Partei einer eigenen Organisation entbehrte, fehlte es nicht an vermittelnden Bestrebungen. Die Nationalpartei selbst war am wenigsten geneigt nach irgend einer Seite, die das Bedürfniß einer gründlichen Reform anerkannte, ausschließend vorzugehen; sie that in dieser Beziehung vielleicht eher zu viel als zu wenig. Auch mit den Oestrei-

chern wollte man den Zusammenhang nicht aufgeben; überall reservirte man Sitze für die Oestreicher, welche nicht kamen, und jetzt noch hält man ihnen die Plätze offen, selbst nachdem sie in — vielleicht unbewußt — richtiger Würdigung des Verhältnisses von Oestreich zu Deutschland den Abgeordnetentag zu Weimar nicht beschickt haben. Auch die bayerischen Altliberalen, obwohl sie bei jeder Gelegenheit sehr unverblümt ihre Feindschaft gegen das nationale Programm zur Schau getragen hatten, schienen eine Zeit lang im Ungewissen, ob sie in Weimar erscheinen sollten oder nicht. Ein eigenthümliches Zwischenglied hatte sich überdies in der schwäbischen Demokratie gebildet, welche lange Zeit hin und her schwankte, und die eine Hand der Nationalpartei, die andere den großdeutschen Glaubensgenossen reichte. Allein eben der Abgeordnetentag zu Weimar, welchem einerseits die Coalition einiger Regierungen zu dem Delegirtenproject, andrerseits die Aufstellung der Reichsverfassung von 1849 als Programm für den Nationalverein vorangegangen war, führte die Entscheidung herbei. Anstatt nach Weimar zu gehen, entschieden sich die Bayern in Verbindung mit einigen Oestreichern, dem Anhang Schmerlings, rasch eine Organisation der großdeutschen Partei ins Werk zu setzen, die sie lange genug vorbereitet, wenigstens angekündigt hatten.

Die sogenannte Organisation der großdeutschen Partei trug wesentlich dazu bei, die Lage zu klären, für die Nationalpartei brachte sie den größten Gewinn. Sie sonderte schärfer als bisher geschehen die Freunde und Gegner der bundesstaatlichen Reform, die Schwankenden mußten sich entscheiden, die verschiedenen Parteien traten in leicht erkennbare Hauptgruppen auseinander. Zu gleicher Zeit ergab sich die nun mögliche Ueberschau über die geschlossenen Reihen der Gegner, wie verhältnißmäßig schwach sie waren, schwach zunächst in Ansehung der moralischen Mittel, über welche sie geboten. Der großdeutsche Verein hatte sich auf Grund des Delegirtenprojects gebildet; dies war die Fahne, welche inmitten des Lagers aufgesteckt wurde, für dieses Project Propaganda zu machen, war ausdrücklich die Aufgabe der Zweigvereine, welche sich nun allerwärts bilden sollten. Wenige Wochen darauf — und das Delegirtenproject war am Bunde selbst gefallen, schneller als es sonst das Schicksal der am Bund eingebrachten Anträge zu sein pflegt. Die Großdeutschen hatten an einen Köder angebissen, der gar nicht ernstlich gemeint war, sie waren die Dupirten der Regierungen, deren Beschwichtigungsproject sie für baare Münze gehalten hatten. Ihr Programm war ihnen von denen selbst, zu deren Unterstützung sie sich verbunden hatten, aus den Händen gewunden, und sie sahen sich nun genöthigt, sich nach einem andern umzusehen.

In ihrer Verbreitung und Zusammensetzung, sowie in der Richtung, in welche sie dadurch immer mehr gedrängt wurden, zeigte sich eine noch auffälligere Schwäche der großdeutschen Vereine. Um ihren Anspruch zu würdigen, eine

nationale Partei zu sein, d. h. im Sinn der Bedürfnisse und Wünsche der Nation aufzutreten, genügt es, einen Blick auf die Erfolge ihrer Organisation zu werfen. Sie sind weit hinter dem zurückgeblieben, was man noch nach der frankfurter Versammlung zu erwarten berechtigt war.

Vorerst ist die großdeutsche Association ohne irgend eine Spur in Oestreich geblieben. Auch nicht ein Versuch, für den orthodoxen großdeutschen Gedanken Propaganda zu machen, scheint angestellt worden zu sein. Es war ganz gut, daß nun zur Abwechslung auch einmal die Großdeutschen die Erfahrung machten, welche Unterstützung die deutsche Reformangelegenheit von Seite Oestreichs zu erwarten hat. Hielten sich die Deutschöstreicher von den bundesstaatlichen Plänen fern — nun gut, so lag der Einwand nahe, daß sie sich nicht an Bestrebungen betheiligen werden, welche auf ihre „Ausschließung" gerichtet sind, jetzt liegt die Sache anders. Man wird jetzt zugeben müssen, daß es in Oestreich zwar nicht an Lust und Liebe fehlt, die deutsche Reformbewegung zu hindern, sie mit allerlei Zwischenzügen zu durchkreuzen, daß aber eine Bewegung auf Reform der Bundesverfassung, welche Ziele sie immer verfolgen mag, von dort auf keine Betheiligung zu rechnen hat. Das factische Verhältniß Deutschlands zu Oestreich hat dadurch eine neue Illustration erhalten, deren Wirkung wohl nicht verloren sein wird.

So war denn das Großdeutschthum für seine Agitation gegen Kleindeutschland auf eben dieses Kleindeutschland beschränkt. Aber auch hier sind mit Ausnahme eines Landes nach viermonatlichen Anstrengungen die Erfolge dürftig genug. Sie bestanden darin, daß sich in einigen Residenzen wie Hannover und Darmstadt, in einigen Bischofssitzen, wie Münster und Freiburg, hohe Staatsbeamte, Adlige, Ultramontane zu „Reformvereinen" verbanden, deren leitende Größen hinreichendes Zeugniß ablegen für das, was hier unter dem Namen Reform betrieben wird. Von einem volksthümlichen Interesse, das diese Bestrebungen erweckt hätten, keine Spur. Selbst in Schwaben, auf dessen „einstimmig" großdeutsche Sympathien man ohne Zweifel besonders rechnete, hatte die frankfurter Versammlung nicht die mindeste Folge gehabt. Der oberschwäbische Verein mit katholischer Tendenz hatte sich schon früher gebildet und erhielt von keiner Seite Zuwachs.

Nur in Bayern nahmen die großdeutschen Vereine einen populären Charakter an. Hier allein bestand eine zugleich liberale und großdeutsche Partei, die in dem bayrischen Stammesbewußtsein wurzelte. An sie schlossen sich dann alle rückläufigen und ultramontanen Elemente an. Allein auch in Bayern ist nicht alles Gold, was glänzt; die Thatsachen sind einigermaßen zu unterscheiden von dem idealen Gewande, in welchem sie in den dortigen Blättern aufzutreten pflegen. Zwar bildeten sich an zahlreichen Orten zahlreiche Vereine, und es ist nicht zu bezweifeln, daß sie meist in großer Blüthe sich befinden werden. Allein

unter denjenigen Orten, welchen der Sage nach das Heil widerfahren ist, großdeutsche Vereine in ihrer Mitte entstehen zu sehen, wird eine kritische Geschichtforschung, wenn sie sich überhaupt einst mit diesen Dingen befassen sollte, verschiedene Städte finden, in welchen aus dem kreisenden Berg gar sonderbare Geburten zu Tage gekommen sind, die nicht ohne Grund seit jenem Moment kein Lebenszeichen mehr von sich gegeben haben, so z. B. in Augsburg, in Regensburg. Vielleicht war es an anderen Orten nicht besser, wenigstens ist ein auffallender Zug bemerklich, die großdeutsche Agitation in der Landeshauptstadt München zu concentriren, und die erkleckliche Anzahl eingeborner und seßhafter Residenzbewohner hat sich noch durch ein ansehnliches Contingent auswärtiger Mitglieder verstärkt. Der münchner Verein hat eine gewisse bevorzugte Stellung unter seinen Collegen eingenommen und droht, wenn wir nicht irren, dem Centralverein, der noch immer heimathlos an den Gestaden des Main herumirrt, gewissermaßen Concurrenz zu machen, zumal er sich gleich bei seiner Gründung erlaubt hat, eine gewisse Controle über den Centralverein zu beanspruchen, falls dieser etwa gar zu stürmisch voranzugehen und nicht schonend genug mit den Sonderstaaten zu verfahren sich vermäße. Ohne Zweifel hat dieser höchst orthodoxe Standpunkt nicht wenig zu der Popularität des münchner Vereins beigetragen, noch mehr vielleicht die eigenthümliche Anpassung der politischen Agitation an die harmlosen einheimischen Sitten und Gewohnheiten. Der Bayer liebt es nicht über trockene Gegenstände, wie das Delegirtenproject ist, im Trockenen zu debattiren. Es war deshalb ein höchst glücklicher Gedanke, die Versammlungen des großdeutschen Vereins in „gesellige Abende“ zu verwandeln, wo außer den politischen Debatten auch Raum für anderweitige Genüsse war und die Politik selbst neben ernsterer Debatte durch die Kapuzinaden des Redacteurs des ultramontanen „Volksboten“ und die Späße des witzigen Herausgebers des „Punch“ männiglich mundgerecht gemacht wurde.

Kein Wunder, daß der großdeutsche Verein in Isar-Athen wirklich populär wurde und seine Mitglieder bald nach Tausenden zu zählen waren.

Die Fiction einer groß deutschen Partei, welche — nur auf einer andern Basis — gleichfalls eine ernstliche Bundesreform anstrebte, war von kurzer Dauer. Gleich nach dem frankfurter Tag fielen die künstlich zusammengebrachten Elemente wieder auseinander. Dort an zerstreuten Orten die Reactionäre und Hofdiener, hier einige Doctrinäre, die keinen volksthümlichen Boden haben; eine compacte Partei nur in Bayern, die aber eben deshalb nur einen provinciellen Charakter hat. Für eine wirkliche Reform ist von dieser Seite nichts zu hoffen. Selbst die liberalen Wortführer haben erklärt, daß von einem Aufgeben der Souveränetätsrechte in Bezug auf Heer und diplomatische Vertretung nicht die Rede sein könne. Der Particularismus eines einzelnen Volksstamms ist ihr einziger populärer Halt — ein Beweis, wie weit die Gegner der Re-

form, so fern sie offen den Kampf aufgenommen und zu agitatorischen Mitteln gegriffen haben, bereits zurückgetrieben sind, daß das Großdeutschthum als politisch thätige Propaganda so rasch auf den bayrischen Provincialparticularismus reducirt worden ist, ist kein kleiner Erfolg der Nationalpartei.

Von den beiden großen Parteien, welche im frankfurter Parlament den Gedanken der bundesstaatlichen Einheit bekämpften, ist es also die eine, welche noch heute, wenn auch unter veränderten Verhältnissen, doch mit denselben Zielen auf dem Kampfplatze steht — anders ist es mit dem zweiten Gegner von damals, mit der Demokratie.

Damals die bestorganisirte, bestdisciplinirte Partei, ist die Demokratie inzwischen einem völligen Auflösungsproceß erlegen. Während die demokratischen Grundsätze im Allgemeinen an Verbreitung gewonnen haben, scheint die parteibildende Kraft dieses Princips fast erloschen. Es gibt keine demokratische, wie keine conservative Partei mehr. Gleichviel ob man in dieser Erscheinung die Wirkung eines allgemeinen Gesetzes oder eine vorübergehende Phase erblicken mag, Thatsache ist, daß während die Tendenzen des Fortschritts gegenwärtig sich vorwiegend auf die Entwicklung der materiellen Interessen, auf das volkswirthschaftliche Gebiet geworfen haben, für das eigentlich politische Leben die nationalen Fragen bestimmend in den Vordergrund getreten sind. Nicht die Durchführung abstracter Freiheitsbegriffe, sondern die Befriedigung der nationalen Ansprüche ist die Forderung der Gegenwart geworden. Keine Partei hat deshalb größere Veränderungen erlitten als diejenige, die auf jenes abstracte Princip gebaut war. Wie sie äußerlich am meisten durch die Ereignisse gelitten hat, so hat sie auch in ihren Ideen die größte Umbildung erfahren. Keine hatte mehr zu lernen, und keine hat mehr gelernt. Keiner kam es überdies mehr zu statten, daß ihre damaligen Hauptführer größtentheils vom Schauplatz verschwunden, persönliche Erfahrungen und Verbissenheiten dadurch in den Hintergrund getreten sind.

Auch diejenigen, die in der Bitterkeit des Exils die Consequenz ihrer Grundsätze festgehalten haben, kehrten — von den meisten darf man sagen — geläutert, mit greifbaren Anschauungen wieder. Die zurückgeblieben waren, lernten in der Schule einer zwölfjährigen Reaction den Werth langsamer, mühvoll erkämpfter Fortschritte, die Nothwendigkeit einer allmäligen Durchbildung der nationalen Idee begreifen. Der jüngere Nachwuchs hatte es ohnedies leichter, sich von einer doctrinären Auffassung freier zu halten; er machte seine Schule in einer Zeit, in welcher die Vergeblichkeit der Freiheitsforderungen, so lange die Bundeswirthschaft fortdauerte, in welcher auch die Vergeblichkeit der Einheitsforderungen, wenn nicht den thatsächlichen Machtverhältnissen Rechnung getragen würde, sich bei jedem Schritt aufdrängen mußte. Theilweise vollzog sich dieser Umschwung in der Demokratie freilich nur mit allmäliger Ueber-

windung aller Abneigung, zögernd, da und dort wohl nicht ohne Hintergedanken. Doch zeigte sich ein compacter Widerstand eigentlich nur in der süddeutschen Demokratie, also bezeichnend genug wiederum mit dem Rückhalt eines stark entwickelten Provinzialgeistes. Aber auch in diese Burg ist mit Erfolg Bresche gelegt, und die sogenannte reine Demokratie mehr und mehr in die Enge gedrängt. Es läßt sich heute als Thatsache constatiren, daß diejenigen Elemente der Demokratie, welche alter Tradition getreu es vorziehen, den Großdeutschen die Hände zu reichen, als mit den andern liberalen Parteien zu nationalen Zwecken zusammenzuwirken, Nachzügler einer vergangenen Zeit sind, die höchstens da, wo sie durch locale Verhältnisse unterstützt sind, sich noch einigen Einfluß gewahrt haben.

Ein Umstand war es noch besonders, der die gemäßigten Elemente der Demokratie für eine Annäherung an die Bundesstaatspartei gewann. Die Demokratie hatte, als sie noch als Partei auf der öffentlichen Bühne war, einen instinctiven Haß gegen den preußischen Staat gehabt. Schon seine straffe concentrirte Haltung widerstrebte ihrer auf unbedingte Freiheit gerichteten und darum centrifugalen Tendenz; provinzielle Stimmungen verstärkten diese Abneigung; zudem hatte die Niederwerfung der Revolution im Jahr 1849 durch Preußen Wunden geschlagen, die lange offen blieben. Heute stehen die Sachen anders. Nicht nur sind diese Wunden vernarbt, nicht nur hat sich das Bedürfniß einer strafferen Concentration der deutschen Kräfte in den letzten Jahren, welche die Lage Deutschlands im Fall einer kriegerischen Verwickelung so grell beleuchteten, auch in den Reihen der gemäßigten Demokratie fühlbar gemacht, sondern es war vor Allem die Veränderung, die sich im preußischen Parteiwesen selbst vollzog, deren Eindruck den vorhandenen Antipathien erfolgreich entgegenwirkte. Mag man vom Standpunkte der preußischen Verfassungskrisis aus die Bildung der deutschen Fortschrittspartei bedauern, obwohl sie auch in dieser Beziehung nur eine natürliche Consequenz der Thatsache war, so darf man doch nicht vergessen, daß damit in Preußen ein Element in den Vordergrund trat, das die liberalen Parteien in Deutschland sympathisch berührte, und dessen moralische Eroberungen bedeutender ins Gewicht fielen als die des Ministeriums Schwerin. Die zunehmende Reaction, mit welcher der Widerstand und die moralische Kraft der Fortschrittspartei — als der großen Mehrheit des Abgeordnetenhauses — wuchs, trug nur dazu bei, diese Wirkung zu verstärken. Man lernte im außerpreußischen Deutschland schärfer unterscheiden zwischen der Reactionspartei, die augenblicklich am Ruder war, und dem preußischen Volk, das durch seine gesetzlichen Vertreter einen energischen Kampf um seine verfassungsmäßigen Freiheiten führte, dessen schließlicher Erfolg ebensowenig zweifelhaft sein konnte als die Bedeutung desselben für die deutschen Geschicke. Nicht umsonst hatte jene neugebildete Partei den Namen deutsche Fortschrittspartei angenommen und in ihrem Programm die deutsche

Reformfrage in erste Linie gestellt. Man durfte darin den Ausdruck der Ueberzeugung erblicken, daß erst mit der Lösung der deutschen Frage eine endgiltige Beilegung des innern Conflicts sich denken lasse, und daß jene das höhere Ziel sei, auf welches die Anstrengungen der deutschen Partei wie in den übrigen Ständekammern so auch in Preußen gerichtet sein müssen. Dadurch erst wurde die Entfremdung ausgeglichen, welche bis dahin zwischen Preußen und den Liberalen im übrigen Deutschland thatsächlich bestanden hatte. In Süddeutschland hatte man besonders Gelegenheit sich von dieser Umstimmung zu überzeugen, obwohl jene Entfremdung nicht auf Süddeutschland sich beschränkt hatte.

Daß gerade in Preußen selbst nun doch jene Einigung der Parteien vermißt wurde, die man im Allgemeinen anstrebte, — obwohl auch im preußischen Abgeordnetenhaus die wichtigeren Debatten wenn auch nicht die Abstimmungen den Eindruck der Einmüthigkeit hervorzubringen pflegten — war um so mehr zu bedauern, je höhere Achtung in politischer und persönlicher Hinsicht eben diejenige Fraction in Anspruch nahm, welche in ihrer isolirten Stellung gegen die anderen liberalen Parteien eine gewisse Empfindlichkeit nicht verbergen konnte. Die Spaltung zwischen den Altliberalen und der Fortschrittspartei ist eine innere preußische Angelegenheit, ihre Geschichte und ihre Beurtheilung gehören nicht dem gegenwärtigen Zusammenhang an; aber auch ihre Wirkungen werden außerhalb Preußens wenig empfunden, wo die altliberalen Parteien entweder den Kern der Nationalpartei bilden oder ihr sich angeschlossen haben. Es läßt sich nicht verhehlen, daß der Gegensatz, in welchen sich die Fraction Vincke zu den andern liberalen Parteien setzt, Niemand mehr Schaden bringt als ihr selbst, daß er den Einfluß gefährdet, der ihr nicht blos um ihrer Vergangenheit willen gebührt. In der Folgezeit könnte sich dieses Verhältniß nur verschlimmern. Im Grunde besteht schon heute jene Fraction aus einer auserlesenen Anzahl einzelner hochverdienter Männer, die aber keine eigentliche Partei hinter sich haben. Die Führer selbst bilden die ganze Partei, es sind Offiziere ohne Armee; darf man ihnen Nachwuchs, eine Zukunft prophezeien? selbst ihre persönliche Autorität ist in Gefahr unter der falschen Stellung zu leiden, in die sie sich drängen ließen. An Freiherrn v. Vincke besonders ist jene Nachwirkung persönlicher Erinnerungen und Motive, von der schon die Rede war, nicht zu verkennen. Er selber ist unverändert derselbe geblieben, aber seine Gegner sind andere geworden. Die Fortschrittspartei ist nicht mehr die frankfurter Linke, deren Uebergriffe zu züchtigen damals des allezeit schlagfertigen Ritters Verdienst gewesen ist.

Nur im Zusammenwirken mit der Nationalpartei kann diese wie jede andere Fraction ihre Geltung behaupten; für die deutsche Frage liegt ohnedies keine wesentliche Verschiedenheit in der Auffassung vor. Die Nationalpartei ist

weit genug, um alle Schattirungen, welche in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer bundesstaatlichen Constituirung Deutschlands einig sind, in sich zu begreifen. Nur gegen jenen Stammesparticularismus, dem das Bedürfniß der Einheit unverständlich ist, gegen diejenige Demokratie, welche nichts gelernt und nichts vergessen hat, und gegen solche Flickversuche, welche die Schadhaftigkeit der jetzigen Zustände mehr constatiren als zu beseitigen suchen, hat die Nationalpartei eine bestimmt abgegrenzte Stellung eingenommen. Ihr Programm, wie es sich aus den ersten Versuchen heraus entwickelte, hat eben nach diesen Seiten immer schärfere Grenzlinien gezogen. Man hat ihr das öftere Schwanken in ihrem Programm vorgeworfen. Allein der Ursprung und die allmälige Bildung der Partei rechtfertigen vollkommen die Modificationen, die in dieser Beziehung eintraten und die nie den von Anfang gegebenen Kern der Sache trafen. Entstanden in einer Zeit, da man darauf gefaßt war, in Bälde des preußischen Arms zur Vertheidigung des Vaterlandes zu bedürfen, war es natürlich, daß sie die Vereinigung der diplomatischen und militärischen Action in eine Hand, und zwar in die stärkste, als erste Forderung aufstellte. Als dann die Aussicht auf eine kriegerische Verwickelung für die nächste Zeit verschwand, als gleichzeitig die Regierung des preußischen Staats mit der zunehmenden Reaction auch ihren deutschen Beruf compromittirte, und die Aufgabe sich nunmehr darauf beschränkte, die Gleichgesinnten aus allen deutschen Stämmen zu gemeinsamer Arbeit zu sammeln, konnte es genügend erscheinen, im Allgemeinen eine einheitliche Executive und ein deutsches Parlament als das nationale Ziel zu bezeichnen. Wenn hierin irgendwie etwas Mißverständliches liegen konnte, so wurde dies jedenfalls sofort beseitigt, als sich die Nationalpartei entschloß, die Reichsverfassung von 1849 auf ihr Banner zu schreiben. Aufgefordert zu diesem Entschlusse war sie durch die Vorschläge zur Reform des Bundes, über welche sich einige Cabinete geeinigt hatten. Solchen willkürlichen Projecten gegenüber, welche gerade die wundesten Flecke ungeheilt ließen, sollte daran erinnert werden, nicht nur daß das deutsche Volk ein Recht auf eine bundesstaatliche Verfassung habe, sondern daß eine solche Verfassung bereits rechtsgiltig zu Stande gekommen und seiner Zeit von der Mehrzahl der Regierungen angenommen war. Der Rechtspunkt war entscheidend. Aber auch sachlich war dieses Programm der präciseste und gleichzeitig populärste Ausdruck für die Bestrebungen der nationalen Partei, das erkennbarste Zeichen für Freund und Feind. Ausgeschlossen waren damit die zweifelhaften Experimente, welche nach dem Scheitern des Delegirtenantrags die Fürsorge der Regierungen etwa noch für ihre Völker ausdenken möchte, ausgeschlossen die von den Herden des Particularismus ausgehenden Vorbehalte gegen eine einheitliche Executive, ausgeschlossen die Hintergedanken einer Demokratie, welche die gegebene Verfassung verschmähend nur ein Parlament verlangt, um damit bei günstiger Gelegenheit

wieder von vorn anzufangen. Die Nationalpartei wartet nicht auf eine Gelegenheit, auf einen allgemeinen Umsturz. Sie will die Opfer einer Revolution der Nation ersparen durch Befestigung der öffentlichen Meinung im Sinn der Reform. Allein würde der Weg der Reform durch die Verblendung der Regierungen, derjenigen insbesondere, die in diesem Augenblicke die Geduld ihres Volks auf die äußerste Probe setzt, sich zur Befriedigung der nationalen Bedürfnisse als ungenügend erweisen, dann würde erst die Bildung einer liberalen Union sich in ihrem vollen Werthe, in ihrer Nothwendigkeit erweisen. Denn nur durch das vereinigte Zusammenwirken der liberalen Parteien würde der Verwirrung vorgebeugt, die eine hereinbrechende Katastrophe nothwendig wieder über das gespaltene Vaterland heraufführen würde, sie allein wäre im Stande, eine chaotische Bewegung, anstatt sie dem Zufall und neuen Versuchen preiszugeben, in das Bett einer zielbewußten Entwickelung zu leiten. *γ.*

Die Kriegsmarine der Griechen und Römer.

Wer auf das Mittelmeer, als den Hauptschauplatz der alten Schifffahrt seinen Blick richtet, könnte leicht glauben, daß die Entwickelung des Seewesens in dem ältesten Culturstaat, der einst im Südosten des großen Bassins blühte, mit den übrigen Fortschritten desselben in Einklang gestanden habe. Allein, wenn auch die uralten hellenischen Sagen von der Einwanderung des Danaos und Kekrops auf eine Beschiffung des mittelländischen Meeres durch die Aegypter hinweisen, zog sich doch den historischen Nachrichten zufolge das Volk so sehr vom Verkehr mit allen Ausländern zurück, daß es sich nicht nur mit der allerdings sehr lebendigen Flußschifffahrt auf dem Nil begnügte, sondern auch bis in das siebente Jahrhundert v. Chr. den ausländischen Schiffen den Zugang verwehrte oder mindestens sehr erschwerte. Auch die von Herodot und Diodor erwähnte Armada des halb mythischen Eroberers Sesostris oder Ramses fuhr vom arabischen Meere aus nach Osten; doch zeigen noch die Ruinen von Theben Bilder von Kriegsschiffen jener Zeit, die schon einen lang gestreckten Kiel, Ruder und Segel, mit Löwen- oder Widderköpfen versehene Vordertheile, wie Lotuskelche gestaltete Mastkörbe haben. Unter Necho, dem Sohne Psammetichs, sah das Mittelmeer wahrscheinlich die erste ägyptische Kriegsflotte. Aber zu dieser Zeit hatte schon längst unter anderen Küstenvölkern das Principat zur

See gewechselt. In frühester Zeit scheint dort allerdings ein Krieg Aller gegen Alle geherrscht zu haben, wobei der Tauschhandel blos der Seeräuberei Vorwand verschaffte und Vorschub leistete. Die Karer, Phönicier und Inselbewohner beunruhigten die Küstenländer am meisten und raubten besonders gern Mädchen und Knaben, um damit die asiatischen Sklavenmärkte zu versorgen. So wurde nach Herodot von den persischen Historikern angenommen, daß die argivische Königstochter Jo von kühnen phönicischen Piraten entführt worden sei, wähend die hellenische Sage den Raub der Phönicierin Europa hellenischen Räubern zuschrieb. Auf kurze Zeit vielleicht wurde dann dieser Unordnung durch die Herrschaft des Kreterkönigs Minos gesteuert, der die Seeräuber von den Inseln verjagte und den beutelustigen Sinn seiner eigenen Unterthanen zu bändigen verstand. Diodor hebt besonders die große Zahl seiner Kriegsschiffe hervor, die er, wie Herodot bemerkt, mit Karern zu bemannen pflegte, und Plinius der Aeltere schreibt ihm den Ruhm zu, das erste Seetreffen geliefert zu haben. Ueber die Zahl und Bauart seiner Schiffe aber sind wir im Dunkeln; doch möchte man mit Recht die Angabe des Plinius bezweifeln, der die Argo, das Fahrzeug der gleichzeitigen Argonauten als das erste „Langschiff" bezeichnet, wie man die alten Kriegsschiffe im Verhältniß zu den runderen Kauffahrern zu nennen pflegt. Denn da auch Herodot den Jason auf einem langen Schiffe nach Kolchis fahren läßt, so wäre es wunderbar, wenn die Kreter nicht schon längst solche Kriegsfahrzeuge gehabt hätten. Während übrigens die Argo (von der man noch zu Martials Zeit im reliquiensüchtigen Rom ein Brettchen besitzen wollte!) mit funfzig Rudern versehen gewesen sein soll, hatte das Schiff, auf dem Theseus nach Kreta fuhr und glücklich zurückkam, deren nur dreißig. Diese alte Galeere wurde in Athen bis zu den Zeiten des Demetrios Phalereus aufbewahrt und immer wieder reparirt, da man sie dazu benutzte, die heilige Festgesandtschaft nach Delos zu führen. Nach Plutarch stritten später die Sophisten darüber, ob es nun noch dasselbe Schiff wäre oder ein anderes!

Die kretische Seemacht ging mit Minos selbst zu Ende. Das abenteuernde Piratenleben begann mehr als je zu blühen, und besonders die Phönicier scheinen darin mit den Kretern gewetteifert zu haben. Und diese unsicheren Verhältnisse dauerten bis in die Zeiten, welche wir in den homerischen Gedichten geschildert finden, ja es erregte auch damals keinen Anstoß, unbefreundete Fremde zu fragen, ob sie nicht vielleicht Seeräuber wären, „die da umherschweifen, das Leben aufs Spiel setzend, den Fremden Unheil bringend". Die Schicksale, welche Odysseus dem Eumäos gegenüber sich andichtet, mochten auf manchen Freibeuter jener Zeit passen. Nachdem er sich für einen Kretenser ausgegeben und seinen kriegerischen Muth und seine Tapferkeit geschildert, fährt er fort: „So war ich im Kriege; Arbeit aber stand mir nicht an, noch Häuslichkeitssinn, welcher herrliche Kinder heranzieht, sondern immer waren mir be-

ruderte Schiffe lieb und Kriege und glatte Wurfspieße und Pfeile: traurige Dinge, die andern Leuten ein Greul sind." Und weiter erzählt er, daß er vor dem trojanischen Kriege mehre Male als Anführer mit Männern und Schiffen gegen Auswärtige mit Glück zu Feld gezogen sei und den Idomeneus auf des Volks Geheiß nach Troja geführt habe. Nach der Heimkehr von diesem langwierigen Strauße duldet es ihn nur einen Monat zu Hause; er fährt nach Aegypten, wo seine Mannschaft plündert und erschlagen wird, während ihn selbst die Huld des Königs rettet.

Auf der andern Seite erhellt zur Genüge aus Homer, daß das hellenische Seewesen bis dahin nicht unwesentliche Fortschritte gemacht hatte. Es werden eigene Schiffsbaumeister genannt; die Phäaken besitzen eine Schiffswerfte, und Odysseus ist im Stande, sich selbst ein Schiff zu zimmern. Was die Form der Fahrzeuge anlangt, so unterscheidet der Dichter nicht undeutlich die von den Helden benutzten Kampfschiffe oder Kriegskutter von den Lastschiffen der Kauffahrer. Von Odysseus heißt es: „Wie groß ein Mann sich abzirkelt den Boden eines breiten Lastschiffes, wohl kundig der Baukunst, so breit machte er sein Fahrzeug", und den Stamm, mit welchem dem Cyklopen Polyphem das Auge geraubt wird, vergleicht Homer dem Mastbaum eines schwarzen Schiffes, eines breiten Lastschiffes. Jedenfalls war also diese Art von Schiffen bauchiger und rundlicher und ihr Vordertheil der hinteren Hälfte sehr ähnlich. In der Art ihrer Fortbewegung scheint jedoch kein Unterschied obgewaltet zu haben. Man kannte schon längst den Gebrauch des Segels und jedes Schiff führte ein einziges viereckiges Segel aus Leinwand auf der Raae, mit Brassen zum Drehen, mit Topnans zum Aufziehen und Herablassen und mit Schoten zum Umreffen. Der Mastbaum war beweglich und wurde im Hafen herausgenommen. Er wurde im mittleren Quergebälke des Schiffs eingelassen und durch zwei Stagtaue am Vordertheile, durch ein Pardun am Hintertheile befestigt. Allein nur vor dem Wind begnügte man sich mit Segeln; sonst betrachtete man dieselben im Allgemeinen als eine Beihilfe zu der Bewegungskraft der Ruder, die deshalb auch „die Flügel des Schiffes" genannt werden. Sie hingen bereits, wie auf unseren Schaluppen, in ledernen Schlingen an besonderen Pflöcken oder Düllen, und hintereinander an den beiden Seiten des Schiffes saßen die flinken Ruderer, jedenfalls schon, wie in der ganzen späteren Zeit, das Gesicht dem Steuermann zukehrend und taktmäßig den Rudergriff zuerst nach dem Rücken des Vormanns zu bewegend und dann, wenn die Pinne sich ins Meer getaucht, mit aller Wucht des gehobenen Körpers das Ruder an sich ziehend. Die Zahl der Ruder richtet sich natürlich nach der Größe des Schiffs. Zwanzig Ruder hat nicht nur das erwähnte Lastschiff, sondern auch dasjenige, in welchem Telemach die Reise nach dem Peloponnes antritt, und der Freier Antinous verlangt von seinen Ge-

führten ein gleich großes Fahrzeug, um dem Zurückkehrenden aufzulauern. Dagegen bekam das Schiff, welches den Odysseus von Scheria nach Ithaka führte, zweiundfunfzig Jünglinge als Bemannung, die auch alle dem Rudergeschäft oblagen, und so viel führten wohl auch die kleinsten der gen Troja ziehenden 1186 griechischen Fahrzeuge. Wenigstens liest man von den Schiffen der Myrmidonen: „Funfzig schnelle Schiffe waren es, mit denen Achilleus, des Zeus Liebling, nach Troja zog, und in jedem waren funfzig Männer an den Ruderpflöcken", und von Philoktets sieben Schiffen: „Ruderer aber hatten jedes bestiegen funfzig, wohl kundig des Bogens, um gewaltig zu kämpfen." Die höchste Zahl der Mannschaft findet sich bei den böotischen Schiffen, deren jedes 120 Mann trug. Daß aus dem Wortlaute der angeführten Stellen hervorgeht, daß zwischen Matrosen und Soldaten hier kein Unterschied stattfand und daß außer der aufgestellten Zahl der Ruderer sich keine besonderen Passagiere noch vorfanden, hat schon Thucydides gesehen, indem er schreibt: „Homer zählt 1200 Schiffe und auf den böotischen 120, auf denen des Philoktetes funfzig Mann Besatzung, um, wie mir scheint, die größte und kleinste Zahl anzugeben, da er die Stärke der Besatzung bei Aufzählung der übrigen Schiffe nicht angibt. Daß auf den Schiffen des Philoktets Alle Streiter waren, die zugleich das Ruder führten, hat er deutlich erklärt; denn er sagt, daß sämmtliche Ruderer Bogenschützen gewesen. Solcher, die nicht mit ruderten, waren außer den Königen und obersten Befehlshabern wohl nicht viele, zumal sie mit aller Kriegsrüstung über das Meer setzen wollten und keine bedeckten, sondern nach alter Art und mehr nach Weise der Piratenschiffe gebaute Fahrzeuge hatten." Die letzten Worte des Historikers widersprechen der oft gehegten Meinung, die Kriegsschiffe des heroischen Zeitalters wären mit Verdecken versehen gewesen. Eine Art von Verdeck bildete wohl die Gallerie zu beiden Seiten, auf der die Ruderbänke standen und wahrscheinlich war auch das Hintertheil mit Brettern verschlagen, da der Steuermann seinen Sitz dort haben mußte und da dem Odysseus von den Phäaken dort eine Schlafstätte auf den Querbalken bereitet wurde. Aber der mittlere große Raum war sicher offen, weshalb auch Antinoos, der Phäakenkönig, die ehernen Dreifüße und Mischkessel des Odysseus unter die Ruderbänke steckt, „damit sie Niemanden unter den Gefährten beschädigen auf der Fahrt, wenn sie mit den Rudern eilen". Auch stürzt der Mastbaum bei dem Schiffbruche vor Kalypsos Insel nicht über das Verdeck hin, sondern mit dem Takelwerk sogleich in den unteren Schiffsraum hinab. Das jetzige Steuer, eine Erfindung des Mittelalters, wurde durch zwei Schaufelruder vertreten, die zu beiden Seiten des Hintertheils hinausragten und vom Steuermann vermittelst der nach ihm zu gekrümmten Handgriffe regiert wurden. Die ganze Gestalt der Fahrzeuge, welche an den Seiten mit Mennig roth gefärbt zu werden pflegten, war eine

sehr geschweifte, indem besonders das Hintertheil sich nach dem Innern zu krümmte, weshalb auch Homer von „hochgehörnten, krummschnäbligen" Schiffen spricht. Der Anker war noch nicht erfunden; anstatt desselben führten die Schiffe große „Ruhesteine" mit sich, die zugleich als Ballast dienten und am Landungsplatze vom Vordertheile an Tauen ins Meer geworfen wurden, während man das Hintertheil durch Kabeltaue an Bäume oder Felszacken am Lande festband. Sehr oft ließ man auch bei niedrigem Gestade die Schiffe mit voller Ruderkraft aufs Land auflaufen, so daß sie, wie das Fahrzeug der Phäaken bei der Landung auf Ithaka, mit der ganzen Vorderhälfte aufzusitzen kamen. Man that dies schon deshalb, weil es allgemein Sitte war, die Schiffe auf das Ufer zu ziehen und auf Steine oder Gebälk zu stellen, um sie vor dem zerstörenden Einfluß der Feuchtigkeit zu bewahren. Man sieht aber daraus zugleich, daß diese Schiffe sehr flach und leicht gewesen sein müssen, wenn sie auch nicht so fabelhaft wenig ins Gewicht fielen, wie die Argo, die von den Argonauten zwölf Tage lang auf den Schultern getragen wurde! Uebrigens erscheinen auch noch in der homerischen Zeit die Kreter und Phönicier den Hellenen an Kühnheit überlegen. Letztere wagten es fast nie, dem Sturm zu trotzen und harrten oft Monate lang in sicherem Hafen auf günstigen Fahrwind. Auch scheuten sie sich vor dem hohen Meer und hielten sich am liebsten in der Nähe des Landes. So berathschlagten sie auch auf der Heimkehr in Lesbos, ob sie unter Chios hin nach Phyra zu die Fahrt lenken sollten, oder beim stürmischen Kap Mimas vorbei, bis sie den göttlichen Befehl erhielten, gerade aus übers Meer nach Euböa zu steuern.

Als besondre Waffe zum Seegefechte nennt Homer zweiundzwanzig Ellen lange, durch Klammern und Nägel verbundene Stangen mit ehernen Spitzen. Noch lange nach dem trojanischen Krieg blieben die langen Funfzigrudrer die gewöhnlichsten Kriegsfahrzeuge. Wie Herodot erzählt, bestand die hundert Schiffe zählende Flotte des samischen Polykrates noch aus solchen Fahrzeugen, und von den kleinasiatischen Phocäern, die fast um dieselbe Zeit vor den Persern nach Korsika auswanderten, schreibt er: „Ihre Schifffahrt trieben sie nicht auf runden Kauffahrteischiffen, sondern auf langen Fahrzeugen." Auch die Lacedämonier sandten damals einen Funfzigrudrer nach Jonien. Wenn aber Herodot sagt, daß sich die Phocäer zuerst unter den Hellenen der langen Schiffe bedient hätten, so meint er dies wahrscheinlich nur in Bezug auf die Anwendung derselben im Handelsverkehr, welcher sich bei den Phocäern bis nach Gallien und Spanien erstreckte, und bei welchem sie vor Phöniciern und Karthagern auf der Hut sein mußten. Thucydides wenigstens identificirt die damaligen Schiffe vollständig mit denen des heroischen Zeitalters, indem er schreibt: „das waren vor Allen die mächtigsten Flotten (Korinthier, Jonier, Samier, Phocäer). Aber auch diese, obgleich sie so viele Menschenalter nach dem trojanischen Krieg erbaut wurden, zählten noch wenige Dreidecker und bestanden meist

gleich denen der früheren Zeit aus Funfzigruderern und langen Fahrzeugen". Auch widerspricht sich Herodot, indem er den Pelasgern schon kurz nach dem trojanischen Krieg Funfzigruderer zu schreibt. Der Uebergang von den einfach beruderten langen Schiffen zu Zwei- und Dreideckern dauerte überhaupt bis zu den persischen Kriegen.

Derjenige Staat, welcher zuerst eine Verbesserung seiner Marine einführte, war der korinthische. Thucydides und Diodor berichten, daß in Korinth die ersten Dreidecker gebaut worden wären, und daß beinahe 700 v. Chr. der korinthische Schiffsbaumeister Aminokles den Samiern vier solche Schiffe geliefert habe. Auch fand zwischen Korinthiern und Korkyräern auf dem adriatischen Meere die erste historische Seeschlacht statt, während das erste nambafte Seegefecht zwischen Hellenen und Barbaren in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts die Phocäer gegen die vereinigte tuscisch-karthagische Flotte bei Corsica zu bestehen hatten. Die letzte Schlacht ist auch deshalb interessant, weil dabei zum ersten Male des metallenen Schiffsschnabels als einer Angriffswaffe Erwähnung geschieht, die man zu Homers Zeit noch nicht gekannt zu haben scheint. Herodot erzählt nämlich, daß die Phocäer mit ihren sechzig Schiffen zwar die doppelt so starken Gegner besiegten, aber doch ihre Colonie auf Corsica nicht behaupten konnten, da ihnen vierzig Schiffe zu Grunde gegangen und die übrigen dadurch unbrauchbar geworden wären, daß sich die Schiffsschnäbel umgebogen hätten. Die Erfindung der Zweidecker, die jedenfalls der der Dreidecker vorherging, wird von Plinius den kleinasiatischen Erythräern zugeschrieben. Sie waren aber in Griechenland nie besonders beliebt, und auch die Zahl der Dreidecker (Trieren) nahm langsam zu. „Erst kurz vor dem medischen Kriege," sagt Thucydides, „hatten die Tyrannen von Sicilien und die Korkyräer Trieren in bedeutender Zahl; denn dies waren die letzten erwähnenswerthen Seemächte, welche vor dem Heereszuge des Xerxes bestanden. Die Athener, Aegineten und vielleicht noch einige Andere besaßen nur wenige Schiffe und meistentheils Funfzigruderer. Weit später beredete Themistokles erst die Athener in ihrem Kriege mit den Aegineten, da man auch einem Angriffe der Barbaren entgegensah, die Schiffe zu bauen, mit denen sie sich in der Folge schlugen, und selbst diese waren noch nicht mit einem vollständigen Verdecke versehen." Sogar in der Schlacht bei Salamis fochten die Melier, Siphnier und Seriphier noch mit Funfzigruderern. Auch Herodot erzählt, daß sich unmittelbar vor den Perserkriegen nur funfzig kriegstüchtige Schiffe in Athen befanden, wozu sie sich zum Kriege gegen Aegina noch zwanzig korinthische mietheten (wenn auch nur das Stück zu fünf Drachmen, da den Korinthiern ein Gesetz das Verborgen ohne Entgeld verbot!)

Bekanntlich war es Themistokles, dem der Ruhm gebührt, die Athener aus ihrer Apathie in Bezug auf die Marine aufgerüttelt und den Grund zu der spätern Seeherrschaft Athens gelegt zu haben. Er bewerkstelligte dies,

indem er die aus dem Ertrage der lauriotischen Silberbergwerke fließende Staatseinnahme, die vorher von Zeit zu Zeit durch Volksbeschluß unter die Bürger vertheilt worden war, zum Neubau von jährlich zwanzig Schiffen und zur allgemeinen Vermehrung der Kriegsmarine verwenden ließ. So kam es, daß unter den 271 hellenischen Kriegsschiffen bei Artemisium 127, unter den 378 Galeeren in der Schlacht bei Salamis 200 athenische Dreidecker waren. Die Einrichtung der Trieren und überhaupt der Schiffe höheren Rangs ist streitig, weil theils keine vollständige Schilderung derselben bei irgend einem alten Schriftsteller vorliegt, theils die vorhandenen bildlichen Darstellungen aller Perspective ermangeln und größtentheils nur als Nebenwerk erscheinen, theils die Gelehrten ohne nautische Sachkenntniß die wunderlichsten Hypothesen aufgestellt haben. Die genaueste Berechnung, verbunden mit sorgfältiger Vergleichung der Monumente mit den zerstreuten Andeutungen der Autoren, hat jedoch ergeben, daß unter den fünf bis acht abweichenden Erklärungen diejenige unbedingt den Vorzug verdient, welche unter einer Triere ein Kriegsschiff versteht, in welchem der ganzen Länge des Schiffes nach zu beiden Seiten drei Reihen Ruderer über einander saßen. „Dreidecker" nennen wir ein solches Schiff nur vergleichungsweise und in Ermangelung eines besseren Ausdrucks. Es hatte nur ein Verdeck, und nach Thucydides reichte in der Zeit der Perserkriege nicht einmal dieses über das ganze Schiff hinweg. Wahrscheinlich arbeitete nur die unterste Rudererreihe (die Thalamiten) auf einer Plattform unter dem Verdecke, die mittlere, (die Zeugiten) auf dem Verdecke selbst, die oberste (die Thraniten) entweder ebenfalls dort, aber auf höheren Bänken oder auf einem oberhalb des Verdeckes um den erhöhten Bord laufenden Gang. Möglicherweise befanden sich auch alle drei Reihen oberhalb des Verdeckes und waren, wie zwei alte Abbildungen deutlich zeigen, selbst wieder durch eine, für die Kämpfer bestimmte, außen um das Schiff laufende Plattform, unter der die Ruderer dann saßen, gedeckt und überdacht. Obgleich natürlich die Länge und folglich auch das Gewicht der Ruder zunehmen mußte, je höher sie über einander angebracht waren, so schwindet doch diese Schwierigkeit bedeutend, wenn man bedenkt, daß die Ruderlöcher nicht vertikal unter einander standen, sondern, wie auch die Bildwerke bezeugen, in Linien, die vom Vordertheil nach hinten zu schräg abfielen. Nach praktischen Versuchen bedurfte es nur eines Abstandes von $3^1/_2$ Fuß, um den in horizontalen Reihen sitzenden Ruderern genug Spielraum zu verschaffen. Noch viel geringer ist die nöthige Differenz für das Unter- und Uebereinander, und man nimmt an, daß über dem vordersten Rojer der untersten Reihe der erste Mann der zweiten Reihe nur vierzehn Zoll näher dem Vordertheile und vierzehn Zoll höher als jener unterste Flügelmann sein Ruderloch zu haben brauchte u. s. w. Wenn also die unterste Ruderreihe ungefähr zwei Fuß über dem Wasserspiegel lag, so war die Differenz der obersten von ihr doch nur drei Fuß, und da das Gewicht

eines hierbei ausreichenden, vierzehn Fuß langen Ruders aus Tannenholz nur zwischen zwölf und dreizehn Pfund beträgt, so hat man nicht nöthig, sich mehr als einen Ruderer an jedem Ruder sitzend zu denken. Ja wir lesen bei Thucydides, daß im dritten Winter des peloponnesischen Kriegs die spartanischen Feldherrn von Korinth aus die Matrosen zu vierzig Schiffen, jeden mit seinem Ruder, seinem Sitzkissen und seinem Ruderriemen versehen, im Eilmarsche nach dem megarischen Hafen Nisäa beorderten, um dort vierzig Trieren in die See zu ziehen und den Piräus zu überrumpeln. Da die sämmtlichen Ruder in einer geraden Linie ins Wasser griffen, so mußten die dem Hauptmaste zunächst sitzenden Ruderer die leichteste Arbeit haben und das Meiste zur Fortbewegung des Schiffes beitragen, weil ihre Ruder weiter hinein reichten und deshalb wirksamer und leichter zu regieren waren. Dagegen hatten die obersten oder Thraniten jedenfalls wegen des größeren Winkels, den ihre Ruder beschrieben, schwerere Arbeit und bekamen deshalb auch zuweilen, wie bei der Expedition nach Sicilien, besondere Gehaltszulagen. Fragt man ferner nach der Zahl der Ruderer, so hat Böckh nach Inschriften gefunden, daß die regelmäßige Rudererzahl der obersten Reihe eines Dreideckers 62, in der mittleren und unteren nur je 54, die Gesammtzahl also 170 und mit den Marinesoldaten etwa 200 war, und damit will auchstimmen, daß Polybius auf einen Fünfdecker 300 Ruderer rechnet.

Jede Reihe der Ruderer scheint einen besondren Vorgesetzten gehabt zu haben. Da aber natürlich Alles darauf ankam, daß die Ruder in gleichmäßigem Takte bewegt wurden, so gab es auf jedem Schiffe einen besonderen Rudermeister, der neben dem Steuermann sitzend das Tempo angab. Zu diesem Behufe diente wohl eine Art von Hammer oder Taktirstock in der Hand desselben, und im „Eselsverkauf" des Plautus sagt deshalb Kleäreta zu ihrer gesprächigen Tochter: „Ich soll Dir wohl meinen und Deinen Antheil am Sprechen lassen, und Du willst zum Reden und Schweigen den Taktstock führen?" worauf die Andere erwidert: „Ja wahrlich, wenn ich mein Ruder in die Ruderkammer niedergelegt haben werde und nichts mehr thue, dann wird die ganze Sorge ums Hauswesen auf Dir lasten." Es scheint aber doch, als ob es viel häufiger vorgekommen sei, daß der Ruderschlag durch die Stimme des Ruderdirigenten geregelt wurde. Xenophon erzählt, daß im Jahre 388 v. Chr. der spartanische Admiral Gorgopas von Aegina aus einer athenischen Flotte nach dem Piräus in der Nacht folgte und den Rudermeistern befahl, anstatt der Stimme durch das Anschlagen mit Steinen den Takt anzugeben, während die Matrosen durch eine eigenthümliche Drehung der Ruder ebenfalls lautes Geräusch vermieden. Auch Seneca erwähnt nur der Stimme des Ruderdirectors, indem er vom lärmvollen Bajä aus schreibt: „Ich habe mich so an alles Geräusch gewöhnt, daß ich selbst den Rudermeister hören kann, der mit seiner schrillen Stimme den Ruderern den Takt vorschreibt." Zuweilen

stimmten wohl auch die Matrosen in die Weise des Meisters ein. So läßt Aristophanes in den Fröschen den Charon auf die Frage des zum Rudern gepreßten Dionysos: „Wie soll ich Unkundiger rudern?“ antworten: „Das macht sich leicht: pack einmal an, so hörst Du bald die schönsten Lieder!“ worauf das Froschchor dem rudernden Gotte zu accompagniren beginnt. Am deutlichsten aber beweisen es die Worte des Lexikographen Pollux: „Ein Rudermeister sang ihnen Schifferweisen; die Uebrigen aber schrieen einstimmig, wie ein Chor, nach dem Zeitmaß seiner Stimme.“ Auf den Kriegsschiffen wurde aber der Rudermeister noch durch einen Flötenspieler unterstützt. Als Alcibiades im Triumphe nach Athen zurückkehrte, blies Chrysogonos, ein Sieger in den pythischen Spielen, das Schifferlied im langen pythischen Prachtgewande der Musiker. Diogenes Laertius erwähnt, daß der Flötenspieler Dionysodorus sich stolz gerühmt habe, daß seine Compositionen nie auf Kriegsschiffen gehört worden wären. Und so heißt es auch in den Acharnern des Aristophanes bei Schilderung der Seerüstung: „Die Werft erdröhnte von des Ruderholzes Schlag, von Nägelhämmern, eingeriemtem Ruderwerk, Schalmeien und Flöten, Rudertaktruf, Pfeifenklang“ und in der taurischen Iphigenie des Euripides singt der Chor: „Doch Dich, erhabene Herrin, trägt ein argivisches Schiff zur Heimath. Laut ertönt das mit Wachs gefügte Rohr des bergeliebenden Pan und treibt mit seinem Schalle die Ruder.“.

Das Einexerciren der Ruderer erforderte so nicht wenig Zeit, und wenn eine Flotte in großer Eile gebaut wurde, hinderte immer die Untüchtigkeit der Bemannung geraume Zeit das Auslaufen. Daher liest man bei Polyän über den Feldherrn Chabrias: „Als der Perserkönig mit einer Land- und Seemacht vorrückte, hatte der König von Aegypten zwar viele Schiffe, aber keine geübten Seeleute. Chabrias hob die rüstigsten jungen Männer von den Aegyptern in hinreichender Anzahl aus, um 200 Schiffe zu bemannen, nahm die Ruder aus den Galeeren, legte langes Gebälk dem Strande entlang, so daß sie in einer Reihe hinter einander darauf saßen, gab ihnen die Ruder, stellte von denen, die des Griechischen und Aegyptischen kundig waren, Leute zum Angeben des Rudertaktes an, brachte jenen so das Rudern bei und besetzte endlich die Schiffe mit eingeübten Matrosen.“ Dasselbe thaten die Römer während des ersten punischen Kriegs, als sie in sechzig Tagen eine Flotte von 130 Schiffen bauten. „Während die Einen mit dem Schiffsbau beschäftigt waren,“ sagt Polybius, „suchten die Anderen Matrosen auf und lehrten sie auf dem Lande rudern. Sie setzten sie in derselben Ordnung, wie auf dem Meere an das Ufer mit Rudern in den Händen. Mitten unter ihnen war ein Aufseher, und man gewöhnte sie, sich rückwärts und vorwärts zu beugen und auf den Befehl des Steuermanns anzufangen und aufzuhören.“ Zuweilen kam es übrigens auch vor, daß bei zu schwacher Bemannung nur eine oder zwei Ruderreihen

der Trieren besetzt werden konnten. Daß aber im Ganzen, besonders bei der Kriegsmarine die Haupttriebkraft des Schiffes in die Ruder gelegt wurde, zeigt sich aus der nur beiläufigen Benutzung des Windes und Anwendung der Segel, wodurch die griechisch-römische Sitte Aehnlichkeit mit der modernen Dampfschifffahrt bekommt. Gewöhnlich hatten die Trieren und auch noch größere Fahrzeuge zwei Mastbäume, deren jeder gewöhnlich nur aus einem Baumstamme bestand. Der Hauptmast stand in der Mitte, der Fockmast dem Vordertheile näher. Die Segel hatten wohl meist viereckige Form und waren der Dauerhaftigkeit wegen gitterartig mit Stricken durchnäht. Das dreieckige, sogenannte lateinische Segel, scheint viel späteren Ursprungs zu sein und ist vielleicht nur als Obersegel früher in Anwendung gekommen, wie sie allerdings schon die Griechen über den großen Segeln führten. Stand aber eine Schlacht in Aussicht, so wurden im ganzen Alterthum die großen Segel des Hauptmastes als Hindernisse herabgenommen, ja zuweilen irgendwo auf dem Lande zurückgelassen. Es wird z. B. von Xenophon erwähnt, daß dies Alcibiades that, bevor er den Admiral Mindaros verfolgte. Der Athener Konon nahm sogar nach der Niederlage seiner Landsleute die großen Segel von Lysanders Flotte in Lampsakos weg, und auch Iphikrates ließ vor seiner Fahrt nach Korfu die Hauptsegel in Athen zurück und benutzte die Focksegel selbst bei günstigem Winde wenig, weil es ihm darum zu thun war, seine Matrosen im Rudern zu üben und zu kräftigen. Auch der Hauptmast blieb in der Schlacht niedergelassen; denn Xenophon erzählt ferner, daß Iphikrates, wenn er unterwegs landete, die Masten wieder aufrichten und von den Mastkörben Ausschau halten ließ. Das kleine Segel des Vordermastes dagegen zog man im Gefechte auf, um zu fliehen oder zu verfolgen. Livius veranschaulicht dies am besten in der Seeschlacht bei Korykus im Jahr 191 v. Chr. „Als der römische Feldherr die Schiffe des Antiochus nahen sah," schreibt er, „ließ er die Segel einziehen, die Masten herablassen, das Takelwerk zusammenreffen und erwartetete die folgenden Schiffe. Schon waren ungefähr dreißig im Ansegeln, mit welchen er, um dem linken feindlichen Flügel zu begegnen, mit aufgezogenen Focksegeln die hohe See zu gewinnen beschloß."

Der feindliche Feldherr Polyxenides versucht dann mit Hilfe derselben Segel zu entkommen. Auch Appian erzählt von dem Ausgange einer Seeschlacht zwischen Pompejus und Octavian: „Cäsars Schiffe wurden genommen oder verbrannt; ein Theil zog die kleinen Segel auf und fuhr davon nach Italien." Eine interessante Stelle Senecas über die Handhabung der Segel überhaupt lautet: „Nur den alexandrinischen Postschiffen ist es erlaubt (in der Nähe des Landes) das Obersegel (Bramsegel) auszuspannen, welches auf hohem Meere alle Schiffe haben. Denn nichts unterstützt so die Fahrt als der oberste Theil der Segel; von dort her wird das Schiff am meisten angetrieben. So oft

deshalb der Wind zunimmt und stärker wird, als er von Nutzen ist, wird die Raae weiter herabgelassen. Weniger Gewalt hat das Wehen des Windes bei niedriger Lage. Wenn sie Capri gegenüber kommen, müssen die übrigen Schiffe mit dem großen Segel zufrieden sein, das Obersegel ist das Kennzeichen der Alexandriner."

Der Rumpf der gewöhnlichen Kriegsschiffe war auf dem schmal gezimmerten Kielbalken aufgeführt, den gewöhnlich noch von außen Bohlen gegen Beschädigungen schützten. Der Kiel selbst erhob sich am Hintertheil am weitesten über die Wellen und endigte sich in einen Knauf, dem ein den Federn eines Vogelflügels ähnelnder, hölzerner Zierrath beigegeben war. Nach vorn zu fielen die Seiten wieder spitzer ab, und der Kielbalken war hier unter dem Wasser gerade aus etwas verlängert und ursprünglich mit einer, später mit mehren metallenen Spitzen beschlagen, die in der alten Zeit die Form von Thierköpfen trugen. Diese Erfindung des Tyrrheners Piseus bezweckte, den feindlichen Schiffen gefährliche Lecke unter dem Wasser beizubringen, und man suchte deshalb die Schiffe durch zwei oberhalb der Schnäbel zu beiden Seiten angebrachte hölzerne Seitenblätter, recht bezeichnend „Ohren" genannt, vor dem Anprall zu schützen. Ueber Schnäbeln und Ohren endete dann das Vordertheil gewöhnlich in den „Gänsehals", den nicht selten vergoldeten, sanft geschwungenen Hals und Kopf eines Schwans, der sich zuweilen auch umgekehrt am Hintertheil befand. Mit dem Steuerruder blieb es bei der homerischen Sitte; doch wird außer dem Steuermann nun auch ein Vorderdecksteuermann erwähnt, der besonders Ausschau halten und auf die Segel Acht zu geben hatte. Die Schiffe mancher Staaten waren auch an ihren besonders gestalteten Vordertheilen leicht zu erkennen, wie die der Samier an der Schweinsrüsselform. Außerdem hatte auch jeder Staat sein besonderes Unterscheidungsmerkmal, unseren Flaggen entsprechend, das aber aus Figuren bestand. So führten die Phönicier die Pygmäengestalt des Gottes Ptah am Vordertheil. Das Erkennungszeichen der athenischen Schiffe war die vergoldete Pallas, und deshalb sagt Aristophanes in den Acharnern, die Stadt sei voll von Kriegslärm „von Soldeszahlung, Pallasbildervergoldungen". Dasselbe ergibt sich aus folgender Anekdote Polyäns: „Bei Naxos gab Chabrias, als er im Begriffe war, dem Pollis eine Seeschlacht zu liefern, den Capitänen den Befehl, falls sie der feindlichen Macht im Kampfe gewachsen wären, die Wahrzeichen ihrer Schiffe heimlich zu entfernen. Infolge dessen wußten die Steuermänner des Pollis nicht, woran sie waren, weil die Athener nicht das athenische Zeichen führten. Die Flotte der Athener aber überraschte sie und machte auf die mit Abzeichen versehenen lacedämonischen Schiffe einen doppelten Angriff." Euripides dichtet selbst den nach Troja fahrenden Schiffen solche Abzeichen an und sagt von den myrmidonischen: „In goldenen Bildern thronten hoch, als Achilleus Heeresmal, Nereus Töchter auf dem Hinterschiff"; von den

pylischen: „Auch Nestors Geschwader sah ich, das am Steuer Alpheus, den nachbarlichen Gott mit des Stieres Füßen trug“; von den attischen: „Pallas, hoch stehend auf geflügeltem Wagen, ist der Schiffe Bild“, und von den thebanischen: „Kadmos, Thebens Ahnherr, stand mit goldener Schlange dort an der Schiffe Knäufen“. Außer diesem Zeichen der Nationalität, das wenigstens die Kriegsschiffe alle führten, hatten die Schiffe noch besondere geschnitzte Zierrathen, auch gemalte Bilder und bloße Inschriften, die in Bezug zu ihrem Namen standen.

Aber es herrscht Unklarheit über den Ort, den diese Symbole einnahmen, da das Zeichen des Staats sich bald an dem Hinter-, bald an dem Vordertheile befand. Doch kann man wohl, abgesehen von der Verschiedenheit der Sitte, annehmen, daß in dem häufigen Falle, wo das Schiff den Namen seiner Schutzgottheit trug, deren Bild auch nur einmal und zwar am Vordertheil angebracht war. So hatte z. B. das große alexandrinische Handelsschiff, welches Lucian beschreibt, den Namen Isis und führte das vergoldete Bild dieser Göttin zu beiden Seiten des Schnabels. In der späteren römischen Zeit klärt sich das Verhältniß vollständig, insofern hier stets die Schutzgottheit des Schiffes am Backbord angebracht ist, während das Symbol sich am Vordertheil befindet. In der Bemalung der Schiffe scheint man übrigens zuerst durch die Noth getrieben auf die mit einem Wachsfirniß überzogene enkaustische Malerei verfallen zu sein.

Die Namen der griechischen Schiffe sind fast alle weiblich, und es finden sich zum Theil darunter dieselben Abstracta, wie sie die neuere Zeit anwendet, z. B. „Rettung, gute Fahrt, Hoffnung, Vorsicht“ u. a.; unter den römischen Namen kommen vor die Namen von Göttern; von Tugenden, z. B. „Fides, Justitia, Clementia“; von Flüssen, z. B. Donau, Euphrat, und von Personen, wie Augustus und Antonius.

Die innere Einrichtung der Schiffe bleibt für uns in noch größeres Dunkel gehüllt, da uns kein Bildwerk eine Einsicht gewährt und sich kein Schriftsteller die Mühe nimmt, genauer darauf einzugehen. Daß die Dreidecker der Athener zur Zeit des peloponnesischen Kriegs mit vollständigen Verdecken versehen waren, bestätigen die erwähnten Worte des Thucydides, daß aber auch die phönicischen Schiffe schon während der persischen Kriege Verdecke hatten, ersieht man aus der Erzählung Herodots über des Xerxes Flucht. Als nämlich der König vom Strymonflusse aus nach dem Hellespont fuhr, wäre das Verdeck des phönicischen Schiffes voll Perser gewesen, die sich, um bei dem ausgebrochenen Sturme den König zu retten, insgesammt ins Meer gestürzt hätten. Herodot meint zu dieser Sage, Xerxes hätte doch besser gethan, seine Perser in den Bauch des Schiffes hinabzuschicken und von den phönicischen Ruderleuten ungefähr dieselbe Zahl ins Meer werfen zu lassen, bedenkt aber freilich dabei nicht, wie sehr diese Maßregel ihm hätte schaden müssen! Sowie aber später die wenigsten Kauffahrteischiffe Verdecke hatten, gab es auch zu allen Zeiten genug Kriegs-

fahrzeuge ohne Dielen. So heißt es im Kriege mit Antiochus von Syrien bei Livius: „Livius segelte mit achtzig bedeckten Schiffen und außerdem vielen kleineren, die entweder offen und mit Schnäbeln versehen oder Wachtschiffe ohne Schnäbel waren, nach Delos über.“ Zu Ciceros Zeit hatte eine sicilische Flotte unter sieben Schiffen nur einen Vierdecker aus Centupirä, der ein Verdeck führte. Mit dem Aufenthalt in einem unverdeckten Schiffe mag es mißlich genug ausgesehen haben, und es kommt uns fast komisch vor, beim Redner Antiphon die Stelle zu lesen: „Das Schiff, in welchem wir fuhren, war unverdeckt; dasjenige, in welches wir übersiedelten, mit Verdeck versehen; es hatte aber des Regens wegen ein Verdeck.“ Von der Einrichtung des Innern, von einer Eintheilung in Kajüten, hören wir in früherer Zeit nichts. Nur von Alcibiades erwähnt es beiläufig Plutarch unter dem Fehlerregister als ein Zeichen der Verweichlichung, daß derselbe, um zur See sanfter zu schlafen, die Wände in seinem Schiffe habe durchbohren lassen, damit sein Bett nicht auf den harten Brettern gelegen, sondern in Riemen gehangen habe! Da Plutarch dies tadelt, bekommt man keinen hohen Begriff von dem Schiffscomfort seiner Zeit, wenn auch sein Zeitgenosse Lucian bei Beschreibung des alexandriner Kauffahrers Wohnzimmer im Hintertheile erwähnt und sich bereits vierhundert Jahre früher auf dem wirklichen Dreidecker des Königs Hieron Wohnungen für die Matrosen und die Schiffssoldaten, Pferdeställe, Küchen und sogar eine Bibliothek im Mitteldecke befunden hatten. Aber die mit Kajüten versehenen Schiffe hielt man in Griechenland und Rom für übertriebenen Luxus, für Spielwerke. Am deutlichsten erhellt diese Ansicht aus Senecas Schrift über die Wohlthaten, wo es heißt: „Einem Menschen, dem ich keine Dreidecker und erzbeschlagenen Schiffe senden würde, werde ich zum Vergnügen dienende (lusorias) und mit Zimmern ausgestattete (cubiculatas) schicken und anderes Spielzeug von Königen, die ihren Muthwillen am Meere auslassen.“ Der einzige Ort auf dem Verdecke, der einigen Schutz gewährte und dem Steuermann und Schiffsherrn zum Aufenthalt diente, ist eine öfter auf Bildwerken vorkommende, oben runde, vorn offene Cabine auf dem Hinterdeck. Von dem eigentlichen Schiffsgeräthe sei noch des Ankers gedacht, nach Plinius eine Erfindung des Tyrrheners Eupalamus. Er soll früher blos einarmig gewesen sein, aber schon der Scythe Anacharsis den andern Arm hinzugefügt haben. Verschiedene Münzen Italiens zeigen den Anker bereits vollständig, mit Querholz und spitzen Schaufeln. Die Ankertaue liefen übrigens durch die für die beiden Steuerruder am Hintertheil befindlichen Löcher. Auch das Senkblei war den Alten nicht unbekannt, und der Schiffsleitern wird oft gedacht. Endlich wurden die Schiffe äußerlich durch starke Taue umgürtet, um ihre Flanken gegen allzuheftigen Wogenschlag zu sichern: ein Verfahren, auf welches man in neuerer Zeit bei stark mitgenommenen Fahrzeugen mit Erfolg zurückgekommen ist. Die Tri-

eren hatten sicher drei bis vier solcher Schnürtaue, der Vierzigdecker des Ptolemäus Philadelphus zwölf. Die Dreidecker der Athener zerfielen übrigens in Schnellsegler, die nicht mehr Marinesoldaten an Bord hatten, als zur Vertheidigung des Schiffes erforderlich waren, und in Soldatentransportschiffe, die zur Versendung von Truppen dienten. Letztere zeigten sich wohl im Kampfe unbehilflicher, und so kam es wahrscheinlich, daß vor dem peloponnesischen Krieg die Athener mit 44 Schiffen über 70 samische siegten, von denen 20 Landsoldaten führten. Die Schiffssoldaten werden von den Matrosen streng geschieden, und nur selten kam es vor, daß sie, wie in der früheren Zeit, zugleich die Ruder handhabten. Thucydides vergißt nicht zu erwähnen, daß die tausend Schwerbewaffneten, die während des peloponnesischen Kriegs unter Paches gegen Mitylene entsendet wurden, zugleich den Dienst als Ruderer versahen, und später läßt er auch den Lacedämoniern von Alcibiades einen darauf bezüglichen Rath ertheilen. Da nun die gewöhnliche Bemannung einer schnellfahrenden Triere auf zweihundert Mann geschätzt wird, so können kaum dreißig Mann die militärische Besatzung gebildet haben. Demosthenes rechnet in der ersten Philippika zwanzig Minen (à hundert Drachmen, à sechs Obolen) monatlichen Sold (ohne Verpflegungsgeld) auf ein Schiff, woraus sich für Matrosen und Soldaten gleichmäßig zwei Obolen auf den Tag ergeben, oder ebensoviel, als die Landsoldaten ohne das Kostgeld erhielten. Bei der sicilischen Expedition bekamen die Matrosen im Ganzen täglich sechs Obolen. Ebensoviel hatte Lysander später von Cyrus dem Jüngern vertragsmäßig verlangt. Dieser wollte aber anfangs nur dreißig Minen für jedes Schiff monatlich oder drei Obolen für den Mann täglich zahlen (was wieder auf eine Bemannung von zweihundert Mann deutet) und verstand sich endlich zu vier Obolen. Pferdetransportschiffe wurden zuerst unter Perikles aus alten Kriegsschiffen gebaut, nachdem sie von den Persern bereits früher angewandt worden waren. Außerdem hatte jede Flotte kleinere Kriegsschaluppen und Avisschiffe, die wegen ihrer Schnelligkeit „Renner“ genannt wurden. Zur Beförderung von Festgesandtschaften, Depeschen, öffentlichen Geldern und Beamten hatte die athenische Regierung noch zwei besondere Staatsschiffe, die fortwährend segelfertig lagen, Paralos und Salaminia. An die Stelle der letzteren trat zu Alexanders Zeit die Ammonias und später kamen die Antigonis und Demetrias noch hinzu. Auf diesen Schiffen bestand die Mannschaft aus lauter freien Bürgern, die täglich vier Obolen Sold erhielten.

Vor der Größe und Schwere aber aller Schiffe der Trierenperiode bekommt man keinen sonderlichen Respect, wenn man hört, daß sie nicht nur, wie früher, ans Land gezogen wurden, wenn man sie nicht brauchte, sondern daß auch oft ganze Flotten über Landengen weggeschoben worden sind. Mehrmals geschah dies über den Isthmus von Korinth, der an der schmalsten Stelle eine deutsche Meile breit ist, und die Maschinen, deren man sich bediente, bestanden

aus Walzen und Rollen. Thucydides erwähnt es zuerst von den Lacedämoniern, daß sie die Absicht gehabt hätten, eine Flotte über den Isthmus zu schaffen, aber von den im saronischen Busen kreuzenden Athenern daran verhindert worden wären. Aber im Jahre 414 wurden wirklich einundzwanzig peloponnesische Schiffe hinüberbefördert. Später ließ auch Octavian nach der Schlacht bei Actium seine Liburner über die Landenge ziehen. Doch fand diese Beförderung nur von dem korinthischen Busen aus statt, weil das im Westen schroffer ansteigende Ufer nach Osten zu sanft abfiel. Ueber die allerdings nur 120 Schritte breite Landzunge von Leukadien (jetzt die Insel Santa Maura) wurden sogar in der ersten Hälfte des peloponnesischen Kriegs einmal dreiundfunfzig, ein anderes Mal sechzig peloponnesische Schiffe nach Thucydides „getragen!“ An zerlegbare Schiffe läßt sich hierbei gar nicht denken; denn wo dergleichen in Anwendung kamen, unterlassen die Autoren nie, es ausdrücklich zu bemerken.

(Schluß in nächster Nummer.)

Pillersdorffs handschriftlicher Nachlaß.

Wer in den Aufzeichnungen, die der Verstorbene sorgfältig in seinem Pulte verschloß, ungeahnte Enthüllungen und Entwürfe, deren Entwicklung nur die Ungunst der Zeit versagte, sucht, wird das Buch völlig unbefriedigt aus der Hand legen. Es ist vielmehr eine Verwahrung gegen alle und jede Anschuldigung, daß der Verfasser je den traditionellen Grundsätzen des Kaiserreiches untreu geworden. Er gehörte zu jenen, die vor dem März 1848 für liberal galten. Auch der Stil erinnert durch Unklarheiten an jene Zeit.

Die erste Hälfte des Buches, welche nebst der Selbstbiographie Betrachtungen über östreichische Zustände vor und während der großen Bewegung enthält, berührt aus der Regierungsperiode des Kaisers Franz nur die Maßregeln gegen die bedenkliche Finanzkrisis. Nachdem dieser durch den Schuldentilgungsplan, das Bankinstitut und Grundsteuerkataster leidlich abgeholfen war, beginnt ein Zustand regen Lebens und physischen Wohlseins, der Pillersdorff den geistigen Druck, der bis zum Jahr 1848 auf Oestreich lastete, we-

niger beachten läßt. Nach seiner Anschauung hatte es auch damit lange nicht so viel auf sich, als wir bisher glaubten; ja er findet es nöthig, dem Vorwurf zu großen Freisinns in kirchlichen Dingen allen Ernstes entgegenzutreten. Immer habe er durch Beseitigung dessen, was zu Conflicten Anlaß gegeben, und durch eine mildere Auslegung solcher politischer Vorschriften, welche vom kirchlichen Standpunkte vorzüglich als anstößig erkannt wurden, vermittelnd und beruhigend eingewirkt. „Nur da, wo klare politische Gesetze einen anderen Vorgang nicht verstatteten oder andere Confessionen aus den ihnen ertheilten Zugeständnissen unzweifelhafte Rechte ableiteten, mußte solchen Begehren Rechnung getragen werden,“ ja selbst dem im Jahre 1848 gegen zwei geistliche Corporationen eingeschlagenen Verfahren dürfe „kein definitiver Charakter beigelegt werden,“ da es nur dazu dienen sollte „der gegen diese Corporationen entstandenen Aufregung Anlaß oder Vorwand zu entziehen, von der durch den Zwiespalt und die Parteiungen in der Bevölkerung selbst bedrohten Ordnung und Ruhe eine der Gefahren abzuwenden und die Mitglieder jener Corporationen selbst, wider welche die öffentliche Meinung aufgestachelt wurde, gegen Verunglimpfungen und Gewaltthätigkeiten zu schützen.“

Das Gesetz, wodurch die Jesuiten in Oestreich aufgehoben wurden, war also blos ein zeitgemäßer Handstreich, sie sollten nur ruhig abwarten, bis sich der Sturm gelegt und die Sonne der Gunst wieder aus der augenblicklichen Umhüllung hervortreten werde. Ueberhaupt sei Lauigkeit oder Gleichgiltigkeit gegen die Interessen der katholischen Kirche nie seine Sache gewesen. Auch die der obersten Studienbehörde, an deren Verhandlungen er theilgenommen, vorgeworfenen Gebrechen, als Vernachlässigung des Unterrichts und der Ausbildung von Lehrern, Festhalten an veralteten Methoden, mangelhafte Lesebücher und Unterdrückung der Selbständigkeit der Schüler seien von ihr erkannt und alle Vorbereitungen zur Abhilfe getroffen worden, als eben das Revolutionsjahr der Ausführung der schon beschlossenen Reformen zuvorgekommen.

Wenn jene Behörde schon zur bloßen Erkenntniß der Mängel des Unterrichts so vieler Menschenalter bedurfte, wie lange würde sie erst zur Ausführung der Verbesserungen gebraucht haben! Auf die Beförderung der Geistesentwicklung, die durch eine zu strenge Handhabung der Censur gehemmt wurde, nahm Pillersdorff zwar nie Einfluß, allein er war immer der Ansicht, „daß der unmittelbare Uebergang von einer strengen Ueberwachung der Presse ebenso gewagt und zu mißbilligen wäre, wie eine mildere Handhabung der Censur und die Zulassung freimüthiger Besprechungen öffentlicher Angelegenheiten innerhalb der Grenzen des Anstandes und der Mäßigung der Regierung selbst zum Vortheil gereichen würde.“ Also immer noch Censur, wie man denn überhaupt selbst noch zur Zeit des Ministeriums Schmerling sich ohne die im Februar 1862

vorgeschlagene Strafnovelle gegen die Unbilden der Presse nicht genug gesichert glaubt.

Am ehesten vernachlässigt schien Pillersdorff die politische Stellung des Adels, der seit den ältesten Zeiten berufen, den öffentlichen Interessen Theilnahme zu widmen, dadurch in der Achtung zu steigen und die Regierung zu stützen. Durch ihn und den Mittelstand, dessen Mitwirkung infolge seiner Fortschritte in Bildung, Wohlstand und Einfluß nun einmal nicht mehr entbehrt werden kann, sollte das ständische Institut wieder in Aufnahme kommen, dem er Theilnahme an der Gesetzgebung, Steuerbewilligung und Petitionsrecht einräumt. Dessen Assimilirung in den verschiedenen Ländern konnte zu ihrer Verschmelzung und in ihrem letzten Stadium zum Einheitsstaate führen, den die hellsehendsten Regenten Oestreichs stets als ihre wichtigste Aufgabe ansahen. Die Stände glaubte man auch in der Februarverfassung nicht entbehren zu können, denn die Interessenvertretung mit einer obligaten Anzahl von Würdeträgern und den Vertretern bestimmter Steuerclassen ist eben nur eine der modernen Gesellschaft angepaßte Form erweiterter Vorrechte, das Sicherheitsventil gegen demokratische Gelüste. Daß in früheren Jahren Pillersdorff und selbst Bruck über jenes Ideal nicht hinausgingen, letztlich aber auch Schmerling daran festhielt, zeigt nur, daß sich die östreichische Staatskunst von gewissen Traditionen nicht loszuschälen vermag. Dazu gesellt sich noch die stabile Anschauung über den einzig möglichen Weg einer innigen Verbindung Oestreichs mit Deutschland. Mit einigen Nüancen mehr oder weniger sind seit dem Schöpfer der deutschen Bundes- und wiener Schlußacte alle östreichischen Premiers darüber einig, daß die Wahrung der deutschen Interessen, der Industrie und des Handels, der politischen Rechte und Freiheiten, ja selbst des europäischen Gleichgewichtes nur in der einmal gegebenen Form möglich sei. Die inneren Angelegenheiten mögen selbständige und unabhängige Landesregierungen regeln, des Gefüges Krone ist aber die östreichische Spitze, sie besteht nach Pillersdorff „in einer innigen Verschmelzung der zwei großen Ländercomplexe ohne Vorbehalt und ohne willkürliche Ausscheidung und Sprachverschiedenheiten."

Ueber den eigentlichen Grund, warum in dem so gut organisirten, blühenden und in immerwährendem Fortschritt begriffenen Oestreich die Revolution sich doch lawinenartig überstürzte, weiß uns Pillersdorff wenig Aufschluß zu geben. Nicht die freie Presse, nicht Associationen, nicht die Macht des kühnen Wortes gesetzlicher Vertreter des Landes führten den Sturz der alten Regierungsmaschine herbei. Sie erlag ohne Kampf und Widerstand der eigenen Ohnmacht. „Der improvisirte Versuch einer abgelebten ständischen Institution gedrängt von dem kühnen Muthe einer begeisterten Jugend reichte hin eine Regierung zu entwaffnen, ehe sie über die eigenen Mittel ihrer Vertheidigung zu Rathe gehen konnte." In weiterem Verlaufe wuchs nach dem

vorliegenden Berichte die Bewegung den Ministern deshalb über den Kopf, weil die Polizei schlecht organisirt, die Haltung der Nationalgarde unsicher, die ganze Besatzung Wiens nur in höchstens 8000 kampffähigen Soldaten bestand, die wegen des Aufruhrs in Ungarn und des Krieges in Italien nicht vermehrt werden konnte. Gleichwohl vermochte sich das constitutionelle System nicht zu halten, weil die drei einflußreichsten Stände Geistlichkeit, Adel und Mittelstand seine Gegner waren, und so trat dann wie von selbst die Reaction ein, die nach den Aufzeichnungen des Hofkanzlers nichts ist als: „Mißtrauen in die Richtigkeit der Grundsätze, die zu einem begeisterten Aufschwunge geführt haben, und Zweifel an der Möglichkeit den Staatsbau ohne Gefahr für die gesellschaftliche Ordnung auf diese Grundsätze zu stützen."

Wir, die seit den Octobertagen das Walten der Soldateska, die Vollstreckung ihrer Kriegsurtheile, Bachs und Rauschers feine Künste, den Polizeidruck auf die öffentliche Meinung und den Schacher mit den Schwarzröcken sahen, wir, die zum Theil noch die bittern Folgen des Concordates fühlen, haben davon sehr andere Begriffe. Dem Klerus sowohl als einem großen Theil des hohen Adels war nach wie vor jede Volksvertretung vom Uebel, der Mittelstand war unzufrieden, weil Handel und Gewerbe darniederlagen, beides beweist aber noch lange nicht, daß es der Nothschrei hier und die bessere Erleuchtung dort war, die zum Entschlusse drängten, Jahre lang einen rücksichtslosen Druck über uns zu verhängen. Von den Ministern der Krone, die damals am Ruder saßen, wollte keiner mehr, das zeigte der Erfolg, von einer Beschränkung der absoluten Macht wissen; sobald es ihnen gelang den Griff des Schwertes festzufassen, nahmen sie keinen Anstand aufzuräumen mit dem Kartenhaus der Verfassung. Erst die demüthigende Schule verlorener Schlachten, bitterer Enttäuschungen und immer tiefer sinkenden Credits drängte zur Erkenntniß, daß man den falschen Weg betreten. Und auch da noch hielten der hohe Klerus und Adel an veralteten Formen, die ihnen ihre Privilegien verbürgen sollten, fest, ohngeachtet nun die Minister selbst erklärten, man müsse durch „glückliche politische innere Institutionen" auf neue Bahnen lenken.

Was uns rettete, war die Entwerthung der Valuta, der drohende Staatsbankerott. Um jene widerstrebenden klerikalen und feudalen Elemente zu paralysiren, räumte man ihnen Ehrenplätze in den Landtagen und ein eigenes Herrenhaus ein. Was aber durch die Controle des Reichsraths glücklich erstrebt und erzielt wurde, entspricht gerade nur der Ursache seiner Entstehung, man wurde durch ihn in den Stand gesetzt, den Haushalt besser zu ordnen, darum stiegen Credit und Valuta.

Fragen wir aber nach den Fortschritten, welche andere constitutionelle Institutionen, die Beseitigung reactionärer Organe, die Emancipation von einer mittelalterlichen Kirche, die Schule und das freie Wort gemacht, so sind

wir noch größtentheils an Versprechungen auf dem Papiere gewiesen. Gerade da sind es wieder der Klerus und Adel, die der Befreiung von unwürdigen Fesseln die größten Hindernisse bereiten, und die wiener „Presse" deutete dies in Nr. 53 des Jahres 1862 ganz verständlich an, indem sie Act nahm „von den gefahrvollen Compromissen, die zum Abschluß gekommen, und von liberalen Vorsätzen, die vereitelt worden." Wir glauben, daß die constitutionelle Entwickelung, gleich jeder anderen, Naturgesetzen folgt, und ein lange niedergehaltenes Volk nicht mit einem Male das erforderliche Geschick besitzt, die physische Macht durch die Ueberlegenheit seines Geistes in Schranken zu halten. Metternich und seine Genossen folgten in dieser Berechnung einem ganz natürlichen Instincte, auf die Dauer ist die naturgemäße Entwickelung freilich nicht aufzuhalten. Darum werden auch vollkommene Ruhe und innerer Friede bei uns erst dann gänzlich einkehren, wenn man nicht blos den materiellen, sondern auch jenen geistigen Bedürfnissen Rechnung trägt, deren Befriedigung nun die deutsche Nation infolge ihrer fortgeschrittenen Bildung mit vollem Rechte beansprucht.

Schon das bisher Gesagte mag einen Einblick in die Denkart jenes Ministers geben, der unsre junge Freiheit in ihren ersten Flitterwochen begleitete. Um so mehr mußten ihn die Beschuldigungen einer dienstbeflissenen Hofpartei schmerzen, die ihm die früher verliehenen Ehren und Auszeichnungen aus unlautern Gründen entzog. Wenn ihm rücksichtlich der Vorgänge vom 15. und 26. Mai 1848, als er das politische Centralcomité der Nationalgarde und die akademische Legion auflösen wollte, ein Vorwurf gemacht werden kann, so ist es nur der, daß er bei so geringen Mitteln einer aufgeregten Bevölkerung gegenüber schon im Voraus sich sagen mußte, dem Erfolge nicht gewachsen zu sein. Daß er im östreichischen Reichstag selbst in den Octobertagen und bis zu seiner Auflösung ausharrte, und sich der Deputation anschloß, die von Ferdinand dem „Gütigen" Nachsicht für traurige Verirrungen erbat, liefert nur den Beweis, daß er nie von der Erfüllung seiner Pflichten und einer vertrauensvollen Hingabe an seinen Monarchen abließ. Allein die damaligen Machthaber verfolgten andere Zwecke und hoben den Reichstag zu Kremsier eben in dem Augenblicke auf, als sein Ausschuß den Verfassungsentwurf beendet und gedruckt unter seine Mitglieder vertheilt hatte.

Die zweite Hälfte des Buches enthält mehre Abhandlungen über einzelne Gegenstände, wie die „Verfassungsfrage", „die künftige Stellung Ungarns zur Monarchie", „den Entwurf eines Concordats für künftige Zeiten", „Vorschläge zur Ordnung der östreichischen Finanzverhältnisse" u. s. w., die offenbar aus der letzten Zeit stammen, und oft wie ein Commentar zu den Maßnahmen der jetzigen Minister lauten. Am interessantesten waren uns die Ansichten des Verfassers über die Lösung der großen finanziellen Frage, da er einst selbst

der Centralbehörde der Finanzen angehörte. Eine gründliche Heilung des Uebels kann — darin stimmen wir mit ihm vollkommen überein — sich nur dann ergeben, wenn auch die Abtragung der verzinslichen Staatsschuld im Nennwerth von 2,500 Millionen Gulden mit in den Plan gezogen wird; denn die jetzige Herstellung eines annäherungsweisen Gleichgewichts zwischen Einnahmen und Ausgaben verrückt sich bedeutend beim ersten feindlichen Kanonenschuß. Pillersdorff beantragt als vorzüglichstes Mittel die freiwillige Ablösung der Grundsteuer, an deren Stelle dann die indirecte Besteuerung allein einzutreten hätte. Manche Naturproducte, wie z. B. Wein, Branntwein u. s. w. werden allerdings nachgerade doppelt versteuert, allein die Capitalisirung der Grundsteuer, die dem Besitzer nebst den Zinsen noch eine Theilzahlung der Schuld selbst aufbürdet, führt kein billigeres Verhältniß ein, und der Staat wäre im Irrthum, wenn er infolge langer Behebung einen Theil des ganzen Besitzthums als sein Eigenthum ansähe. Selbst die Reichsvertretung dürfte den Wenigsten für die gänzliche Auflassung dieser Hilfsquelle bei künftigen Bedrängnissen genügende Gewähr bieten, zumal unser constitutionelles Leben noch zu wenig erstarkte, um von den Gönnern der „historisch-politischen Individualitäten" nicht noch sehr gefährlichen Anfechtungen ausgesetzt zu sein. Ebenso hart fänden wir es, wenn der Staat künftig alle seine Einnahmen in Silber, und selbst die Grund- und Haussteuer wie die Salzauflage nur noch durch sechs Monate in Papiergeld erheben würde, letzteres müßte dadurch nothwendig an Werth verlieren. Die Consolidirung der Bank endlich durch Verlängerung ihres Privilegiums auf fernere fünfundzwanzig Jahre gegen Herabsetzung des Zinsfußes von hundert Millionen auf ein Procent wurde wenigstens zum Theil durch das neueste Uebereinkommen bewirkt. Nach unserer Ansicht ist sie nur ein Palliativ und keine Radicalkur.

Alle sogenannten Finanzoperationen, die nur auf einen Austausch von Rechten gegen Geld hinauslaufen, sind am Ende halbe Maßregeln. Am nächsten läge für Leute, die keine Banfiers sind, die Verstopfung der sattsam bekannten Grundursachen des Uebels, des großen Aufwandes der Armee und der kostspieligen Steuerbehebung, jener theuern Erbstücke des absoluten Regimes. Wenn man den activen Dienst der Armee auf vier Jahre beschränkt, den Soldaten noch andere vier Jahre als Reservisten nur zu Herbstübungen einzieht, also den Stand des Heeres auf die Hälfte herabsetzt, wenn man ferner die Einhebung aller Steuern und deren unmittelbare Abführung an die Centralstellen den Gemeinden überträgt, und damit ein zweites Heer, jenes der Steuerbeamten und Finanzwächter mehr als decimirt, dürften sich auch Ueberschüsse für einen Tilgungsfond ergeben. Daß hierdurch ein neuer, dem alten Gamaschendienst entgegengesetzter und der Gemeindeautonomie entsprechender Organismus eingeführt würde, wer kann es läugnen? Wir zählen aber dabei nicht

nur die früheren Finanzmänner von altem Schrot und Korn, sondern überhaupt alle jene, die in der „correcten" Schule ergraut sind, zu unsern erklärten Gegnern.

Vermischte Literatur.

Reise der Königlich Preußischen Gesandtschaft nach Persien 1860 und 1861, geschildert von Dr. Heinrich Brugsch. Erster Band. Leipzig, bei Hinrichs. 1862. (XIV und 418 SS. 8.)

Dieser Reisebericht bestätigt von Neuem die in den Werken früherer Besucher Persiens niedergelegten Erfahrungen über den tiefen politischen und moralischen Verfall der Perser und gewährt manchen interessanten Aufschluß über das Land und noch mehr über die Leute, namentlich die hochgestellten Kreise, mit denen die Gesandtschaft in Berührung kam. Besondere Erwähnung verdient der von Brugsch ebenso wie von Petermann bemerkte Haß des Volks gegen die regierende Kadscharendynastie und die Theorie der Mollahs, welche den Schah Nasreddin als Usurpator, das Haus Alis als das zur Herrschaft allein berechtigte ansehen. In Ausstaffirung der Trümmer altorientalischer Herrlichkeit mit den Blüthen europäischer Civilisation haben die neuesten Kadscharenherrscher Großes geleistet: die Wandbilder des Saals, durch den die preußischen Diplomaten zur Audienz beim Schah geführt wurden, stellten Wachtparaden dar, vielleicht um anheimelnde Vergleiche mit Charlottenburg wachzurufen. Als die fremden Gäste einmal Zeugen urwüchsiger und volksthümlicher Schaustellungen wurden, die eine Hochzeitsfeier verherrlichten, betheuerte der den Cicerone machende persische Dandy: „Oh, que j'ai honte de vous montrer ces barbaries-là!" Das hindert aber nicht, daß Alchymie und vor Allem Astrologie in jeder Classe der persischen Gesellschaft eine sehr große Rolle spielen. In dieser Hinsicht ist der angehängte persische Concordanzkalender auf das Jahr 1860 sehr lehrreich. Die Darstellung ist leicht und gewandt, aber nicht frei von einer gewissen manierirten Nonchalance. Wozu immer „Schießprügel" sagen statt „Flinte?" wozu „meine Wenigkeit" oder „meine geringe Person" statt des einfachen „Ich", da das Buch doch nicht für den Schah Nasreddin, sondern für ein deutsches Publicum bestimmt ist?

Geschichte der deutschen Freiheitskriege in Bildern. Von Georg Bleibtreu und Ludwig Pietsch. Mit erläuterndem Text. Erste Lieferung. Berlin, Verlag von Franz Duncker. 1863.

Zwei große Holzschnitte: „Königin Louise und Napoleon in Tilsit" nach einer Zeichnung von Pietsch, und „Andreas Hofer nach dem Sieg am Berg Isel betend" von Bleibtreu. Der Text, gut geschrieben, bezieht sich nur auf das erste Bild. Die Manier des Schnitts bei dem zweiten läßt dasselbe nur in der Ferne gut aussehen. Die nun folgenden Lieferungen werden folgende Tableaux enthalten: Tod Schills, Friedrich Wilhelm v. Braunschweig im Treffen bei Oelper, die Convention von Tauroggen, York auf dem Landtag zu Königsberg, Einweihung der Lützower, König Friedrich Wilhelm bei Lützen, Schlacht bei Großbeeren, Körners Tod, Schlacht an der Katzbach, Reiterangriff bei Dennewitz, Bülow und Boyen bei Dennewitz, York bei Möckern, Friccius am Grimmaischen Thor von Leipzig, Pflege der Verwundeten, Blüchers Rheinübergang, York und Gneisenau auf dem Montmartre, Blücher bei Belle-Alliance, Napoleons Flucht. Dem Unternehmen unsre beste Empfehlung.

Gedanken über Naturkraft von A. Gether. Oldenburg. In Commission bei Ferdinand Schmidt. 1862.

Die Arbeit eines Laien auf dem Felde der Naturwissenschaft, der einen wunderlichen Einfall mit allerlei wunderlichen Hypothesen zu wunderlichen, sich überdies gegenseitig widersprechenden Resultaten ausspinnt. Man vergleiche, was S. 241 ff. über den menschlichen Geist vorgebracht wird, und was der Verfasser weiterhin über den Mond und die übrigen Himmelskörper phantasirt.

Böhner, Dr. A. N. Kosmos. Bibel der Natur. Das Anziehendste aus dem Gesammtgebiete der Naturforschung zur Veranschaulichung der Majestät des Ewigen in seinen Werken. Hannover. Rümpler. 1. Lieferung.

De la Place, von Napoleon zur Rede gestellt, warum in seinem berühmten Werke „Die Mechanik des Himmels" der Name Gottes nirgend erwähnt sei, antwortete, wie man erzählt: „dieser Hypothese hatte ich nicht nöthig." Ein Ausspruch, jeder Frivolität fern, der scharf und richtig das Verhältniß der strengen Naturwissenschaft zum Glauben bezeichnet. Die in ihm ausgesprochene Auffassung der Aufgabe hat sich seit geraumer Zeit vielfach auch in der populären Darstellung naturwissenschaftlicher Thatsachen kund gegeben und oft neben recht mangelhafter Bildung der modernen Bildungsapostel sich viel breiter gemacht als billig. In dem Verfasser des oben genannten Buches treffen wir auf Einen, der gegen den neuerdings immer seichter werdenden Strom der volksthümlichen naturwissenschaftlichen Literatur schwimmt. Die Tendenz seiner Arbeit ist in den Worten des Titels genügend dargelegt. An Sachkenntniß steht er der Mehrzahl seiner Concurrenten sichtlich mindestens gleich, an Anmuth der Darstellung schwerlich hinter ihnen zurück. Die allzuhäufige Einschaltung von Lobpreisungen des Höchsten im Psalmenstile und von schillerschen Verschen wirkt zwar etwas ermüdend, aber kaum so ermüdend als das impotente Großthun anderer populärer „Naturschriftsteller" mit materialistischen Ansichten, oder die, des faustischen Wagners würdigen Ausführungen noch anderer, wie herrlich weit wir es gegen sonst gebracht. Das Sachliche in dem, vorwiegend astronomische Fragen behandelnden, vorliegenden ersten Theile ist gut ausgewählt und gut behandelt. Das Buch mag denen empfohlen werden, die naturwissenschaftliche Lectüre suchen, und denen der Ton des modernen vulgären Materialismus nicht behagt.

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Von Hermann Hettner. Dritter Theil. Erstes Buch. Vom westphälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen. Braunschweig, Druck und Verlag von Fr. Vieweg und Sohn. 1862.

Indem wir uns eine ausführliche Anzeige dieses dritten Theils des hettnerschen Werkes, welcher die Geschichte der deutschen Literatur im vorigen Jahrhundert behandelt, für die Zeit vorbehalten müssen, wo uns das Ganze vorliegt, wollen wir schon jetzt nicht unterlassen, dasselbe als im Wesentlichen mit unsrer Auffassung dieser hochbedeutsamen Epoche der deutschen Entwickelung übereinstimmend, als auf gründlichen Vorstudien beruhend und als wohlgeschrieben bestens zu empfehlen. Die Hauptsachen, auf die es bei Charakterisirung des Jahrhunderts ankam, sind glücklich herausgefunden und in den Vordergrund gestellt, das Zusammengehörige ist geschickt gruppirt. Einen besondern Werth gewinnt die Darstellung dadurch, daß der Verfasser überall des Einflusses gedenkt, welchen die Literatur des glücklicher gestellten und weiter vorgeschrittnen Auslandes auf die aus dem Elend des dreißigjährigen Krieges neuer Blüthe zustrebende Entwickelung des deutschen Geisteslebens übte, und daß er auch die Musik und die bildende Kunst ausführlich berücksichtigt. In letzterer Beziehung bringt namentlich der Abschnitt über das dresdener Kunstleben manches Neue von Interesse. Es sei gestattet, aus diesem Capitel ein Curiosum mitzutheilen, welches für den Verfall der Kunst in der Rococozeit sehr charakteristisch ist. Eine berühmte Künstlerin des ersten Viertels des Jahrhunderts war Anna Maria Hayd, die „Wernerin", in Dresden. Sie repräsentirt das Allegorienwesen in seiner tiefsten Entartung. Ein Beispiel dafür ist das Titelblatt, welches sie zu den 1727 erschienenen canitzschen Gedichten entwarf, und welches J. U. König folgendermaßen erklärt:

„Den Mittelpunkt bildet die canitzsche Poesie in Gestalt eines jungen Frauenzimmers, wodurch auf die Lieblichkeit der Verse gezielt wird. Auf dem Kopf hat sie den ihr gewidmeten Lorbeerkranz und zu ihren Füßen einige Bücher nebst der Apollosleier. Ihr Kleid ist ein mit Sternen besäumtes Gewand bei entblößter voller Brust, da man durch jenes die Höhe und den himmlischen Einfluß, durch dieses aber den Ueberfluß der Gedanken anzudeuten pfleget. Ueber ihr ein Genius mit einem Fuchspelz und mit einer Fuchspelzmütze auf dem Kopfe, weil auf diese Weise der Herr v. Canitz gemeiniglich seine Verse zu verfertigen gewohnt war. Dabei hält er (der Genius nämlich) eine Tabakspfeife in der Hand, sowohl wegen seiner Gewohnheit bei dem Versemachen insgemein zu schmauchen, als auch wegen des von ihm verfertigten Tabakslobes. Vor der canitzschen Poesie knieen die drei Grazien; um abzubilden, die von ihm so glücklich vereinigte Schönheit, ungeschminkte Anmuth und natürliche Reizung in seinen Gedichten, die ihm die mittlere Grazie selbst in die Feder zu sagen scheint. Zur Seite auf der Erde lieget das Laster in Gestalt des in der ersten canitzschen Satire beschriebenen Geizhalses Harpagon; dann folgen der Genius der ehelichen Liebe, der Genius des Landlebens, der Genius der geistlichen Gedichte, der Genius des Briefwechsels. Auf dem Gesimse des Kamins die Brustbilder von Horazius, Boileau und Juvenal; an der Wand die zwei mit Bändern aufgehängten Bildnisse des ersten römischen und des ersten deutschen Kaisers. Ueber dem Kamin sieht man in einer Schilderei eine fahrende Kutsche und in der Weite eine Kirchthurmspitze,

welches auf die Satire deutet, in welcher Herr v. Canitz seinem Kutscher befiehlt, ihn aus dem unruhigen Hof- und Stadtleben nach seinem lustigen Landgut Blumenberg zu fahren." — Und solches Haarbeutelthum der albernsten Art herrschte lange Jahrzehnte; denn selbst Oesers Weisheit ist noch von dieser Sorte.

Satirische Epigramme der Deutschen von Opitz bis auf die Gegenwart. Nebst einem Anhange über die Theorie und die Geschichte des Epigramms von Dr. H. Köpert. Eisleben, 1863. Druck und Verlag von G. Reichardt.

778 Epigramme von Dichtern aus der vom Titel genannten Zeit, nach den Gegenständen, die sie betreffen in fünf Fächer: literarische, politische Epigramme, solche auf Pfaffen, Aerzte und Juristen, solche gegen Weiber, endlich solche, die verschiedene Thorheiten verspotten, geordnet. Die Dichter (es sind Proben von mehr als hundert mitgetheilt) folgen innerhalb der erwähnten Fächer in chronologischer Reihe auf einander. Interessant sind namentlich die 206 literarischen und die politischen Epigramme, die in ähnlichen Anthologien nicht in dem Maße berücksichtigt sind. Anmerkungen erläutern alle nicht von selbst sich ergebenden Beziehungen. Mit der angehängten Definition des Epigramms erklären wir uns einverstanden. Der schließlich folgende Abriß der Geschichte des deutschen Epigramms, der etwa anderthalb hundert Epigrammendichter anführt und, wo von ihren Epigrammen besondere Sammlungen vorhanden sind, die Buchtitel angibt, macht allerdings auf Vollständigkeit keinen Anspruch, ist aber immerhin mit Dank anzunehmen, da ein solcher Wegweiser durch dieses Gebiet der komischen Literatur bisher fehlte.

Studien über die Verpflegung der Kriegsheere im Felde. Von Bernhard v. Baumann. Erster Band. Erste Abtheilung. Leipzig und Heidelberg. C. F. Wintersche Verlagshandlung. 1863.

Der Verfasser ist sächsischer Infanteriehauptmann und wiederholt schon als Militärschriftsteller aufgetreten. Sein Werk wird in drei Abtheilungen zerfallen, von denen die erste, hier vorliegend, die Geschichte oder richtiger Materalien zur Geschichte des von ihm behandelten Gegenstandes enthält, während die beiden folgenden mit stetem Rückblick auf die Geschichte das rationelle Verhältniß zwischen den Forderungen des Operativen, als des Kriegszwecks, und den Forderungen für die Erhaltung des Instruments feststellen und einen historisch begründeten und praktisch ausführbaren Verpflegungsmodus ermitteln sollen. Der erste Theil beginnt mit dem, was der Verfasser von der Verpflegung der altpersischen Heere in Erfahrung gebracht hat, geht dann zu den Griechen und Macedoniern, hierauf zu den Karthagern und sodann zu den Kriegen der Römer gegen Mithridates, die Parther, die Gallier, Germanen u. a. über, worauf er die Feudalheere des Mittelalters, die Soldheere der spätern Zeit und schließlich die Heere der Conscription betrachtet, welche die neueste Epoche bezeichnen. Indem wir eine eingehende Besprechung des Buches bis zur Vollendung des Ganzen verschieben müssen, bemerken wir nur, daß die letzten beiden Abschnitte der uns vorliegenden Hälfte viel gutes Material enthalten, wogegen Manches, was die vorhergehenden bringen, vor den neuesten Forschungen der Archäologie kaum bestehen wird.

Handbuch der Einleitung in die Apokryphen. Zweite Abtheilung.

Das vierte Buch Esra. Zum ersten Mal vollständig herausgegeben als ältester Commentar zum neuen Testament von Dr. Gustav Volkmar. Tübingen, Verlag von L. F. Fues. 1863.

Enthält zunächst den Italatext des vom Titel genannten wichtigen apokryphischen Buchs nach der ältesten bekannten Handschrift dieses Textes und eine Vergleichung jener lateinischen Uebersetzung des griechischen Originals mit den beiden orientalischen Uebertragungen, durch welche jene vielfach ergänzt und berichtigt wird. Daran schließt sich die deutsche Uebersetzung der sieben Visionen des Buches, begleitet von einer Revision nach dem werthvollen alten Codex Turicensis. Dann folgt als zweiter Theil der Arbeit die Ansicht des (bekanntlich der baurschen Schule angehörigen) Verfassers über Wesen, Charakter und Entstehungszeit des Buches, eine Geschichte der Versuche, dasselbe zu deuten und schließlich eine Zusammenstellung dessen, was Herr Volkmar in den Gesichten Esra-Salathiels für die Urgeschichte des Christenthums entdeckt zu haben glaubt. Die Esra-Prophetie ist nach ihm im Jahre 97 n. Chr. von einem in Rom lebenden Juden verfaßt, der zu den bessern Pharisäern gehörte, in dem aber gewisse Gedanken und Hoffnungen des ältesten Christenthums wiederklingen. Dahin gehört „die Erwartung eines überirdischen Christus, die vor Jesu Leben und Wirken nirgends hervortritt" und nur die „Aneignung der jesu-christlichen Zuversicht, auch bei Verwerfung des Kreuzes" ist. Dahin gehört der Einfluß, den die Offenbarung des Johannes auf die des Esra gehabt hat, und die Wirkung, welche der Brief des Paulus an die Römer auf denselben geübt hat, eine Wirkung, welche sich theils durch directe Polemik Esras gegen die Lehre, daß der Messias der Weltenrichter sein werde, theils durch Adoptirung der Lehre von der Erbsünde kund gibt. Dahin gehören endlich die verschiedenen Parallelen, die sich in der Esra-Apokalypse zu dem „Grundtext der Synoptiker" dem Evangelium des Markus finden. Der Verfasser schließt diesen Theil seines Buches mit einer kurzen Charakteristik der biblischen Apokalyptik überhaupt: das Buch Daniel ist ihm, 164 v. Chr. verfaßt, die chasidäische Verkündigung des Triumphs nach Epiphanes Tod, die Offenbarung des Johannes, 68 n. Chr. geschrieben, die jesu-messianische Verkündigung der Gerichte nach Neros Sturz, die Prophetie des Esra die chasidäisch-messianische Verkündigung der Wiederherstellung nach Domitians Ermordung, das Buch Henoch die kriegerisch-zelotische Verkündigung des Sieges Barkochbas nach den Niederlagen Hadrians, 132 n. Chr. Diese chronologischen Angaben zu untersuchen, ist hier nicht der Ort. Was von dem Ganzen haltbar scheint, wird in einem spätern Zusammenhang benutzt werden. Hier möge nur erwähnt sein, daß uns die Vertheidigung des Verfassers gegen Hilgenfelds und v. Gutschmids Einwendungen in Betreff seiner Bestimmung der Entstehungszeit des Buches nichts weniger als genügend zu sein scheint.

Elberfeld und Barmen. — Beschreibung dieser Doppelstadt des Wupperthales nebst besonderer Darstellung ihrer Industrie, einem Ueberblick der bergischen Landesgeschichte u. s. w. Barmen, 1863. W. Langewiesches Verlagshandlung.

Enthält zunächst einen Ueberblick über Lage und Bedeutung, gemeinsame Verhältnisse, Anstalten und Vereine von Elberfeld und Barmen, dann die Beschreibung jeder einzelnen von den beiden Städten und hierauf historische Mittheilungen über das Herzogthum Berg und speciell über die beiden Hauptorte des Wupperthales, die na-

mentlich über die Kämpfe zwischen Protestanten und Katholiken, Reformirten und Lutherischen und über die Sekte des Zionsvaters Eller interessante Details enthalten. Dann folgt ein sehr instructiver Artikel über die Industrie des Wupperthales von C. R. Hötte, dem Secretär der Handelskammer von Elberfeld und Barmen, und zum Schluß gibt der Herausgeber, W. Langewiesche, von dem auch die geschichtlichen Aufsätze des Buches sind, eine Schilderung von benachbarten Orten, die zu Zielpunkten für kleine Ausflüge aus dem Wupperthal gewählt werden könnten.

Chronik und Beschreibung der Fabrik- und Handelsstadt Meerane. Von Dr. Just Heinrich Leopold. Meerane, Verlag von Louis Gaucke. 1863.

Mit achtungswerthem Streben nach Gründlichkeit, wenn auch in einzelnen Abschnitten etwas weitschweifiger als erlaubt und nicht durchaus mit hinreichender Vorbildung in Betreff geschichtlicher Fragen geschrieben. (Unter Anderm spukt hier noch Bothes Crodo noch, den die Wissenschaft längst in das Bereich der Märchen verwiesen hat.) Die bis in die kleinsten Details gehende Beschreibung der Stadt nach Lage und Umgebung, Witterung, Gebäuden, Plätzen, Straßen, Brücken, Brunnen u. d. g. und die nicht weniger ausführlichen Angaben über Wohnungsverhältnisse, Verkehrsmittel, Kleidung und Nahrung, Schulen und Gesellschaften der Einwohner werden nur für letztere großes Interesse haben. Dagegen sind die statistischen Mittheilungen des Buches über das rasche Wachsthum Meeranes und dessen Blüthe als Fabrikstadt auch für größere Kreise interessant. 1834 hatte Meerane nur 4,339, jetzt hat es circa 14,000 Einwohner; während es damals nach seiner Seelenzahl die achtundzwanzigste Stadt im Königreich Sachsen war, nimmt es jetzt die achte Stelle ein, und während die gesammte städtische Bevölkerung von 1834 bis 1855 sich um etwa 42 Procent vermehrte, betrug die Zunahme in Meerane 128 Procent, ein Wachsthum, welches nur von dem benachbarten Zwickau überboten wurde.

Aus Schinkels Nachlaß. Reisetagebücher, Briefe und Aphorismen. Mitgetheilt und mit einem Verzeichniß sämmtlicher Werke Schinkels versehen von Alfred Freiherrn v. Wolzogen. Dritter Band. Berlin, R. Decker. 1863.

Während die beiden ersten Bände des verdienstlichen Werkes uns Schinkel mehr als Künstler im Allgemeinen vorführten, beschäftigt sich dieser, abgesehen von dem ersten Abschnitte, welcher das Tagebuch der 1826 mit Beuth nach Frankreich und England unternommenen Reise enthält, fast ausschließlich mit der Thätigkeit Schinkels auf dem Gebiete der Architektur und durch Mittheilung der amtlichen Correspondenz desselben in den Jahren 1810 bis 1838 mit Darstellung des Ganges, welchen die großen Prachtbaupläne (Schauspielhaus, Marienburger Ritterschloß, Museum u. a. m.) des Meisters zu durchlaufen hatten, bevor sie zur Vollendung gelangten. Ein fernerer Abschnitt vervollständigt die im Anhang des zweiten Bandes enthaltenen Aphorismen aus Schinkels Nachlaß über Kunstfragen und Fragen der Baukunst insbesondere. Ein weiterer Nachtrag ergänzt und berichtigt die in jenem Bande gegebenen Nachrichten über Schinkels Vorfahren und die Aemter und Titel derselben. Dann schließt der Verfasser, dem für den Sammlerfleiß, mit welchem er diese zum großen Theil sehr schätzbaren Materialien zu einer geordneten Biographie des genialen Architekten zusammentrug, aufrichtiger Dank gebührt, mit Notizen,

welche das in Band zwei mitgetheilte Verzeichniß sämmtlicher Werke Schinkels vervollständigen. Beigegeben sind ein Portrait Schinkels nach einer 1815, also im Alter von vierunddreißig Jahren, von ihm selbst gefertigten Kreidezeichnung und der Plan einer Kathedrale, die als Denkmal für die Befreiungskriege auf den leipziger Platz in Berlin zu stehen kommen sollte.

Das Leben Muhammeds. Nach den Quellen populär dargestellt von Theodor Nöldeke. Hannover, Karl Rümpler. 1863.

Daß ein Gelehrter von der Bedeutung Nöldekes sich herbeiläßt, die Ergebnisse seiner Forschungen für das größere Publicum zu behandeln, verdient um so mehr Dank und Anerkennung, als gerade die Orientalisten*) mit wenigen Ausnahmen (wir erinnern an Sprenger) ihre Bücher nur für Fachgenossen zu schreiben pflegen, wie wenn die außerhalb dieses engen Kreises liegende Welt kein Anrecht hätte, auch von den Fortschritten auf diesem Gebiet unterrichtet zu werden. Das Werk beruht, wie kaum hervorgehoben zu werden braucht, durchgehends auf eigner Quellenforschung und verbindet mit der gegenwärtig erreichbaren Zuverlässigkeit des Inhalts die Form edler Popularität, die noch ansprechender sein würde, wenn der Verfasser weniger knapp verfahren wäre und uns namentlich etwas mehr von dem Colorit der Zeit und der Oertlichkeit gegeben hätte, in denen der Stifter des Islam lebte und wirkte.

Der Geisterseher Swedenborg. Eine Darstellung seiner Persönlichkeit und wunderbaren Lebensschicksale, nebst seinen eignen Mittheilungen über seine Visionen und Geistererscheinungen. Uebersetzt (aus dem Schwedischen) von J. Musäus. Weimar, B. Fr. Voigt. 1863.

Eine Biographie des schwedischen Geistersehers, dann einige seiner auffallendsten Voraussagungen und „Wunder", einige Anekdoten aus seinem Leben, darunter eine sehr ergötzliche, die einen Besuch des Geistes Virgils bei ihm erzählt, ferner ein Capitel über die Sekte der Swedenborgianer, aus dem wir entnehmen, daß dieselbe in England und Amerika stark verbreitet ist, und daß sie eine vollständig ausgebildete Glaubensregel, einen Kanon heiliger Schriften, zu denen die ihres Stifters gehören, und eine geregelte Kirchenverfassung mit Synoden besitzen. Zum Schluß folgt eine Anzahl von Visionen Swedenborgs. In der Vorrede erklärt der Uebersetzer seine Stellung zu Swedenborg, die dahin geht, daß das an ihm Unbegreifliche nicht als unwahr zu verwerfen, sondern als nur menschlicher Vernunft, nicht aber der göttlichen unfaßbar anzusehen sei. Auch wir halten Swedenborgs Visionen nicht für Betrug, sondern für Hallucinationen eines poetischen und stark religiösen, aber auf diesem Gebiet unklaren Geistes.

Geschichte eines Excommunicirten. Eine Selbstbiographie von Augustin Smetana. Aus dessen Nachlasse herausgegeben. Mit einem Vorwort von Alfred Meißner. Leipzig, Fr. Wilhelm Grunow. 1863.

Die Memoiren des böhmischen Kreuzherrnordenspriesters und Docenten der Philosophie in Prag Smetana, dessen Conflicte mit seinen kirchlichen Obern und

*) Der Recensent kann nur die mit arabischer Literatur beschäftigten im Auge haben.
D. Red.

dessen schließlicher Austritt aus seinem Ordensverbande mit darauffolgender Excommunication in den Jahren 1849 und 1850 in Oestreich und Deutschland so großes Aufsehen machten. Wir erhalten in dem kleinen Buche sehr interessante Mittheilungen über das damalige kirchliche Leben in Oestreich, über Zustände und Bestrebungen der dortigen höhern und niedern Geistlichkeit, über die vielfachen Schwächen und Gebrechen der Kreise, in die Smetana sich mit seiner an deutscher Philosophie gebildeten Weltanschauung gestellt fand. Und was nicht minderes Interesse beansprucht, wir lernen in dem Verfasser dieser Aufzeichnungen einen rechtschaffnen, unerschrocknen Mann kennen, der, was sich auch gegen den schwärmerischen Zug in seinen Ansichten einwenden läßt, und wie wenig seine Bildung auch der rechten wissenschaftlichen Durchbildung gleichsteht, mit seiner Erklärung für den Humanismus als Religion der Zukunft aller Achtung werth ist.

Entstehung, Kämpfe und Untergang evangelischer Gemeinden in Deutschland. Urkundlich dargestellt von Dr. Heinrich Heppe. Heft 1. Hammelburg und Fulda. Wiesbaden. Julius Niedner. 1862.

Allen Freunden der Geschichte des Protestantismus in Deutschland bestens zu empfehlen. Die hier mitgetheilten sehr ins Detail gehenden Proben beruhen durchaus auf gewissenhafter Quellenforschung und verdienen der Form nach das Lob schlichter, allgemein verständlicher und dabei warmer und lebensvoller Darstellung. Sehr Vieles aber ist auf diesem Gebiet noch dunkel, was der Aufhellung dringend bedarf.

Notizen. — Von Adolf Stahrs „Ein Jahr in Italien" liegt uns der erste Theil einer dritten neu durchgesehenen Auflage (Oldenburg, Schulzesche Buchhandlung) vor. — Von Sporschil und Böttgers „Complete Dictionary of the English and German and German and English Languages" ist (Altona, Verlagsbureau) die sechste Stereotypausgabe erschienen. — Von „Unsre Zeit", dem bekannten wohlredigirten Jahrbuche zum Conversationslexikon (Leipzig, F. A. Brockhaus) erschienen Heft 71 und 72, die außer einer Anzahl kürzerer Biographien interessante Artikel über die sociale und politische Entwickelung des Fürstenthums Waldeck seit 1848, über Hannover unter Georg dem Fünften, über den Eremiten v. Gauting (Freiherr v. Hallberg-Broich), Benito Juarez, den gegenwärtigen Präsidenten von Mexiko, Cassius Clay und Ignaz Heinrich v. Wessenberg enthalten. — In demselben Verlag erscheint „Deutsches Sprichwörterlexikon". Ein Hausschatz für das deutsche Volk. Herausgegeben von Karl Friedrich Wilhelm Wander." Wir kommen auf das Unternehmen zurück, wenn mehr davon vorliegt, und bemerken hier nur, daß der Verfasser in seiner Arbeit mindestens zehntausend bisher ungedruckte Sprichwörter mitzutheilen verspricht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die bevorstehenden bayerischen Wahlen.

Die Landtagswahlen, auf welche man sich gegenwärtig in Hannover und in Nassau rüstet, versprechen mit größter Wahrscheinlichkeit der deutschen Fortschrittspartei eine zuverlässige Mehrheit. In Bayern dagegen wird dieselbe von Glück sagen können, wenn es ihr gelingt, sich zu einer numerisch nicht ganz verschwindenden Minderheit zu verstärken. Die vorige Abgeordnetenkammer war zu einer Zeit gewählt, wo noch alle diejenigen zusammengingen, welche aus der Verfassung Herrn v. d. Pfordten zum Trotze eine Wahrheit machen wollten; erst im weiteren Verlauf ihrer Wirksamkeit schied sich die liberale und conservativ-liberale Mehrheit in Particularisten und Nationalgesinnte, wobei die Letzteren kaum viel mehr als ein Dutzend von den 140—50 Sitzen der Kammer behaupteten. Sie hoffen jetzt, es bis etwa auf zwei Dutzend zu bringen. Von einer der Mehrheit nahekommenden Minderheit ist also, wie man sieht, keine Rede. Die Fortschrittspartei wird sich nach wie vor in der Nothwendigkeit befinden, durch Energie und Consequenz ihre numerische Schwäche einigermaßen zu verdecken. Und auch um dieses bescheidene Resultat zu erreichen, sind die äußersten Anstrengungen erforderlich, deren man in Deutschland heutzutage fähig ist.

Die Auflösung traf die Opposition vollkommen unvorbereitet. Kammer und Regierung hatten mit einander so friedlich gelebt, daß der Gedanke, die Erstere werde eines andern als eines natürlichen Todes sterben, Niemandem beigeben konnte. Aber der particularistische Instinct ist in Bayern stärker entwickelt als selbst in den übrigen Mittelstaaten, und er fand heraus, daß ein günstigerer Augenblick als der jetzige für die Neuwahl nicht erscheinen konnte. Das Mandat der vorigen Kammer würde im December des Jahres 1864 erloschen sein. Es läßt sich klar genug voraussehen, daß bis zu diesem Zeitpunkt die Zollvereinswirren eine gefährliche Gestalt angenommen und die Gemüther von Grund aus aufgeregt haben müssen. Wie sich dann die Mehrheit der Bevölkerung zu dem Handelsvertrage mit Frankreich stellen, ob sie dann auch noch mit dem Hofrath v. Kerstorf lieber zehn Zollvereine opfern als ein Stückelchen von Bayerns Selbständigkeit fahren lassen, oder ob sie den Zollverein wird er-

halten wollen, indem sie sich zur Annahme des Handelsvertrags bequemt, wozu jetzt schon die meisten Handelskammern entschieden rathen — das ist eine Frage, die auch in München im verschwiegenen Cabinet wohl wesentlich anders beantwortet werden möchte, als in ruhmredigen Artikeln der münchener, augsburger und nürnberger Blätter. Dazu kommt eine zweite, noch gewichtigere Erwägung. In diesem Augenblick sorgt das Ministerium Bismarck dafür, daß die Propaganda des Nationalvereins so ziemlich stille steht. Aber wie, wenn die bayerischen Wahlen vor sich gehen sollten, nachdem die liberale Mehrheit des Abgeordnetenhauses über die Kreuzzeitungspartei triumphirt und damit das Programm des Nationalvereins zu dem der preußischen Regierung erhoben hätte? Genug, Aufschub wäre eine Thorheit gewesen und Vorwände waren bald gefunden. Den einen benutzte man officiell, den andern unter der Hand. Daß sie etwas durchsichtig waren, schadete lange nicht so viel als eine ungünstige Wahl, und Herr v. Lerchenfeld ergriff wohl nur seiner Gesundheit halber die Gelegenheit zu einem Gallausbruch in der Allgemeinen Zeitung, als sich fand, daß gewisse unversöhnliche Kritiker den Auflösungserlaß nicht wie ein Evangelium hinnehmen wollten.

Zu den allgemeinen Gründen für sofortige Auflösung, die sich aus den Stimmungen des Momentes herleiteten, konnte man noch einen anderen fügen, der ebenfalls keine geringe Bedeutung hatte. Eben jetzt war die particularistisch-großdeutsche Partei daran, sich vermöge eines Netzes von Reformvereinen zum ersten Mal gehörig zu organisiren. Die an sich schwächern Gegner hätten dies Geschäft lieber aufgeschoben, um es in eine ihnen gelegenere Zeit fallen zu lassen, und hatten bis zum Tage der Auflösung thatsächlich noch so gut wie nichts dafür gethan. In einem Lande von Bayerns Umfang aber ist die Organisation einer Partei immerhin eine zeitraubende Arbeit. Die Wahlen sollten folglich nicht blos alsbald ausgeschrieben, sie sollten auch auf möglichst nahe Termine verlegt werden. Für die Urwahlen ist daher der 20., für die Abgeordnetenwahlen der 29. April bestimmt. Von einem weiteren Mittel erwünschte Wahlen zu veranlassen, das der mangelhafte Zustand der Gesetzgebung noch in die Hand der Regierung legt, der Eintheilung der Wahlbezirke, hat dieselbe, wie es bis jetzt scheint, einen leidlich loyalen Gebrauch gemacht. Es in westphalenscher oder reigersbergscher Weise auszubeuten, hätte allerdings einen üblen Geruch verbreiten müssen und konnte ja auch neben so vielen anderen Vortheilen sehr überflüssig erscheinen.

Am 1. März erschien der königliche Auflösungserlaß, in dem so deutlich, wie der constitutionelle Anstand es irgend zuließ, eine Wiederwahl der bisherigen Mehrheit empfohlen wurde. Vierzehn Tage später fand in Nürnberg die erste Zusammenkunft derjenigen statt, deren Wunsch es sein mußte, so viel als möglich anders gesinnte Männer in die Kammer zu bringen. Drei Wochen nach

der Auflösung ging das Programm der bayerischen Fortschrittspartei in die Welt. Noch eine weitere Woche, und dem Programm der Partei folgte der von ihren Begründern unterzeichnete Wahlaufruf. Damit ist aller vorhandenen Nachtheile unerachtet die Agitation von dieser Seite doch noch früher in Gang gesetzt worden als von der Gegenpartei.

Es war in Bayern keine so leichte Aufgabe wie etwa in Nassau, die Anhänger der Freiheit und Einheit in eine einzige geschlossen auftretende Partei zu sammeln. Man hatte es zum Theil mit sehr spröden Bestandtheilen zu thun, deren gegenseitige Nachgiebigkeit durch die Ungunst der allgemeinen Lage kaum gesteigert werden konnte. Altbayern war von vornherein aufzugeben. Wenn hier der deutsche Gedanke Wurzel schlagen soll, so bedarf es einer Gunst der Umstände, wie wir sie gegenwärtig kaum mehr recht zu hoffen wagen. Es gibt zwar Tirailleure, Eclaireurs der nationalen Armee nicht nur in München, sondern auch z. B. in der ehemaligen Universitätsstadt Landshut; aber diese haben vorerst nur die Wahl, ihre wahre Farbe thunlichst zu verdecken, oder die Zielscheibe von tausend Geschossen des Hohnes und der Wuth zu sein. In beiden Fällen sind sie von keinem directen praktischen Nutzen. Aehnlich, wie in Ober- und Niederbayern, steht es in der Oberpfalz mit der Hauptstadt Regensburg. Bleiben Franken, Schwaben und die Pfalz. In Franken hat der Fortschritt vorzugsweise den Widerstand der Ultramontanen zu überwinden. Aber der Particularismus ist hier nicht halb so mächtig wie in Altbayern; denn das Stammes- und Heimathsgefühl des Franken ist durch den natürlichen Gegensatz zur Staatsangehörigkeit einer wahrhaft nationalen Gesinnung eher günstig als zuwider. Indessen hat die politische Entwickelung es mit sich gebracht, zumal in der fränkischen Hauptstadt Nürnberg, daß der Gegensatz zwischen den aristokratisch-gemäßigten und den demokratisch-radicalen Liberalen noch nicht völlig ausgeglichen ist. Wo die Letztern vorangehen, folgen die Ersteren nur zögernd und widerwillig. Dies macht den Ausgang der vor Allem wichtigen nürnberger Wahl einigermaßen unsicher. Nürnbergs bisherige Abgeordnete waren die beiden Führer der Fortschrittspartei Brater und Crämer, und ein dritter Angehöriger derselben Namens Längenfelder. Die veränderte Eintheilung der Wahlbezirke hat dem Wahlort Nürnberg einen Abgeordneten genommen. Die Wiederwahl von Brater und Crämer war daher für die Fortschrittspartei von selbst gegeben. Diese machte überhaupt, wie wir gesehen haben, bei Münchens einstweiliger gänzlicher Unzugänglichkeit die auf ihren alten Ruhm und auf ihre fortdauernde Blüthe hinreichend stolze „zweite Stadt des Landes" zu ihrem Hauptquartier und weckte so in Nürnberg zuerst unter den Städten des Landes auch die gegnerische Wahlagitation, der es dort weder an Geschick noch an relativen Erfolgen zu mangeln scheint. Ihre Leitung übernahm der Ausschuß des deutschen Sängerfestes von 1861, der sich als solcher populär

gemacht hatte und aus leidlich liberalen Leuten bestand. Da weder Brater noch Crämer in Nürnberg wohnt, gab man das Stichwort aus, ein Platz wie dieser dürfe sich nicht auswärts nach Vertretern umsehen und müsse insbesondere darnach trachten, ein paar tüchtige Kaufleute in die Kammer zu bringen. Sorgfältig wurde jeder sichtbare Zusammenhang mit den Ultramontanen und Reactionären vermieden, die in München, Augsburg und Würzburg den sogenannten Reformverein füllen, während in Nürnberg noch keiner hat auftauchen wollen. Trotz aller dieser Anstalten darf man bis jetzt gleichwohl die Hoffnung hegen, daß die fränkische Hauptstadt ihrer bisherigen nationalen und liberalen Fahne treu bleiben wird. Nächst Nürnberg ist es hauptsächlich der blühende Handelsplatz Schweinfurt am Main, wo Protestantismus und wirthschaftliche Interessen zusammenwirken, der nationalen Gesinnung einen guten Boden zu bereiten. Aber auch die „dritte Stadt des Landes", die schwäbische Hauptstadt Augsburg denkt man diesmal der Fortschrittspartei zu erobern. Sie hat da bereits einen starken Halt im Magistrat; der Bürgermeister Fischer und zwei Magistratsräthe haben den Wahlaufruf mit unterzeichnet. Außerdem wohnt jetzt in Augsburg das beredteste und volksbeliebteste Mitglied der Partei, Advocat Völk. Er und sein College Barth, in Kaufbeuern, vormaliges Parlamentsmitglied, sind die erfahrenen und hochgeachteten Führer der deutschen Partei in Bayrisch-Schwaben. Das ist keine schwache Partei. Ein bischen günstiger politischer Wind von Norden her würde ihr in dieser Provinz die unbedingte Herrschaft geben. Aber es ist eine vorwiegend gemäßigte Partei, und die jetzige milde Verwaltung stimmt sie daher zu Rücksichten, welche die feurigeren Franken für sich allein nicht nehmen würden. Soweit freilich wie die Rheinpfälzer gehen weder die Franken in ihrem gelegentlichen radicalen Ungestüm, noch die Schwaben in ihren schonungsvollen Rücksichten. Die Pfalz ist für Bayern ein wahres Kreuz, ungefähr wie es früher die Rheinprovinz für Preußen war und wie es noch heute Ostfriesland für Hannover ist. Sie will schlechterdings in Bayern nicht aufgehen, und das nicht aus Hingebung an Deutschland, sondern halb aus Particularismus und halb aus Hang zu einer ewigen unfruchtbaren Opposition. Niemand kann trefflicher als der Pfälzer auf alle Autorität schimpfen, so lange man ihn nicht auf den Mund geschlagen hat, und Niemand duckt sich dann wieder tiefer als er, wenn die schwere Hand der Gewalt sich auf ihn legt. Sein ganzes Wesen ist fröhliche Selbstsucht und Genußsucht, der es leicht wird, sich in dem Enthusiasmus eines heißen Augenblicks zu tollkühnen Experimenten aufzuschwingen, aber schwer oder fast unmöglich, ernst, zähe und aufopfernd auch im ruhigen Flusse des Alltagslebens an der politischen Reform zu arbeiten. Diesem Naturell entsprechend haben die Pfälzer während der Reactionszeit ein wahres Paschenregiment geduldig ertragen und die Kammern mit den servilsten Elementen bevölkert, und will auch jetzt ihr wieder aufgewachter

Radicalismus mit der auf erreichbare Ziele gerichteten Fortschrittspartei im übrigen Bayern schlechterdings nicht gemeine Sache machen. Einer ihrer Führer hat es in einer Art Manifest durch den in Ludwigshafen herauskommenden Pfälzer Kurier mit nackten Worten ausgesprochen, daß sie theils zu radical, theils zu servil seien, um mit Männern wie Brater und Crämer dieselben Wege zu wandeln. Zu radical: denn ein monarchischer Bundesstaat könne ihrer Sehnsucht bei weitem nicht genügen. Zu servil: denn da das unbedingt gebieterische Interesse der Pfalz am Handelsvertrage sie ohnehin schon zu der jetzigen Regierung in Opposition setze, so sei es doppelt unrathsam, der Regierung noch einen andern Anstoß zu geben, indem man ihrer Angst vor einer Mediatisirung neue Nahrung gebe. Die Masse der pfälzischen Volksvertreter wird daher, sofern sie nicht geradezu regierungsfreundlich auftritt, in der neuen Kammer dieselbe mißtrauische und bemißtraute Seitenstellung einnehmen wie in der vorigen. Es gibt zwar auch in der Pfalz Keime eines kräftigen und gesunderen Liberalismus, aber diese haben an dem im vorigen Sommer so unerwartet verstorbenen Abgeordneten Buhl in Deidesheim ihre Hauptstütze verloren. Buhls Tod ist überhaupt für seine Partei ein schwerer Verlust gewesen. Er war im hohen Grade was man einen praktischen Menschenkenner nennen mag, und sorgte mit Vorliebe und Geschick für die sociale Bindung der einander noch fernstehenden Parteigenossen. Der Richtung, welche er in der Pfalz vertrat, gehört übrigens auch sein wohlgesinnter Schwager Jordan in Deidesheim an, sie vertritt auch nach des Vaters Hinscheiden sein ältester Sohn, von dem man eines Tags vielleicht sagen wird, was Burke nach der Jungfernrede William Pitts sagte: „Das ist nicht blos ein Spahn von dem alten Block, es ist der ganze alte Block.“

Die Pfalz muß also ihrem Schicksal überlassen werden. In dem ganzen rechtsrheinischen Bayern dagegen wird für das freie und geeinigte Vaterland unter einer und derselben Fahne gefochten werden, welche die Aufschrift „deutsche Fortschrittspartei“ trägt. Diese Aufschrift allein schon genügt, den Charakter der neuen Partei für Freund und Feind hinlänglich zu stempeln. Es ist der förmliche Anschluß an die Männer, welche jetzt die Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses bilden und die ungeheure Mehrzahl des preußischen Volks hinter sich haben; der Anschluß an jene anderen, welche in Baden und den beiden Hessen die Ständeversammlung bereits beherrschen, in Hannover und Nassau sich zuversichtlich anschicken, dasselbe Ziel zu erreichen, in Würtemberg der Mehrheit nahe sind, in Thüringen und den freien Städten selbst die Regierungen immer mehr in ihre Kreise ziehen, und in Sachsen endlich wenigstens angefangen haben, nach bestimmendem Einfluß zu streben. Nirgends allerdings muß die deutsche Fortschrittspartei behutsamer und taktvoller auftreten als in Bayern, nirgends ist sie abhängiger von wechselnden Stimmungen,

und dem endlichen Siege noch ferner. Aber man braucht nicht weit in die Vergangenheit zurückzugehen, um sich von den gemachten großen Fortschritten zu überzeugen. Zum ersten Mal gibt es jetzt in Bayern eine in den meisten Provinzen vertretene active Bundesstaatspartei. Ein paar der bedeutendsten Städte des Landes versprechen in ihrem Sinne zu wählen. Von der inländischen Presse gehören zwar nur einige Localzeitungen zu ihr, seit die Süddeutsche Zeitung sich in Frankfurt am Main mit der ehemaligen „Zeit" verschmolzen hat; aber auch die Süddeutsche Zeitung ist neben ihrer allgemeinen Bedeutung noch immer als ein bayerisches Blatt zu betrachten. Wenn einem einzelnen Manne bei dieser stetig fortschreitenden Umwandlung ein hervorragendes Verdienst zukommt, so ist es der ursprüngliche Gründer der Süddeutschen Zeitung, der frühere Bürgermeister von Nördlingen und Mitherausgeber des bluntschlischen Staatswörterbuchs Karl Brater. Hätte er bei dem schwierigen und mühevollen Unternehmen einer Zeitungsgründung im feindlichen Lager nicht leider einen guten Theil seiner Gesundheit zugesetzt, so würde die bayerische Fortschrittspartei an ihm einen allen Prüfungen gewachsenen Führer haben. Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß er die eigentliche Feder des Nationalvereins ist, dessen politische Jahresberichte, gleichwie die Mehrzahl seiner Erklärungen über Tagesfragen von Braters Hand sind. Aber der bloße Eintritt schon war ein Act unerschrockenen Muthes und gleichzeitig kühler Ueberlegung, dessen nicht Viele fähig gewesen wären. Barth und Völk wagten nicht desgleichen zu thun, obwohl sie inmitten einer ungleich bessergesinnten Bevölkerung lebten; und Crämer, der den Schritt mitthat, konnte ihn seiner localen und politischen Stellung nach bei weitem eher thun. Konnte Brater doch kaum eine Miethwohnung in ganz München finden, als es ruchbar geworden war, daß er dem „Preußenverein" beigetreten! Aber ein kurzes Jahr genügte, um der von ihm geleiteten Zeitung selbst in München Achtung und ängstliche Aufmerksamkeit zu verschaffen. Freilich war diese Thätigkeit so aufreibend, daß er nach dritthalb Jahren darauf verzichten mußte, selbst zu redigiren, wo dann die Verlegung nach Frankfurt zu einer factischen Nothwendigkeit wurde. Seine schwankende Gesundheit hat Brater nicht abgehalten, jetzt die Leitung des Wahlfeldzugs zu übernehmen. Es fand sich kein anderer tauglicher Mann, und so trat er, von seinem lebendigen Pflichtgefühl gedrängt, in die Lücke. Man sagt nicht zu viel, wenn man prophezeit, daß unter seiner ebenso taktvollen als energischen Leitung die Wahlen für die deutsche Fortschrittspartei ein so gutes Ergebniß liefern werden, wie es unter den gegebenen widerwärtigen Umständen irgend möglich ist. Eine nächste Neuwahl mag dann in besseren Tagen den Rest thun.

William Pitts Leben von Lord Stanhope.

Vier Bände. London 1861—62.

Es ist auffallend, daß wir bisher noch keine Biographie von William Pitt, dem letzten der großen Dynastie britischer Staatsmänner des achtzehnten Jahrhunderts, besaßen, die des Namens werth war. Das Werk von Bischof Tomlier, dem Erzieher und spätern Günstling Pitts ist eine kritiklose und weitschweifige Compilation, die nur dadurch Bedeutung erhielt, daß dem Verfasser sämmtliche Papiere des Ministers nach dessen testamentarischer Verfügung zu Gebote standen; erst Lord Stanhope verdanken wir eine unparteiische und würdige Geschichte des großen Sohnes Chathams. Der Verfasser der Geschichte Englands vom utrechter bis zum versailler Frieden war hierzu vorzugsweise geeignet, er kannte die ganze Zeit genau und hatte seine historische Feder bewährt, er war auch durch seine Verwandtschaft mit Pitts Familie in der Lage, viele merkwürdige unbekannte Schriftstücke zu benutzen. Das Werk umfaßt vier starke Bände, wie es denn auch kaum möglich, das Leben Pitts kurz zu erzählen, denn seine Geschichte ist die Geschichte der Regierung seines Landes, ja seiner Zeit. Der Biograph ist also genöthigt, auf die ganze Epoche der französischen Revolution einzugehen, ohne doch seiner Darstellung die objective Gründlichkeit geben zu können, welche sie erst zu einer wirklichen Geschichte machen würde. Außerdem besitzt aber Lord Stanhope nicht die Kunst des Verfassers des Agricola, er bietet keine in sich abgerundete Erzählung des Lebens Pitts, sondern vielmehr Denkwürdigkeiten des großen britischen Staatsmanns, bei denen er oft über geringfügige Dinge in ermüdende Breite geht, er ist mit einem Wort mehr biographischer Annalist als Biograph. Aber als Quelle der Zeitgeschichte ist sein Werk eine wahre Fundgrube und ebenso unparteiisch als zuverlässig gehalten. Wir wollen versuchen, ohne ihm in die Einzelheiten zu folgen, ein Gesammtbild seines Helden zu gewinnen.

William Pitt, der zweite Sohn Lord Chathams, ward am 28. Mai 1759 geboren. Frühzeitig reif, zeigte er eine große Lernbegierde und überholte seinen ältern Bruder rasch. Lady Holland, die Mutter von Fox, sagte von dem achtjährigen Knaben voraus: „dies kluge Kind wird ein Dorn in Charles Seite sein." — Er selbst scheint früh eine Ahnung seines Berufs zu haben, denn schon als sein Vater Peer wurde, äußerte er: „ich freue mich, daß ich nicht der älteste Sohn bin, ich will im Haus der Gemeinen sprechen, wie Papa!" Mit vierzehn Jahren schrieb er eine Tragödie, die nach Macaulays Urtheil zwar sehr schlecht, aber dadurch merkwürdig ist, daß sie aus lauter Politik be-

steht. Die Classiker begriff er so schnell, daß nach dem Ausspruch seines Lehrers er nicht zu lernen, sondern sich an Gelerntes zu erinnern schien. Chatham erkannte die großen Gaben seines Sohnes und beschäftigte sich vorzugsweise mit ihm, in der Absicht, sich in ihm einen Nachfolger zu erziehen; er ließ ihn aus Livius und Sallust übersetzen und übte ihn in der Diction durch Recitiren aus Shakespeare und Milton. Bezeichnenderweise liebte William besonders im verlorenen Paradiese jene große Episode des Höllenparlaments, wo die abgefallnen Geister unter Belials Vorsitz im Pandämonium berathen. Diese Studien setzte er eifrig im Cambridge fort, er verschmähte es künstliche lateinische Verse zu machen, aber las Thucydides und Polybius und schärfte seinen Geist durch die Mathematik, für die er stets eine Vorliebe bewahrte. Seine zarte Gesundheit, die große Besorgniß erregte, befestigte sich inzwischen durch körperliche Uebungen, und er ging unmittelbar von der Universität ins Parlament, indem er Anfang 1781 mit zweiundzwanzig Jahren Vertreter des Burgfleckens Appleby ward. Am 24. Februar hielt er seine Jungfernrede, bei der Wilberforce rief: „er beginnt wie sein Vater als fertiger Redner, ich zweifle nicht, daß er einst der erste Mann seines Landes sein wird“ und Burke meinte, als jemand Pitt einen Spahn vom alten Block nannte, „bei Gott, kein Spahn, er ist der alte Block selbst.“ Diesen Leistungen stand ein entsprechendes Selbstbewußtsein des jungen Mitgliedes zur Seite. Als bald darauf die Uebergabe von Yorktown den Fall des Ministeriums als nahe bevorstehend erscheinen ließ, erklärte er im Parlament, er könne zwar nicht erwarten, einen Platz in der neuen Verwaltung zu erhalten, aber sei nicht gesonnen, eine untergeordnete Stellung anzunehmen. Als ihm nachher der Posten eines Vicekanzlers von Irland mit fünftausend Pfd. St. Gehalt geboten ward, schlug er ihn aus und zog vor mit einem kärglichen Einkommen von dreihundert Pfd. St. unabhängig zu bleiben, er war entschlossen, nur als Minister seinem Lande zu dienen und er sollte nicht lange darauf warten. — Die Anmaßung von Fox, dem König den unbedeutenden Herzog von Portland als Premier aufzudrängen, stürzte den glänzenden Chef der Whigs, unter dem Beifall der öffentlichen Meinung, die, wie Walpole schreibt, es zu stark fand, daß einige große Familien nicht nur das erbliche Recht beanspruchten ein Haupt zu wählen, sondern auch ein Haupt ohne Zunge. — Lord Shelburne ward Premier und Pitt unter ihm Schatzkanzler, aber gegen das Ministerium bildete sich eine Coalition, welche trotz ihrer innern Unnatur ihm die Regierung unmöglich machte. Fox verband sich mit seinem alten Gegner Lord North, den er als Feind des öffentlichen Wohles Jahre lang in der Sache des amerikanischen Kriegs bekämpft, ja dessen Kopf er gefordert hatte. Es half wenig, daß Pitt den zögernden Shelburne zur Unterzeichnung der Friedenspräliminarien bewog, eine compacte Majorität des Hauses blieb feindlich, und die Redner der Opposition, deren Thema bisher

war, daß der amerikanische Krieg England zu Grunde richte, klagten jetzt über den verderblichen Frieden. Pitt erkannte, daß das Gewicht der Gründe hier ohnmächtig gegen das Parteiinteresse sei; in einer stolzen und gewaltigen Rede setzte er zuerst ausführlich die Vortheile des Friedens auseinander, brach dann aber plötzlich ab und rief: „Doch was halte ich die Aufmerksamkeit zwecklos hin, es ist ja nicht der Friedensvertrag, den die Gegner tadeln, ihr Bestreben geht nur darauf aus, den Grafen von Shelburne zu stürzen, das ist der Gegenstand der unnatürlichen Coalition, auf die ich angespielt. Ist aber diese schmachvolle Verbindung noch nicht vollendet, ist diese Unglück weissagende Ehe noch nicht geschlossen, so thue ich im Namen des öffentlichen Wohles Einspruch gegen das Aufgebot." Das Ministerium ward geschlagen, aber der König gab nicht sogleich nach, auf den Rath von Dundas entließ er zwar Shelburne, bot aber Pitt dessen Stelle an. Der Posten eines Ministerpräsidenten hatte sicher für einen vierundzwanzigjährigen Mann etwas höchst Verlockendes, aber Pitt ward nicht geblendet, er bat sich ruhig Bedenkzeit aus, der König drang lebhaft in ihn, gewährte ihm freie Wahl seiner Collegen, aber Pitt konnte nicht die Ueberzeugung gewinnen, daß auf eine Majorität zu rechnen sei und lehnte ab. Als so wichtig aber galt er schon damals, daß, als nun der König sich zu Fox und North bequemen mußte, diese doch noch einen Versuch machten, Pitt zu gewinnen, aber er erklärte sich unabhängig, er werde sich zurückhalten und die Partei nehmen, die ihm im einzelnen Falle Recht zu haben scheine.

Lord Thurlow hatte dem König gesagt, das beste Mittel die Coalition zu stürzen, sei, ihr die Regierung zu geben, und er behielt Recht. Fox' Regierung sollte nicht lange dauern, er fiel durch seine berühmte Indiabill. Die Mißregierung in Indien war durch die Gewaltmaßregeln der englischen Proconsuln zu einem erschreckenden Grade gediehen, dazu herrschte durch die Uneinigkeit von Directoren, Eigenthümern und Cabinet vollkommne Anarchie in der Leitung der innern Angelegenheiten. Schon Chatham hatte den Plan einer großen Reform dieser Verhältnisse gefaßt, Fox nahm diese Idee in umfassenderer Weise wieder auf. Von dem unzweifelhaft richtigen Gesichtspunkt ausgehend, daß Indien unter die Botmäßigkeit der englischen Regierung gebracht werden müsse, schlug er vor, eine Behörde von sieben Directoren zu bilden, denen die Macht der bisherigen Directoren der Gesellschaft übertragen werden solle, ihnen zur Seite sollten acht andre stehen, um die Handelsbeziehungen der Eigenthümer unter ihre Obhut zu nehmen. Alle funfzehn sollten auf vier Jahre vom Parlament ernannt werden, später sollte die Ernennung der Directoren der Krone zufallen. Man ist zu weit gegangen, wenn man in der Bill nichts weiter als ein Parteimanöver hat sehen wollen, wodurch Fox die Oberhoheit der Whigaristokratie über den König habe sichern wollen, aber es zeigt sich dabei die für diesen Staatsmann so charakteristische Mischung von

humanen Tendenzen und Parteiabsichten. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die schreienden Mißbräuche in Indien der Beweggrund für ihn waren, die Sache anzufassen; man möchte ihn fast einer edlen Unvorsicht zeihen, ein so gewaltiges Werk mit den ungenügenden Kräften des Coalitionscabinets unternommen zu haben. Aber die Gestalt der Maßregel, die er vorschlug, war rein den Parteizwecken unterworfen. Wenn die Krone später das Recht haben sollte, die Directoren zu ernennen, warum es ihr nicht gleich geben? Die Ernennung durch das Parlament warf die ganze Patronage von Indien auf eine Generation in die Hände der Whigs. Fox wußte, daß der König ihn und seine Freunde nur gezwungen zu Ministern genommen, er wollte sich daher eine sichere Citadelle bauen, wohin sie sich unbekümmert um die königliche Gnade zurückziehen konnten, und gedachte so eine Patronage in sichere Hände zu spielen, mit der sie jedem Ministerium einen schweren Stand bereiten konnten. Je tiefgehender diese Reform war, desto einschneidender verletzte sie die Interessirten, und mit ihnen verbanden sich Fox's politische Gegner, vor allen der König zu seinem Sturze. Georg der Dritte, obwohl beschränkt, hatte doch jenen gewissen Blick, den der Besitz der Macht gibt; er glaubte, daß das Gelingen des foxschen Planes seiner eigenen moralischen Abdankung gleich käme, und er, der sein ganzes Leben dafür gearbeitet, sich von der Suprematie der Whigs frei zu machen, war nicht gesonnen, ihnen jetzt freies Spiel zu lassen. Nachdem die Bill im Unterhaus gesiegt, fiel sie bei den Lords, als Georg der Dritte jeden Peer, der dafür stimme, für seinen persönlichen Feind erklärt hatte. Nunmehr ward Pitt, der bei diesem Schritt des Königs ganz unbetheiligt gewesen, mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt, und von hier an beginnt seine Regierung, die er mit einer zweijährigen Unterbrechung bis an den Tod führte. Er fand sich, als er mit vierundzwanzig Jahren zum höchsten Posten des Staates berufen ward, von großen Schwierigkeiten umgeben. Die Finanzen waren nach einem langen unglücklichen Kriege tief zerrüttet, England stand ohne einen Alliirten in Europa der kaum anerkannten amerikanischen Union zweifelhaft gegenüber; vor Allem aber hatte er im Unterhause eine geschlossene Mehrheit gegen sich, welche von den glänzendsten Führern geleitet war. Als eine Neuwahl für Appleby beantragt ward, weil der Ehrenwerthe William Pitt den Posten des ersten Lords der Schatzkammer angenommen, entstand ein schallendes Gelächter. Der junge Premier schwieg stolz und wies nur den Vorwurf zurück, auf einer Hintertreppe zur Macht gekommen zu sein. „Ich bin ins Cabinet des Königs getreten, als Se. Majestät mich rufen ließ und werde niemals so feig sein, unter dem versteckten Einfluß Andrer zu handeln, was ich der Krone rathe, werde ich hier vertreten.“ Als die Opposition merkte, daß es Ernst sei, protestirte sie gegen das Ministerium sowie gegen eine Auflösung des Hauses und beschloß eine Adresse, daß die gegenwärtige Verwaltung

das Vertrauen des Hauses nicht habe. Aber Fox übereilte sich, indem er auf diese Weise unzweifelhafte Prärogative der Krone in Frage stellte, der König wies die Adresse zurück und die Opposition verfuhr sich immer mehr in heftigen Motionen, bei denen ihre Majorität allmälig schmolz, bis sie auf 191 gegen 190 stand. Als Budget und Armee bewilligt waren, löste Pitt das Parlament auf. Er hatte die öffentliche Stimmung richtig beurtheilt, schon vorher hatte die City ihm als Demonstration das Ehrenbürgerrecht verliehen, seine persönliche Uneigennützigkeit, mit der er eine vacante Sinekure, die jeder andre Minister für sich behalten hätte, eingehen ließ, schaffte ihm allgemeine Anerkennung. „Es ist," sagte Jemand, „die Handlung eines Mannes, der fühlt, daß er auf einem hohen Berge vor den Augen des Landes steht, welches er regieren soll." Die Coalition hatte die eifrigsten Tories von North, die eifrigsten Whigs von Fox entfremdet, und ihre Parteitaktik ward im Volke scharf getadelt, bei den Wahlen verloren sie eine Reihe der wichtigsten Plätze. Vergeblich trat sogar der Prinz von Wales öffentlich mit Fox's Farben auf, vergeblich suchte die schöne Herzogin von Devonshire bei den Krämern von Westminster für den Mann des Volkes zu werben. (Westminster goes on well, in spite of the Duchess and the other Women of the People, schrieb Pitt.) Bei der Adreßdebatte ward die Opposition mit 282 gegen 114 geschlagen. Auf diese Mehrheit gestützt, nahm Pitt die schwebenden Angelegenheiten in die Hand. „Bisher haben wir nur von einem Tag zum andern gelebt," schrieb er, „jetzt wollen wir die Geschäfte ernstlich anfassen." Er hatte bereits beim Antritt seines Amtes eine neue Indiabill entworfen, für welche er die Zustimmung der Eigenthümer und Directoren gewonnen, er schlug vor, für die politische Regierung Indiens einen Rath zu bilden, dessen Mitglieder unter dem Vorsitz eines Staatssecretärs und des Schatzkanzlers vom König aus dem Geheimen Rath ernannt werden sollten, während alle Bestimmungen über den Handel der Gesellschaft überlassen blieben. Er erklärte diese Bill selbst für unvollkommen, setzte aber hinzu, daß jede Art ein solches Reich zu regieren nach der politischen Theorie irrationell und im besten Falle unbequem für das Mutterland, hart für die Colonie sein müsse, und behauptete, daß dies nach sorgfältiger Prüfung aller Betheiligten die einzige Weise sei, wie sich die Achtung vor wohlerworbenen Privatrechten mit einer wirklichen Verbesserung der Regierung vereinigen lasse. Die Maßregel ging mit großer Mehrheit durch, und bis 1858 ist die Regierung Indiens nach Pitts Reform geführt worden.

Die zweite große Aufgabe, die dem jungen Premier oblag, war die Herstellung der Finanzen. Die schwebende Schuld war übermäßig angeschwollen, die Consols standen 56, und trotz des Friedens war ein Deficit von zwei Millionen Pfd. St. für das laufende Jahr. Pitt faßte das Uebel an der Wurzel. Die hohen Zölle hatten einen ungeheuren Schmuggel groß gezogen, vor Allem

beim Thee, der vor hundert Jahren von Locke noch als ein „ausländisches Getränk, das in londoner Kaffeehäusern zu finden“ bezeichnet, die allgemeinste Verbreitung gefunden hatte. Von dreizehn Millionen Pfund, die ungefähr gebraucht wurden, waren nur $5^1/_2$ Millionen verzollt, um die ganze Differenz kam die Staatskasse durch ein organisirtes System des Schleichhandels. Pitt schlug nun vor denselben abzuschneiden, indem er den Theezoll so herabsetzte, daß der Schmuggler durch den Gewinn nicht mehr gereizt werden könne. Er hoffte aber auch davon abgesehen, die Einnahme durch Verminderung der Zölle zu heben; dies Princip, heute allgemein geläufig, schien damals sonderbar, und Pitt mußte gestehen, als er sich zu dieser Lehre von Adam Smith bekannte, sie klinge sehr parador. Aber der Erfolg rechtfertigte seine Voraussicht vollkommen; die Einfuhr, welche 1782 9,714,000 Pfd. St. betrug, stieg 1790 auf 19,130,000 Pfd. St.; von Thee allein wurden statt $5^1/_2$ Millionen Pfund 22 Millionen verzollt, die Ausfälle des regelmäßigen Budgets wurden durch neue Abgaben gedeckt, welche eine weitere und gleichmäßigere Heranziehung der Steuerkräfte bezweckten, und die schwebende Schuld ward durch ein Anlehen consolidirt. Bei letzterem beseitigte er den bisher allgemeinen Mißbrauch, Parlamentsglieder bei den Unterzeichnungen zu bevorzugen, er schlug die Schuldverschreibungen einfach dem Meistbietenden zu. Aber er blieb hierbei nicht stehen, sondern führte seine Idee aus, den Handel mit Frankreich auf eine bessere Grundlage zu stellen. Es geschah durch den Vertrag, den Mr. Eden nach großen Schwierigkeiten am 26. September 1787 zu Stande brachte. Pitt konnte hierbei nicht daran denken, das smithsche Freihandelssystems zu verwirklichen, ihm war es darum zu thun, die Zolleinkünfte durch vermehrten Verkehr zu heben, und deshalb ging er vornämlich darauf aus die Zölle zu beseitigen, welche einem Einfuhrverbot gleich kamen, es galt also den Erzeugnissen Frankreichs einen Markt in England zu öffnen und die britischen den Franzosen zugänglich zu machen. Das Princip der Gegenseitigkeit kam in diesem Vertrage zum ersten Male zur Geltung. „Wir sind,“ sagte er, „durch diesen Vertrag übereingekommen, zu niedrigen Zöllen den Ueberfluß von Frankreichs Bodenerzeugnissen, Wein, Oel, Spirituosen u. s. w. zu nehmen, welche unsre Cultur uns nothwendig gemacht hat, und sichern dagegen unsern Manufacturen einen Absatz in Frankreich.“ — Und ein solcher Verkehr sollte uns (wie die Opposition behauptet) wehrlos gegen unsere Nebenbuhler machen? Nehmen wir auch an, daß der Friede nur eine kurze Zeit daure, wird nicht eine durch vermehrten Verkehr bereicherte Nation besser im Stande sein, ihren Feind abzuwehren? und wird nicht die Ausdehnung des Handelsverkehrs gerade die Wahrscheinlichkeit des Krieges vermindern? — Auf die Behauptung von Fox, daß Frankreich der natürliche Feind Englands sei, auf die bittern Worte, daß Chathams Schatten sich zürnend gegen seinen Sohn erhebe, er-

widerte derselbe stolz, die Idee einer natürlichen Feindschaft sei an sich kindisch, der Vertrag ward mit 236 gegen 116 Stimmen angenommen. Die Revolutionskriege unterbrachen die praktische Beweisführung für seine großen Wahrheiten, und erst in unsern Tagen sind beide Länder aus dem verbitterten Tarifkriege, der die Continentalsperre um mehr als funfzig Jahre überdauerte, zu einem gesunden Verkehrssystem übergegangen, so wenig aber sind noch die schutzzöllnerischen Trugschlüsse verschwunden, daß man dieselben widersinnigen Gründe, mit denen die Opposition Pitts Vertrag bekämpfte, noch heute täglich von der Augsburger Allgemeinen Zeitung gegen den französisch-preußischen Vertrag wiederholen hört.

Pitt stand jetzt mit sechsundzwanzig Jahren auf einer Höhe der Macht, wie sie kaum jemals ein englischer Minister besessen, da drohte einer der beiden Pfeiler zu wanken, auf die er sein stolzes Gebäude gegründet, beim König zeigten sich plötzlich Spuren einer Geistesstörung, er ward unfähig die Regierung weiter zu führen. Ein heftiger Streit erhob sich über die Regentschaftsfrage, Fox behauptete, daß der Prinz von Wales aus eignem Recht und ohne jede Beschränkung sofort als Regent einzutreten habe, Pitt bestritt das persönliche Recht des Thronfolgers nicht, aber erklärte das Parlament für competent, demselben in der Ausübung der königlichen Prärogative gewisse Beschränkungen aufzuerlegen. Es war ein wunderbarer Wechsel der Rollen; Fox der Mann des Volkes stützte sich auf das Princip von Gottes Gnaden, Pitt der Conservative vertheidigte den Satz, daß das königliche Recht nur mit Zustimmung des Parlaments geübt werden könne. Aber während bei Fox die persönlichen Motive offen zu Tage lagen, da er als Freund des Prinzen darauf rechnen durfte sein Minister zu werden, war die Politik Pitts im hohen Grade uninteressirt. Man hielt die Genesung des Königs für unmöglich und Pitts Freunde wurden wankend, ja sein eigner College, der Lordkanzler Thurlow, suchte durch geheime Verhandlungen mit Fox sich unter dem Regenten möglich zu erhalten, Pitt aber schwankte keinen Augenblick, er wußte, daß er nicht mit Würde unter dem Prinzen Minister bleiben könne, und entgegnete auf alle Angriffe ruhig: „Ich habe gesucht meine Pflicht gegen König und Land zu erfüllen, habe ich dabei das Vertrauen Sr. Königl. Hoheit verloren, so ist mir das sehr schmerzlich, aber ich werde mein Verfahren niemals bereuen.“ — Der Kampf, in dem Pitt vorläufig wenigstens, d. h. für die Beschränkungen, die er dem Regenten auferlegen wollte, jedenfalls Sieger geblieben wäre, schwankte noch unentschieden, als der König wieder genas. Das allgemeine Dankfest, welches dafür im ganzen Lande mit großer Begeisterung gefeiert ward, bezeichnet Macaulay als den Höhepunkt von Pitts Macht, von da an, meint er, sei die Ebbe eingetreten. Man könnte die Vorboten derselben schon früher suchen; denn bereits in dem Augenblick, wo sich seine großen Pläne glänzend bewährten,

wo schon 1786 an die Stelle des Deficits ein Ueberschuß von einer Million Pfd. St. trat, begannen seine Niederlagen in wichtigen innern Fragen. Es ist in der That ein tragisches Schicksal, daß Pitt, der seine Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfolger so weit übersah, daß alle Reformen, die in den letzten dreißig Jahren verwirklicht sind, von ihm schon beabsichtigt oder gar versucht worden, seine Maßregeln, mit Ausnahme der Indiabill entweder nicht durchführen oder aber nicht aufrecht erhalten konnte. So war es mit der Parlamentsreform, der Aufhebung der Testacte, dem Verbot des Sklavenhandels, so mit dem Freihandelssystem und dem Tilgungsfond für die öffentliche Schuld. Daran war theils der Widerstand des Königs und der Tories, theils die auswärtige Politik Schuld.

Bereits Chatham hatte eine Parlamentsreform durch Vermehrung der Grafschafts- und Städtemitglieder für nöthig gehalten, und sein Sohn nahm diese Ansicht praktisch auf. Er brachte 1785 eine Bill ein, wonach sechsunddreißig Burgflecken ihr Wahlrecht an London und die großen Grafschaften abtreten und auch die Pächter stimmberechtigt werden sollten. Wie bei einem Hause vorauszusehen, in dem die rotten boroughs so stark vertreten waren, ward der Vorschlag mit 248 gegen 174 Stimmen verworfen. Pitt glaubte nach dieser Probe, daß es nur durch einen starken Druck der öffentlichen Meinung möglich sein würde eine derartige Maßregel durchzusetzen, und er hatte darin, wie die Ereignisse von 1831 gezeigt, Recht; wenn er später (1800) sich gegen jede Reform erklärte, so fügte er dabei ausdrücklich hinzu, daß alle Ansichten unvermeidlich der Zeit und Umständen unterworfen seien. Die neuesten Theorien von Verfassungen, die so furchtbare Folgen auf dem Continente gehabt und doch Bewundrer in England gefunden hätten, ließen ihn es für einen verwegenen Versuch halten, irgend etwas an der englischen Verfassung zu ändern, welche in den Stürmen allein rein und unerschüttert erhalten sei.

Eine zweite Niederlage erlitt Pitt in seinen Bemühungen, den gedrückten Zustand Irlands zu erleichtern. Das Land sollte seiner Meinung nach keinen Grund mehr haben, seine Interessen als von denen Englands getrennt zu betrachten, aber bereits seine ersten Maßregeln scheiterten an dem beschränkten Widerstande des irländischen Parlaments, nachdem er sie mit Mühe in London durchgesetzt. Es rächte sich schwer, daß die Krankheit nicht geheilt war; denn sie brach später in offenen Aufstand aus und machte Irland bei dem Kriege mit Frankreich zum wundesten Punkte des britischen Reiches. Unsäglich war das Elend, welches in Aufständen, Landungen und Niederwerfung des Widerstandes über die unglückliche Insel kam. Die Vollziehung der Union erleichterte seine Lage etwas, aber einmal gelang sie doch nur durch sehr unlautere Mittel, namentlich durch einen förmlichen Stellen- und Titelhandel, sowie Entschädigungen oder Bestechungen im Belaufe von $1^1/_2$ Millionen Pfd. St. als

Preis der Zustimmung der Mitglieder des dubliner Parlaments, andrerseits fiel die Hauptfrage, die Emancipation der Katholiken zu Boden, und als Pitt zwei Jahre darauf sich gedrungen fühlte, dennoch Erleichterungen für die Katholiken zu beantragen, stürzte dies sein Ministerium, weil die Bigotterie des Königs nichts davon hören wollte, man hatte ihm eingeflüstert, es sei gegen seinen Königseid.

So konnte Pitt kaum den Vers der Aeneide anwenden, mit dem er seine große Rede über die Union schloß — paribus legibus. Invictae gentes alterna in foedera mittant; aber er konnte allerdings in derselben Rede sagen, daß bei den gegenwärtigen außerordentlichen Zuständen das zu gewähren gefährlich sei, was er früher selbst gewünscht. „Diese Frage (die Emancipation) werde früher oder später discutirt werden und zwar mit weit größerer Sicherheit in einem vereinigten Gesammtparlament als in getrennten Versammlungen. Aber auch die Aufhebung der Testacte für die protestantischen Dissenter mußte Pitt aufgeben, obwohl er lebhaft dafür war und dieselben zu seinen wärmsten Freunden gehörten, weil die Bischöfe im Oberhause sich jeder Aenderung heftig widersetzten. Später änderte Pitt auch hier seine Ansicht und widersetzte sich aufs entschiedenste jedem Versuch, an der Testacte zu rütteln.

Der großen Maßregel, die Wilberforce zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte, der Aufhebung des Sklavenhandels, war Pitt warm zugethan, er brachte sie zuerst vor das Unterhaus und war mit Fox, Burke und Andern darin einig, aber trotz seiner Unterstützung machte die Sache keine Fortschritte, der Kanzler Lord Thurlow und der König waren ihr ungünstig, das Interesse Liverpools. das bei dem Menschenhandel vorzüglich interessirt war, fand Vertreter bei den Lords, und selbst im Unterhause war der Antrag auf Abschaffung nur mit der Clausel „allmälig" durchzusetzen. Erst drei Jahre nach Pitts Tode war die große Maßregel endgiltig beschlossen.

Waren es bei diesen Fragen wesentlich Hindernisse persönlicher und Partei interessen, welche Pitts Absichten vereitelten, so fiel Pitts freisinnige Handelspolitik durch die auswärtige Politik. Die erstere war wesentlich auf den französischen Handelsvertrag gestützt und war nicht durchzuführen, als der Krieg gegenseitige Einfuhrverbote hervorrief. Aber nicht nur die Grundsätze gab er auf, wegen deren Verbreitung er Adam Smith 1792 so laut gepriesen, sondern er ging trotz der dringenden und klaren Auseinandersetzungen von Lord Grenville vollständig in das Labyrinth der Korngesetze, welche so großes Elend über die untern Volksclassen Englands gebracht haben und erst 1842 fielen.

Durch den Krieg mit Frankreich wurden auch Pitts Absichten vereitelt die öffentliche Schuld abzutragen, aber es lag seinem ganzen Plane des Tilgungsstammes ein principieller Fehler zu Grunde. Unter Karl dem Ersten hielt das Parlament eine Schuld von 800,000 Pfd. St. für unerträglich, heute ist die Schuld

über 800 Mill. gestiegen, ihre Zinsen machen $^1/_3$ der Staatseinnahmen aus, aber das Land trägt die Last leicht und weiß, daß sie ein unvermeidlicher Tribut für seine Größe ist. Im vorigen Jahrhundert dagegen wurde das Anschwellen der Schuld von allen denkenden Staatsmännern mit Schrecken beobachtet, und als sie nach dem amerikanischen Kriege auf 250 Mill. Pfd. St. gekommen war, hielt man es für durchaus nöthig, Anstalten zu ihrer Verminderung zu treffen. Es war auch sicher ungemein richtig, daß Pitt, als er sah, wie leicht das Land sein neues Steuersystem trug, den Ueberschuß als einen festen Tilgungsstamm anlegte. Aber er hielt nicht den Grundsatz fest, daß man Schulden eben nur mit einem Ueberschuß vom Einkommen bezahlen kann und daß, wenn in dem regelmäßigen Einnahmebudget ein Deficit ist, es nichts hilft der Tilgungskasse Summen zu überweisen, die man nur durch neue Anlehen erhalten kann. Pitt folgte bei seinem Plane wesentlich dem Dr. Price, der verlangte, man solle eine Summe auf Zinseszinsen anlegen und fortwachsen lassen, bis sie die ganze Schuld decke. Hierbei war mit einem Wort Geld und Capital verwechselt, man schrieb ersterem die Kraft zu, sich aus sich selbst zu vergrößern und übersah, daß der Tilgungsstamm sich nur wirklich vergrößern konnte, wenn Ueberschüsse da waren, indem er einzig aus Steuern genährt wurde. Reichten die Steuern nicht hin, die laufenden Ausgaben und die Zinsen der alten Schuld zu decken, so nutzte es nichts, die Tilgungskasse mit erheblichen Summen jährlich zu dotiren, denn diese konnten nur aus neuen Schulden genommen werden, welche durch verstärkte Auflagen verzinst werden mußten. Es war ein bloßes Umschreiben, wodurch nichts gespart wurde, wohl aber große Summen für Verwaltungskosten unnütz ausgegeben wurden. Die Operation verursachte, um es kurz zu sagen, dem Lande während der Periode der großen Anlehen 1794—1816 einen jährlichen Verlust von $^1/_2$ Mill. Pfd. St., und der einzige Vortheil, den Pitt davon hatte, war, daß, weil alle Welt für den Tilgungsstamm eingenommen war und ihm aus mangelnder nationalökonomischer Einsicht eine mysteriöse Kraft zuschrieb, er die neuen Anlehen zu weniger unvortheilhaften Bedingungen machen konnte. — In Beziehung auf dieses Capitel theilte Pitt also die irrigen Ansichten seiner Zeitgenossen, aber es waren wesentlich die ungünstigen Verhältnisse der auswärtigen Politik, welche seinen principiellen Irrthum zu Tage kommen ließen. Auf diese Verhältnisse, welche die zweite Hälfte von Pitts Laufbahn ausfüllen, müssen wir hier etwas näher eingehen. In der Zeit nach dem Frieden von Versailles und vor der französischen Revolution herrschte verhältnißmäßige Stille in den auswärtigen Verhältnissen, bei den Unruhen in Holland hatte Pitt einen Defensivvertrag mit Preußen und dem Statthalter geschlossen, der indessen durch den raschen Erfolg des Einmarsches von Friedrich Wilhelm dem Zweiten nicht zur Ausführung kam. Der Schritt war weise, und ebenso benahm sich Pitt bei den Differenzen

mit Spanien über den Notka Sund mit großer Einsicht und Energie, denen der Erfolg nicht fehlte. Bei der späteren Frage der Rüstung gegen Rußland und für die Türkei mußte er zwar der Opposition nachgeben, war aber gewiß im Rechte und zeigte der englischen Politik den Weg, der russischen Eroberungssucht entgegenzutreten, aber von ganz anderer Tragweite war der Kampf mit dem revolutionären Frankreich, und wir meinen, daß Pitt demselben doch nicht gewachsen war. Es braucht nicht erst bewiesen zu werden, daß er keine eingeborne Feindschaft gegen Frankreich hatte, sein Handelsvertrag beweist dies ebenso als seine ersten Aeußerungen über die Revolution. Pitt schloß sich weder dem Enthusiasmus an, mit dem Fox die Erstürmung der Bastille begrüßte, noch theilte er den Abscheu Burkes gegen die pariser Vorgänge. Noch 1790 meinte er im Parlament, die gegenwärtigen Zuckungen in Frankreich müßten früher oder später in allgemeiner Harmonie und regelmäßiger Ordnung enden. Wenn Frankreich die rechte Freiheit erhalte, werde es eine der glänzendsten Mächte Europas werden, und er könne die Franzosen nicht um Gefühle beneiden, die jedem britischen Unterthanen eigen seien. Noch am Ende desselben Jahres wies er seinen officiösen Beobachter in Paris, Mr. Elliot, an, den Ministern des Königs keinerlei directe oder indirecte Versicherungen zu geben, die über das Versprechen strictester Neutralität hinausgingen, welche England den innern Zerwürfnissen gegenüber beobachten werde.

Bei dem großen Streit zwischen Fox und Burke, der mit dem Bruche beider endete, hielt Pitt sich neutral, bedauerte aber die heftigen Ausfälle des Letztern gegen die Machthaber in Frankreich, wenngleich er sich seiner Ansicht mehr als der von Fox zuneigte, und noch Anfang 1792 schlug er dem Parlamente Steuererleichterungen von 200,000 Pfd. St. vor; denn wenn man auch nicht mit Sicherheit auf die Dauer der gegenwärtigen Prosperität rechnen könne, so sei doch in der Geschichte Englands kein Beispiel, wo man nach der Lage Europas mit mehr Recht auf einen funfzehnjährigen Frieden rechnen könnte, als im gegenwärtigen Augenblick. So sprach Pitt kurz vor dem Ausbruch des größten Krieges, den England je geführt! Noch ehe ein Jahr vergangen, hatten die Agitationen der französischen Terroristen in England, die Hinrichtung Ludwigs des Sechzehnten und zuletzt die einseitige Kriegserklärung der Republik dem Frieden ein Ende gemacht, am 24. Januar 1793 erhielt der französische Gesandte ein Order in Council, das englische Gebiet binnen acht Tagen zu verlassen.

Hiermit beginnt die zweite Periode von Pitts Ministerherrschaft, die, wie sich schwerlich läugnen läßt, weit hinter der ersten zurücksteht. Das schärfste Urtheil hat vielleicht Macaulay in dieser Hinsicht gefällt, der ihn einen Stümper in der auswärtigen Politik nennt, welcher die englischen Armeen zum Gegenstand des Gelächters für Europa gemacht, während er die Freiheiten der

englischen Verfassung auf eine unerhörte Weise durch Ausnahmegesetze beschränkte. — Uns scheint dieser Tadel weit über das Maß hinauszugehen und sich durch den entgegengesetzten Vorwurf, den ihm derselbe Historiker macht, fast zu widerlegen, nämlich den, daß, wenn Pitt den Krieg mit Frankreich überhaupt habe aufnehmen wollen, er ihn dann auch im Sinne Burkes als einen Principienkrieg hätte führen müssen. Was dies Letztere anbetrifft, so hätte ein Krieg in diesem Sinne aufgefaßt noch weit erbitterter und blutiger nach außen wirken und nach innen in noch viel höherem Grade alle freiheitlichen Regungen unterdrücken, alle Reformen verhindern müssen. So wie wir jetzt auf den Schultern der Ereignisse stehend urtheilen, wäre es für England wie für das Ausland gewiß die richtige Politik gewesen, den revolutionären Krater in sich ausbrennen zu lassen, es hätte nur mit der tiefsten Zerrüttung und Erschöpfung der Kräfte Frankreichs enden können. Sollte aber der Krieg geführt werden, und es läßt sich nicht läugnen, daß nur ein ganz ungewöhnlicher Grad von staatsmännischer Einsicht den französischen Herausforderungen widerstehen konnte, so mußte er in dem Geiste geführt werden, in dem Pitt es that, indem man den hochfliegenden Theorien der revolutionären Fanatiker das Gewicht der politisch-militärischen praktischen Interessen entgegensetzte. Das Ziel erkannte Pitt richtig, aber der Vorwurf trifft ihn allerdings, daß er die Mittel zum Zweck nicht zu wählen wußte. Wir wollen ihn nicht deshalb tadeln, daß er die Details der Ausrüstung einer Armee nicht verstand, wir wollen ihm so wenig die einzelnen Niederlagen zum Vorwurf machen als die großen Seesiege zum Verdienst anrechnen; aber unbestreitbar ist, daß er nicht wie sein großer Vater das Genie für die höchste Leitung eines Krieges hatte. Minister brauchen nicht die Verwaltung des Kriegsdepartements in seinen Einzelheiten inne zu haben, aber wohl die große Kunst, geeignete Generale für ihre politischen Zwecke zu wählen. So verdankte Chatham die Eroberung Canadas der einsichtigen Kühnheit, mit der er eine Armee dem Oberst Wolfe anvertraute, und so verdankte sein Sohn die Niederlagen in Holland dem Mangel an Urtheil oder der unzeitigen Gefälligkeit gegen den König, die ihn zweimal den Herzog v. York an die Spitze einer Armee stellen ließ. Die großen Seesiege Nelsons und seiner Admirale wurden ebenso trotz der traurigen Verwaltung der Admiralität, an deren Spitze Pitt seinen unfähigen Bruder Lord Chatham ließ, erfochten, wie Eugen trotz des wiener Hofkriegsraths siegte, und man kann sagen, daß in dem ganzen Kriege nur ein Plan von Pitt selbst wohl vorbereitet und gut geleitet ward, die Expedition gegen Aegypten von 1801. Aber noch ein andrer Tadel trifft den Minister. Er hatte 1786 als Hauptgrund für den Frieden mit Amerika angeführt, daß die englische Flotte nicht mehr gegen die von Frankreich, Holland und Spanien Stand halten könne; die Aufgabe wäre also für den Minister gewesen, den Frieden zur Herstellung der Land- und See-

macht zu benutzen, als er aber nach zehn Jahren den Krieg mit Frankreich begann, war nichts geschehen, von Landtruppen waren nur 3700 Mann disponibel, kein einziger Offizier von Namen war da, die Ausrüstung war ebenso mangelhaft und die Disciplin schlecht. Es war daher nicht zu verwundern, daß die Expeditionen von Walcheren und gegen die Bretagne so kläglich ausliefen, und Sheridan war wohl berechtigt bei der Debatte über letztere, wo die französischen Legitimisten so schmachvoll im Stich gelassen, auf Pitts Einwand, daß kein englisches Blut geflossen, zu rufen: „aber die englische Ehre aus allen Poren."

Wir können hier nicht auf die Einzelheiten des großen Krieges eingehen, in dem die Thaten der englischen Marine so glänzend, als die Operationen der Landtruppen, mit Ausnahme Aegyptens, so lange erfolglos waren, bis Wellingtons Stern aufging; es zeigt sich in ihrer Geschichte, daß Pitt kein Premier für eine Zeit war, wo die auswärtigen Fragen den Angelpunkt der Politik bildeten. Vergeblich bemühte er sich durch immer neue Subsidien der Continentalmächte den französischen Waffen Coalitionen auf Coalitionen entgegenzusetzen, vergeblich waren alle Bemühungen, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Nur in der Kunst bleibt er groß, die Mittel für diesen Riesenkampf zu beschaffen, freilich kam ihm der Patriotismus der Nation in der hochherzigsten Weise entgegen; die freiwilligen Unterzeichnungen für das sogenannte Loyalitätsanlehen, die Bereitwilligkeit, mit der die schweren neuen Steuern in dem Gefühl, daß es sich um die Behauptung der theuersten Nationalinteressen handle, bewilligt und getragen wurden, die Entschlossenheit, mit der die Banknoten zum gesetzlichen Zahlungsmittel erklärt wurden, als das Gold drohte auszugehen, alles dies bildet eine der glänzendsten Seiten in den Annalen der englischen Geschichte. Es kommt dabei auch der Umstand in Betracht, daß, da England die Seeherrschaft behauptete, der englische Handel fast ein Monopol erhielt und durch die sich entwickelnde Baumwollenindustrie trotz des Krieges stieg; man darf sagen, daß die Baumwolle England in den Stand setzte, den Kampf gegen Napoleon auszuhalten.

Ein Umstand der innern Politik aber war es auch, der unerwartet Pitts siebzehnjähriges Ministerium stürzte. Er war mit seinen nächsten Freunden zu der Einsicht gekommen, daß, wenn auch die vollständige Emancipation der Katholiken noch nicht möglich, doch etwas zur Erleichterung ihrer Lage in Irland geschehen müsse, und beabsichtigte, dem Parlamente darüber eine Bill vorzulegen. Diesem Plan trat der König, von Höflingen und Bigotten gereizt, entschieden entgegen und nahm, als Pitt darauf bestand, dessen angebotene Entlassung an. Aber dies Ereigniß afficirte ihn so, daß ein, wenn auch nur kurzer Rückfall seiner Geisteskrankheit folgte. Dies machte einen tiefen Eindruck auf Pitt, und obwohl er nach der Genesung des Königs seine Entlassung nicht

zurückzog beschloß er doch, die Frage der Emancipation bei Lebzeiten des Königs nicht wieder anzuregen, er verhieß außerdem seinem Nachfolger Mr. Addington volle Unterstützung. Sein Betragen ist nach beiden Seiten stark getadelt worden, die Liberalen warfen ihm vor, daß er persönliche Rücksichten gegen den König über die politischen Pflichten gestellt habe, die Conservativen, daß er, da er einmal entschlossen die Sache der Emancipation fallen zu lassen, nur aus persönlichem Stolz verweigerte seine Entlassung zurückzunehmen. In der That scheint Alles, was Lord Stanhope zu seiner Entschuldigung vorbringt, ihn nicht von diesem doppelten Vorwurfe zu reinigen, er mußte namentlich einsehen, daß ein schwaches Cabinet wie das addingtonsche war, nicht den Krieg mit der nöthigen Energie fortführen oder einen günstigen Frieden schließen konnte; mit Recht rief Sheridan, als die Entlassung bekannt wurde, „ich habe wohl gehört, daß man zur Schlacht das Deck klar macht, aber nicht, daß man die großen Kanonen über Bord wirst.“ — Pitt war der Rathgeber des neuen Cabinets und sein Beistand im Parlament, aber es war vorherzusehen, daß das Schiefe einer solchen Stellung sich bald fühlbar machen mußte. Ganz richtig bemerkt Lord Stanhope: „Wenn ein Mann von beschränkten Fähigkeiten an die Spitze der Regierung gestellt wird und ein andrer Mann von hohem Genie ihm zur Seite steht, so wird bald der Erstere Fehler machen, die Letzterem nicht entgehen können und derselbe wird durch sein Plichtgefühl getrieben werden jene Fehler zu verbessern oder aber, wenn dies nicht möglich, sich ihnen zu widersetzen. Dabei ist es schwer, persönliche gute Beziehungen zu erhalten, aber dies ist die Folge der falschen Combination, in der die Stellung des Talents verkehrt ward. Dies war auch der Fall zwischen Pitt und Addington. Bei den Verhandlungen, die zum Frieden von Amiens führten, hatte Ersterer dem Minister die größten Dienste geleistet und im Unterhause mit seinen Freunden allein ihn gehalten. Er konnte aber seine Unzufriedenheit mit Addingtons nächstjährigem Budget nicht verbergen, er mußte auch die Unentschiedenheit der Regierung bei den neuen Uebergriffen Bonapartes tadeln. Den großen Concessionen des Friedens hatte er zugestimmt, aber verlangte nun auch dessen genaue Beobachtung. Man mußte sich entscheiden, ob man noch weiter in der Nachgiebigkeit gehen oder sofort den Krieg erneuen wolle. Die Möglichkeit der letztern Eventualität hing von den Finanzen ab, Pitt erklärte damals seinem Bruder in einem Privatbriefe, daß er das Volk für fähig halte einen Krieg noch 7—10 Jahre auszuhalten, aber dann müsse man sich auch nicht mit der Hoffnung wiegen, daß dies ohne neue schwere Steuern möglich sei, zu einer solchen entschlossenen Finanzpolitik aber halte er Addington unfähig. Letzterer fühlte wohl, daß er dem kommenden Sturm nicht gewachsen war, und wünschte seinem Cabinet durch Pitt neue Kraft zu geben, er war sogar bereit ihm die Premierschaft zu überlassen, als er sah, daß für Pitt gar nichts Andres in Frage kommen könne, aber er wollte

nicht Pitts Freunde Grenville und Windham aufnehmen, und darüber scheiterte die ganze Verständigung, an ihre Stelle trat sogar Bitterkeit. Als die Verletzung des Friedens von Amiens zu einer erneuten Kriegserklärung geführt hatte, sprach Pitt im Unterhause, wo er nach langer Pause zum ersten Male wieder erschien, energisch für den Krieg, aber beobachtete ein beredtes Stillschweigen hinsichtlich der Minister; als bald darauf ein Tadelsvotum gegen dieselben beantragt wurde, wollte Pitt zwar nicht dafür, aber auch nicht dagegen stimmen, sondern schlug Tagesordnung vor, er feuerte, wie Canning sagt, über die Köpfe des Ministeriums weg. Ein Plänkelgefecht von Flugschriften entspann sich zwischen den gegenseitigen Anhängern, die Freunde Pitts drängten ihn, sich mit Fox zum Sturz des Ministeriums zu verbinden, er lehnte dies ab und behielt sich nur vor, Maßregeln, die ihm gefählich schienen, zu bekämpfen. Dies that er wiederholt, die Mehrheit des Ministeriums schmolz rasch zusammen, und als bei den Lords eine Resolution gegen dasselbe nur mit einer Stimme abgelehnt wurde, gab Addington seine Entlassung. Pitts Benehmen während dieser ganzen Zeit war tadellos, alle seine vertraulichen Briefe, sowie Berichte über intime Gespräche, liegen jetzt gedruckt vor, und nirgend ist eine Spur von Intrigue, er durfte im Gegentheil in einem Briefe an den König, der vor dem Fall des Cabinets geschrieben, aber erst nach demselben übergeben wurde, sagen, daß, weit entfernt dem Ministerium Schwierigkeiten zu bereiten, er gesucht habe dasselbe auf Fehler aufmerksam zu machen und geholfen sie zu verbessern, aber er habe einsehen müssen, daß es vergeblich sei den Kampf gegen die unerhörten Anstrengungen des Feindes mit Nachdruck zu führen, so lange die Verwaltung in ihrer jetzigen Gestalt bleibe. Als Pitt darauf vom König aufgefordert ward, die Bildung eines neuen Cabinetes zu übernehmen, legte er ihm seinen Plan vor, dasselbe auf der breitesten Grundlage zu bauen, um alle Talente für den großen Kampf gegen Frankreich zu vereinigen. Der König antwortete in gereiztem Tone, es thue ihm leid, daß Pitt einen Mann verunglimpfe, der ihm so loyal beigestanden, als er selbst den unverantwortlichen Schritt gethan, wegen der Katholikenemancipation zu resigniren, er verlange eine Erklärung, daß nicht ferner an der Testacte, dem Palladium der englischen Kirche, gerüttelt werde. Es erstaune ihn, daß man daran denken könne, einen Mann wie Fox, der wegen seines Benehmens aus dem Geheimen Rath gestoßen, vor Seine Königliche Gegenwart zu bringen. Wenn Pitt noch ferner daran denken sollte, solche Personen vorzuschlagen, so müsse er sich an andre Männer wenden.

Pitt entgegnete mit großer Würde, er habe gegen Addington nicht um persönlicher Motive willen, sondern im Interesse des Staates sprechen müssen, seine Ansichten hinsichtlich der Emancipation seien unverändert, aber er halte die Beendigung der gegenwärtigen Krisis augenblicklich für so viel wichtiger, daß er bei dem erklärten Widerwillen des Königs gegen jene Maßregel die-

selbe ruhen lassen wolle, für die weitere Auseinandersetzung seiner Pläne bat er um eine Audienz. Diese fand statt, und der König, der sich die Sache überlegt haben mußte, zeigte sich gnädig. Als Pitt ihm bemerkte, er sehe besser aus, als damals, wo er aus dem Ministerium getreten, war die Antwort: „das ist nicht wunderbar, damals war ich im Begriff einen alten Freund zu verlieren, jetzt soll ich ihn wiedergewinnen." — Er gab die Aufnahme Grenvilles zu und war nur in dem Punkte der Ausschließung von Fox unerschütterlich, und Pitt zeigte sich hierin nachgiebig, wie uns scheint mit Recht; denn wenn gleich Fox der Regierung gewiß mehr Stärke gegeben hätte, so war zu fürchten, daß ein zu starker Druck auf den kaum hergestellten König einen Rückfall der Geisteskrankheit und damit die ganze drohende Regentschaftsfrage bringen könne, auch war Fox entschlossen, keine andre Stelle als die des Premiers anzunehmen, und er zeigte über seine Ausschließung nicht die geringste Gereiztheit. Daß andrerseits Pitt gegen Addington nicht feindlich war, zeigte er bald darauf dadurch, daß er ihn wieder ins Cabinet zog. Ebensowenig wird man ihn damals über seine Nachgiebigkeit in der katholischen Frage tadeln können; denn das Eine, worauf es ankam, war die Vertheidigung Englands gegen die beabsichtigte Landung Napoleons von Boulogne.

Diesem einen Ziel widmete sich Pitt mit ganzer Kraft, bereits ehe er wieder ins Amt trat, hatte er als Lord Warden der Cinque Ports auf das eifrigste für die Volontairmiliz gearbeitet, die damals so wie jetzt durch die Bewegung der Zeit hervorgerufen war; im Amte betrieb er mit der größten Energie die Befestigung der Küste. Fox und Grenville spotteten in ihrem Briefwechsel über Pitt, der umhergaloppire, um Truppen und Befestigungen zu prüfen. „Ich begieße meine Rhododendrons," schrieb Letzterer von seinem Landsitz, „ohne an den neuen Besitzer zu denken, dem Bonaparte sie schenken mag." Aber dieser Spott war übel angebracht; denn die Landung war bittrer Ernst, alle Vorbereitungen dazu waren gemacht, Admiral Latouche Freville sollte durch ein Scheinmanöver auf Aegypten das englische Geschwader im Mittelmeer täuschen, durch die Meerenge von Gibraltar segelnd die blockirten französischen Linienschiffe in Brest und Rochefort entsetzen, und gedeckt von dieser Flotte gedachte Napoleon auf 6000 flachen Schiffen nach Kent überzusetzen. „Lassen Sie uns sechs Stunden Meister des Kanals sein, und wir sind die Herren der Welt," schrieb er an Freville, ja so sicher war er seiner Sache, daß bereits eine Gedenkmünze auf den Sieg gravirt war. Descente en Angleterre, Herkules, der den Antäus erdrückt, mit der Unterschrift: geschlagen in London 1804. — Da erkrankte der Admiral, auf dem das Gelingen des ganzen Planes ruhte, und starb.

Nach dieser Seite hin befreit, wandte Pitt sich gegen Spanien, dessen Minister Godoy die Neutralität zur Unterstützung Frankreichs brauchte, es kam

zum Kriege, und England kaperte gleich anfangs drei Silberschiffe. Gleichzeitig kamen aus Indien die Nachrichten von den großen Thaten Arthur Wellesleys, des spätern Herzogs von Wellington. Eifrig bemühte Pitt sich dann, eine neue Coalition auf dem Continent zu Stande zu bringen. Rußland lieh ihm dies Mal ein geneigtes Ohr, und am 11. April 1805 kam in Petersburg ein Allianzvertrag zu Stande, der bezweckte, eine Liga mit 500,000 Mann gegen Napoleon ins Feld zu bringen. Räumung von Norddeutschland wie von ganz Italien, Unabhängigkeit von Holland und der Schweiz, Wiederherstellung und Vergrößerung Sardiniens und eine gemeinsame Ordnung der europäischen Angelegenheiten, welche künftige Usurpationen verhindern sollte, wurden als die Zwecke des Bundes angegeben, von dem kein Glied ohne Zustimmung aller Frieden mit Frankreich schließen sollte. — Dieser Vertrag war sicher auf der breitesten Grundlage entworfen, und man darf in ihm die erste Idee des wiener Congresses finden, aber er war zu weitgreifend, um positiv zu sein, war doch die Tinte der Unterzeichnung kaum trocken, als die russische Regierung ein geheimes Arrangement mit Frankreich versuchte. Dies ward freilich durch Napoleons neue Uebergriffe, namentlich die Einverleibung Genuas vereitelt, und Oestreich wie Schweden wurden sogar bewogen, dem Vertrage beizutreten, aber das Band war nur locker. Nachdem Admiral Villeneuves Zögerung zum zweiten Mal die Landung in England vereitelt, warf Napoleon sich nach Deutschland, und am 19. October erfolgte General Macks Capitulation vor Ulm. Vergeblich suchte Pitt das Zögern des berliner Hofes zu überwinden, um die Coalition durch Preußen zu verstärken, die Schlacht von Austerlitz ward geschlagen, die Coalition war vernichtet. Der Eindruck, den diese Unglücksbotschaften auf Pitt machten, war vernichtend und konnte durch die glorreiche Nachricht von Trafalgar nicht aufgewogen werden; seine Gesundheit, die schon lange hinfällig war, erhielt durch die Aufregung, welche die Gicht nach innen warf, einen entscheidenden Stoß; er ging zur Erholung nach Bath, aber kam schlimmer zurück; als er in das Haus eintrat, fiel sein Auge auf eine Karte von Europa: „Rolle sie zusammen," sagte er zu seiner Nichte, „sie wird die nächsten zehn Jahre nicht gebraucht werden." Lady Hester war erschrocken über den hohlen Ton seiner Stimme, die all ihr Metall verloren zu haben schien; bis zur Unkenntlichkeit abgemagert sank er auf das Krankenlager und hauchte einige Tage darauf seine große Seele mit dem Rufe aus: „Oh my country, how I love my country!" —

Und wie seine ganze Seele an England hing, so betrauerte auch ganz England seinen großen Sohn, das Parlament, der lebendige Zeuge seiner staatsmännischen Leistungen, ehrte ihn, indem es an den König eine Adresse sandte:

„Se. Majestät möge geruhen, daß die sterblichen Reste des sehr ehren-

werthen William Pitt auf Staatskosten bestattet werden und ein Denkmal in Westminster zum Gedächtniß dieses ausgezeichneten Staatsmannes errichtet werde, dessen Inschrift dem allgemeinen Gefühl eines so großen und unwiederbringlichen Verlustes Ausdruck gibt."

Genau mit denselben Worten war die Adresse zu Ehren Chathams verfaßt, und neben seinem Vater ward er begraben. „Es schien," sagt Wilberforce, „als ob die Statue Chathams verzweifelnd in die Gruft seines Lieblingssohnes schaute, des letzten Sprößling seines Namens.

Pitt steht in der Geschichte da als eine Gestalt aus einem Guſſe; von einer antiken Geschlossenheit des Charakters, die in der neuern Zeit selten ist, ruhte er ganz in eignen Angeln, immer im Besitze seiner selbst, sammelte er auf jede That seine ganze Kraft und ließ sich durch keine noch so lockende Aussicht vom einmal ins Auge gefaßten Ziele abbringen. Der Mensch ging bei ihm im Staatsmann auf, nicht daß es ihm an Herzensgüte gefehlt hätte, im Gegentheil, er war ein treuer Freund, ein ehrerbietig ergebner Sohn, ein Wohlthäter der Armen, ja er konnte ein heitrer und witziger Gesellschafter sein, aber alles dies war Beiwerk, und wenn er seinerseits sich auch bereit zu allen Leistungen für seine Freunde und Verwandte zeigte, so hatte er selbst doch kein Bedürfniß, die Last seiner Sorgen mit Andern zu theilen, er sehnte sich nicht, wie der Dichter sagt, nach einem treuen Auge und einer weißen Hand, er war sich selbst genug. Nur einmal scheint die schöne und geistvolle Miß Eden ihm eine ernstere Neigung eingeflößt zu haben, die Geschichte, daß er eine Verbindung mit Mlle. Necker, der spätern Frau v. Staël, mit den Worten abgelehnt habe, er sei schon mit seinem Lande vermählt, ist eine Fabel, aber sie ist gut erfunden. Nur die Leidenschaft politischer Macht erfüllte ihn, aber diese Leidenschaft reinigte sich selbst durch ihre Intensität und ihr hohes Ziel. England zu regieren, aber es groß zu regieren, das war der eine Gedanke, der ihn vom Morgen bis zum Abend bewegte, der jede seiner Handlungen bestimmte und seinen Lippen Beredtsamkeit verlieh. Zu diesem Ehrgeiz bekannte er sich auch offen und von Anfang an. In der Vertheidigung des shelburnschen Ministeriums rief er: Ich gestehe offen, daß ich nach einer hohen Stellung und großem Einfluß trachte, wenn ich beides auf ehrenhaftem Wege erreichen kann, ich habe nach der Größe und Macht ein solches Verlangen, wie es für einen jungen Mann natürlich ist, der so glänzende Beispiele vor sich hat; aber wie köstlich dieser Preis meines Strebens ist, ich werde ihn bereitwillig aufgeben, wenn meine Pflicht gegen das Vaterland dies verlangt. Ich werde mich dann zurückziehen, aber nicht gedemüthigt, sondern triumphirend in der Ueberzeugung, daß ich alle meine Kräfte dem Wohle Englands gewidmet habe, daß ich wohl habe irren können, aber keine niedrige Absicht mir nachgesagt werden kann. Pitt liebte England wie Perikles Athen liebte, er sah in ihm das auserwählte

Land der Vorsehung. Unvergänglich werden die Worte seiner großen Rede über den Krieg gegen Frankreich sein, wo er Englands Verfassung mit der gemäßigten Zone verglich, die gleich weit vom Eise des Poles und der verdorrenden Hitze des Aequators entfernt, von der Güte der Vorsehung für die reichlichste Entwicklung ausersehen, eine Verfassung, nach der kein Mann so hoch oder reich sein könne, um nicht dem Gesetze unterworfen zu sein, und Niemand so arm und unbedeutend, um nicht unter seinem Schutze zu stehen.

Ein Mann von solcher Einheit des Charakters war selbstverständlich stolz, in befreundeten Staatsmännern sah er nur Trabanten, für sich selbst konnte er keinen Platz denken als den ersten, aber im Vollgefühl seiner persönlichen Bedeutung lehnte er auch jeden falschen Weihrauch ab, er wußte, daß er desselben nicht bedurfte. Als der Lordmayor seine Gesundheit als des Retters von Europa ausbrachte, erwiderte er: „Ich danke für die Ehre, die Sie mir erwiesen, aber Europa kann nicht durch einen Mann gerettet werden; England hat sich durch seine Anstrengungen gerettet und wird, wie ich hoffe, Europa durch sein Beispiel retten." Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß ein solcher Stolz über alle Eitelkeit erhaben war, äußerliche Auszeichnungen verachtete er und spottete über die Leute, die danach trachteten. „Lord Abercom," erzählte er einmal, „kam heute mit so feierlicher Miene zu mir, daß ich glaubte, er wünsche zum Kaiser von Deutschland gewählt zu werden, ich war sehr erleichtert, als ich hörte, daß er nur das Hosenband verlangte." Niemals wagte der König ihm eine Pairie anzubieten, aber er wußte wohl, daß Herzöge und Millionäre nach einem Gruße von ihm geizten. Die Sorglosigkeit um seinen Ruhm ging so weit, daß er nicht einmal für die Erhaltung seines Ruhmes als großer Redner besorgt war, er gab sich nicht die Mühe, seine Reden der Nachwelt zu überliefern. Er war in einem Grade uneigennützig, der bis zur höchsten Sorglosigkeit in Geldsachen ging; bei einem beträchtlichen Einkommen ohne alle kostbaren Neigungen brachte der einzelnstehende Mann es durch schlechte Wirthschaft dahin, eine große Schuldenlast anzuhäufen; diese unglücklichen ökonomischen Verhältnisse vereitelten auch seine Verbindung mit Miß Eden. So widerwärtig diese Gêne Pitt war, so konnte doch sein Stolz es nicht über sich gewinnen, ein ihm von der City angebotenes Geschenk von 100,000 Pfd. St. anzunehmen, ebenso lehnte er die Bezahlung seiner Schulden durch den König ab, widmete aber seinen Angelegenheiten darum doch nicht mehr Sorgfalt. Erst nach seinem Tode bezahlte das Parlament die Schulden und setzte seiner Nichte Lady Hester Stanhope eine Pension aus.

Wenn nun diese Concentration des Charakters auf ein großes Ziel das Geheimniß seiner Erfolge ist, so liegt in dieser Einseitigkeit auch wieder die Ursache seiner Fehler. Es taugt nicht für einen Staatsmann, von Cambridge

fast unmittelbar nach Downingstreet zu kommen. Hätte Pitt seine umfassenden classischen Studien nach der Universität erweitert, hätte er seine Menschenkenntniß durch Reisen und seinen Geschmack durch Lectüre gebildet, so wäre sein Blick freier gewesen. Aber er las fast nichts, was sich nicht auf Politik bezog, bildende Künste gab es nicht für ihn, und seine ganze Kenntniß des Auslandes war auf einen flüchtigen Besuch in Paris beschränkt, ja er, der allmächtige Minister Großbritanniens, hat niemals den Boden Schottlands und Irlands betreten. Ihm fehlte daher auch die Kenntniß der auswärtigen Verhältnisse, er war unfähig, auf eine fremde Volksindividualität einzugehen, und verkannte daher die Tragweite der Ereignisse in Frankreich bis zum letzten Augenblick, er theilte darin freilich nur den Irrthum vieler Zeitgenossen, aber von einem Pitt verlangt man andres Urtheil als von Klopstock oder Forster. Später sah er in Napoleon nur gemeine Eigenschaften, während ihn der erste Consul in seiner Art bewunderte.

Seine einseitig politische Bildung machte ihn auch in religiöser Beziehung indifferent; denn obwohl er stets die englische Kirche vertheidigte und auch die Bibel genau kannte, so antwortete er doch auf seinem Todbette dem Bischof, der mit ihm beten wollte, „ich habe während meines Lebens das Gebet zu sehr vernachlässigt, um jetzt Erhörung hoffen zu können;“ er hatte die Doctrin, aber nicht den Glauben.

Wie der Mann, so war auch seine Rede. „Er spricht wie ein geborner Minister“, sagte Lord North; seine Beredtsamkeit war durch und durch sachlich; zwar standen seinem reichen Geiste alle Schätze des oratorischen Schmuckes zu Gebote, aber der Schwung seiner Rede war nur ein wohlberechnetes Mittel zum Zweck, und wenn er sein wundervolles Organ zur höchsten Entfaltung anspannte, wenn das Haus athemlos an seinen Lippen hing, bis der Beifall unwiderstehlich losbrach, so dachte er nur an den Einfluß seiner Rede auf die Abstimmung. Daher die vollkommene Beherrschung des Stoffes, er stand stets über der Sache, welche er vertrat. Er hatte nicht die philosophische Tiefe, welche die Reden Burkes auszeichnete, nicht die sympathische Wärme der Declamation, welche Fox zum Liebling des Parlaments machte, niemals ließ er sich hinreißen, er ward unwiderstehlich durch die Macht des Verstandes, durch die Dialektik, welche seine Argumente wie die festgefügten Glieder einer Kette in einander greifen ließ, die verwickeltsten finanziellen Verhältnisse erschienen klar und leichtbegreiflich in seiner lichtvollen Gruppirung. Von früh auf war er zur Debatte erzogen, wenn sein Barbier in Cambridge des Morgens zu ihm kam, so hörte er ihn schon auf dem Corridor declamiren, als er dann ins Parlament kam, kostete es ihm bald so wenig Mühe seinen Gedanken den entsprechenden Ausdruck zu geben, daß er sich kaum vorbereitete. Wir haben Zettel, auf denen die Disposition zu mehren seiner größten Reden niedergeschrieben steht, es sind so

zu sagen nur Capitelüberschriften, und doch rollten seine Perioden tadellos von Anfang bis zu Ende, kein Angriff traf ihn noch so unerwartet, wo er nicht sofort auf jeden Punkt zu erwidern bereit war. Von seinen Leistungen und dem Eindruck, den sie machten, können wir uns nach den mangelhaften Aufzeichnungen seiner Reden, die auf uns gekommen sind, kaum einen richtigen Begriff machen. Noch weniger können wir hier versuchen, nach jenen Aufzeichnungen, welche immerhin drei starke Bände ausmachen, ein Bild seiner Beredtsamkeit zu geben, nur der Schluß seiner großen Rede gegen den Sklavenhandel möge hier Platz finden.

„Es gab eine Zeit, wo der Sklavenhandel auch bei uns zu Hause war, wo Sklaven einen festen Artikel unsrer Ausfuhr bildeten. Wie die Geschichtschreiber uns erzählen, wurden Massen davon wie Vieh von der britischen Küste weggeschleppt und auf dem römischen Markte verkauft. — Jetzt behauptet man, um den afrikanischen Sklavenhandel zu rechtfertigen, Afrika sei aller Civilisation unfähig, die Vorsehung habe nie beabsichtigt, dies Land aus einem Zustand der Barbarei zu erheben, habe es vielmehr nur zur Zucht von Sklaven für uns freie und aufgeklärte Europäer bestimmt? Warum hätte denn nicht einst dies Argument gegen das alte Britannien angewendet werden können, warum konnte nicht ein römischer Senator auf die britischen Barbaren weisen und rufen: da ist ein Volk, das sich niemals zur Gesittung erheben wird, da ist ein Volk, das bestimmt ist, niemals frei zu werden? — Wir sind lange aus der Barbarei aufgetaucht, wir haben fast vergessen, daß wir einst Barbaren waren, aber uns fehlt noch Eins, um uns ganz von dem Vorwurf frei zu machen, daß wir bis auf diese Stunde als Barbaren gehandelt haben, denn bis zu dieser Stunde treiben wir den barbarischen Sklavenhandel.

Ich hoffe, dieser Handel wird nicht länger zum Verderben jedes edeln Keimes auf jenem weiten Continent fortgeführt werden, ich hoffe, wir werden uns nicht zu gut dünken, wenn wir seine Einwohner wieder als menschliche Wesen betrachten, wenn wir ihnen die Möglichkeit der Gesittung geben und die Aussicht, einst derselben Segnungen theilhaftig zu werden, welche uns durch die Gnade der Vorsehung so viel früher geworden sind. Wenn wir dieser Stimme der Vernunft und Pflicht Gehör leihen und darnach handeln, so können einige von uns es vielleicht erleben, das Gegentheil des Bildes in Afrika zu sehen, von dem sich jetzt unsre Blicke mit Scham und Reue abwenden müssen. Wir können die Eingebornen Afrikas in friedlichem Genuß ihr Leben durch Gewerbfleiß und Handel verschönen sehen, sehen, wie die Strahlen der Religion und der Wissenschaft die Finsterniß des Aberglaubens und der Unwissenheit vertreiben. Dann wird Europa in seiner Theilnahme an Afrikas Fortschritt reich belohnt werden für die Gerechtigkeit, die es seiner

alten Schwester so spät gewährt, uns hat die Morgensonne beglänzt, möge ihnen wenigstens die Abendsonne lächeln." —

Als Pitt mit diesen Worten seine große Rede beendete, schossen wie eine Verheißung die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne durch die Fenster von Westminster.

Wir schließen hier unsre Skizze, sie kann nur unvollkommen sein, aber sie wird wenigstens gezeigt haben, weß Geistes Kind Pitt war. Macaulay sieht in ihm vorzugsweise den Mann der parlamentarischen Regierung, aber das erklärt seine Größe nicht, kein Staatsmann behauptet deshalb dauernd einen hohen Platz, weil er sich eine parlamentarische Mehrheit zu erhalten weiß. Gott richtet die Sterblichen nach ihren Gedanken, die Zeitgenossen mögen von einer gewaltigen Beredtsamkeit hingerissen werden, aber die Geschichte fragt nur, ob der Mann selbst gewaltig gewesen sei, sie wägt ihre Helden nur nach dem, was sie gethan für die Größe ihres Vaterlandes und den Fortschritt der Menschheit. Weil Pitt ein Mann der That war, weil sein politisches Genie alle Kräfte des Geistes und Gemüthes auf einen Punkt zu sammeln wußte, deshalb überragt er als dauernde geschichtliche Größe den Wechsel der Ereignisse und der Geschlechter. ψ.

Die Kriegsmarine der Griechen und Römer.

(Schluß aus voriger Nummer.)

Die Marinesoldaten hatten stets ihre besondern Anführer. Die eigentlichen Befehlshaber der Kriegsschiffe aber waren die Trierarchen, reiche, athenische Bürger, die freilich bei aller Lust zum Seewesen nur, wenn sie hoher Patriotismus beseelte, gern dieses Commando übernommen haben werden, da sie stets einen bedeutenden Theil der Ausrüstung mit zu tragen hatten. Anfangs gab nämlich der Staat außer Sold und Verpflegung der Mannschaft nur Rumpf und Mast, und der Trierarch hatte das ganze Schiffsgeräth zu beschaffen, die Mannschaft anzuwerben und das Schiff in gutem Stande zu erhalten, was durchschnittlich einen Aufwand von 50 Minen oder 1250 Thalern verursachte. Später lieferte der Staat wohl auch das Geräth und die Bemannung; aber die Kosten der Trierarchie blieben immer noch drückend genug, und wenn auch

Einzelne, um sich patriotisch zu zeigen, immer noch aus eigenen Mitteln die Ausrüstung bestritten, so verfuhr die Mehrzahl der Verpflichteten doch nach und nach so gewissenlos und nachlässig, daß sie ihre Leistungen um die Hälfte der erforderlichen Summe an Andre verdingten, worauf dann natürlich die Pächter den Staat betrogen, wie sie konnten, ja zuweilen auf eigene Faust freibeuterten. Auch die im Jahre 358 v. Chr. vorgenommene Eintheilung des Volkes in Steuervereine, wobei die dreihundert reichsten Bürger Vorschuß leisteten und sich dann von den übrigen Mitgliedern wiedererstatten ließen, half wenig und führte nur zu Uebervortheilung der minder Begüterten, und erst, nachdem Demosthenes es durchgesetzt hatte, daß die Trierarchie sich ganz genau nach dem Vermögen zu richten hatte, wobei je zehn Talente Steuercapital zur Ausrüstung eines Schiffes verpflichteten, fand eine billigere Vertheilung der Last statt. Der Trierarch trat ab, sobald die Flotte wieder in den Piräus eingelaufen war oder der Admiral keinen Sold zahlte; blieb er aber über das volle Jahr in See, so berechnete er sich mit seinem Nachfolger.

Die Flotte befehligten entweder einer oder mehre der ordentlichen Strategen oder außerordentlich gewählte Feldherrn. Das Admiralschiff führte am Tage sein besondres Zeichen und schon aus der Schlacht bei Salamis erzählt Herodot: „Als aber der Aeginete Polykritos des attischen Schiffs ansichtig ward, erkannte er es am Wahrzeichen für das Feldherrnschiff, rief den Themistokles beim Namen und spottete seiner mit Schelten auf die medische Gesinnung der Aegineten.“ Vielleicht bestand dieses Zeichen schon aus einer Standarte, wie bei den Römern. Bei Nacht zeigte ein auf dem Admiralschiff aufgestecktes Licht den übrigen die Straße. Im Jahre 204, als die römische Flotte unter Scipio nach Afrika übersetzte, führte Nachts das Kriegsschiff eine, das Lastschiff zwei, das Admiralschiff drei Laternen. Demetrios Poliorketes, der den Ort seiner Landung in Europa geheim halten wollte, gab, wie Polyän berichtet, jedem Capitän eine versiegelte Depesche mit dem Befehle: „Sollten wir zusammenschiffen, so laßt die Siegel unversehrt; sollten wir aber von einander getrennt werden, so öffnet die Schreiben und fahret nach dem bezeichneten Ort.“ Die Seetaktik war noch ziemlich einfach, und gewöhnlich suchte sich bald nach dem Beginne der Schlacht jedes Schiff seinen Gegner, und es kam zum Einzelkampfe. Nur zwei Manöver waren es, die man allgemein zur Anwendung zu bringen und gegen die man sich zu schützen suchte.

Das erste bestand darin, daß ein Schiff zwischen zwei feindlichen mit voller Ruderkraft hindurchfuhr, selbst rechtzeitig seine Ruder beilegend und die feindlichen durch Abstreifen der Ruderriemen kampfunfähig machend. Zuerst von Herodot beim jonischen Aufstand erwähnt, wurde dieser Versuch in allen spätern Seeschlachten gemacht. So schreibt derselbe Schriftsteller über die Schlacht bei Artemisium: „Die Hellenen fuhren auf die Barbaren los, um sich

mit ihnen zu versuchen in ihrer Kampfweise und der Zwischendurchfahrt", und als die Griechen überflügelt wurden, „so standen sie aufs erste Signal den Barbaren mit den Schnäbeln entgegen und schlossen sich in der Mitte mit den Kielen an einander, und beim zweiten griffen sie an." Dieses Zusammenschließen der Schiffe, verbunden mit kreisförmiger Aufstellung, wendeten auch die Peloponnesier in der Schlacht bei Naupaktos an, „um zum Durchbrechen der Linie keinen Raum zu geben". Man pflegte aber auch, um den Durchbruch zu hindern, die Schiffe in zwei Linien hinter einander zu stellen.

Das zweite Manöver hatte den Zweck, den Feind zu überflügeln, um ihm in die Flanken zu fallen, wobei die metallnen Schiffsschnäbel ihre Hauptdienste leisteten, indem sie in die Seitenwände der Schiffe hineindrangen. Einen Vortheil aber hatte die Galeere der Alten mit dem Dampfer der Neuzeit vor dem Segelschiffe voraus, daß sie nämlich sofort, wenn es nöthig war, ohne zu wenden, rückwärts bewegt werden konnte. Herodot erzählt, daß beim Beginne der Schlacht von Salamis die Hellenen sich anfangs so zurückgezogen hätten, und nach Polyän pflegte der Admiral Timotheus immer so zurückzuweichen, daß er seine Schiffe einen Halbmond bilden ließ, dessen äußere Seite den Feinden desselben die Schnäbel wies, während die beschädigten und eroberten Schiffe sich im Innern befanden. Auch die Syrakusaner verdankten den Seesieg in ihrem Hafen einem derartigen verstellten Rückzug.

Die Seesoldaten standen während des Gefechts auf dem Verdecke oder auf der das Schiff umgebenden äußern Plattform, die mit einer Balustrade versehen war, auf welcher vorgespannte Decken gegen Wellen und Geschosse Schutz gewährten. Speerschleuderer und Bogenschützen pflegten damals, wo die Hauptsache noch nicht im Entern bestand, den Kern der Seesoldaten zu bilden.

Bei allen Völkern des Mittelmeers war es Sitte, einigen der genommenen Schiffe die Vordertheile sammt den Zierrathen und Schiffsschnäbeln abzuhauen und irgend einer Gottheit zu weihen. Schon aus dem sechsten Jahrhundert berichtet Herodot, daß die Aegineten die Vordertheile der samischen, eberförmigen Schiffe abgebrochen und im Tempel ihrer Athene als Weihgeschenk niedergelegt hätten. Auch des ersten in der Schlacht bei Salamis genommenen persischen Schiffs Wahrzeichen wurde dem Apollo dargebracht, und lange nach der Schlacht bei Actium standen die demselben Gotte geweihten ehernen Schiffsschnäbel am Gestade, wilden Bienen zu friedlicher Wohnung dienend.

Was die Zahl der athenischen Kriegsschiffe betrifft, so war die Werft im Piräus auf vierhundert Schiffe berechnet und zu Anfang des peloponnesischen Kriegs mag nicht viel von dieser Summe gefehlt haben. Auf das Unternehmen nach Sicilien wurden sechzig Schnellfahrer und vierzig Soldatentrieren verwendet; mit den Verstärkungen mag aber wohl der endliche Verlust der Athener

von Isokrates richtig auf 240 Trieren angegeben werden. Gegen Ende des Kriegs rüsteten sie 110 Schiffe binnen 30 Tagen aus, und in der Schlacht am Ziegenflusse fochten 180 athenische Schiffe. Auch nach dem unglücklichen Ende des Kriegs erholte sich die Marine sehr schnell und wenn Demosthenes im Jahre 350 noch 300 Kriegsschiffe als aufstellbar annimmt, so brachte der berühmte Staatsmann und Finanzmeister Lykurg durch Ausbesserung und Neubau die Flotte auf 400 Rangschiffe, was durch die in neuerer Zeit im Piräus gefundenen Inschriften bestätigt wird.

Die Spartaner sind bisher absichtlich kaum erwähnt worden, weil ihr Seewesen nie zu einem gedeihlichen Aufschwung gelangt ist. Zwar wird von Herodot ein lacedämonischer Seezug gegen Polykrates erwähnt, und bei Salamis standen sechzehn ihrer Schiffe im Gefecht; aber was sie im peloponnesischen Kriege leisteten, geschah größtentheils nur mit Hilfe der peloponnesischen Bundesgenossen, besonders der Korinthier, und ihre Seemacht sank durch die einzige Schlacht bei Knidos (394) wieder in nichts zusammen. Die Phönicier bildeten immer noch den Hauptkern der persischen Marine. Sie hatten allein mit den Syrern dreihundert Schiffe gestellt und trugen auch bei der von Xerxes auf dem Hellespont veranstalteten riesigen Wettfahrt den Sieg davon.

Auch Alexander der Große vermochte anfangs mit seinen 180 Galeeren nichts gegen die dreimal stärkere persische Flotte, bis er Phönicien und Aegypten in seine Gewalt bekam. Allein die Phönicier wurden bald von den Bewohnern ihrer Tochterstadt Karthago überflügelt, und die Karthager waren es, die dem Schiffsbau dadurch eine Umgestaltung bereiteten, daß sie zuerst Kriegsschiffe von mehr als drei Ruderreihen, Vierdecker, Fünfdecker und Sechsdecker aufstellten, deren Größe und Schwere im Verhältniß zu der vermehrten Ruderkraft zunahmen. Die sicilischen Tyrannen Dionys der Erste und Zweite ahmten nothgedrungen ihr Beispiel nach, und schon zu Alexanders Zeit hatte auch Athen nach den Piräusinschriften neben 360 Trieren 50 Vierdecker und 5 Fünfdecker. Von diesen größeren Schiffen, die sich nun wie die Linienschiffe zu den Fregatten verhielten, gibt es keine Abbildung mehr. Während aber bei den Dreideckern die drei Ruderreihen in gleicher Entfernung vom Schiffsrumpfe ins Wasser griffen, mußten bei einer größeren Zahl von Ruderlagen wieder die vierte, fünfte und sechste in einer Linie über die untern Ruder ins Wasser reichen. Dann hätte nach sicherer Berechnung eines der obersten Ruderreihe eine Länge von etwas über zwanzig Fuß gehabt und wäre für einen Mann immer noch nicht zu schwer gewesen. Aber man begnügte sich nicht dabei, und schon in der Diadochenzeit überbot man einander in Kolossalität der Kriegsgaleeren. Unter den fünfhundert Schiffen des Demetrios Poliorketes gab es Fahrzeuge von funfzehn bis sechzehn Reihen Ruderbänken. Dennoch wurden dieselben, wie Plutarch erwähnt, nicht blos ihrer Größe, sondern auch ihrer Ge-

wandtheit und Schnelligkeit wegen bewundert! Besonders die ägyptischen Könige zeichneten sich durch Zahl und Größe ihrer Schiffe aus. Ptolemäus Philadelphus besaß, wenn Athenäus recht unterrichtet ist, 2 Dreißigdecker, 1 Zwanzigdecker, 4 Dreizehndecker, 2 Zwölfdecker, 14 Elfdecker, 30 Neundecker, 37 Siebendecker, 5 Sechsdecker, 17 Fünfdecker und doppelt so viel als die Gesammtsumme Vierdecker und leichtere Fahrzeuge. Ptolemäus der Vierte, Philopater, hatte den für sein Volk kostspieligen Ruhm, den Leviathan der alten Welt zu besitzen. Dieses Riesenschiff maß 420 Fuß in die Länge (der Great Eastern mißt bekanntlich 680 Fuß), 57 Fuß in die Breite, und war vom Kiel bis zum Knauf des Hintertheils 80 Fuß hoch. Es brauchte nicht weniger als 4000 Ruderer und außerdem 400 Matrosen, und sein Verdeck faßte 3000 Soldaten. Die längsten Ruder seiner vierzig Ruderbankreihen gibt Athenäus auf 57 Fuß an. Da nun im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert ein Galeerenruder des Mittelmeers bei einer ungefähr gleichen Länge sechs Ruderknechte erforderte, so begreift man nicht, wie von der viel bedeutenderen Höhe jener ägyptischen Galeere aus die obersten Ruder regiert werden konnten, man müßte denn einiges Gewicht darauf legen wollen, daß Athenäus sagt, die Rudergriffe seien mit Blei gefüttert gewesen. Uebrigens verfehlte das Schiff ganz seinen Zweck, denn Plutarch schreibt: „Es war zu nichts nütze als zum Ansehen, unterschied sich kaum von feststehenden Gebäuden und bewegte sich unsicher und nicht ohne große Mühe.“

Viel interessanter als dieser Vierzigdecker war ein fast gleichzeitig mit Beihilfe des genialen Archimedes von König Hieron in Syrakus erbautes Schiff, das zwar zum Getreidetransport bestimmt, aber zugleich als Kriegsschiff armirt war und sich außer der Prachtverschwendung durch höchst sinnreiche Einrichtungen auszeichnete, die gleichmäßig auf Bequemlichkeit und Vertheidigung abzielten und wohl würdig gewesen wären bei der Mit- und Nachwelt mehr Nachahmung zu finden. Das Holz zu seinem Rumpfe kam dem zu sechzig Trieren nöthigen Material gleich, und dreihundert Zimmerleute vollendeten es in sechs Monaten. Sehr bemerkenswerth ist dabei, daß das ganze Holzwerk außen mit bleiernen Platten beschlagen wurde. Die „Syrakosia“ hatte zwanzig Ruderreihen und, wie erwähnt, drei völlig von einander geschiedene, durch Treppen verbundene Verdecke, deren unterstes für die Frachtladung (sie betrug die Kleinigkeit von 60,000 Scheffeln Getreide, 20,000 Talenten Wolle à 120 Pfund, 10,000 Faß sicilisches Pökelfleisch), das Mitteldeck für die Kajüten (darunter waren dreißig Matrosenkajüten mit je vier Bettstellen), das oberste für die Marinesoldaten bestimmt war. Denn an bloße Gallerien zu denken ist hier unmöglich, da dann weder Platz für Wohnungen, ein Gymnasium, eine Bibliothek, für die Pferdeställe, den Fischteich, die Küchen, Lauben und Spaziergänge vorhanden gewesen wäre, noch mitten auf dem Verdecke vier Thürme hätten stehen können (auf dem

Vorder- und Hintertheile befanden sich ebenfalls je zwei). Das Innere der Thürme war mit Steinen und Geschossen gefüllt, und jeder trug sechs Bewaffnete, worunter zwei Bogenschützen. Dann befand sich auf einem Gerüste eine von Archimedes construirte Wurfmaschine, welche zwölfellige Pfeile und drei Centner schwere Steine bis auf sechshundert Fuß schleuderte. An den Raaen der drei Masten waren sogenannte Delphine angebracht, große Steine und Bleimassen, durch welche man nahe Schiffe zum Sinken brachte, und welche schon im peloponnesischen Kriege erwähnt werden. Das Schiff war außerdem rings mit eisernen Spitzen besetzt, um das Entern zu erschweren, und mit beweglichen Haken, um die feindlichen Fahrzeuge festzuhalten. An beiden Breitseiten standen sechzig Gewappnete und ebensoviele an den Masten und an dem Geschütze. Der eherne Mastkorb des Hauptmasts trug drei Mann, der des zweiten zwei, der des dritten einen, und diesen wurde in Körben die Munition hinaufgehaspelt. Vier hölzerne und acht eiserne Anker befanden sich an Bord und außer vielen kleineren Booten ein Kutter, der dreitausend Centner Last tragen konnte. Es existirte auch darauf ein besonderes Schiffsgericht, das aus dem Kapitän, dem Ober- und Untersteuermann bestand und nach dem syrakusischen Rechte entschied. Athenäus, der die Beschreibung einem gewissen Moschion entliehen hat, fügt noch das Epigramm hinzu, womit der attische Dichter Archimelos dieses Schiff, das Hieron dem Könige von Aegypten schenkte, verherrlichte, und wofür er ein Honorar von baaren tausend Scheffeln Weizen tax- und sportelfrei bis in den Piräus geliefert bekam!

Mit solchen Fortschritten stand die gleichzeitige römische Marine freilich in grellem Contraste, wenn es auch sicher unwahr ist, daß die Römer vor dem ersten punischen Krieg gar nicht an eine Kriegsflotte gedacht hätten. Die weit ausgebreitete etruscische Piratenwirthschaft, die das tyrrhenische und adriatische Meer beunruhigte, ging sie zu nahe an, als daß sie nichts zum Schutze ihrer schon von Ancus Martius gegründeten Hafenstadt Ostia und des damit zusammenhängenden Handels gethan, nichts von solchen Nachbarn gelernt haben sollten. Bereits im Jahre 509 v. Chr. schloß ja Rom einen Seefahrtsvertrag mit Karthago, und in dem zweiten vom Jahre 348 ist nicht blos von feindlichen Kauffahrern die Rede, sondern auch von Seeraub und Anlegung überseeischer Colonien und Festungen. Im Jahre 334 werden die Langschiffe der etruscischen Stadt Antium von den Römern theils verbrannt, theils in die Schiffswerfte nach Rom gebracht, wo man außerdem mit den Schnäbeln der zerstörten Schiffe die Rednerbühne decorirte. Fünfundzwanzig Jahre später erwähnt Livius einer Bill, nach welcher zwei besondere Seepräfecten zur Ausrüstung und Ausbesserung der Flotte ernannt werden sollten, und gleich im nächsten Jahre (308) landet eine römische Kriegsflotte bei Pompeji, das Schiffsvolk plündert die Umgegend und wird vom Landvolke endlich mit großem Ver-

luste wieder auf die Schiffe zurückgejagt. Noch klarer beweist das frühere Vorhandensein römischer Kriegsschiffe die 284 von den Tarentinern verübte Brutalität, zehn verdeckte römische Schiffe, die unter Valerius auf der Fahrt ins adriatische Meer sich der tarentinischen Rhede näherten, nach Seeräuberart zu überfallen. Seneca, Varro und Polybius tragen die Schuld von jener falschen Meinung über die römische Kriegsmarine. Seneca nämlich schreibt in der Schrift über die Kürze des Lebens: „Wer hat die Römer zuerst bewogen, zu Schiffe zu steigen? Claudius ist es gewesen, der darum den Namen Caudex erhielt, weil die Zusammenfügung mehrer Planken bei den Alten caudex genannt wurde.“ Auch Polybius sagt freilich über den großartigen Flottenbau, wodurch sich Rom in einem Jahr aus einer Continentalmacht in eine Seemacht verwandelte: „Denn nicht einmal ohne die gehörigen, sondern ohne die geringsten Mittel und ohne jemals an das Meer gedacht zu haben, faßten sie den Plan dazu und führten ihn mit großer Kühnheit aus, so daß sie ohne vorhergängigen Versuch sich unterfingen, mit den Karthagern zur See zu fechten, denen seit langer Zeit Niemand die Oberherrschaft auf dem Meere streitig gemacht hatte.“ Allein, wenn er auch hierbei den Mund etwas voll nimmt, so theilt er doch keineswegs die kindische Ansicht, daß Appius Claudius auf Fahrzeugen, die eher Flößen als Schiffen glichen, in Gegenwart einer starken karthagischen Flotte den Uebergang über die Meerenge gewagt, an den später Spartakus unter günstigeren Umständen auf solche Weise nicht gedacht hat, sondern sagt kurz darauf: „Was aber zum Zeugniß für die außerordentliche Kühnheit der Römer bei großen Unternehmungen dient, ist, daß, als sie sich entschlossen, ihre Truppen nach Messina überzuführen, sie weder verdeckte noch Transportschiffe, sondern nur Funfzigruderer und Dreidecker besaßen, die sie von den Tarentinern, Lokrern, Eleaten und Neapolitanern geliehen hatten, auf welchen sie sich verwegenerweise unterstanden, ihre Armee überzusetzen.“

Jedenfalls ist also die Sage aus dem rein zufälligen Beinamen des römischen Feldherrn entstanden und gehört zu den vielen äthiopiischen Erfindungen des gelehrten Varro. Wohl aber ergibt sich aus dieser Erzählung, sowie aus dem während des Kriegs mit Pyrrhus entstandenen letzten karthagischen Vertrage, nach welchem sich Rom durch 26 punische Kriegsschiffe unterstützen ließ, daß die römische Seemacht damals sehr unbedeutend war, und daß vielleicht die karthagischen Diplomaten nicht zu arg übertrieben, als sie die Römer vor einem Kriege warnten, weil ja doch ohne ihren Willen kein Römer seine Hände im Meere waschen dürfte! Doch war es damals leichter als jetzt, Flotten zu bauen, und das Recht, unter den Seemächten einen Rang einzunehmen, war noch nicht, wie heute, beinahe ein erbliches Privilegium einzelner Nationen, wenn auch großartige Kühnheit und Energie dazu gehörte, mit der ersten Seemacht des Mittelmeers in die Schranken zu treten, und wenn es auch den Rö-

mern Ueberwindung kostete, den Widerwillen ihres eigenen, nicht seemännischen Charakters zu besiegen, einen Widerwillen, der sich schon dadurch klar an den Tag legte, daß sie später mehrmals große Flotten zerstörten, anstatt dieselben selbst zu benutzen. Aber da Karthago nur mit gleichen Waffen überwunden werden konnte, so schufen sie nach dem Muster eines gestrandeten karthagischen Fünfdeckers binnen zwei Monaten eine Flotte von 100 Fünfdeckern und 20 Dreideckern. Trotzdem aber, daß man gewiß die Matrosen von den Bundesgenossen und der Handelsmarine entnahm, war sowohl das anfangs nur nothdürftig eingeübte Rudervolk als auch das spätere den wohl eingeschulten punischen Staatssklaven nicht gewachsen und die römischen Galeeren konnten sich daher im Manövriren, worin bis dahin der Schwerpunkt der nautischen Taktik lag, nicht messen.

Da fiel man auf den genialen Gedanken (die Römer schrieben ihn bekanntlich dem Duilius zu) den entscheidenden Stoß des Schiffsschnabels zur Nebensache zu machen und dem Seegefecht eine für die Römer günstigere Seite abzugewinnen, indem man durch Entern der feindlichen Schiffe die Hauptsache den Soldaten zuwies, von denen nun auch die Fünfdecker 120 Mann neben 300 Ruderern zu führen pflegten. Fliegende Brücken, welche nach beiden Seiten hin niedergelassen werden konnten, zu beiden Flanken mit Brustwehren versehen waren und Raum für zwei Mann nebeneinander darboten, fielen auf die heranfahrenden feindlichen Schiffe nieder und hakten sich vermittelst schwerer eiserner Bolzen in deren Verdecken fest, so daß der Kampf wie zu Lande geführt werden konnte und zugleich der Stoß der Schnäbel beseitigt wurde. In der großen Schlacht bei Eknomos standen 330 römische Fünfdecker mit 140,000 Mann gegen 350 karthagische mit 150,000 Mann Besatzung. Doch zahlten die Römer, im Ganzen mehr durch die Ungunst der Elemente als durch eigene Schuld in den vierundzwanzig Jahren des Kriegs ein bedeutendes Lehrgeld: sie verloren 700 Galeeren, während die Karthager nur 500 einbüßten.

Nach den punischen Kriegen brachten kaum die Kriege mit Mithridates einige Anstrengungen der Römer zu Stande, die aber größtentheils auf Kosten der Bundesgenossen gemacht wurden. Unter diesen herrschten besonders die Rhodier im Osten des Mittelmeers, sie besaßen seit Korinths und Karthagos Fall die respectabelste Marine, klugen politischen Instinct und kriegerischen Sinn. So unterstützten sie die Römer im Kriege gegen Philipp von Macedonien mit zwanzig verdeckten Schiffen, gegen Antiochus von Syrien mit zweiunddreißig Vierdeckern und vier Dreideckern und wehrten sich selbst tapfer gegen den pontischen König. Nach Livius Zeugniß waren ihre Galeeren die schnellsten Schiffe der römischen Flotte. Auch in den Seeschlachten der damaligen Zeit machten die Römer von ihren Entermaschinen (die bereits im zweiten punischen Kriege von den Karthagern angewendet worden waren und die später Agrippa dadurch verbesserte, daß er die an Taue befestigten fünfelligen Enterhaken aus Wurf-

geschützen schießen ließ), und schreckten die Feinde durch Brandpfeile. Nach den mithridatischen Kriegen trug wieder die römische Gleichgiltigkeit gegen die Kriegsmarine das Meiste dazu bei, daß die seitdem in Schwung gekommene Piraterie der Isaurier und Cilicier nach und nach solche Dimensionen annehmen konnte, daß endlich Italiens Küsten geplündert, seine Heerstraßen gefährdet, die römische Flotte in Ostia verbrannt, die Hauptstadt selbst beinahe in Hungersnoth versetzt wurde, und daß die Freibeuter, die ihr Handwerk mit kleinen Kapern begonnen hatten, zuletzt die Seeherrschaft mit tausend Fahrzeugen behaupteten, worunter sich viele Rangschiffe befanden, deren Hintertheile, wie Plutarch erzählt, ganz vergoldet waren und die purpurne Segel und mit Silber beschlagene Ruder führten. Die Flotte des Pompejus, welche endlich dem Barbareskenunfug ein Ende machte, bestand zwar aus einigen Hunderten von Kriegsschiffen, die aber zum größern Theil von den tributpflichtigen Provincialen, besonders wieder von den getreuen Rhodiern gestellt worden waren. Von der geringen Neigung der Römer zum Seewesen zeugt auch die schlechtere Stellung der Matrosen und Seesoldaten bei ihnen.

Zwar waren auch in Athen die Bürger für gewöhnliche Zeiten nicht zum Dienst auf der Flotte verpflichtet; aber Matrosen und Marinesoldaten standen doch im Solde der Landarmee ganz gleich. Dagegen bekam die Mannschaft der römischen Schiffe geringeren Sold, und die Schiffssoldaten starben oft so arm, daß man zu ihrem Begräbnisse Collecten anstellen mußte. Nur die am niedrigsten geschätzten Bürger, die unter 4000 Aß besaßen, und des Legionsdienstes darum für unwürdig gehalten wurden, zog man zur Flottenmannschaft, noch gewöhnlicher aber freigelassene Sklaven. Als während des zweiten punischen Kriegs einmal in der Staatskasse das Geld zur Anwerbung von Matrosen fehlte, mußten die Bürger selbst, je nach dem Census, die Mannschaft stellen, und zwar kam auf ein Vermögen von 50—100,000 Aß ein Matrose nebst sechsmonatlichem Solde, auf 100—300,000 Aß drei Mann nebst Sold aufs ganze Jahr, auf 300,000 bis zu einer Million fünf, auf noch ein größeres Capital sieben Mann und auf den Senator acht. Daß die gestellten Leute aus den freigelassenen Sklaven der Betreffenden bestanden, beweisen die von Livius hinzugefügten Worte: „Die diesem Befehle gemäß von ihren Herren gestellten, bewaffneten und ausgerüsteten Matrosen bestiegen die Schiffe mit gekochten Speisen auf dreißig Tage". Als aber vier Jahre später diese Maßregel wiederholt werden sollte, entschloß sich Vornehm und Gering, lieber der Staatskasse das entbehrliche edle Metall aufzuopfern. Später kam es noch einmal im Kriege zwischen Octavian und dem kühnen Sextus Pompejus vor, daß die Senatoren, die Ritter und die Reichen halb freiwillig halb gezwungen sich einer Zahl von 20,000 Sklaven durch Freilassung entäußerten, um Octavians Rudermannschaft zu completiren. Außer den Libertinen gab es aber auch, besonders

in den außeritalischen Flottenstationen viele Ausländer unter dem Schiffsvolk, die nach den vorhandenen Militärdiplomen sich durch sechsundzwanzigjährige Dienstzeit das Bürgerrecht zu erwerben pflegten. Im Kriege mit Philipp liefen viele Marinesoldaten zum Feinde über „in der Hoffnung auf einen ehrenvolleren Dienst". Auch in der Kaiserzeit war der Legionardienst das Ziel ihres Ehrgeizes. Nero hatte in den letzten Tagen seiner Herrschaft aus Schiffssoldaten eine Legion gebildet, und als Galba dieselbe wieder auflösen und auf die Flotte zurückschicken wollte, weigerten sie sich, forderten ihre Legionsadler und mußten endlich durch Reiterei zersprengt werden. Auch Vespasian nahm einen Theil der Marinesoldaten von Ravenna unter die Linie auf. Später bildeten die Schiffssoldaten von den Stationen Ravenna und Misenum einen Theil der römischen Garnison, wurden aber zu allerhand unbedeutenden Diensten verwendet, wie z. B., um im Amphitheater die Segeltücher zum Schutze gegen die Sonne auszuspannen. Im Einklang mit der Geringschätzung des Standes ist es, daß die Flottenpräfecten weder gewesene Consuln noch Senatoren waren, sondern meist Ritter oder sogar Freigelassene und daß die Navarchen oder Kapitäne unter den Legionscenturionen standen!

Die Schlacht bei Actium ist insofern epochemachend in der Geschichte der Kriegsmarine, als sie dem länger als drei Jahrhunderte herrschenden Gebrauche der schweren Linienschiffe ein Ende bereitete und man von nun an wieder zu Dreideckern und noch leichteren Fahrzeugen zurückkehrte. Die Flotte des Antonius nämlich bestand großentheils aus Acht- bis Zehndeckern, deren Rudermannschaft aber viel zu schwach war und theilweise aus gepreßten Reisenden, Viehtreibern und Ackerknechten bestand, während Cäsars Schiffe leicht und beweglich (nach Florus waren seine größten Schiffe Drei- bis Sechsdecker), seine Matrosen trefflich geschult waren. Beide Flotten führten die von Livius auch bereits im Kriege gegen Antiochus erwähnten, von Agrippa verbesserten, hölzernen Thürme auf den Verdecken, deren verschiedene Farben, wie aus Appians Beschreibung der Seeschlacht von Mylä erhellt, Unterscheidungszeichen der Parteien bildeten, und die man bei beginnender Flucht über Bord zu werfen pflegte. Als es nun zum Kampfe kam, fuhren die Octavianer mit fliegenden Ruderschlägen heran, beschädigten schnell die Kolosse und fuhren eilends wieder fort, ohne sich in Handgemenge einzulassen, wie Dio Kassius sagt: „Reitern gleich, die bald heransprengen, bald sich zurückziehen, da Angriff und Abwehr von ihrem Willen abhing." Später, als der Kampf hitziger wurde und Kleopatra bereits ihre purpurnen Segel zur Flucht gelichtet hatte, gestaltete sich das Gefecht in anderer Weise. „Die Einen suchten ringsum die untern Theile der Schiffe zu beschädigen, brachen die Ruder ab, stiegen auf das Verdeck, faßten die Gegner und zogen sie herab, stießen sie und kämpften mit Anderen. Dagegen trieben die Gegner die Nahenden mit Stangen ab, hieben mit Aexten

um sich, warfen Steine und andere Lasten, die zu diesem Zweck bereit lagen, hinab, und erwehrten sich der Hinansteigenden oder rangen mit ihnen, wenn sie schon über Bord gekommen waren. Man konnte sagen, es sei gewesen, wie wenn Mauern oder auch viele dicht neben einander gelegene Inseln erstürmt werden sollten." Die Entscheidung wurde endlich dadurch herbeigeführt, daß Octavians Leute mit feurigen Pfeilen die feindlichen Schiffe zu beschießen und aus Wurfmaschinen Töpfe voll glühender Kohlen und brennenden Pechs zu schleudern begannen, worauf nach dem letzten Verzweiflungsversuche der Antonianer, die Feinde wenigstens mit in ihr Verderben zu ziehen, der größte Theil ihrer Flotte ein Raub der Flammen ward. Den meisten Nutzen bei dieser Schlacht hatten Octavian die Schiffe der Liburner gewährt, einer den westlichen Theil von Kroatien und den nördlichen von Dalmatien bewohnenden illyrischen Völkerschaft, die seit alten Zeiten die berüchtigtsten Seeräuber des adriatischen Meeres geliefert hatte. Diese Fahrzeuge hatten nach Appians und Lucans übereinstimmender Angabe nur zwei Reihen von Rudern. Für die frühere Zeit galten sie natürlich gar nicht als Rangschiffe, und wenn Plutarch bei Aufzählung der Seemacht des Sextus Pompejus sagt: „Es waren nicht weniger als 500 Kampfschiffe, liburnische aber und Wachschiffe und Fahrzeuge ohne Verdeck noch eine große Menge", so kann das nicht auffallen. Im Anfange der Kaiserzeit wurden diese Liburner neben den noch beibehaltenen Dreideckern fast allein zu Kriegszwecken gebraucht, wenn auch Caligula noch Zehndecker bauen und Nero den Kanal vom Avernersee nach Ostia breit genug für zwei sich begegnende Fünfdecker graben ließ. Der Byzantiner Zosimus setzt die Schnelligkeit der Liburner unter die der Dreidecker und ungefähr jener der alten Funfzigruderer gleich. Es erhielt sich diese Art von Kriegsschiffen auch unter den östlichen Kaisern, wo noch zur Zeit Leo des Sechsten die Felucken zwei Reihen von Ruderern auf je fünfundzwanzig Bänken hatten.

Das Personal anlangend befanden sich auf dem römischen Schiffe außer dem Navarchen die Centurionen der Marinesoldaten und deren Feldwebel, der Steuermann, der Untersteuermann, der Rudermeister und dessen Musikus; dann ein Waffenrevisor, ein Fähnrich, ein Hornbläser, ein Opferdiener, ein Arzt, Schreiber und Kassenführer. Außer den Flottenstationen zu Misenum, wo bekanntlich der ältere Plinius commandirte, und zu Ravenna, dessen 240 Schiffe fassender Hafen aber bereits in der Mitte des sechsten Jahrhunderts versumpft war, lagen noch Flottendivisionen zu Frejus, im schwarzen Meere (zu Vespasians Zeit aus 40 Kriegsschiffen mit 3000 Mann Besatzung bestehend), zu Seleucia in Syrien, in Alexandria und an der britannischen Küste. Außerdem unterhielten die Römer auf größeren Flüssen und Seeen Flotillen. So entstand in Augustus Zeit die Rheinflotte, welche von Germanicus auf 1000 Fahrzeuge gebracht wurde, über deren eigenthümlichen Bau Tacitus schreibt:

„Einige waren kurz, mit schmalem Hinter- und Vordertheile und breitem Bauch, damit sie leichter die Fluthen abhielten; andere hatten ganz flache Kiele, um ohne Schaden aufsitzen zu können, mehren hatte man auf beiden Seiten Steuerruder gegeben, damit man plötzlich die Ruder umkehren und an einer beliebigen anderen Seite landen konnte. Viele waren mit Brücken gedeckt, um Geschütze darüber hin zu fahren und zugleich für den Transport von Pferden und Proviant eingerichtet, zum Segeln geschickt und mit schnellem Ruderwerk versehen, und die Hurtigkeit der Soldaten vermehrte noch das Imponirende und Fürchterliche ihrer Erscheinung. Im Jahre 280 n. Chr. verbrannten die Deutschen einen Theil der Rheinflotte, und dies war der Grund, warum Bonosus, der Commandirende in jener Gegend, aus Furcht vor Bestrafung, den Imperatortitel annahm. Unter Konstantin war aber wieder der ganze Rhein mit bewaffneten Schiffen versehen. Auch auf der Donau gab es verschiedene Flottenstationen in Pannonien und Mösien, dann auf dem Comer- und Neuenburger-See, auf der Rhone, Saone, Seine und Oise. H. Göll.

Vermischte Literatur.

Das Walten des Herrn oder: merkwürdige Schicksale und Erfahrungen eines aus dem Herzogthum Schleswig entlassenen protestantischen Geistlichen. Kein Roman. Eine Autobiographie von P. G. Hansen. Hamburg, 1863. Gedruckt bei Nestler und Melle.

Der Verfasser, bekannt durch seinen Proceß mit Dr. Rasch in Berlin, versucht hier, sich gegen die Angriffe zu vertheidigen, die er von Rasch und Andern wegen seines Verhaltens während und nach der schleswig-holsteinischen Erhebung erfahren. Es gelingt ihm vollständig, den Beweis zu führen, daß die Bauern Angelns ihm mit Unrecht Schuld geben, einen Heckpfahl gestohlen zu haben. Daß er kein Trunkenbold ist, soll ebenfalls auf Treu und Glauben angenommen werden. Es gelingt ihm ferner so ziemlich der zweite wichtige Beweis, daß er ein Kind, welches er im Verdruß über geringschätzige Behandlung von Seiten des Vaters nicht regulär getauft haben sollte, genügend getauft hat. Selbst ein gewisses Mitleid mit seinen Schicksalen zu erwecken, worauf die größte Hälfte des Buches ausgeht, möchte ihm bei den Lesern, welche seine weinerliche Weitschweifigkeit und sein übler Stil nicht vom Weiterlesen abschreckt, beinahe gelingen. Haben ihn doch zuletzt selbst die Dänischgesinnten schlecht behandelt. Eins ist ihm aber nicht geglückt: zu zeigen,

daß er ein Mann von Charakter ist; im Gegentheil, wir legen seine Schrift mit dem Eindruck des allerentschiedensten Gegentheils davon hinweg, und wenn wir beklagen, daß man ihm in Angeln manches Unbegründete nachsagte, wundern können wir uns darüber nicht. Schließlich machen wir auf die Mittheilungen über seinen Nachfolger Thies (Seite 174—188) aufmerksam, die das einzige Amusante in dieser Jeremiade und ein sehr interessantes Capitel schleswiger Kirchen- und Schulzustände der Gegenwart bilden.

Die evangelische Bewegung in Italien. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Italien geschildert von C. Nitzsch. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz. 1863.

Dankenswerthe Beiträge zur Kunde der religiösen Bewegung, die infolge der politischen Umgestaltung Italiens namentlich im Norden der Halbinsel begonnen hat, sowie der kirchlichen Zustände in Italien überhaupt. Etwas weitschweifiger als billig, auch etwas salbungsvoller, als Nichttheologen angenehm finden werden, im Ganzen aber recht verständig und instructiv, werden der Charakter der religiösen Bewegung unter den Italienern, der Unterschied derselben von der mehr politischen, die von Pater Gavazzi, Passaglia u. A. angeregt ist, der Grad von Empfänglichkeit des dortigen Volkes für den evangelischen Glauben, dessen sittliches Leben, der Einfluß des Klerus u. d. m. geschildert. Dann folgt eine Uebersicht über den gegenwärtigen Stand der Evangelisation und die beiden Parteien: Waldenser und evangelische Vereine, über die wir nach einer Rede des Verfassers bei der letzten Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins das Nöthigste bereits mitgetheilt haben. Endlich bespricht die Schrift die Frage, wie sich die nichtitalienischen Protestanten zu diesen Vorgängen zu verhalten haben.

Aus dem Leben der Vögel. Eine naturpsychologische Skizze von Dr. J. G. Fischer. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1863.

Ein Versuch, die Seele der Vögel darzustellen, der zwar keinen Anspruch auf streng wissenschaftliche Entwickelung und Begründung macht, aber mit seinen großentheils aus eigner Beobachtung des Verfassers (er ist Professor in Stuttgart) stammenden Beispielen sehr interessante Streiflichter auf den betreffenden Gegenstand wirft und zu weiterer Verfolgung der Sache anzuregen geeignet ist. Die Geschichte von dem reutlinger Gänserich (S. 39), der, als um die gewöhnliche Stunde keine Fütterung erfolgt und selbst schnatternde Mahnrufe die bei einer Kaffeevisite sitzende Herrin nicht herbeiführen, auf einen Stein vor dem Hause steigt und die Hausglocke zieht, ist, wenn der Gewährsmann des Erzählers wirklich gut ist, ein höchst beachtenswerthes Beispiel, daß selbst im Gehirn der Vögelfamilie, die gewöhnlich für die einfältigste gilt, ein gewisses Verbinden von Ursache und Wirkung stattfindet.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Einige ungedruckte Briefe Goethes.

Der folgende Briefwechsel Goethes mit Freiherrn von Lamezan ist ein kleiner Beitrag zur Goetheliteratur, welcher auch in weiteren Kreisen Interesse beanspruchen kann. Derselbe umfaßt zwar nichts als Verhandlungen aus dem Jahre 1804 über eine Denkmünze, welche zu Ehren des Kurfürsten Karl Theodor von Dalberg geprägt werden sollte, aber er enthält außer charakteristischen Briefen Goethes auch ein Memorial desselben über die Verhältnisse, welche damals bei Prägung einer Medaille zu berücksichtigen waren, er zeigt den Dichter in der behaglichen Theilnahme eines Kunstliebhabers und Rathgebers, und rührt an politische Zustände, welche auch von anderer Seite her in der Gegenwart eingehende Behandlung erfahren haben.

Die Persönlichkeit Karl Theodors von Dalberg und sein Verhältniß zu der großen Culturbeweguug am Ende des vorigen Jahrhunderts ist zuletzt von Clemens Perthes (Politische Zustände und Personen, S. 355 und folgende) besonders fein und ganz vortrefflich charakterisirt worden. Das liebenswürdige, anregende Wesen eines zartfühlenden, aber nicht charakterstarken Mannes in bedeutender Stellung hatte auch auf die Freunde von Weimar Jahre lang wohlthuenden Einfluß ausgeübt. Im Jahr 1804 war die Zeit vorüber, wo der Reiz seiner vornehmen Humanität von Goethe, Schiller, Humboldt als ein neuer Erwerb ihres Lebens freudig genossen worden war. Das Dilettantenhafte seiner ungeordneten literarischen Production und seine unkräftige Politik waren kein Geheimniß Weniger geblieben, aber in der Seele Goethes haftete eine warme Erinnerung an die menschlichen Beziehungen früherer Jahre.

Aus den Briefen selbst erhellt, weshalb im Winter 1803 der Wunsch entstand, dem Kurfürsten und Reichserzkanzler Karl Theodor von Dalberg ein Denkmal zu setzen. Der Gefeierte galt damals noch für einen guten Deutschen.

Der Mann aber, welcher mit Goethe über das Denkmal correspondirte, Ferdinand Freiherr von Lamezan, zu Mannheim geboren, war selbst kurpfälzischer Beamter gewesen, zuerst in der Justiz, dann in der höheren Administration. Als die Pfalz 1802 französisch wurde, wurde er Hofgerichtspräsident zu Bamberg und 1806 entlassen. Von da lebte er als Privatmann in Mannheim, wo er am 15. December 1817 im Alter von 76 Jahren starb. Sein Nekrolog steht in der Beilage der Allgemeinen Zeitung vom 31. Januar 1818.

No 1.

Freiherr v. Lamezan an Goethe.

An
Herrn Geheimerath
Freiherrn von Göthe.

Hochwohlgebohrner Freiherr
Hochgeehrtester Herr Geheimerath!

Eine Menge gemeinnütziger Anstalten, welche sich des Schutzes und der Unterstützung Ew. Hochw. erfreuen, mögen mir zur Entschuldigung dienen, wenn ich in ähnlicher Angelegenheit um Ihre Verwendung anzustehen mir die Freiheit nehme.

Der durch die Abtretung der diesseitigen Rheinpfalz in Ruhe versetzte Civil-Dienerstand dahier, — mehrere der wieder angestellten nicht ausgenommen, — hat mich nämlich beauftraget, nach vorher von Ew. Hochwohlgeb. eingeholter Erlaubniß in Ihre Hände eine angemessene Summe niederzulegen, um solche als Preis demjenigen deutschen Künstler zuzuerkennen, der nach Ew. Hochwohlgeb. Urtheil die gelungenste Idee zu einem Denkmale entwürfe, welches die ungetheilte Dankbarkeit aller durch den letzten Reichsschluß in ihrer Subsistenz gesicherten Staatsdiener und Pensionisten gegen den Kurerzkanzler Kurf. Gnaden, als den Urheber dieser gerechten Vorkehr, darstellte. Die Art, womit dieser aufgeklärtere im Leiden ausgezeichnete Theil der Nation nach einer Reihe harter Prüfungsjahre kleinern Fürsten hingegeben, und die Sparsamkeit, welche letztre besonders denen, deren Vaterland, Religion und Geisteskultur ihnen fremd ist, empfinden lassen, rufen ihn vor allen übrigen auf, die Anregung zu einem Denkmale zu geben, welches dem ersten Fürsten Deutschlands, ohne welchen die Menge unschuldiger Opfer nach dem Beispiele der überrheinischen Mitbrüder jedem Mangel Preis gegeben wäre, am Sitzungsorte der Reichsversammlung in der Art errichtet würde, daß jener Geist der Humanität und Gerechtigkeit, welcher die Reichsbeschlüsse §§. 59, 66 ꝛc. geleistet, auch für die übrige Mit- und Nachwelt belehrend werden dürfte.

Ob der gekrönte Entwurf zur Ausführung gelangt, hängt freilich, als ein unsre Kräfte übersteigendes Unternehmen, von der Unterstützung ab, welche dieses Vorhaben hoffentlich in ganz Deutschland finden wird. Uns genüget es, dazu den ersten Schritt durch einen von Ew. Hochwohlgeb. gefälligst zu erlassenden Aufruf an alle sich um den Preis bewerbende deutsche Künstler veranlaßt und ein Mittel gefunden zu haben, unsre Dankbarkeit gegen einen Mann, den ganz Deutschland mit Ehrfurcht nennt, wenn auch nicht durch die Meisterhand eines Bildhauers, durch die Hand des Medailleurs und Kupferstechers zu verewigen.

Hierüber sowie über die etwaigen Modificationen dieser Idee schmeichelt

sich von Ew. Hochwohlgeb. mit baldiger Antwort beehrt zu werden der mit vollkommenster Hochachtung beharret

Mannheim, p. p.
den 12. Christm.
1803.

No. 2.

Goethe an Frh. v. Lamezan.

Hochwohlgeborner Freiherr!
Hochgeehrtester Herr!

Ew. Hochwohlgebor. erstatte meinen lebhaftesten Dank, daß Dieselben mich mit einer so zutraulichen Anfrage beehren und mir zugleich ein fortgesetztes angenehmes Verhältniß zusichern.

Wenn ich bei einem jeden Geschäfte dieser Art mich sehr gern, soweit meine Einsichten und Kräfte reichen, mit Rath und That willig finden lasse, so wird mir bei dem Gegenwärtigen ein ernsterer Antheil um so mehr zur Pflicht, als ich selbst dem unschätzbaren Manne, von dem die Rede ist, wegen eigner Bildung und Förderung, ein Denkmal zu setzen Ursache hätte.

Indessen erlauben Ew. Hochwohlgeb. daß ich, als ein von manchen Seiten Bedrängter, mich über diese Angelegenheit so kurz und bündig als möglich erkläre, und haben die Güte was etwa zur Form und sonstiger Verknüpfung gehören möchte, gefällig zu suppliren.

Unter allen Denkmalen, die einem bedeutenden Manne gesetzt werden können, hat freilich das plastisch-iconische den Vorzug; allein welch ein Aufwand, welch eine Zeit, welch eine Gelegenheit wird hierzu nicht vorausgesetzt! Nur der, dem die Ausübung der Majestätsrechte zusteht, darf an ein solches Unternehmen denken.

Die plastisch-architectonischen Monumente, wie z. B. das Geßnerische bei Zürich, sind gleichfalls großen Schwierigkeiten unterworfen, die ich, wenn es erfordert würde, darzulegen bereit wäre.

Die pur-architectonischen sind vor der Nullität kaum zu schützen. Die dabei anwendbaren Formen sind schon so durchgebraucht, daß ein sehr genialischer Künstler und reiche Unternehmer vorausgesetzt würden um etwas für den ächten Geschmack nur einigermaaßen Erfreuliches zu leisten.

Mit Vergnügen habe ich daher aus Ew. Hochwohlgeb. Schreiben ersehen, daß es Ihnen und Ihren werthen Herrn Committenten nicht unangenehm sein würde, wenn man den Vorschlag zu einer Medaille thäte.

Wollten Sie daher wohl die Güte haben mir vor allen Dingen anzuzeigen: ob sich die Gesellschaft wohl auf eine Schaumünze zu fixiren geneigt

wäre? Möchten Sie die Summen bestimmen, die Sie als Preis auszusetzen gedächten, so würde ich Vorschläge, Anschläge u. s. w. bald zu überschicken im Stande sein.

Die großen Vorzüge, welche unter den gegebenen Umständen, ein solches Monument vor andern hat, werden alsdann gleichfalls zur Sprache kommen.

Der ich um Vergebung verspäteter Antwort, sowie des Gebrauchs einer fremden Hand, angelegentlich bittend, mich mit besonderer Hochachtung unterzeichne Ew. Hochwohlgeb.

Weimar, den 12. Januar 1804.

ganz gehorsamster Diener J. W. v. Goethe.

No. 3.

Frhr. v. Lamezan an Goethe.

Hochwohlgeborner Freiherr
Hochgeehrtester Herr Geheimerath!

Unsern wärmsten Dank, für die lehrreiche Zuschrift, womit Ew. Hochwohlgeb. unsre Ideen berichtiget, und unsern Wunsch erfüllt haben, an der Spitze unsers Unternehmens einen Mann zu sehen, der dem großen Manne, dem wir danken, würdig zur Seite steht, und dessen Name mehr, als alle irdische Denkmäler, unsre Dankbarkeit vor der Nullität schützet.

So schmeichelhaft es für uns ist, über die Vorzüge einer Schaumünze in ein näher belehrendes Verhältniß mit Ew. Hochwohlgeb. zu treten, und den ganzen Reichthum Ihrer Ideen darüber mit zu besitzen, so ist doch die weitere Bearbeitung der einhellig angenommenen Idee einer Schaumünze nur von dem ächten Geschmacke und von der Zweckmäßigkeit, sowie die auszusetzende Preissumme nur von dem Umfange der Kunst, den Ew. Hochwohlgeb. allein zu bezeichnen und zu würdigen wissen, abhängig. Ihr Vorschlag wird uns daher Vorschrift, Ihre Preisbestimmung auch die unsrige sein, und das Ganze mit allen seinen Theilen, — von pecuniairer Rücksicht frei — Ihrem bessern Ermessen unterstellt bleiben.

Wir sehen dem Augenblicke, die gefälligst zu bestimmende Preissumme, wofür bereits 50 Ducaten gesammelt sind, in Ihre Hände niederzulegen, und durch einen öffentlichen Aufruf vor der Besorgniß, in unserm Vorhaben durch Zuvorkommung andrer getäuscht zu werden, sicher gestellt zu sein, sehnsuchtsvoll mit jener besondern Hochachtung entgegen, mit der ich mich zu nennen, die Ehre habe p. p.

Mannheim, den 29. Januar 1804.

No. 4.

Goethe an Frh. v. Lamezan.

P. P.

Aus beiliegendem kleinen Aufsatze, für dessen Form und Styl ich Nachsicht erbitten muß, belieben Ew. Hochwohlgeb. zu ersehen, was ich zu Einleitung und Vorbereitung des bewußten Geschäftes am räthlichsten finde. Erhält es den Beifall der verehrlichen Societät, so soll sogleich die Expedition nach Rom, sowie das Privatcircular an eine Anzahl Künstler abgehen und es bleibt uns in der Zwischenzeit noch immer Raum genug, die Sache nach allen Seiten hin zu überlegen, wie ich denn das Gutachten einsichtsvoller Freunde, die ich darum gebeten, noch zu erwarten habe. Haben Sie die Güte, jedes Bedenken, welches Ihnen beiginge, zu eröffnen und was Sie der Sache vortheilhaft glauben mitzutheilen.

Im Fortschreiten des Geschäftes wird noch verschiedenes zur Sprache kommen, durch dessen frühzeitige Erwähnung die Ansicht eher beschränkt als erweitert würde. Es kommt noch vorzüglich darauf an, ob der vorgeschlagene Operationsplan im Ganzen Beifall findet, für das Detail der Ausführung kann man ohnehin nur zu rechter Zeit und Stunde sorgen; auch treten manche hülfreiche und hinderliche Zufälligkeiten ein, die man alsdann zu nutzen oder abzulenken hat.

Doch was brauche ich Ew. Hochwohlgeb. als einem Geschäftsmanne dasjenige bei diesem besondern Falle zu sagen, was im allgemeinen bei jedem menschlichen Unternehmen gilt; deshalb man sich denn eben das höchste erreichbare Ziel vorstecken muß, weil man in der Ausführung oft selbst hinter diesem, leider, zurückbleibt.

Darf ich hiernächst noch eine mit diesem Geschäft verwandte Bitte Ew. Hochwohlgeb. vortragen.

Vor ungefähr achtzehn Jahren ward in Rom, von einem geschickten Stempelschneider Schwendemann, eine Medaille auf den Churfürsten von Pfalz-Bayern geschnitten, die ich, bei der gegenwärtigen Gelegenheit, wohl zu sehen wünschte, um sie mit der Arbeit von Mercandetti zusammen zu halten. Wäre es daher möglich, daß Ew. Hochwohlgeb. mir diese Medaille zu eigen verschaffen könnten, so würde mir ein gutes Exemplar in Silber, vorzüglich aber in Kupfer sehr angenehm sein, weil der Stamm meiner modernen Medaillensammlung aus Kupfer und Bronce besteht. Allenfalls aber würde das Original nur auf kurze Zeit, oder ein Abguß in feinem Gips zu der anzustellenden Vergleichung hinreichen und mich belehren in wie fern man die neuere Arbeit der ältern an die Seite zu setzen hoffen darf.

Noch eines muß ich gedenken: Ew. Hochwohlgeb. wünschen mit Recht, daß nicht etwa eine andere Societät, oder wer es auch sei, der diesseits gefaßten

Idee zuvorkomme und deshalb bald etwas ins Publicum ergehen zu lassen, für räthlich halten. Mein Vorschlag wäre deswegen, man setzte in das Intelligenzblatt der Jenaischen Allgem. Litt. Zeitung eine kurze Notiz etwa nachstehenden Inhalts:

Eine Gesellschaft dankbarer Verehrer des Herrn Erzkanzlers Churfürstl. Gnaden (hier kommt es darauf an ob man die Societät und das Motiv der Dankbarkeit näher bezeichnen will) hege den Vorsatz durch eine demselben zu widmende Medaille ihre Empfindungen auszudrücken und der Nachwelt zu überliefern, wozu die Anstalten schon getroffen seien, man hoffe dem Publikum bald das nähere, nebst einer Einladung zur Theilnahme, bekannt zu machen.

Auf diese Weise salvirt man die Priorität und man kann von Zeit zu Zeit, wie man in dem Geschäft mehr Licht und Gewißheit sieht, mit Ankündigung und Einladung fortfahren.

Schließlich noch eine Anfrage: Sollte nicht nöthig sein eine Erlaubniß zu einer solchen Dedication eines Monuments von dem verehrten Fürsten zu erlangen? doch vielleicht sind Ew. Hochwohlgeb. schon davon versichert.

Verzeihen dieselben nur wenn ich so weitläufig werde und in einigen Punkten vielleicht allzubedenklich erscheine; man hat es aber für das ganze Geschäft zu gut wenn man Anfangs das Ganze in allen seinen Theilen zu übersehen strebt.

Auch muß ich bitten, bei der Eile, womit diese Blätter verfaßt wurden, nur auf die Absicht zu sehen und meiner Dankbarkeit für das geschenkte Vertrauen gewiß zu sein.

Ew. Hochwohlgeb.

Weimar,
den 8. Februar
1804.

ganz gehorsamster
Diener
J. W. v. Goethe.

No. 5.

Pro Voto.

Eine Medaille hat, durch ihre mögliche Verbreitung, durch ihre Dauer, durch Ueberlieferung der Persönlichkeit in einem kleinen Raum, durch Documentirung allgemein anerkannter Verdienste, durch Kunst- und Metallwerth, so viel vorzügliches, daß man, besonders in unsern Zeiten, Ursache hat sie allen anderen Monumenten vorzuziehen.

In dem gegenwärtigen Falle, daß des Herrn Erzkanzlers Churfürstl. Gnad. eine Medaille gewidmet werden soll, stimme ich dafür, daß sie in Rom gearbeitet werde.

In Deutschland, bei sehr lobenswürdiger Technik, wüßte ich nirgends ein Zutrauen auf höhere Kunstleistungen zu fußen.

Die Franzosen machen ihre Sachen ganz wacker und brav; aber ich würde ihnen eher einen Generalissimus, als einen geistlichen Herrn anvertrauen; denn es ist immer etwas manierirtes und für unsern Zweck fremdartiges in ihren Arbeiten.

Daher scheint in manchem Sinne räthlich die gegenwärtig bestimmte Medaille in Rom arbeiten zu lassen.

Es befindet sich daselbst ein Stempelschneider Mercandetti, dessen neueste Arbeit, eine Medaille auf Galvani, ich in Gips Probedruck in Händen habe, ein Mann, der, nach Herrn Fernows neuesten Versicherungen, der beste dortige Arbeiter ist, so daß ich nur so viel sagen kann, daß mir in der Zeit, in der wir gerade leben, auch kein besserer bekannt ist.

Hiezu kommt noch die Betrachtung, daß zu Ehren unsers fürtrefflichen Fürsten eine Medaille in Rom schneiden zu lassen, eben so viel heißt als ihm das Monument in Rom selbst setzen.

Der Stempelschneider wird sich geehrt finden eine Medaille zum Andenken des ersten deutschen geistlichen Fürsten zu schneiden.

Der Papst und die Cardinäle werden, wenn irgend noch eine Spur von altem Römischen Hof- und Weltwesen übrig sein sollte, wie höchst wahrscheinlich ist, sogleich hievon informirt werden und der Künstler sich dadurch doppelt und dreifach angefeuert fühlen etwas gutes zu machen, was ihn nach allen Seiten empfehlen könne, so daß wir auf diesem Wege, wenn wir uns nicht ganz betrügen, das beste was von jener Seite erhalten werden kann, erzwecken werden.

Demohngeachtet würde ich, wegen der Entfernung und so mancher eintretender Zufälligkeiten, den Muth nicht haben einen solchen Vorschlag zu thun, wenn nicht Herr v. Humboldt sich an Ort und Stelle befände, der, mit uns, von gleicher Verehrung gegen den fürtrefflichen Fürsten belebt, das Geschäft sowohl im Artistischen als im technischen und ökonomischen Sinne, wie wir gewiß voraussetzen können, zu behandeln geneigt wäre.

Die Medaille würde nach beigezognem Zirkelkreise nicht ganz drei Zoll Leipziger Maaßes enthalten.

Auf der Hauptseite zeigte sie das Bildniß des verehrten Fürsten. Wir könnten von hier aus, nach einer Büste und einigen Portraiten, eine dergestalt ausgeführte Zeichnung, in gehöriger Größe liefern, daß ein römischer Medailleur darnach arbeiten könnte. Was die Kleidung sowie die Umschrift betrifft, wäre weitere Ueberlegung zu pflegen.

Die Rückseite betr. bemerke ich Folgendes:

Vorerst wünschte ich deshalb mit denen Künstlern, welche mir schon bekannt sind, privatim zu conferiren. Die Preisaufgaben, in so fern sie die Kunst sich selbst überlassen und sich noch im allgemeinen halten, mögen wohl,

wie uns eine fünfjährige Erfahrung gelehrt hat, nicht ohne Nutzen fürs Ganze sein; allein für ganz besondere Zwecke, wie der gegenwärtige, ist davon wenig zu hoffen und ich würde dagegen mich lieber erbieten, durch Privatcorrespondenz mit Künstlern, deren Erfindungsvermögen und Denkweise mir bekannt ist, mich zu benehmen. Ein zweckmäßiges Circular soll sogleich verfaßt werden.

Um vorläufig auch hierüber meine Gedanken mitzutheilen, so sage ich, daß mir die Darstellung des Moses, der an den Felsen schlägt (nicht historisch mit dem ganzen Israelitischen Volke, sondern symbolisch und plastisch mit wenigen schöpfenden) unübertreffbar scheint, weil hier von Seiten des Gedankens alles gegeben ist und der Kunst die höchste Freiheit bleibt.

Allein vielleicht ist es möglich, aus der Bibel überhaupt, besonders aus dem alten Testamente, irgend ein Factum zu finden, das sich dem genannten in Ausdruck und Simplicität an die Seite stellen dürfte, welches wir denn erwarten wollen.

Dies widmeten wir der Verehrung eines solchen Mannes, wo der specielle Fall zugleich im allgemeinen begriffen wäre. Wollte man das Specialere aussprechen, so würde eine zweite Rückseite mit Schrift, (es ist von jeher die Gewohnheit zu einer gelungenen Portraitseite mehrere Rückseiten schneiden zu lassen,) keinen großen Aufwand machen.

Indessen nun hierüber Versuche gemacht werden und Rath gepflogen wird, wäre das nächste nach Rom zu schreiben und die nöthigen Anfragen dahin gelangen zu lassen.

Vorausgesetzt, was hier schon oben angeführt ist, so wäre nunmehr die Frage, was Mercandetti für eine Hauptseite mit dem Bildniß und für die Rückseite mit einigen Figuren (für die Stempel) verlangte.

Ferner, weil es nicht rathsam ist die Stempel kommen und in Deutschland prägen zu lassen, fragt sich was er für eine dort ausgeprägte Medaille in Silber verlangt? Wenn wir sie zu 6 Loth annehmen, so würde das Metall ohngefähr 4½ Thlr. sächs. betragen, nun fragte sichs, wie viel er, (vorausgesetzt, daß ihm die Stempel bezahlt sind) für das Stück ausgeprägte Medaille verlangen kann.

Ich bemerke, daß man in Deutschland, wo das Technische im Gange ist, dem Medailleur bei einer bestellten Medaille 1 Thlr. 12 gr. fürs Loth zahlt, ohne sich übrigens zu bekümmern ob ihm Stempel springen oder nicht. In dieses Verhältniß müßte man sich auch mit dem Römer setzen und die zu bestellenden Medaillen dort auf der Stelle prägen lassen, weil die Kosten ihres Transports hierher und der Rimesse des Gelds hinein, immer lieber zu übernehmen sind als die Gefahr fremde Stempel in irgend einer Münzstätte, besonders in solcher Größe, zu wagen.

Alles dieses sind freilich nur vorläufige Bedenken; allein ich will noch eine allgemeine Berechnung hinzufügen.

Ein deutscher Medailleur nimmt für das ausgeprägte Loth einer Medaille 1 Thlr. 12 gr. sächs.

Unsere Medaille würde also nach diesem Maaßstab 9 Thlr. — — zu stehen kommen.

Leiten wir die Entreprise nach Rom, so ist es offenbar daß die Medaille um etwas theurer kommen müsse.

Hier tritt also auf eine, wie mich dünkt, ganz gemäße Weise die Pflicht dererjenigen ein, welche dem vortrefflichen Fürsten die Medaille widmen.

Es versteht sich, daß demselben wenigstens eine goldene dargebracht werde, zugleich eine schickliche Anzahl silberner, eine größere kupferner, damit er in alle Klassen der Seinigen nach freigebiger Lust diese Gabe vertheile.

Diese Kosten sowie alles was von Transport, Rimessen und sonst erforderlich wäre, hätte die widmende Societät zu tragen, und das übrige Publicum nähme, mit Vergnügen, die Medaille um einen mäßigen Preis und zahlte denn doch in der Masse mit an der ganzen Unternehmung.

Dieses sind allgemeine Vorschläge, welche erst durch die Zeit und besonders durch eine Antwort von Rom ihre nähern Bestimmungen erhalten werden.

W. d. 8. Febr. 1804. s. m.

Goethe.

No. 6.

Frhr. v. Lamezan an Goethe.

P. P.

Die fortgesetzten Nachforschungen um die bemerkte Denkmünze von Schwendimann — Sie meinen doch die Vereinigung Bayerns mit der Pfalz — fangen an zu weitaussehend zu werden, als daß ich meine Antwort, wegen deren Verspätung ich um Entschuldigung bitte, länger darauf hinzuhalten mir erlauben dörfte. Ein anderes Exemplar aber von diesem Künstler folgt zum beabsichteten Gebrauche hier einsweilen voraus, das, wenn es in die Medaillensammlung Ew. Hochwohlgeb. aufgenommen zu werden verdienet, meine Hoffnung belebet, zu der anverlangten Medaille noch andre von Ew. Hochwohlgeb. zu erfahren und aufzufinden, welche zur Bevollständigung Ihres Cabinets etwa dienlich wären. Das thatenreiche Zeitalter, worin wir leben, verbürget mir dieses Vergnügen.

Der vorgeschlagene Operationsplan Ew. Hochwohlgeb., wobei durchaus nichts zu erinnern ist, gibt unsrer Sache erst jene Richtung und hohe Ausbildung, welche des Gegenstandes würdig und nur Ihrer Leitung möglich ist. Der glückliche Gedanke vom Moses an den Felsen, war für die Gesellschaft,

die sich in Hinsicht des Dichters, der ihn angegeben, nicht weniger wie in Hinsicht des Orts, wo er ausgeführt werden soll, selbst geehrt findet, eine eben so angenehme Ueberraschung, wie die unbegränzte Zuneigung, womit Ew. Hochwohlgeb. die mühsame Einleitung des Geschäfts zu Rom und bei Derselben Kunstfreunde übernehmen und unserm Wunsch, uns dabei über das alltägliche hinaus zu erheben, zuvorkommen wollen. Möchten Sie die Unbescheidenheit, welche sie bei der Annahme eines solchen Erbietens von Ew. Hochwohlgeb. fühlt, jener Achtung für die Kunst und jener Verehrung für den vortrefflichen Fürsten, zu gut halten, welche auch den Kleinsten mit dem Größern in nähere Berührung bringt.

Inzwischen wird sich der Erlaubniß zu unsrer Dedication, sollte es ihrer unter dem Schutze Ew. Hochwohlgeb. noch bedörfen, durch die Familie des Herrn Erzkanzlers dahier, welche auch die besten Bildnisse für die Hauptseite verschaffen könnte, zu vergewissern suchen der unter Beziehung auf die letzthin angeführte noch andauernde Hinderniße, unser Vorhaben der Publicität zu übergeben, die Ehre hat, mit vollkommenster Hochachtung sich zu nennen

Ew. Hochwohlgeb.

Mannheim,
den 11. März 1804.

p. p.

No 7.

Freiherr v. Lamezan an Goethe.

P. P.

Unsre so lang im stillen gewährte Dankbarkeit gegen den großen Fürsten, läßt sich dermalen, durch ein gegen die 4 Besitzer der Rheinpfalz erhaltenes unclausulirtes reichskammergerichtliches Mandat auf das lebhafteste gestimmt, kaum länger zurückhalten, wenn anders nicht, wie ich aus dem Schweigen Ew. Hochwohlgeb. beinahe errathen möchte, neue Bedenklichkeiten eingetreten sind, bei welchen das schon eingeleitete Erlaubnißgesuch um die Dedication unsres Monuments zur Zeit für gewagt erscheinen könnte. Hierüber sowohl, als über den Empfang der am 12. März abgesandten Denkmünze von Schwendimann, von dessen bemerkter späterer Arbeit vor 18 Jahren mir die nähere Bezeichnung des Anlasses noch mangelt, erbittet sich baldgefällige Aufklärung, der hochachtungsvoll harret

Ew. Hochwohlgeb.

p. p.

Mannheim,
den 24. Juny 1804.

No. 8.

Goethe an Frhr. v. Lamezan.

Hochwohlgeborner

Insonders hochgeehrtester Herr!

Für die, seiner Zeit richtig eingegangene Medaille verbindlichst zu danken habe so lange angestanden, bis ich von Ew. Hochwohlgeb. die Beseitigung der eingetretenen politischen Hindernisse erführe. Gegenwärtig kann ich gehorsamst so viel melden, daß schon zwei Zeichnungen zur Rückseite bei mir eingegangen sind, welche viel Verdienst haben, aber noch einiges zu wünschen übrig lassen. Drei andere sind mir versprochen, denen ich mit Ungeduld entgegensehe.

Ferner würde das Bildniß zu bedenken sein. Könnte mir ein gutes Profilportrait zugesendet werden, so würde ich solches, zu dem vorgesetzten Zweck, durch einen geschickten Künstler in gehöriger Größe, ausführlich zeichnen und so dem Medailleur vorarbeiten lassen; dabei wäre die Bekleidung und die Umschrift zu bestimmen.

Was die Ausführung betrifft so wünsche ich noch immer, daß sie in Rom geschehe, weil dadurch allein das Denkmal zu einer wahren Kunstwürde erhoben werden kann. Allein bei näherer Erkundigung und Betrachtung zeigen sich manche Schwierigkeiten. Daher ich vorerst folgenden Vorschlag thue: Es ist nöthig, daß wir einen Mittelsmann finden, der die Bestellung mache, und den ganzen ökonomischen und merkantilischen Theil über sich nehme. Sie haben bei sich in Mannheim Herrn Fontaine, der viele Connexion nach Italien hat, insofern möchte er wohl derjenige sein, der in diesem Falle am sichersten wirken könnte. Ich würde alsdann zu diesem Zweck Ew. Hochwohlgeb. ein italiänisches Promemoria zuschicken, welches Herr Fontaine an Mercandetti senden, oder durch irgend einen Freund in Rom bestellen könnte. Da Herr von Humboldt bei seinen vielen Geschäften wohl eine gefällige Einsicht in das Geschäft nicht versagen, eine Einleitung und Leitung desselben aber ablehnen dürfte. Wobei ich nicht unbemerkt lassen kann, daß ich bei meiner ersten Hoffnung vorzüglich auf Frau von Humboldt, eine geborene von Dachreden rechnete, die sich als eine thätige Kunstfreundin immer bewiesen hat, nunmehr aber, nach einem Besuche in Thüringen, sich in Paris befindet.

Mögen Ew. Hochwohlgeb. mir hierüber gefällig Ihre Gedanken sagen; so werde ich nicht versäumen, das übrige nachzubringen.

Auf alle Fälle habe ich mich um die Talente deutscher und französischer Medailleurs mehr umgethan und hoffe auch davon bald mehr Rechenschaft geben zu können.

Für die übersendete Schwendimannische Medaille erstatte nochmals meinen lebhaftesten Dank. Aus derselben ersehe schon genugsam dieses wackern Künst-

lers Art und Kunst. Kommt die spätere Ew. Hochwohlgeb. einst zu Handen, so bitte meiner zu gedenken.

Der ich mich zu geneigtem Andenken empfehle und mich mit vorzüglicher Hochachtung zu unterzeichnen die Ehre habe.

Ew. Hochwohlgeb.

Weimar, am 13. July 1804.

ganz gehorsamster Diener
J. W. v. Goethe.

No. 9.

Goethe an Frhr. v. Lamezan.

Hochwohlgeborner
Hochzuverehrender Herr!

Seit meinem letzten, vielleicht zu besorglichem Schreiben, ist der angenehme Umstand eingetreten, daß ich erfahre wie Herr Merca ndetti sich angelegentlich Connexion in Deutschland wünscht, wobei ich veranlaßt werde über jene Bedenklichkeit hinauszugehen und mich mit ihm in Verhältniß zu setzen. Unter diesen günstigen Aspecten werde ich nicht ermangeln unsere Angelegenheit unmittelbar einzuleiten und seiner Zeit Ew. Hochwohlgeb. schuldige Nachricht ertheilen. Könnte indessen das Portrait gefördert werden, so würde sich die Rückseite auch wohl entscheiden und das Ganze der Ausführung näher kommen. Der ich mich zu geneigtem Andenken empfehle und mich zu unterzeichnen die Ehre habe

Ew. Hochwohlgeb.

Weimar, den 25. Juli 1804.

ganz gehorsamsten Diener
J. W. v. Goethe.

Hier bricht die Correspondenz ab. Die Denkmünze wurde, soweit uns bekannt ist, nicht ausgeführt, ja es ist zweifelhaft, ob darüber überhaupt mit Mercandetti verhandelt wurde. Weshalb der Plan aufgegeben ward, kann man nur muthmaßen. Gerade in dieser Zeit vollzog sich der würdelose Anschluß Dalbergs an die französische Politik, und es fehlt nicht an Spuren, daß dem vielgenannten Mann dies Wegwerfen seiner selbst, um seine äußere Stellung zu erhalten, schon im Herbst des Jahres 1804 einen großen Theil der deutschen Sympathien nahm. Daß gerade er Ende September desselben Jahres dem Eroberer in Mainz — der früheren Residenz seines Erzbisthums — aufwartete, und daß er sich im December zur Krönung Napoleons sogar nach Paris ziehen ließ, das mußte auch Solche verstimmen, welche seine traurige Stellung als Schützling Napoleons seit dem Februar 1803 noch als ein unvermeidliches

Unglück eines deutsch gesinnten Mannes entschuldigt hatten. Es ist kein Zweifel, daß die Unzufriedenheit über die Parteinahme Dalbergs für Napoleon gerade damals bei Herzog Karl August von Weimar kräftigen Ausdruck gewann; denn während Goethe um die Medaille für den Reichserzkanzler sorgte, schrieb und verhandelte Karl August im patriotischen Eifer, um eine Vereinigung deutscher Fürsten gegen Napoleon zusammenzubringen. Man darf deshalb annehmen, daß Goethe die Zeitlage für ungeeignet hielt, dem Fürsten eine öffentliche Ovation der Deutschen darzubringen und sich dabei zu betheiligen. Er hatte in einem seiner früheren Briefe an Lamezan noch die Förderung des Unternehmens durch Wilhelm von Humboldt, damals preußischen Ministerresidenten in Rom vorausgesetzt, aus einem späteren Briefe ist ersichtlich, daß er diese Hoffnung nicht mehr hatte, und zwar nach einem Besuche von Frau v. Humboldt in Thüringen. In der That war es für einen preußischen Gesandten seit dem Sommer 1804 nicht gut möglich, eine Denkmünze auf den Reichserzkanzler anfertigen zu lassen.

Aehnliche Gründe mögen auch die dankbaren Verehrer Dalbergs abgeschreckt haben. Schon Freiherr v. Lamezan deutet in dem letzten Briefe vorsichtig auf ein Hinderniß hin. Außerdem war die Geldsumme, welche der Eifer der Beamten vorläufig zusammengebracht hatte, — etwa 160 Thlr. — noch außer allem Verhältniß zu den Kosten, welche die Medaille nach Goethes Plan verursacht haben würde.

Für uns aber ist aus diesem Briefwechsel zu lernen, welchen gewaltigen Fortschritt seit jener Zeit Ansprüche, Wohlstand, Kraft des Volkes auch in öffentlichen Dankeszeichen gemacht haben. Damals hatten Verehrer eines populären Fürsten funfzig Ducaten zu einem monumentalen Ehrenzeichen für ihn gesammelt, und dieser Betrag wurde von ihnen wie von Goethe als achtungswerthe Grundlage für ein solches Unternehmen betrachtet. Goethe selbst aber hielt die Errichtung einer Statue für ein sehr ungeheures Beginnen, an welches nur die Majestäten der Erde denken dürften. Jetzt werden eherne Standbilder fast alljährlich durch Beiträge des Volkes, nicht vorzugsweise Fürsten, sondern Privatpersonen errichtet. Als vor zwei Jahren einem bonner Professor von den dankbaren Deutschen eine Statue beschlossen wurde, floß in kurzen Wochen eine Summe zusammen, welche den Kostenanschlag des „plastisch-ikonischen Monuments“ wohl um die Hälfte überstieg.

Aus Schwaben.

10. April.

Wenn es noch eines Belegs bedurft hätte, wie richtig es von der liberalen Partei in Schwaben gehandelt war, sich auf Grund des nationalen Programms neu zu constituiren, auch auf die Gefahr hin, sich damit von ihren extremdemokratischen und großdeutschen Elementen zu trennen, so hätte die Feier, welche am Jahrestag der Verkündigung der deutschen Reichsverfassung in Stuttgart gehalten wurde, diesen Beleg geliefert. Es war nicht zu verkennen, daß lange Zeit mehr von Seite der Landbevölkerung auf den rückhaltlosen Anschluß an die Nationalpartei gedrungen wurde, der Widerstand dagegen in der Hauptstadt seinen Sitz hatte. Manches mochte davon auf Rechnung des allgemeinen Charakters einer hauptstädtischen Bevölkerung kommen, Manches auf persönliche Verhältnisse, und auf den Umstand, daß wie die Führer des Liberalismus überhaupt, so auch die Führer jener Fraction der Hauptstadt angehören, die an den natürlichen Stimmungen und Neigungen derselben einen Rückhalt besaßen. Hatte schon der Nationalverein unter solchen Umständen in Stuttgart ein ziemlich dürftiges Leben gefristet, so schien es ihm um so bedenklicher, bei diesem Anlaß an die politische Gesinnung der hauptstädtischen Bevölkerung zu appelliren, als der Gegenstand der Feier, die Reichsverfassung, eben das Hauptobject des Kampfs in Eßlingen, damit die Ursache mancher persönlichen Verbitterung war, und bei der jetzigen politischen Lage eine rein festliche, über sonstige Meinungsverschiedenheiten mit Begeisterung hinaustragende Stimmung nicht wohl erzeugen konnte. Das Comité der Partei hatte sich deshalb, indem es die Einladung zu dem Banket erließ, keinen großen Hoffnungen hingegeben. Es sollte seine Erwartungen weit übertroffen sehen. In der That war der Erfolg ein vollständiger, sowohl hinsichtlich der überraschend großen Zahl der Theilnehmer, als hinsichtlich des Geistes, der sich in der Versammlung aussprach. Die Beschlüsse der eßlinger Versammlung haben wirklich die liberale Meinung des Landes hinter sich — dies war der allgemeine Eindruck, den wir auch diesmal davon trugen. Der Neubildung der Partei auf Grund des nationalen Programms ward das Siegel aufgedrückt.

Ich gebe Ihnen keine Analyse der von Hölder und den beiden Seeger gehaltenen Reden. Sie waren der Feier und der politischen Lage durchaus angemessen, aber man wird anderwärts dieselben Reden gehört haben, und das dramatische Interesse, das z. B. die eßlinger Versammlung bot, fehlte

natürlich gänzlich. Ich beschränke mich darauf, einige Symptome zu berühren, die bei diesem Anlaß hervortraten.

Zunächst fiel es in die Augen, daß die Scheidung der großdeutschen Demokraten von dem Gros der Partei eine vollzogene Thatsache ist. Es war die erste Gelegenheit, bei welcher sich diese Erscheinung öffentlich manifestirte. Obwohl die Einladung keineswegs exclusiv war, vielmehr mit Bezugnahme auf den Reichsverfassungssturm, der im April 1849 alle Parteien ohne Ausnahme vereinigt hatte, sich an die Mitglieder wie an die Nichtmitglieder des Nationalvereins richtete, fühlte sich doch jene Fraction nicht berufen, an der Feier Theil zu nehmen. Die Trennung ist also fertig, und nur der könnte sie beklagen, der, das Gedeihen des früheren Liberalismus innerhalb der einzelnen Staaten im Auge, dem deutschen Parteiwesen und damit den deutschen Fragen überhaupt erst die zweite Stelle anweisen wollte. Ueber diesen Standpunkt ist die Mehrzahl glücklich hinaus. Die Logik der Thatsachen war stärker als das Jammern über die Zertrümmerung der Partei, die nur der Reaction zu gut kommen werde. Ein Einziger von der eßlinger Minderheit war erschienen; sein taktvolles Auftreten warf auf die Haltung seiner Gesinnungsgenossen nur ein um so schärferes Licht. Indem er der hingegangenen Kämpfer für die Reichsverfassung gedachte, er, der in Eßlingen gegen die Reichsverfassung und für ein neu zu constituirendes Parlament gesprochen hatte, schien er ein Beispiel von derjenigen Unterordnung persönlicher Meinungsverschiedenheit unter ein von der großen Mehrheit gebilligtes Programm geben zu wollen, wie sie das Comité der Fortschrittspartei von Allen erwarten zu können glaubte. In einer Beziehung wäre übrigens wirklich zu wünschen gewesen, daß nicht blos Becher, sondern auch die Herren Oesterlen, Probst und Schott erschienen wären: sie hätten abermals inne werden müssen, wie isolirt sie stehen, sie hätten an dem zündenden Eindruck der beredten von der Tribüne gesprochenen Worte erfahren, wie sehr der Gedanke durchgeschlagen hat, daß die Zukunft des einzelstaatlichen Liberalismus an den Fortschritt der nationalen Idee geknüpft ist.

Andrerseits hat die Feier des 28. März auch davon wieder Zeugniß abgelegt, daß die Schwaben, indem sie die Reihen der Nationalpartei verstärken, zugleich auf die in dieser südwestlichen Ecke Deutschlands vorherrschenden Neigungen und Sympathien keineswegs Verzicht leisten. Auch dies hat seine gute Seite. Es ist ein Beweis, daß die Bewegung nicht von außen gemacht wird, daß sie sich von innen heraus vollzieht. Die Verfechter des Nationalvereins in Schwaben hören zuweilen den Vorwurf, sie stiften eine Gemeinde, die keinen Boden im Land habe, sie suchen etwas Fremdes, den natürlichen Bedingungen Widerstrebendes künstlich dem Stamme aufzupfropfen. Wäre dies der Fall, so wäre allerdings eine Reaction unausbleiblich, die das fremde Gewächs mit sammt der dünnen Erdkrume, in der es steht, über kurz oder lang hinwegfegen

würde. Man würde vergebens von den Schwaben verlangen, daß sie mit Sack und Pack ins preußische Lager übergehen sollen. Daß die Wortführer der Nationalpartei davon auch sehr weit entfernt sind, haben ihre Reden sattsam bewiesen. Hölder, indem er die Grundzüge der Reichsverfassung entwickelte, bekämpfte das Erbkaiserthum nicht blos von dem Gesichtspunkt aus, daß unter den jetzigen Umständen an seine Verwirklichung nicht zu denken sei, sondern er bekämpfte diese Art der Lösung überhaupt als einen Mangel, der durch die nächste Nationalversammlung zu beseitigen sei; er ging hierin weiter als die Anwesenden zum Theil billigen mochten. Die Seeger empfahlen den Nationalverein ausdrücklich damit, daß derselbe von seiner ursprünglich schwarzweißen Färbung zurückgekommen sei. Ueberhaupt war es, trotzdem daß auch Altliberale zugegen waren, unverkennbar, daß man hier den linken demokratischen Flügel der Nationalpartei vor sich habe. Das Verhältniß zu Preußen ist allerdings, wenn man an die Bewegung im Frühjahr 1849 zurückdenkt, ein wesentlich anderes geworden. Man hat Achtung vor dem preußischen Volk bekommen und ihm auch diesmal aus vollem Herzen seine Sympathien ausgedrückt, man weiß auch die preußische Regierung vom preußischen Volk zu unterscheiden. Aber die Bedeutung des preußischen Staats für die Zukunft Deutschlands scheint doch noch wenig verstanden zu werden — allerdings kein Wunder in einer Zeit, da dieser Staat selbst an seinem Beruf irre geworden ist.

Allein die Hauptsache bleibt doch immer, daß man, selbst wenn man sich noch mehr, als dies wirklich der Fall ist, als geschlossene provincielle Fraction betrachtete, lebendigen Antheil nimmt an der nationalen Bewegung und als Glied eintritt in die deutsche Fortschrittspartei. Nicht schmollend bei Seite zu stehen, oder gar feindselig entgegenzuwirken, sondern innerhalb der Nationalpartei, mit der man eines Zieles ist, seinen Ueberzeugungen gemäß für die nationalen Zwecke thätig zu sein — dieser oberste Grundsatz darf als die bleibende Frucht des gegenwärtig in Schwaben sich vollziehenden Parteibildungsprocesses betrachtet werden. In diesem Sinn darf man auch das Reichsverfassungsbanket den Erfolgen anreihen, welche die nationale Sache in Schwaben errungen hat. Freilich ist noch Vieles zu thun, um diese Erfolge zu sichern, und eine größere, nachhaltige Rührigkeit, um die Siege auszunützen, wäre immerhin zu wünschen. So hat es z. B. $2^1/_2$ Monate gebraucht, bis das auf der eßlinger Versammlung gewählte Comité dem Lande seine Constituirung anzeigte und den Wortlaut jener Verhandlungen mittheilte. Seit Jahr und Tag hat der Nationalverein in Stuttgart kein Lebenszeichen von sich gegeben, und doch zeigt sich bei jeder Gelegenheit, welches sympathische Interesse seine Bestrebungen erwecken. Schon längst sind Zusammenkünfte diesseitiger Kammermitglieder mit badischen und bayerischen Abgeordneten beabsichtigt; auch von einer größeren Versammlung nahe der bayerischen Grenze ist die Rede, und es

liegt auf der Hand, wie eine solche gerade jetzt für die bayerischen Wahlen von Bedeutung sein müßte. Ebenso sollen Gauversammlungen in solchen Landestheilen, welche bisher weniger von der nationalen Sache erfaßt wurden, gehalten werden — lauter Projecte, die, wie es scheint, noch geraume Zeit zur Ausführung bedürfen. Nur die Schwäche der Gegner ist es, die solche Versäumnisse zur Zeit gefahrlos macht.

Als eine Freudenfeier, als ein Fest ungetrübter Erhebung wird der 28. März nirgends begangen worden sein. Die Aussichten, die Reichsverfassung auf friedlichem Weg ins Leben geführt zu sehen, sind so schwach als je. Allein wie schwach oder stark die Hoffnungen waren, welche dieser Gedächtnißtag im deutschen Volk erweckte, der eine Gedanke mußte sich unwiderstehlich aufdrängen, daß die Reichsverfassung vielleicht der letzte Versuch ist, die Einzelstaaten zu retten und die Neugestaltung Deutschlands an die bestehenden Verhältnisse anzuknüpfen. Es mag sein, daß die Reichsverfassung niemals ins Leben tritt, aber dann wird es nicht zum Heile derer sein, welche sich ihrer Durchführung entgegenstemmen. Es war, wenn wir nicht irren, in den dreißiger Jahren, daß Welcker in der badischen Kammer den Antrag auf eine Delegirtenversammlung am Bund stellte, ähnlich wie sie heute der Gedanke der großdeutschen Vereine ist. Damals hätte ihr die Begeisterung des deutschen Volks entgegengejauchzt. Als das Project in Tagen wieder auftauchte, die seiner Verwirklichung günstiger schienen, die aber eine reichere Erfahrung und eine weit entwickeltere politische Bildung vorfanden, antwortete ihm das Hohnlachen der Nation. Müßte es nicht schließlich der Reichsverfassung ähnlich ergehen, wenn sie an dem Widerstand derer scheiterte, deren Erhaltung eben durch sie verbürgt ist?

γ.

Die Franzosen in Mexico.

Im Vertrage von London vom 31. October 1861 hatten sich England, Frankreich und Spanien zu einer gemeinschaftlichen Intervention in Mexico geeinigt, um ihre dort lebenden Unterthanen gegen die mannigfaltigsten Gewaltthaten zu schützen und die mexicanische Regierung zur Erfüllung der von ihr eingegangenen Verpflichtungen zu zwingen. Schon am 8. December traf ein spanisches Geschwader vor Veracruz ein und besetzte am 17. diese Stadt

und das Fort San Juan de Ulua; vier Wochen später langten auch das französische und das englische Expeditionscorps unter Jurien de la Gravière und Dunlop an. Allein das Einverständniß zwischen den drei europäischen Mächten sollte nicht lange dauern. Am 19. Februar 1862 schloß General Prim, der Befehlshaber der spanischen Streitkräfte mit dem mexicanischen Minister Doblado die Convention von Soledad, in Folge deren Unterhandlungen zwischen den Verbündeten und der mexicanischen Regierung zur Feststellung aller Forderungen der ersteren und zum Abschlusse von Verträgen eröffnet wurden. Während dieser Unterhandlungen sollten die europäischen Truppen die ungesunden Küstengegenden verlassen und die Städte Cordova, Orizaba und Tehuacan besetzen; würden die Unterhandlungen aber abgebrochen, ohne daß man zu einer friedlichen Lösung gekommen wäre, so sollten die Verbündeten wieder in ihre ersten Stellungen zurückkehren, und ihre Hospitäler dann unter dem Schutze der mexicanischen Nation stehn.

In Folge dieser Uebereinkunft legte das französische Corps unangefochten seinen Marsch durch die ungesunde tierra caliente zurück; erstieg die erste Gebirgsstufe der Cordilleren und nahm seine Quartiere in der auf der Hochebene von Puebla gelegenen Stadt Tehuacan, während die spanischen Truppen die Städte Cordova und Orizaba besetzten.

Die französische Regierung versagte indessen der Convention ihre Genehmigung, und der schon vorbereitete Bruch der europäischen Allianz wurde in der Conferenz vom 9. April officiell. Die englischen Marinetruppen waren schon wieder eingeschifft worden, auch das spanische Corps trat nun seinen Rückmarsch an. Die französischen Bevollmächtigten, Admiral Jurien de la Gravière und Dubois de Saligny, zeigten dagegen in einer von Orizaba aus an den General Doblado gerichteten Note vom 9. April 1862 der Regierung Juarez die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten an und sagten am Schlusse dieser Note, daß sie dem Vertrage von Soledad gemäß zurückmarschiren und ihre Kranken unter dem Schutze der mexicanischen Nation zurücklassen würden. Ferner richteten sie am 17. April eine Proclamation an die Mexicaner, in welcher sie dieselben über die Zwecke belehrten, welche Frankreich in Mexico verfolge, und sie aufforderten, die französische Fahne als eine befreundete zu betrachten und sich ihr gegen die Regierung Juarez anzuschließen.

Mittlerweile war General de Lorencez mit der zweiten französischen Expeditionscolonne angekommen und hatte das Commando über das ganze nun fast 10,000 Mann starke Corps übernommen. Ihm gegenüber stand die mexicanische „Ostarmee“, deren Stärke auf 25,000 bis 30,000 Mann angegeben wird, beim Beginne des Krieges unter den Befehlen des Generals Zaragoza.

Ein Brief dieses Generals vom 16. April, in welchem er Lorencez aufforderte, die zur Bewachung der Lazarethkranken in Orizaba gelassenen franzö-

sischen Soldaten zurückzuziehen, wurde von letzterem zur Veranlassung genommen, um sich von den höchst lästigen Verbindlichkeiten des Vertrags von Soledad loszumachen. In einem Tagesbefehl an seine Soldaten theilte er denselben mit, die Sicherheit der in Orizaba zurückgelassenen Kranken sei schändlicherweise bedroht und forderte sie auf, ihnen zu Hilfe zu eilen.

Am folgenden Tage, 20. April, begann dann das französische Corps wieder seinen Vormarsch, besetzte nach einem leichten Scharmützel Orizaba und erhielt eine Verstärkung durch den mit dreihundert Reitern übergegangenen mexicanischen General Galvez. Ein etwas ernsteres Gefecht hatten die Franzosen am 28. April bei Aculzingo zu bestehen, wo ihnen die Mexicaner das Ueberschreiten der Gebirgskette und das Ersteigen der Hochebene erschwerten, aber nach vierstündigem Kampfe mit Zurücklassung zweier Gebirgshaubitzen den Rückzug antraten. Nach diesem Gefechte setzte die französische Colonne ihren Marsch nach Puebla fort.

Puebla oder, wie sein voller Name lautet, La Puebla de los Angelos (die Stadt der Engel), die auf der sehr fruchtbaren und gesunden Hochebene der mexicanischen Cordilleren gelegene Hauptstadt des gleichnamigen Staates und eine der bedeutendsten und schönsten Städte der ganzen Republik mit etwa 70,000 Einwohnern, ist durch seine Lage als Knotenpunkt der wichtigsten Straßen des Landes von der größten strategischen Bedeutung. Am Besitze dieser Stadt mußte daher den Franzosen Alles gelegen sein, von hier aus konnten sie leicht das Land beherrschen und ihren Marsch nach der Hauptstadt mit voller Sicherheit fortsetzen. Zudem stellten die im Haupfquartiere eingelaufenen Nachrichten die Bewohner Pueblas so dar, als ob sie nur auf die Erscheinung des ersten französischen Soldaten warteten, um sich zu Gunsten der europäischen Intervention zu erklären, und nach den Vorgängen in Cordova und Orizaba glaubte man annehmen zu dürfen, daß diese Hoffnungen nicht übertrieben seien.

Diese Betrachtungen bestimmten Lorencez seinen Vormarsch fortzusetzen. Ohne Widerstand zu leisten zog sich das mexicanische Heer zurück, immer einen Tagemarsch von dem französischen Corps entfernt. Am Morgen des 5. Mai stand dieses vor Puebla. Eine prachtvolle Aussicht bot sich den Blicken der Avantgarde dar. Hinten am Horizonte bemerkte man den Popocatepetl und die weiße Frau (Iztaccihuatl) mit ihren schneebedeckten Gipfeln, im Vordergrunde Puebla mit seinen zahlreichen spanischen Klöstern und Kirchen. Ganz vorn und rechts zeigte sich das Fort von Guadalupe mit seinen beiden Glöckchen und seinem Dome, eine Höhe krönend, welche die Ebene und die Stadt beherrschte. Das alte Kloster von Santa-Guadalupe war mit einer zahlreichen Artillerie besetzt worden. Um von der Linken den Gipfel zu gewinnen, auf welchem es liegt, mußte man steile Abhänge erklettern, auf der Rechten war ein langer Kamm zu ersteigen, welcher von mehren Seiten bestrichen wurde. Der spani-

sche Bau der Mauern dieses Forts mit festgestampfter Erde ist von großer Widerstandsfähigkeit, so daß die Kugel nur wenig darauf wirkt. Die äußere Mauer war von einem Graben umgeben und mit Geschützen von schwerem Kaliber besetzt. Dieselben feuerten durch Schießscharten, welche zum Theil aus Erdsäcken gebaut waren und die Vertheidiger vollständig deckten. Rechts, ein wenig hinter Guadalupe liegt ein zweites Fort, Namens San-Loretto, welches Guadalupe flankirt und von der Ebene aus nicht zu sehen ist.

General Zaragoza war am 3. Mai in Puebla angekommen, hatte die Vertheidigungswerke von Loretto und Guadalupe, sowie die der Stadt selbst noch ausbessern lassen und dem General Negrete, der für einen der besten Offiziere des mexicanischen Heeres gilt, mit seiner 1200 Mann starken Division die Vertheidigung der beiden Werke übertragen. Drei Angriffscolonnen von je 1000 bis 1200 Mann, eine Cavalleriecolonne von 500 Pferden und eine Batterie wurden zwischen den beiden Forts aufgestellt; den Rest seiner Truppen hatte Zaragoza auf die Front seiner Stellung vertheilt und seine zahlreiche Artillerie in den Zwischenräumen seiner Bataillone aufgestellt. Zwei Brigaden standen außerdem auf den Straßen von Atlixco und Matamoras, um den „Reaccionarios“ entgegenzutreten, wenn diese es etwa versuchen sollten, den Angriff der Franzosen zu unterstützen, und die Bevölkerung von Puebla wurde von den Truppen so in Schach gehalten und war dergestalt unter die Kanonen des Platzes gestellt, daß es ihr unmöglich gewesen wäre, die geringste Diversion zu Gunsten der Franzosen zu machen, hätte sie auch diese Absicht gehabt, wie man das vielleicht etwas zu leichtsinnig dem General de Lorencez versichert hatte.

Nachdem die Franzosen die feindliche Stellung recognoscirt, und die Truppen den Kaffee genossen hatten, bildete Lorencez um ½12 Uhr aus zwei Bataillonen Zuaven und zehn Geschützen seine Angriffscolonne. Die Fuhrwerke wurden zusammengefahren, und das 99. Linienregiment und vier Compagnien Marineinfanterie mit ihrem Schutze beauftragt, die Cavallerie aber zwischen den Fuhrwerken und der Angriffscolonne aufgestellt. Diese wandte sich rechts, um die Stellung von Guadalupe auf zugänglichen Abhängen angreifen zu können. Die beiden Batterien rückten bis an den Fuß der Höhe so nahe als möglich vor und eröffneten ihr Feuer auf 2200 Meter (2750 Schritte); später zogen sie sich noch weiter rechts, um die Face, welche die Zuaven stürmen sollten, directer fassen zu können. Die Gestaltung des Terrains machte es der Artillerie jedoch unmöglich, eine gangbare Bresche herzustellen, und da Lorencez keinen Belagerungstrain besaß, entschloß er sich zu einem gewaltsamen Angriffe. Die Zuaven standen schon auf der Mitte des Abhangs zum Losstürzen bereit; vier Compagnien Fußjäger sollten die Abhänge links von ihnen erklettern, um so die Aufmerksamkeit des Feindes zu theilen. Ein Marineinfanterie-

regiment, Marinefüsiliere und eine Gebirgsbatterie, welche bis dahin in Reserve gestanden hatten und den Rücken der Angriffscolonne decken sollten, wurden herbeigeholt, um das erste Zuavenbataillon auf dem rechten Flügel zu unterstützen. Diese Truppen geriethen bei ihrem Vormarsch in das Feuer der Batterien von San Lorretto und stießen auf die zwischen diesem Fort und Guadalupe aufgestellten fünf Bataillone und die Cavallerie der Mexicaner, welche ihrem Vordringen Halt geboten.

Während dessen stürzten die Zuaven und Jäger auf das gegebne Signal zum Sturm vor. An der Spitze jeder Angriffscolonne befand sich eine Section vom Geniecorps mit Pulversäcken und Bohlen mit angenagelten Stufen. Unter einem furchtbaren Artillerie- und Infanteriefeuer, unter einem Hagel von Kartätschen und Shrapnels kamen sie bis in die Gräben des Forts; einigen gelang es, die Mauern zu erklettern, wo sie dann getödtet wurden, nur ein Hornist von den Jägern hielt sich einige Zeit auf der Mauer und blies zum Angriffe. Aber das befestigte Kloster von Guadalupe war stärker als die Franzosen erwartet hatten. Es war mit Gebirgshaubitzen und zehn Vierundzwanzigpfündern besetzt, und drei Reihen Infanterie feuerten hinter Erdsäcken, welche auf den Terrassen aufgestellt waren. Zudem that sich nun auch noch der Himmel auf, und ein furchtbares tropisches Gewitter ergoß sich auf die Stürmenden herab und weichte augenblicklich den Boden dergestalt auf, daß es unmöglich wurde, sich an den eben erkletterten Abhängen zu halten. Lorencez gab deshalb den Sturm auf, und die Franzosen zogen sich, ohne von den Mexicanern verfolgt zu werden, in ihr Lager zurück. Sie geben ihren Verlust zu 177 Todten und 305 Verwundeten und Vermißten an. Um Bresche in die Mauern von Guadalupe zu legen, hatte die französische Artillerie achthundert Kugeln verschossen, ohne daß das Fort einen merklichen Schaden gelitten hatte.

Die Lage des französischen Corps war nach dem Gefechte vom 5. Mai keine erfreuliche. Man sah sich in Bezug auf die Stimmung der Bevölkerung von Puebla getäuscht, an einen Angriff auf die Stadt war nicht zu denken, so lange die beiden Forts in den Händen des Feindes waren, noch weniger konnte man den Marsch nach Mexico fortsetzen, indem man einen befestigten Platz, von dessen außerordentlicher strategischer Wichtigkeit wir gesprochen haben, hinter sich ließ. Lorencez entschloß sich daher, den Rückzug nach Orizaba anzutreten. Doch blieb er noch drei Tage vor Puebla stehen, da er zuvor seine Vereinigung mit dem antijuaristischen General Marquez zu bewerkstelligen gedachte. Dieser war auch an der Spitze von 2500 Pferden auf dem Wege, um zu den Franzosen zu stoßen, wurde aber von Zuloaga aufgehalten. Das französische Corps trat daher am Abend des 8. Mai seinen Rückzug an, welcher wegen der langen Colonne von 250 Wagen nur langsam von Statten ging, und kam, ohne ernsteren Widerstand zu finden, nachdem es noch unter-

wegs, in Palmar, ein kleines Detachement von 22 mexicanischen Reitern aufgehoben hatte, am 18. Mai wieder in Orizaba an. In dem dicht vor diesem Orte gelegenen Dorfe Ingenio ließ Lorencez ein Bataillon vom neunundneunzigsten Regimente und zwei Geschütze zurück, um das Thal zu schließen, welches von hier nach Orizaba führte. Dieses Detachement rettete den General Marquez noch vor den Truppen Zaragozas, welche jenen mit einem Theile seiner Cavallerie schon fast abgeschnitten hatten, machte in dem bei dieser Gelegenheit am Abend des 18. Mai stattfindenden Gefechte viele Gefangene und erbeutete eine mexicanische Fahne.

Nach Orizaba zurückgekehrt, gab General de Lorencez seinem Armeecorps und seinen Verwaltungsbeamten in zwei Tagesbefehlen vom 21. und 22. Mai seine volle Anerkennung kund für den Muth und die Hingebung, welche sie während des Feldzuges vom 18. April bis zum 18. Mai bewiesen hätten. Mit Eifer beschäftigte er sich dann mit der Befestigung seiner Stellung durch Verschanzungen und mit der Herstellung seiner Verbindung mit Veracruz. Ein Bataillon Zuaven wurde nach Cordova und Chicuite geschickt, um die Couriere und Transportcolonnen zu schützen, von welchen mehre durch die Guerillas angegriffen und aufgehoben worden waren. Marquez Cavallerie wurde zur Aufklärung der Straße verwendet und leistete bald nützliche Dienste.

Während dieser Beschäftigungen erfuhr Lorencez, daß die Generale Ortega und Zaragoza ihre Streitkräfte vereinigten und einen gemeinschaftlichen Angriff auf Orizaba vorbereiteten. Ortega sollte mit 4000 Mann den Cerro-del-Borrego, eine Höhe, welche Orizaba beherrscht, besetzen und so den Angriff, welchen General Zaragoza auf der Straße von Angostura gegen die Stadt richten würde, decken und unterstützen. Am Abend des 12. Juni erschien ein mexicanischer Offizier, Oberst Colombres, als Parlamentär in Orizaba und überbrachte dem General de Lorencez einen Brief von Zaragoza, in welchem er jenem eine Capitulation vorschlug, deren Grundlage die Räumung des Gebiets der mexicanischen Republik von Seiten der Franzosen sein sollte. Lorencez ertheilte auf dieses Schreiben eine etwas ausweichende Antwort, weil er Zeit gewinnen wollte, um das in Ingenio zu gefährdet stehende Detachement erst heranzuziehen, welches denn auch sofort geholt wurde und schon am 13. Juni Morgens in Orizaba einzog. Gleich darauf fingen die Mexicaner mit den französischen Vorposten zu plänkeln an, doch kam es am 13. nur zu unbedeutenden Scharmützeln. In der Nacht vom 13. auf den 14. Juni aber wurde Oberst l'Hérillier, der Commandeur des 99. Regiments, benachrichtigt, daß der Feind auf dem Gipfel des Berges Borrego stehe, welchen die Franzosen für unzugänglich gehalten und deshalb unvorsichtigerweise nicht besetzt hatten. Die Compagnie des Hauptmanns Détrie wurde sofort beauftragt, die steilen, fast unzugänglichen

Abhänge des Berges zu erklettern und den Feind davon zu verjagen. Nach unsäglichen Schwierigkeiten gelang ihr dies auch zum Theil, und sie eroberte drei Gebirgshaubitzen, welche auf sie feuerten. Als dann um halb vier Uhr Morgens eine zweite Compagnie vom 99. Regimente zu ihrer Unterstützung nachrückte, wurden die wiederholten Angriffe der Mexicaner zurückgeschlagen, und die Franzosen wurden nach bedeutenden Anstrengungen Herrn des Berges. Sie verjagten das Corps Ortegas, machten viele Gefangene und erbeuteten drei Geschütze, eine Fahne und drei Bataillonszeichen.

Während dieses auf dem rechten Flügel der Franzosen vor sich ging, hatte Zaragoza in der Nacht 1500 Schritte vor dem Thore nach Puebla zwischen der Straße und dem Rio Blanco eine Parallele eröffnet, welche sich in einem natürlichen Feldgraben bis zu einem Arme des Flusses fortsetzte. Achtzehn Geschütze waren auf dieser Linie in mehren Batterien vertheilt. Am 14. um fünf Uhr Morgens eröffneten die Mexicaner ein lebhaftes Artilleriefeuer auf die französischen Batterien, welche noch nicht beendet waren, so daß die Franzosen während des Feuers zugleich auch noch mit Erdsäcken und Baumwollenballen bauen mußten. Sie benutzten bei ihrem Feuer die den Mexicanern abgenommenen Gebirgshaubitzen, und das Geniecorps verlängerte den linken Flügel der französischen Stellung durch die Aushebung eines Trancheegrabens bis zum Rio Blanco. In der Nacht vom 14. auf den 15. aber räumte Zaragoza seine Stellung, da er sich nach dem Mißlingen des Angriffes Ortegas vom Borrego aus keinen Erfolg mehr versprach, und zog sich nach San Andres zurück.

Orizaba sollte nun für lange Zeit das Standquartier des französischen Expeditionscorps bleiben. Die Lage desselben war sehr bedenklich. Es hatte einmal das ihm bei weitem überlegene mexicanische Heer sich gegenüber stehn und mußte also stündlich erneuter Angriffe und einer Belagerung gewärtig sein, und hatte ferner die achtzehn Meilen lange Straße nach Veracruz zu behaupten, welche es mit seiner Operationsbasis verband. Um gegen einen feindlichen Angriff so viel als möglich gedeckt zu sein, wurden alsbald alle Vorkehrungen getroffen. Barrikaden, die sich gegenseitig flankirten, wurden von den Bataillonen erbaut, welche sie bei einem etwaigen Angriffe zu vertheidigen hatten. Das Geniecorps und die Artillerie legten rings um die Stadt Verschanzungen und Batterien an, und auf dem Borrego wurden Feldwerke und Blockhäuser errichtet, und ein ständiges Detachement von 100 Mann in diese gelegt. Dasselbe mußte täglich von der Stadt aus mit frischem Wasser versorgt werden, und es wurde ein Saumpfad nach dem über 300 Meter hohem Berge angelegt, an welchem vierzig Tage lang gearbeitet wurde.

Allein es erfolgte während der Regenzeit kein Angriff von Seiten der Mexicaner, und diese begnügten sich damit, durch zahlreiche Guerillas den Fran-

zosen die Verbindung mit der Küste zu erschweren. Die Straße von Veracruz nach Orizaba ist an und für sich schon sehr schlecht, durch die Regengüsse war sie grundlos geworden, so daß Wagen und Maulthiere in dem Meere von Koth fast versanken. Dazu wurden die Brücken, welche über die zahlreichen, in dieser Zeit beträchtlich angeschwollenen Flüsse führten, durch die Guerillas stets zerstört und die Herstellung derselben war mit den bedeutendsten Schwierigkeiten verbunden. Die Transportzüge waren dadurch oft zu großen Umwegen genöthigt und brauchten manchmal sechs Tage, um eine Strecke von neun Wegstunden zurückzulegen. Dabei mußten die Bespannungen verdreifacht und vervierfacht werden, Sappeurabtheilungen mußten stets die Wege bahnen und oft achtzehn Stunden ununterbrochen marschiren, bis sie in ihr nasses Bivouac einrückten. Die geringe Stärke des französischen Corps machte es unmöglich, die Verbindung mit Veracruz durch eine Besetzung der Straße in ihrer ganzen Länge zu sichern, es wurden deshalb nur vier Punkte an derselben besetzt, und alle Transportcolonnen mußten daher durch Abtheilungen gedeckt werden, welche stark genug waren, um selbständig dem Feinde gegenübertreten zu können. Eine solche Colonne brauchte zuweilen einen ganzen Monat dazu, um von Orizaba nach Veracruz und mit den dort eingenommenen Vorräthen zurück zu marschiren, und hatte dann von diesen auf dem Rückwege so viel zum eignen Unterhalte verbraucht, daß sie nur noch für zwanzig Tage Vorräthe nach Orizaba brachte. Da man nun monatlich nur einen Transport von Veracruz erhalten konnte, so war gar nicht daran zu denken, einen Reservevorrath zu schaffen, ohne welchen die Lage in Orizaba sehr gefährlich wurde, ja man mußte sogar die Rationen für die Mannschaft schmälern und die Pferde mit Zuckerrohr und grünem Mais füttern.

Der französische Kriegsminister schildert in seinem Berichte an den Kaiser die Schwierigkeiten, mit welchen das französische Corps während seines viermonatlichen Aufenthaltes in Orizaba bis zur Ankunft Foreys zu kämpfen hatte, ausführlich. Um ein Bild davon zu geben, wollen wir hier nur kurz die Schicksale einer vom Commandanten Morand geführten Transportcolonne erzählen.

Dieselbe kommt am 29. August in Soledad an und findet den Rio Jamapa durchaus unpassirbar. Die Brücke ist verbrannt, die Fuhrt nicht zu durchwaten. Keine Geldversprechungen können irgend einen Indianer dazu vermögen, den Uebergang über den Fluß zu versuchen, den besten Schwimmern ist es gänzlich unmöglich das andere Ufer zu erreichen, ein Sergeant von den Zuaven kommt bei einem solchen Versuche ums Leben. Kein anderer Uebergangspunkt ist zu finden. Die einzige Hoffnung ist noch die, daß sich die erste Colonne der von Frankreich gesendeten neuen Verstärkungen zeigen und Material zu einem Uebergange mit sich bringen möge. Morand wartet daher noch einige Tage in dem strömenden Regen, dabei beständig von den Guerillas ge-

neckt. Da sich aber auch seine letzte Hoffnung nicht erfüllt, muß er wieder umkehren und um neue Lebensmittel bitten. In Orizaba war die Nachricht eingetroffen, daß die ersten Truppen des foreyschen Corps am 28. August in Veracruz gelandet wären. Trotz den Gerüchten von einem beabsichtigten feindlichen Angriffe wird daher die Colonne Morands wieder ausgeschickt, und das Geniecorps schafft alles mögliche Material zur Herstellung eines Ueberganges, als Stricke, Winden, Bohlen, große leere Fässer u. s. w. schleunigst nach Soledad. Am 8. September kommen sie wieder am Jamapa an und gewahren am andern Ufer die Spitze der Verstärkungen, welche beträchtliche Lebensmittel mit sich führen, unter dem Commando des Obersten Labrousse. Es handelt sich darum, die Verbindung zwischen beiden Colonnen herzustellen. Glücklicherweise finden die Truppen Labrousses einen kleinen indianischen Kahn. Rasch wird aus den Campirleinen der afrikanischen Jäger ein Tau hergestellt, der Kahn daran befestigt und von einem kühnen Zuaven glücklich mit einer Stange ans rechte Ufer gebracht. Nachdem so die beiden Ufer durch ein Tau verbunden worden sind, stellt das Geniecorps ein Floß und mit diesem eine fliegende Brücke her. Die von Veracruz kommenden Lebensmittel werden dann glücklich über den Fluß geschafft, und die leeren Wagen Morands damit gefüllt. Durch eine etwas weiter stromaufwärts vom Geniecorps errichtete kleine Brücke wurde dann die Verbindung mit Veracruz und mit den nun gelandeten Verstärkungstruppen wieder genügend hergestellt.

Die nur aus afrikanischen Soldaten bestehende Avantgarde des foreyschen Corps war am 23. August in Veracruz angelangt. Die Truppen landeten nur nach und nach in kleinen Abtheilungen und wurden dann so rasch als möglich mit einer amerikanischen Eisenbahn nach dem in Tejeria errichteten Lager geschafft; denn die entsetzlichen Verluste durch das gelbe Fieber machten es nothwendig, die ungesunde Küstengegend von Veracruz, dessen Gottesacker die französischen Soldaten ihren Acclimatisationsgarten getauft haben, so rasch als möglich zu passiren. Die übrigen von Frankreich kommenden Truppen wurden erst in Martinique ausgeschifft, um daselbst einige Tage zu ruhen und für den Feldzug organisirt zu werden. Letzteres geschah unter der unmittelbaren Aufsicht Foreys selbst, der auch von hier aus am 30. August seinen ersten Tagesbefehl an das Expeditionscorps erließ. Nachdem er dann noch bis zum 20. September in Martinique geblieben war, landete er am 25. in Veracruz, wurde daselbst feierlich empfangen und richtete von hier aus eine Proclamation an die Mexicaner, in welcher er ihnen klar zu machen suchte, daß er nicht gekommen sei, um gegen das mexicanische Volk Krieg zu führen, sondern gegen „eine Handvoll rücksichts- und gewissenloser Leute, welche das Völkerrecht mit Füßen getreten haben, eine Schreckensherrschaft führen und, um sich oben zu halten, sich nicht schämen, das Gebiet ihres Landes fetzenweise an das Aus-

land zu verkaufen." Er wolle dem Lande keine Regierung octroyiren, sondern im Gegentheil das mexicanische Volk frei machen und es in den Stand setzen, sich selbst eine Regierung zu wählen. Alle Gutgesinnten, welche dieses wünschten, sollten sich mit der französischen Fahne verbinden, welche stets die Sache der Völker und der Civilisation vertrete.

Doch scheinen diese schönen Worte wenig Erfolg gehabt zu haben, ebenso wie sich die großen Erwartungen nicht verwirklichten, welche sich an die Sendung des starken Hilfscorps unter dem Helden des Krimfeldzugs und des italienischen Krieges knüpften. Dieses Corps unter dem Divisionsgeneral Forey bestand aus zwei Divisionen Infanterie unter den Generalen Bazaine und de Lorencez, deren jede vier Regimenter, drei Bataillone und einige Batterien enthielt, aus einer Cavalleriebrigade unter General de Mirandol, einem starken Artillerie- und Geniepark und zahlreichen Verwaltungstruppen, so daß das ganze Expeditionscorps eine Stärke von etwa 40,000 Mann erreichte. Die Ankunft Foreys fiel zudem mit dem Ende der Regenzeit zusammen, und man erwartete ganz allgemein und sicher, daß nun die Franzosen sofort wieder die Offensive ergreifen und alsbald Puebla erobern würden, und daß Forey binnen Kurzem durch die Einnahme der Hauptstadt Mexico sich den durch den Tod Castellanes erledigten Marschallsstab verdienen werde. Auch der Kaiser Napoleon war des Erfolges so sicher, daß er dem General Forey schon Anweisungen ertheilte, wie er sich bei der Neugestaltung des mexicanischen Staates zu verhalten habe, gerade als ob Mexico schon erobert sei. Allein Paris wartet nun schon wieder ein halbes Jahr vergebens auf den Siegesdonner der Kanonen der Invaliden und ist einstweilen durch die feierliche Ueberbringung von zwei eroberten mexicanischen Fahnen und drei kleineren Feldzeichen aus dem Tuilerienpalaste in das Invalidenhotel vertröstet worden.

Es ist wohl jetzt klar, daß die französische Regierung durch die Vorspiegelungen von Emigranten und Schwindlern wie Almonte u. s. w. sich bitter hat täuschen lassen, daß sie die Schwierigkeiten, welche die Natur des Landes einem Angriffe zumal aus so weiter Ferne entgegensetzt, nicht gehörig gewürdigt, die Widerstandsfähigkeit des Gegners weit unterschätzt und sich viel zu großen Hoffnungen von dem freudigen Entgegenkommen und der Unterstützung der Partei der „Reaccionarios" gemacht hat. Die Franzosen gestehn dies zum großen Theile sogar selbst ein. Die Berichte Foreys aus Mexico lauteten sehr traurig und wenig Hoffnung bringend. Die Eroberung der Hafenstadt Guyamas und der Marsch auf Hermosilla in Sonora (Beides noch unsicher. D. Red.), die Einnahme Tampicos (Wieder geräumt. D. Red.), die Besetzung von Jalapa u. s. w. — alle diese Erfolge scheinen nur gemeldet zu werden, um die Aufmerksamkeit davon abzulenken, daß das französische Corps seit Foreys Ankunft auf seiner eigentlichen Operationslinie fast keine Fortschritte gemacht hat,

wenn sich auch die verschiedenen Gerüchte von Niederlagen der Franzosen ebenso wenig bestätigt haben, als die wiederholten Nachrichten, daß sie Puebla eingenommen hätten. Nach dem letzten Berichte Foreys vom 9. Februar war General Bazaine auf der Straße über Jalapa bis Nopalucan und Huamantla vorgerückt (noch etwa sechs Meilen von Puebla), und General Douay stand etwa ebenso weit von Puebla auf der Straße von Orizaba, während Forey seine Anordnungen für den Abmarsch von Orizaba gegen den 20. Februar getroffen hatte. Er wollte sein Hauptquartier dann in Quecholac nehmen und von dort seine Befehle zum Angriff auf Puebla ertheilen. Auch hat er eine neue offene Ansprache an die Mexicaner erlassen, in welcher er ebenso wie schon früher sagt, daß die Franzosen blos zur Herstellung der Ordnung gekommen seien, und seinen demnächstigen Marsch auf die Hauptstadt ankündigt. Es sind ihm in letzter Zeit noch mehrfache Verstärkungen nachgesandt worden, darunter 3000 bis 4000 französische Soldaten aus Cherbourg, 1600 aus Algier und 500 Negersoldaten aus Aegypten.

Die Hauptschwierigkeiten, mit welchen das französische Heer zu kämpfen hat, bestehn aber in der Verproviantirung und in der Anschaffung der Transportmittel; denn alle Lebensmittel für Menschen und Thiere müssen, da Zufuhren aus dem Lande bei der Feindseligkeit der Bevölkerung nicht zu haben sind und überdies durch zahlreiche Guerillasbanden abgeschnitten werden, aus weiter Entfernung zu Schiffe herbeigebracht und dem Heere nachgeführt werden, wobei vieles durch das Klima verdirbt, und zuweilen ganze Sendungen dem Feinde zur Beute fallen, der seine Angriffe fast nur auf solche Transportcolonnen richtet. Die Franzosen brauchen dazu eine unglaubliche Menge Maulthiere, und diese müssen ebenfalls weit von hier, zum großen Theile in den Vereinigten Staaten aufgekauft und zur See nach Veracruz befördert werden. Man sieht, daß durch die Vergrößerung des Expeditionscorps und durch dessen weitere Entfernung von Veracruz beim Vormarsch ins Innere des Landes auch diese Schwierigkeiten fortwährend wachsen. Je länger die Franzosen mit diesem Marsche gegen Mexico aber zögern, desto mehr werden sich die Mexicaner einigen, desto fester wird die Herrschaft des Juarez werden, desto mehr haben sie auch Zeit die Stellungen, welche sie zu vertheidigen gedenken, zu verstärken und namentlich Puebla und die so schwer anzugreifende Hauptstadt zu befestigen. Ihr Heer steht seit Zaragozas Tode unter dem Obercommando des General Jesus Gonzalez Ortega, und der mexicanische Congreß hat ein Manifest gegen die französische Invasion erlassen, welches zum äußersten Widerstande auffordert. Das französische Corps wird dagegen durch Krankheiten, im Innern durch Diarrhöen, in Veracruz durch das gelbe Fieber, decimirt, und über das Verhältniß Foreys zu den unter seinem Commando stehenden, zum Theil älteren Generalen laufen so bedenkliche Nachrichten ein, daß schon von seiner Abberufung und Ersetzung

durch den Marschall Niel die Rede war. Sollten die Franzosen bis zum Mai noch nicht im Besitz der Hauptstadt sein und Aussichten auf baldigen Friedensschluß haben, so würden durch die dann beginnende und bis zum September dauernde Regenzeit wieder alle größeren militärischen Unternehmungen unmöglich gemacht, und ein Ende des Krieges in weite Ferne gerückt werden.

Die jetzige Expedition ist übrigens nicht das erste kriegerische Auftreten der Franzosen in Mexico. Aehnliche Gründe wie die angeblichen des jetzigen Krieges hatten sie im Jahre 1838 zu einem militärischen Einschreiten veranlaßt. Ein französisches Geschwader, bei welchem sich auch Prinz Joinville befand, war unter dem Commando des Admirals Baudin vor Veracruz erschienen und hatte das für uneinnehmbar gehaltene Fort San Juan de Ulua durch ein vierstündiges heftiges Bombardement zur Capitulation gebracht. Diese war aber von der mexicanischen Regierung nicht anerkannt worden, und Santa Anna war mit Verstärkungen nach Veracruz gezogen. Baudin machte einen Angriff auf die Stadt, mußte sich aber wieder nach dem Fort zurückziehen. Es kam bald darauf unter englischer Vermittlung ein Friede zu Stande, in Folge dessen die Franzosen zwar eine Geldentschädigung erhielten, sonst aber nichts erreichten, da der Handelsvertrag, welcher geschlossen werden sollte, niemals zu Stande gekommen ist.

Auch das Unternehmen des Grafen Karl von Pindray (1851) und die wiederholten Flibustierzüge des romanhaften, abenteuerlichen Gaston de Raousset-Boulbon (1852 bis 1854) nach Sonora waren von den Franzosen unterstützt worden, und der französische Gesandte in Mexico war bei diesen mißglückten Versuchen sehr betheiligt.

Bei dem gegenwärtigen Unternehmen Napoleons gegen Mexico scheint ihm hauptsächlich der erfolgreiche Feldzug der Nordamerikaner unter General Scott im Jahre 1847 vor Augen geschwebt zu haben, an welchen wir hier noch kurz erinnern wollen, da er Gelegenheit zu interessanten Vergleichen mit der jetzigen französischen Expedition gibt.

Während damals drei verschiedene Heere im Norden, von Texas und Neumexico her gegen die mexicanische Republik vorgingen und von drei Flottenabtheilungen unterstützt wurden, landete der Oberfeldherr Scott am 9. März 1847 bei Veracruz, um von hier aus auf dem kürzesten Wege gegen die Hauptstadt selbst vorzurücken. Seine Landung und sein Marsch durch die ungesunden Küstengegenden wurden ihm nicht so leicht, wie es den Franzosen im Anfange des vorigen Jahres durch den Vertrag von Soledad gemacht war. Am 8. und 9. März gelang es den Nordamerikanern in einiger Entfernung von Veracruz ungehindert von den Mexicanern, welche durch das Manöver der amerikanischen Schiffe getäuscht wurden, zu landen. Nach einem dreitägigen verheerenden Bombardement nahm Scott am 29. März Besitz von Veracruz

und Ulua. Bedeutende Krankheiten und Verluste in den Spitälern von Veracruz veranlaßten ihn, seinen Aufenthalt an der Küste und die Vorbereitungen zum Marsche so viel als möglich abzukürzen, und am 8. April trat er mit 10,000 bis 12,000 Mann seinen Marsch auf Mexico an. Er schlug die alte spanische Königsstraße ein, welche in einem großen nördlichen Bogen über Jalapa und Perote nach Puebla führt, während die gegenwärtige Operationslinie der Franzosen die kürzere südlichere Straße von Veracruz über Cordova und Orizaba nach Puebla ist. Der Marsch der Amerikaner ging nur langsam von Statten, und die Hitze, das Fieber und die Diarrhöen lichteten gar sehr die Reihen ihres Heeres, welches zur Hälfte aus Freiwilligen bestand, die an keine Märsche und Anstrengungen gewöhnt waren.

Nur bei dem Passe von Cerro Gordo setzten die Mexicaner unter Santa Anna dem Vorrücken des amerikanischen Heeres einen ernsthaften Widerstand entgegen, doch gelang es Scott, die starke feindliche Stellung zu umgehen und in dem Gefecht vom 18. April die Mexicaner zu schlagen. Darauf aber wurden die Amerikaner ohne Schwertstreich Herren von Jalapa und der Festung Perote und zogen am 1. Mai in Puebla ein. So waren sie noch nicht zwei Monate nach ihrer Landung im Besitze dieser wichtigen Stadt, welche die Franzosen am 5. Mai 1862 vergeblich zu nehmen versuchten, und die sie bis jetzt noch nicht in ihrer Gewalt haben.

In Puebla machte General Scott einen langen Halt. Der Contract seiner Freiwilligen war zum Theil abgelaufen, und er mußte erst bedeutende Verstärkungen abwarten. Am 9. August rückte er dann mit etwa 10,000 bis 12,000 Mann und 30 Geschützen auf der mittleren der drei nach Mexico führenden Straßen vor. Allein die Einnahme der schwer zugänglichen und leicht zu vertheidigenden Hauptstadt wurde den Nordamerikanern noch sehr erschwert. Sie umgingen die südlich von Mexico gelegenen Seen von Chalco und Xochimilco, um die Stadt auf der von Süden (von Acapulco) kommenden Straße anzugreifen. Erst nach den Gefechten bei San Antonio, Contreras und San Mateo de Churubusco am 17., 18. und 19. August, in welchen die acht amerikanischen Brigaden gegen 30,000 Mexicaner kämpften, nach der Erstürmung der Pulvermühle Casa Mata und der Kanonengießerei El Molino del Rey am 8. September und des Forts von Chapultepec am 13. September konnten die Amerikaner zum Angriff auf die Hauptstadt selbst schreiten. Diese war von den Mexicanern durch zahlreiche Verschanzungen befestigt worden, Landhäuser, Gärten, Hecken und Kanäle wurden von ihnen Schritt für Schritt vertheidigt, und erst nach fünfzehnstündigem Kampfe trat Santa Anna seinen Rückzug an, worauf sich die Hauptstadt am 14. September ergab.

Das Fort San-Loretto und das feste Kloster Guadalupe bei Puebla erlangten auch in diesem Kriege noch eine Berühmtheit. General Scott hatte

nämlich bei seinem Aufbruche von Puebla den Obersten Childs mit 400 Mann und 1800 Kranken und Verwundeten daselbst zurückgelassen, um die Verbindung mit Veracruz zu unterhalten. Childs, welcher die offene Stadt verlassen und die festen Punkte sowie die Kaserne San José besetzt hatte, wurde am 13. September von den Mexicanern angegriffen. Santa Anna kam auch mit den Resten seines Heeres von Mexico herbei und forderte Childs zur Uebergabe auf. Allein die Festigkeit der Werke und die Ueberlegenheit ihrer Artillerie machten es den Nordamerikanern möglich, sich einen ganzen Monat lang gegen die Angriffe der Mexicaner zu halten, bis sie am 12. October entsetzt wurden.

So war es dem nur 4 bis 5000 Mann starken amerikanischen Expeditionscorps gelungen, in weniger als einem Jahre den Krieg glücklich zu Ende zu bringen, und wenn derselbe der Union auch bedeutende Geldopfer kostete, so erhielt sie in dem am 2. Februar 1848 zu Guadalupe Hidalgo unterzeichneten Friedensvertrage durch die Abtretung von Texas, Neumexiko und Obercalifornien auch einen Zuwachs von 30,000 Quadratmeilen herrlichen Landes.

Das französische Corps steht nun bereits über ein Jahr in Mexico, ist noch immer in Orizaba, 22 Stunden im Innern*). und hatte bereits zu Anfang dieses Jahres 104 Millionen, also, wie J. Favre in seiner Rede im gesetzgebenden Körper berechnete, 5 Millionen für jede zurückgelegte Stunde gekostet, wobei noch unbeachtet gelassen ist, daß dieser ganze Weg nicht etwa dem Feinde abgerungen, sondern den Franzosen durch den Vertrag von Soledad geräumt wurde, dessen Bedingungen diese dann ohne Weiteres unerfüllt ließen. Was mag hiernach dieses Unternehmen, wenn es je zu Ende geführt wird, Frankreich kosten, und was für Vortheile werden durch solche Anstrengungen errungen werden?

M.

Eine arabische Universität.

Es gab eine Zeit, wo die Wissenschaft, soweit sie sich aus dem Zusammensturz der alten Bildung gerettet hatte, fast allein noch bei den Arabern Syriens, Aegyptens und Spaniens wohnte. In Bagdad und Damascus, in Kairo und Fez blühten im Mittelalter Hunderte von Medressen mit Tausenden von Pro-

*) Neueren Nachrichten zufolge ist Forey jetzt auf dem Marsch nach der Hauptstadt.
D. Red.

fessoren und Zehntausenden von Studenten. Philosophie und Mathematik, Chemie und Medicin, Grammatik, Gesetzkunde und Geographie wurden lebhaft betrieben. Die vornehme Welt setzte einen Stolz darein, durch Stiftungen die Wissenschaft zu fördern. Fürsten und Fürstinnen, Emire, reiche Handelsherren überboten sich im Eifer, Gelehrtenschulen und Akademien zu errichten und auszusteuern, und der Erfolg ihres ruhmwürdigen Strebens war, daß die Sarazenen sich eine geraume Zeit für das gebildetste Volk der Erde halten konnten.

Diese Zeit ist längst vorüber. Mit dem mohammedanischen Staatsleben verfielen auch diese Unterrichtsanstalten, nur wenige fristen jetzt noch das Dasein, und auch diese erfüllen nur noch kümmerlich den Zweck ihrer Gründung. In Aleppo gab es im elften Jahrhundert 44, in Damascus 126, in Kairo 76 Medressen oder Akademien und überdies noch eine große Anzahl von Koranschulen, Derwischherbergen und andere der Wissenschaft dienende Anstalten. Jetzt bestehen von den Medressen nur in Konstantinopel einige in ihrem alten Glanze fort. Aleppo und Damascus besitzen jede nicht mehr als eine derselben. Aegypten hat gar keine mehr, da Mohammed Ali die Einkünfte aller frommen Stiftungen confiscirte, um damit seine Eroberungszwecke zu verfolgen, und sein soeben verstorbener Nachfolger Said zwar Millionen von Thalern für allerlei Thorheiten, aber keinen Para für die Wissenschaft hatte. Schulen erschienen ihm als unnützer Luxus, nothwendigstes und unumgänglichstes Erforderniß dagegen war, daß der Vicekönig dreihundert Paar bunte Hosen und daß jeder Offizier seines Heeres eine goldene, jeder Corporal eine silberne Uhr hatte. Möglich, daß der neue Vicekönig Ismael Pascha bessere Begriffe von dem hat, was seinem Volke frommt. Nach dem, was er den Consuln bei seinem Regierungsantritt sagte, darf man von ihm für die Hebung des Unterrichts Gutes hoffen. Jetzt aber ist es mit dem Schulwesen Aegyptens durchweg übel bestellt.

Der einzige Rest, die letzte Zufluchtsstätte altmohammedanischer Cultur im Nillande ist die Universität, welche mit der Azhermoschee in Kairo verbunden ist. Dieselbe hat indeß mit unsern Hochschulen nur geringe Aehnlichkeit, wohl aber gleicht sie fast bis in die kleinsten Einzelnheiten den europäischen Universitäten des Mittelalters, welches im Orient überhaupt in Staat, Kirche, Sitte und Gesellschaft, Handel und Handwerk beinahe unverändert fortlebt. Ja in vielen Beziehungen hat man in dieser großen Universität der Araber sogar ein Bild der alten Tempelschule zu Jerusalem vor sich, in welcher Hillel und Schamai lehrten und Saulus zu den Füßen Gamaliels saß. Während in Europa sich Alles änderte, fortstrebte und sich weiter entwickelte, blieb hier Jahrhunderte hindurch Alles beim Alten. Das Mittelalter ist hier wie eine Mumie erhalten, die über kurz oder lang, von der neuen Zeit berührt, plötz-

lich in Staub zerfallen wird. Der Glanz arabischer Wissenschaft und Literatur ist, wie es scheint, auf immer dahin. Die Werke der alten Meister werden gelesen, aber die Schöpferkraft fehlt, ihnen Ebenbürtiges an die Seite zu stellen. Die Professoren lehren fast nicht als Ueberliefertes, mittelalterlichen Wust von casuistischer Dogmatik und Jurisprudenz, die Studenten prägen sich ihn mechanisch ein; darüber hinauszugehen, selbständig zu denken und zu schaffen, fehlt Neigung und Begabung.

Die Universität, von der wir reden, heißt El Azhar, „die Blühendste", und sie verdient diesen Namen, wenn wir auf die Zahl ihrer aus allen Nationen des Islam zusammenströmenden Schüler blicken. In allen übrigen Stücken ist's mit ihrer Blüthe längst vorüber. Im Nachstehenden geben wir in einem Auszug aus Kremers Bericht eine Schilderung des an ihr befolgten Unterrichtssystems*), aus der man sofort erkennen wird, daß wir hier eine Hochschule der Jahrhunderte vor uns haben, in welchen diesseits des Mittelmeeres die Epigonen der Scholastiker blühten.

Die Moschee El Azhar, im letzten Viertel des zehnten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung erbaut, ist nicht blos Bethaus, sondern zugleich Universitätsgebäude und Studentenherberge. Ein großer viereckiger, oben offener Hof ist rings mit Säulenhallen umgeben, die auf der Seite, welche Mekka zugekehrt ist und deshalb das Mechrab, die kleine Nische enthält, die in allen Moscheen den Betern die Richtung ihrer Blicke angibt, mehre Reihen von Säulen und eine breitere Ueberdachung hat. Hier ist die eigentliche Moschee. Die drei andern Seiten und ihre Colonnaden enthalten die Hörsäle, die dadurch hergestellt sind, daß man die großen Säulenhallen durch Gitter oder Bretterverschläge in einzelne Räume geschieden hat, die arabisch „Riwak", Säulensaal, genannt werden. Wie auf den Universitäten des Mittelalters Studenten und Professoren sich in Nationen theilten, so hat auch hier jede einzelne Nation des Islam ihren besondern Riwak. Es gibt einen Saal der Türken, einen für die Moghrebiner oder Westafrikaner, einen für die Takruri oder Centralafrikaner, einen für die Südaraber und Indier. Ferner ist hier ein besondrer Riwak für die Ostafrikaner geöffnet, einer für die Unterägypter, einer für Leute aus dem Fajum (der fruchtbaren und rosenreichen Oase, welche sich etwa 25 Meilen oberhalb Kairo auf dem westlichen Ufer des Nil vom Flußthale nach der lybischen Wüste abzweigt) und einer für die Bewohner Oberägyptens. Dann haben die Provinz Scharkijeh, die Stadt Bagdad und die Syrer ihre beson-

*) Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts Von A. v. Kremer. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1863. Als reich an werthvollen Mittheilungen über die ethnographischen Verhältnisse, Ackerbau, Handel, Staatswesen und Volksbildung Aegyptens lebhaft zu empfehlen.

dern Riwaks, die zum Theil sehr geräumig sind, wie denn in dem Riwak esch Schawwam, dem Saal der Syrer, nicht weniger als tausend Studirende sich vereinigen.

Als Rector Magnificus fungirt der jeweilige Schech der Moschee, der stets von der Regierung ernannt wird und mit dessen Stelle ein Einkommen von zwanzig Beuteln (tausend östr. Gulden) verbunden ist. Unter ihm stehen zunächst vier andre Schechs, die den Titel Nazir (etwa Dekan) führen, dann eine Anzahl Muschidds (Pedelle), welche die Ordnung aufrecht zu erhalten haben, ferner ein Gindi El Matbach, wörtlich Küchentrabant, der aber den Verkehr zwischen dem Rector und den Regierungsbehörden als Bote zu vermitteln hat, endlich eine Anzahl Ferraschin (Hausmänner), die für Reinigung und Beleuchtung der Moschee Sorge tragen. Gegen zwanzig Barbiere sind beständig mit dem Scheeren der Köpfe des gesammten corpus academicum beschäftigt.

Jeder Riwak steht wieder unter einem besondern Schech, welcher vom Rector im Einvernehmen mit der betreffenden Nation gewählt wird und für letztere als Richter fungirt. Honorar wird von den Studenten nicht bezahlt, im Gegentheil, sie erhalten Stipendien, welche aus frommen Stiftungen fließen und hauptsächlich in Brotrationen bestehen. Des Nachts dienen die mit Strohmatten belegten Hörsäle ihnen als Schlafgemächer. Dieser Erleichterungen sind die Studenten auch im hohen Grade bedürftig; denn die meisten kommen, oft aus weiter Ferne, fast ohne alle Mittel an, und nur wenige finden Gelegenheit zu Verdienst. Gewöhnlich studiren sie zwei bis drei, manche vier bis sechs Jahre, manches bemooste Haupt bürgert sich ganz ein und verläßt die Universität erst auf der Bahre.

Der Student heißt arabisch Talib, im Plural Talabah, in höhern Semestern nennt man sie Mugawirin. Der Professor führt den Titel Schech. Er bezieht keinen Gehalt, sondern liest nur der Ehre halber und nährt sich, abgesehen von gelegentlichen kleinen Geschenken wohlhabender Schüler, von irgend einem andern Amte, meist einem kirchlichen. Die Vorlesungen beginnen in den verschiedenen Riwaken in der Regel mit gemeinsamem Gebet. Dann läßt sich der Professor am Fuß einer der Säulen des Auditoriums nieder, um nach Abbetung der Fatha (des ersten Capitels des Koran) mit gekreuzten Beinen dasitzend von den vor ihm stehenden Lesepult das Buch vorzulesen, welches er seinem Vortrage zu Grunde legt. Die Zuhörer sitzen im Kreise um ihn herum, und häufig sieht man sie fleißig die Bemerkungen nachschreiben, die der Lehrer einzelnen Stellen der Schrift beifügt. Bei diesen Bemerkungen bedienen sie sich stets des Literär-Arabischen, das sich zur Volkssprache etwa wie das Schrift-Italienische zu den verschiedenen Dialekten Italiens verhält und welches von vielen mit großer Eleganz gesprochen wird. Die Schüler prägen sich nach ihren Heften den Inhalt der Vorlesung möglichst wörtlich ein.

Zweck der Tausende von Studenten, die hier aus allen Ländern des Islam vom Balkan bis nach Südarabien hinab und von Timbuktu bis nach Hindostan zusammenkommen, ist fast ausschließlich das Studium der Religionswissenschaft und der davon nicht getrennten Jurisprudenz. Nebenher werden zwar noch andere Fächer tractirt, aber nur als untergeordnete Disciplinen. In Betreff der Aufeinanderfolge, in welcher man die einzelnen Wissenschaften vornimmt, ist Nachstehendes zu bemerken. Jeder Student, welcher die große Moschee zum Behuf seiner Studien betritt, muß bereits der arabischen Sprache mächtig sein, sie lesen und schreiben können, die Anfangsgründe der Grammatik und Syntax inne haben und den Koran ganz oder doch theilweise auswendig gelernt haben. Da indeß auch solche, deren Muttersprache das Arabische ist, dessen Bau, Formenlehre und Syntax nicht immer genügend kennen, so beginnen viele, besonders aber die Türken, erst mit der Grammatik, für welche bestimmte Werke von beliebten Sprachforschern benutzt werden.

Die Wissenschaft, welche sich im Lehrcursus an das Studium der Grammatik anschließt, ist schon rein theologischer Natur und dient gewissermaßen als Propädeutik für den Jünger, der in das Labyrinth mohammedanischer Religionskenntniß einzudringen wünscht. Es ist die Lehre von den Eigenschaften Gottes und des Propheten, welche „Ilm et Tauhid", Wissenschaft der Einheitslehre genannt wird. Dieselbe zählt dreizehn Haupteigenschaften der Gottheit auf, nämlich: das Sein, die Uranfänglichkeit, die Ewigkeit, die Unabhängigkeit vom Zufälligen, die Selbständigkeit, die Einheit, die Allmacht, den Willen, die Allwissenheit, das Leben, das Gehör, das Gesicht, endlich die Rede (ohne Buchstaben und Laute). Daraus werden andere sieben Eigenschaften abgeleitet, und dann wird zu den Gegensätzen übergegangen. Auch hierüber gibt es eine Anzahl besonders angesehener Werke und dazu gehöriger Commentare, von denen wir nur „El Gauharah (das Kleinod), ein Lehrgedicht in 144 Doppelversen namhaft machen.

Nachdem der Student eines oder mehre dieser Werke auswendig gelernt und in verschiedenen Commentaren all den abstrusen Grübeleien über das Wesen der Gottheit zu folgen versucht hat, schreitet er zur Rechtswissenschaft, die Ilm el Fikh heißt. Das Studium der Jurisprudenz bildet für den mohammedanischen Studirenden den Zielpunkt aller wissenschaftlichen Bestrebungen. Auch hier ist das Lernen wesentlich ein Auswendiglernen. Nachdem der Text eines Buches gebührend durchgegangen worden, wird ein kleiner Commentar vorgenommen, dann ein größerer, hierauf ein neues Werk sammt seinen nie mangelnden Glossatoren, und so kann der Schüler Jahrzehnte lang sich beschäftigen, ohne den Born dieses, großentheils freilich unfruchtbaren, Wissens zu erschöpfen. „Wer mohammedanische Werke über Gesetzwissenschaft und deren Commentare kennt," sagt Kremer, „der wird am besten beurtheilen können, welches Maß

von Fleiß, von Beharrlichkeit und Gedächtniß dazu gehört, sich durch die verworrene Darstellung hindurchzuarbeiten, deren Faden oft hundertfach durchrissen wird. Namentlich sind es die Commentare mit ihren haarscharfen Definitionen, mit ihren ins Unendliche gehenden Spitzfindigkeiten, welche die stärkste Geduld zu Falle bringen."

Unzertrennlich mit der Rechtsgelahrtheit verbunden ist das Studium der Koran-Exegese (Tefsir) und der Tradition (Hadith). In diesen beiden Fächern ist die arabische Literatur unglaublich fruchtbar gewesen, tausend und abertausend Bände sind vollgeschrieben worden mit Erklärungen und Erklärungen von Erklärungen, andere tausend und abertausend mit den Sprüchen und Anekdoten, welche von Mohammed überliefert sind. Von letzteren enthält allein Bucharis Sammlung 7275, Ibn Magehs Sammlung 4000 Stücke. Das Studium beginnt meist mit einem Auszug aus Buchari von Ibn Abi Hamzeh. Dann liest man ein Buch über die Vortrefflichkeit der Monate Rageb, Schaban und Ramadan, endlich das Maulid esch Scherif, eine Abhandlung über die Geburt des Propheten.

Eine Specialität der Rechtswissenschaften, welche wegen ihrer Bedeutung für das praktische Leben viel studirt wird, ist das Erbrecht, „Ilm el Faraid", worüber man besonders aus einem Compendium in Versen „Rahabijeh" genannt, sich zu belehren pflegt, zu welchem natürlich wieder eine Menge von Commentaren geschrieben sind.

Logik, früher ein Lieblingsstudium der Araber, wird jetzt nur von sehr wenigen Leuten getrieben, und zwar fast ausschließlich von Türken. Das Hauptwerk, welches man hierzu benutzt, ist unter dem Titel „Isagugi" (*Εἰςαγωγη*) bekannt, eine Bearbeitung der gleichnamigen Schrift des Porphyrius, welche einen kleinen Tractat von nur fünf Blättern bildet. Außerdem gibt es noch ein Lehrgedicht in Versen, welches „Es Sullem", die Leiter heißt, und in welchem die Logik nicht ohne Glück als die Wissenschaft gepriesen wird, die für den Verstand das sei, was für die Sprache die Syntax ist. Ferner wird an der Azhar-Universität, meist nach Werken des alten Philologen Teftazani über die Redekunst gelesen. Dann hält jetzt der Schech Mohammed Ed Damanhuri nach einem von ihm selbst verfaßten Tractat vielbesuchte Vorträge über Prosodie. Endlich finden auch über die Ilm el Kiraat, d. h. über die Lehre von der richtigen rhythmischen Recitation des Koran, sowie über die Ilm et Tegwid, d. h. die Aussprache der arabischen Buchstaben Vorlesungen statt.

Das sind die nennenswerthesten wissenschaftlichen Fächer, über welche an der großen Moschee in Kairo noch jetzt gelesen wird. Früher war der Lectionskatalog weit reichhaltiger. So fanden noch vor etlichen Jahren in einem der Auditorien der Azhar-Universität Vortäge über die Makamen Hariris statt. Aber der betreffende Professor, Schech Asad Et Tantawi, erhielt einen Ruf an die

petersburger Universität, und Niemand fand sich, ihn zu ersetzen. Auch über die Bestimmung der Zeiten des fünfmaligen täglichen Gebets nach dem Stande der Sonne, und selbst über Alchemie, die El Kimia, die als die „göttliche Kunst" verschiedene Werke hervorgerufen hat, wurde ehedem gelesen. Medicin nach arabischen Grundsätzen lehrte man früher ebenfalls, wenn auch nicht hier, sondern an einer mit dem Spital Maristan en Nasiri verbundenen Medresseh. Jetzt sind diese Vorträge, als durch die Errichtung der medicinischen Schule beim Krankenhaus von Kasr El Ain überflüssig geworden, eingestellt, und das ist kein Schade, da die arabische Medicin keinen Vergleich mit der europäischen Krankenheilkunde aushielt, welche in der neuen Schule gelehrt wird.

Ist nun ein Student der Azhar-Universität so weit in einer bestimmten Disciplin fortgeschritten, daß er das betreffende Buch ganz auswendig weiß und zugleich den Commentar dazu geben kann, so bewirbt er sich bei seinem Professor um die „Igazeh", d. h. um die Licenz, seinerseits über die gedachte Schrift Vorträge zu halten, oder der Professor schreibt ihm statt jenes Scheins in sein Exemplar des Werkes einfach ein paar Zeilen, in denen er bescheinigt, daß jener bei ihm Vorlesungen über das Buch gehört habe. Letzteres ist also eine Art Frequentationszeugniß, die Igazeh dagegen gewissermaßen ein Licentiaten-Diplom. Auf eine solche Igazeh wird namentlich bei den Vorlesungen über die Tradition, d. h. die von Mohammed überlieferten Sprüche und Anekdoten ein großes Gewicht gelegt. Dies erklärt sich leicht daraus, daß sehr häufig ein kurzer von Mohammed überlieferter Ausspruch die sofortige Entscheidung eines zweifelhaften Rechtsstreites herbeiführt. Man empfand daher schon in sehr früher Zeit das Bedürfniß, die Tausende von Traditionen, die als von dem Propheten stammend aufgezeichnet worden waren, kritisch zu sichten, und das einzige Mittel hierzu schien, daß man bei jeder Ueberlieferung die ganze Reihe der Gewährsmänner bis zum ersten hinauf durchging und nur solche Traditionen für probehaltig erklärte, bei denen die Kette der Bürgen ununterbrochen bis zum ersten hinaufreichte und zugleich alle diese Bürgen das Ansehen der Zuverlässigkeit genossen. Die meisten Traditionen werden in den großen Sammlungen, welche Tirmidi, Ibn Mageh, Buchari und Muslim hinterlassen haben, von dem Verfasser der Collection bis auf einen Zeitgenossen des Propheten hinauf mit der ununterbrochenen Reihenfolge der Ueberlieferer und Gewährsmänner angeführt.

Der Igazeh legt man einen vorzüglichen Werth bei, wenn sie bis auf den Verfasser des betreffenden Buchs zurückgeht, so daß also letzterer selbst die erste Licenz ertheilt, die sich weiter bis auf den letzten Licentiaten ohne Lücke fortsetzt. Jetzt wird indeß mit solchen Diplomen (wie in der guten alten Zeit von Jena und Erlangen mit gewissen Doctordiplomen) großer Unfug getrieben,

indem sie nicht selten an Leute gegeben werden, welche das bezügliche Buch gar nicht gelesen, geschweige denn studirt haben.

Die Zahl der Professoren an der „Blühendsten“ beträgt gegenwärtig etwa zwanzig. Darunter genießen eines besonderen Rufes der Schech El Muballal, der Schech Ibrahim Es Sakka und der Schech Mohammed Ed Damanhuri, welcher letztere Verfasser eines Tractats über Verslehre ist. Viele der Herren tragen nach ihren eigenen Werken vor, die jedoch größtentheils nur mittelmäßige Compendien sind. Eine Zeit der Commentare und Glossare ist immer eine an Productionskraft arme, und nirgends seit den Tagen der Alexandriner und der Abfassung des Talmud gab sich der Verfall wahrer Wissenschaft in einem größern Ueberfluß an Compendien und Glossarien kund als in der heutigen mohammedanischen Welt.

Die Stelle eines Rector Magnificus (Schech El Azhar) ist jetzt unbesetzt, indem der letzte Inhaber derselben, Schech Mohammed El Baguri vor einigen Jahren — beiläufig im Geruch der Heiligkeit — starb, und ein Nachfolger bis jetzt noch nicht ernannt worden ist.

Noch mag erwähnt werden, daß an der großen Moschee El Azhar alle vier orthodoxen Sekten des Islam (die Hanifiten, Malikiten, Hambaliten und Schaffeiten, nach gewissen Religionslehrern benannt, die bei den Sunniten etwa das Ansehen genießen, wie in der katholischen Kirche der Pater Seraphicus, der Pater Profundus und der Pater Ecstaticus, deren Lehren sich aber nur in Aeußerlichkeiten unterscheiden) ihre besondern Vorbeter oder Imame haben, sowie auch für jede derselben eine besondere Gebetsnische vorhanden ist. Endlich muß der Vollständigkeit halber hinzugefügt werden, daß außer der „Blühenden“ noch in einigen andern Moscheen Vorlesungen stattfinden, indem in der Gamie Sejideh Zenab alle Freitage über Tradition und in der Gamie El 'Arjan über denselben Gegenstand Vorlesungen stattfinden, welche in der letztern Moschee von dem berühmten Schech El 'Arusi zu Ehren seines hier begrabenen und als Heiliger geehrten Großvaters gehalten werden.

Wie mit der Wissenschaft und ihrer Literatur verhält sichs auch mit der Poesie. Es mangelt in Kairo nicht an Poeten, aber ihre Dichtungen sind ungefähr von dem Werthe, den für uns die Leistungen Hoffmannswaldaus und seiner Schule haben. Ueber Sprachkünstelei, Wortgeklingel, gesuchten Reimen wird meist vergessen, daß ein Gedicht auch Gehalt haben muß. Dies war schon in frühern Jahrhunderten häufig außer Acht gelassen worden, aber die Poesien der Gegenwart übertreffen die älteren noch um Vieles an Kraftlosigkeit des Ausdrucks, Fülle von Gemeinplätzen, Suchen nach seltenen Wörtern und Gedankenarmuth. Ein Beispiel ist der Schech Mohammed Schihab Eddin, der sich in den letzten Jahrzehnten in Aegypten des größten Rufs erfreute und im Jahre 1858 starb. Er war erst Redacteur der arabischen Staatszeitung in Kairo, dann Obercorrector der Druckerei der Regierung in Bulak, und hat eine ziem-

lich große Anzahl prosaischer und poetischer Werke, ein Sendschreiben über Glaubensdogmen, ein anderes über die Namen Gottes, ein Lehrgedicht über die Redekunst, ein Buch über die arabische Musik unter dem seltsamen Titel: „Das Schiff des Reiches und der Reichthum des Schiffes“ und einen Divan von Gedichten verfaßt, dessen Inhalt aus Alltagsgedanken besteht, die in die seltensten und prunkvollsten Worte gekleidet sind. Folgende Probe wird hinreichen, diesen Poetaster zu charakterisiren. Es sind Bruchstücke eines Lobgedichts auf England, welches er im Jahre 1843 auf Anregung des britischen Generalconsuls Murray vom Stapel ließ.

„O Gefährten, treibt eure Reitthiere an, daß wir das Ziel erreichen.
Und wenn ihr glaubt, daß ich ermattet, wißt, daß ich nicht ermatte.
Gott tränke jenes Land mit reichlichem Regen!
Trifft kein Gußregen jene Fluren, so erquicke sie doch der Thau.
Und er belebe Länder, wo man kreisen läßt dem Verstande
Becher köstlichen Weins, vor denen die Sonnen sich schämen.“ —

„Laßt uns ziehen zum Lande, wo wir erreichen das erwünschte Ziel.
Hütet euch, dies Land mit einem andern zu vertauschen.
Kein andres Land auf Erden will mir gefallen,
Und kein andres Reich ist so gerecht in der Vollkommenheit der Macht.
Es schmücket das edle England sein Volk.“ —

„Und welche Königin herrscht dort!
Deren Unterthanen genießen eine gesegnete Zeit.
Sie hat den Sieg auf der Rennbahn des Ruhmes
Und den Glückspfeil im Pfeilspiel der Mächte.
Erzürnt sie, so zürnet mit ihr auch die Zeit,
Ist sie befriedigt, so ist zufrieden auch die Zeit mit dem, was geschah.

Ist nicht sie es, Victoria, die Ruhmvolle,
Deren Herrschermacht sprichwörtlich geworden ist?
Alle Reiche schätzen hoch ihr Ansehen,
„Keines gibt es, daß ihr nicht gehorchte.“

Werthvolleres enthält jenes „Schiff des Reiches“, worin er dreihundertfunfzig arabische Lieder von unbekannten Verfassern mittheilt. Die letzten Worte, die er auf dem Todtenbette sprach, waren folgende schwülstige Verse:

„Den Brokat meines Lebens zernagten die beiden Ewig-Jungen (d. h. Tag und Nacht)
Und der Hahn des Alters untergrub das Fundament meines Baues.“

Lane erzählt uns in seinem vortrefflichen Werke über die heutigen Aegypter, daß er häufig den Levers des verehrlichen Schech beigewohnt habe und daß dabei dessen Unterhaltung eine herrlichere Bewirthung gewesen sei, als die feinsten Leckerbissen, die man hätte serviren können.

Kremer bemerkt hierzu: „Wir setzen in Lanes Urtheil keinen Zweifel und bedauern nur, daß der Schech es dann nicht vorgezogen hat, seine prosaischen Gespräche mit Freunden eher zu veröffentlichen, als den soeben besprochenen Divan, der nach den gegebenen Proben eher alles Andere als ein literarischer Leckerbissen ist."

Vermischte Literatur.

Aus dem Volksleben Rußlands. Berlin, 1863. Verlag von Heinrich Müller.

Zwei Auszüge aus den Mittheilungen Saltikoffs über russisches Beamtentreiben und ein damit verwandtes Capitel „Der Ispravnik". Sehr realistische, aber wenig erbauliche Schilderungen in der Weise Gogols, dessen „Revisor" hier gleichsam in andrer Stellung und Gegend auftritt. Die Skizze „Das Mütterchen Mawra Kusmowna" gewährt auch interessante Blicke in die noch wenig bekannten Zustände und Anschauungen der sogenannten Altgläubigen.

Fliegender Sommer. Leichte Skizzen von Feodor Wehl. Dresden, Verlag von C. C. Meinhold und Söhne. 1863.

Kurze Abhandlungen über allerlei Gegenstände für das Feuilleton, „Ein paar Worte über die Kunst Gesellschaften zu geben", „Ein paar Worte über gesellschaftliche Unterhaltung", einige flüchtige Biographien, einige oberflächliche Recensionen mittelmäßiger Bücher, nach der Vorrede zu schließen, aus früherer Betheiligung des Verfassers an der periodischen Presse zusammengestellt, weil sie ihm „nicht völlig interesselos" erscheinen. Wir bedauern, in letzterem Punkte mit Herrn Wehl nicht einer Meinung zu sein: diese Feuilletonartikelchen sind wirklich völlig interesselos und hätten ohne irgendwelchen Schaden in ihrer Vergessenheit verbleiben können.

Bis nach Sibirien. Erinnerungen aus dem Feldzuge nach Rußland und aus der Gefangenschaft 1812 bis 1814. Von C. C. Zimmermann. Hannover, Karl Rümpler. 1863.

Die Erlebnisse eines Deutschen, der als königlich westphälischer Lanzenreiter den Zug der großen Armee nach Rußland mitgemacht und dann als Gefangener mehre Jahre in Busuluk bei Orenburg verbracht hat, gut erzählt, aber ohne viel Interesse für das größere Publicum.

Jean Pauls Aufenthalt in Meiningen. Ein Erinnerungsblatt zu seinem hundertjährigen Geburtstag. Von August Henneberger. Meiningen, L. von Eye. 1863.

Von besonderem Interesse namentlich durch ausführliche Darstellung des Freundschaftsverhältnisses, in welchem Richter zu dem Herzog Georg von Meiningen stand, sowie durch drei bisher ungedruckte Briefe des Ersteren an den Geheimrath Heim (Bruder des „alten Heim"), die recht charakteristische Zeugnisse für die Beziehungen des Dichters zu seinen meininger Bekanntschaften sind.

Pastor Plaß in seinem Verhalten zu dem Rittergutsbesitzer v. Bassewitz und dessen Haus. Berlin, 1863. J. Springer.

Enthält in ausführlicher actenmäßiger Darstellung die Geschichte eines Vorfalls, der auf dem letzten mecklenburger Landtage Anlaß zu lebhaften Verhandlungen gab, und über den wir in Nr. 4 dieses Jahrgangs bereits berichteten. Pastor Plaß ist ein besonderer Günstling Kliefoths und hat sich, wie wir erinnern, durch die Entdeckung, daß es auch in der Teufelswelt eine Dreieinigkeit gibt, einen Namen unter den modernen Kirchenlichtern gemacht. Hier erfährt man, daß er auch ein recht zudringlicher Seelenhirt ist. Wir müssen übrigens gestehen, daß wir gegen solche Anmaßung nicht den Schutz der Gerichte gesucht, sondern gegen sie sofort nach erlangter Gewißheit über den Zweck des werthen Besuchs in artiger Weise von unserm Hausrecht Gebrauch gemacht und ihr so die Gelegenheit abgeschnitten haben würden, sich bis zur Beleidigung zu steigern.

Statistisches Jahrbuch der Turnvereine Deutschlands. Im Auftrage des Ausschusses der deutschen Turnvereine herausgegeben von Georg Hirth. Mit 8 Tafeln Abbildungen von Turngeräthen und Turnhallen. Leipzig, Ernst Keil. 1863.

Ein sehr willkommenes Unternehmen, dem wir allgemeine Theilnahme auch unter Nichtturnern wünschen, und aus welchem wir in einem der nächsten Hefte einen ausführlichen Auszug bringen werden, der die außerordentlichen Fortschritte der Turnerei in den letzten Jahren in vergleichender Betrachtung der verschiedenen deutschen Länder aufzeigen soll.

Westermanns Illustrirte deutsche Monatshefte. Nr. 76 bis 79. Braunschweig, G. Westermann.

Unter den Novellen dieser Hefte machen wir besonders auf die im Märzheft befindliche „Ein griechischer Aufstand" von Karl Fraas aufmerksam, die ein recht gutes Bild neuhellenischer Zustände und Sitten gibt. Von den übrigen Aufsätzen beanspruchen namentlich der über Jakob Böhme von Johannes Huber und der über die Naturwissenschaft im Dienste der Philologie von D. F. Weinland Interesse.

Von der neuen Ausgabe des Rheinbuchs von Wolfgang Müller von Königswinter liegen uns jetzt die ersten sieben Lieferungen vor. Das Werk ist sehr elegant ausgestattet und wird hier nochmals allen denen empfohlen, welche die Goldschnittliteratur ihres Salons mit einem stattlichen Buche aus dem Gebiet des malerischen und romantischen Deutschland (der Verfasser schweift vom Rheinufer durch die Thäler der Nebenflüsse ab bis Bamberg und Nürnberg) zu vermehren wünschen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Ein deutscher Fürst in russischen Diensten.

Memoiren des Herzogs von Würtemberg. — Erster bis dritter Theil.

1.

Prinzen, welche in einem Alter, wo sie noch die Ruthe des Schulmeisters hätten fürchten sollen, schon Regimenter commandirten oder Generalepauletts trugen, waren früher, zumal im vorigen Jahrhundert eine ziemlich häufige Erscheinung. Seltener waren unter ihnen diejenigen, welche mit der ihnen durch die Geburt eingeräumten Bevorzugung Eigenschaften vereinigten, welche sie fähig machten als Jünglinge den Rang würdig auszufüllen, den ihnen das Schicksal vorzeitig in den Schoß geworfen. Zu diesen Wenigen gehörte der Prinz und spätere Herzog Eugen von Würtemberg. Geboren am 8. Januar 1788, aus einem Stamm, der sowohl dem deutschen Reiche wie dem aufstrebenden Königreich Preußen ausgezeichnete Truppenführer geliefert, gewann er sich frühzeitig die Gunst seines Onkels, des launenhaften Kaiser Paul und wurde von diesem im achten Lebensjahr zum russischen Oberst, im zehnten zum Generalmajor und Regimentschef ernannt. So konnte er sich schon im Feldzug 1807 mit jugendfrischen Geistes- und Körperkräften in höheren Stellungen bethätigen und stand bereits 1812 an der Spitze einer Division, 1813 und 1814 an der eines Armeecorps. Von nicht unbedeutender militärischer Begabung, strebsam, besonnen und tapfer, schwang er sich in den letzten drei Jahren zu einem der ausgezeichnetsten Führer des russischen Heeres empor und fand Gelegenheit von Moskau bis Paris Thaten zu verrichten, die in der Geschichte jener Zeit Epoche machen. 1814 war er bereits commandirender General und mit den höchsten russischen Orden geschmückt, der Liebling des Heeres, von dem Kaiser Alexander mit Huld, von der Kaiserin Mutter mit mütterlicher Zärtlichkeit behandelt. Aber so voll gefüllt, wie ihm auch das Glück seinen Becher darbot, mischten sich doch bittere Tropfen hinein. Die Huld, die ihm der Kaiser schenkte, war groß, die Selbstverläugnung, die er ihm zumuthete, war aber noch größer. Seine schönsten Waffenthaten, der heldenmüthige, die ganze verbündete Armee

rettende Kampf bei Priesen, das unerschütterliche Ausharren seines Corps bei Wachau, sein rechtzeitiges Eingreifen vor Paris, brachten ihm gnädiges Lob aus Alexanders Munde unter vier Augen ein, aber keine öffentliche Anerkennung. Anderen wurde der Ruhm zugeschrieben, den er sich in heißer, todesmuthiger Anstrengung erworben, und seinen Antheil an der Eroberung von Paris erwähnt nicht einmal der Armeebericht. Die Gunst, die ihm frühzeitig der unglückliche Kaiser Paul geschenkt, wirkte nachtheilig auf seine ganze Laufbahn ein. Man weiß, in welchen gespannten Verhältnissen Alexander mit seinem Vater lebte, und die Rolle, die er bei der verhängnißvollen Katastrophe spielte, die seinem Leben ein Ende machte. Sie ist eine der düstersten Partien der russischen Geschichte. Daß Alexander die seinem Gewissen so peinlichen Erinnerungen an diese Ereignisse fern von sich zu halten suchte, wollen wir seinem Herzen zu Gute rechnen, und der Anblick des jungen würtembergischen Prinzen, der ein Liebling seines Vaters gewesen war, mag ihm nicht wohlthuend gewesen sein. Aber er sah in ihm auch einen Nebenbuhler. Man erzählte sich in Petersburg, Paul habe kurz vor seinem Tode beabsichtigt, den Prinzen Eugen mit der Großfürstin Katharina zu vermählen und dieser an Alexanders Statt die Czarenkrone zuzuwenden. Wir müssen die Wahrheit dieses on dit dahin gestellt sein lassen, so viel aber geht aus Allem hervor, was der Herzog Eugen aus seinen Erlebnissen am petersburger Hofe mittheilt, daß es in dem Herzen des Kaisers den Keim zu einem tiefen Mißtrauen gegen seinen jungen Verwandten legte, das noch gesteigert wurde durch das Wohlwollen, das ihm die Kaiserin Mutter schenkte. Dies Mißtrauen zeigte sich in zahlreichen Vernachlässigungen und Zurücksetzungen, von denen weiterhin noch die Rede sein wird, und seine Ursachen blieben auch Anderen nicht unbekannt. Benningsen warnte den Prinzen einst vor der Zukunft und sprach die Ansicht aus, daß die Aufmerksamkeit, welche ihm die Kaiserin Mutter, seine Tante, widme, in kritischen Zeiten leicht Mißfallen in den Augen des Kaisers erregen könne, und daß es rathsamer für den Prinzen sei, sich mit voller Innigkeit dem Monarchen selbst anzuschließen, als durch dessen Mutter irgend etwas zu erreichen zu suchen. Ein anderer hochgestellter Freund prophezeihte dem Prinzen schon im Jahre 1811: Es werde ihm nie gelingen, den Kaiser Alexander dahin zu bringen, ihm aus eigenem Antriebe einen hohen, selbständigen Wirkungskreis in der Armee zu gewähren; je höher sein Ruf in derselben stiege, um so entfernter werde er diesem Ziele stehen. Das ist denn auch eingetroffen. Wenn der Herzog Eugen dem russischen Staate mit einer bei solchem Undank doppelt anerkennenswerthen Ausdauer die Thätigkeit seines ganzen Lebens gewidmet hat, so ist dies lediglich den Eigenschaften seines Herzens zuzuschreiben, das mit einer schwärmerischen Hingebung, welche man sonst nur bei weiblichen Gemüthern zu finden gewohnt ist, die Pietät, die er für seine

mütterliche Gönnerin fühlte, auch auf deren Sohn Alexander und später auf den Kaiser Nikolaus übertragen zu müssen glaubte.

Wir denken im Nachfolgenden der uns vorliegenden Biographie nicht Schritt vor Schritt zu folgen, sondern nur einzelne interessante Partieen herauszuheben, wo der Herzog mit hohen historischen Persönlichkeiten in nahe Berührung kam oder selbst Gelegenheit hatte, in die Zeitgeschichte mithandelnd einzugreifen. Zum Theil werden wir dazu genöthigt durch die Unvollständigkeit der von ihm gegebenen Mittheilungen, die über manche der wichtigsten Beziehungen, in denen er mit den Ereignissen gestanden, nur leise andeutend hinwegstreifen und seinen Antheil an der letzten Hälfte des Feldzugs von 1813 und dem von 1814 nur flüchtig skizzirend schildern.

Der Prinz wurde aus der ländlichen Einsamkeit von Karlsruh in Schlesien, wo er erzogen worden, plötzlich 1801 nach Petersburg an den Hof seines Onkels, des Kaiser Paul berufen. Er glaubte als Cadett in eine Erziehungsanstalt bestimmt zu sein, wunderte sich aber nicht wenig, als er in Petersburg pomphaft von Offizieren in glänzender Uniform empfangen und bald darauf in elegante Zimmer geleitet wurde, wo Fürst Subow, der Befehlshaber des Cadettencorps, ihn höflichst um seine Befehle frug. Das war ein Vorspiel der hohen Gunst, die ihm Kaiser Paul während seines kurzen Aufenthalts in der Czarenstadt zuwendete, und deren Nachwehen sich, wie schon erwähnt, ihm auf seiner späteren Laufbahn auf das Empfindlichste fühlbar machten. Vier Jahre später stand er am Hofe eines anderen Onkels, einem anderen Kaiser, Napoleon gegenüber.

Der Kurfürst von Würtemberg liebte sich als großen Fürsten zu betrachten, obgleich er von Regententugenden keine und von sonstigen Eigenschaften nur Schlauheit und despotische Herrschsucht besaß. Wie dann Würtemberg den Titel „Königreich“ und fast dreifache räumliche Ausdehnung gewann, von 660,000 auf 1,400,000 Einwohner stieg, kam zu der Großmonarchenlust auch der Wahn, eine Art Großmacht in Deutschland zu sein. Die Begegnung mit Napoleon, welche in ihren weiteren Folgen zu dieser für Deutschlands Entwickelung verhängnißvollen Ummwandlung führte, schildert uns Prinz Eugen, der zur Hochzeit seines Vetters, des Prinzen Paul, Sohnes des Kurfürsten, mit der Prinzessin Charlotte von Hildburghausen eingeladen war. Die Hochzeitsfeier fiel mitten in die Kriegswirren, welche der schmachvollen Capitulation des östreichischen Heeres bei Ulm vorangingen, und wurde gefeiert auf dem Lustschlosse Monrepos unweit Ludwigsburg, welches auf der Marschlinie des französischen Heeres lag. Hier fand am dritten Tage nach der Vermählung ein großer Ball statt, der gleich im Anfang durch die beunruhigendsten Nachrichten gestört wurde. Der Kurfürst gerieth in so lebhafte Aufregung, daß er gar nicht Zeit fand, zur Abmachung so wichtiger Staatsangelegenheiten, über

die doch sonst das strengste Geheimniß bewahrt wurde, in ein Nebenzimmer zu treten, sondern sie mitten unter der Ballgesellschaft verhandelte. Das reizte natürlich die Neugier der Damen. Die Prinzeß Katharina, für welche dieser Tag ebenfalls die Einleitung zu dem hohen Glück wurde, mit dem späteren König Hieronymus von Westphalen den Thron zu theilen, die heute aber noch mit ihrem Vetter, dem Prinzen Eugen, einen Walzer tanzte, zog ihren Tänzer in die Nähe des Kreises, der sich um ihren Vater gebildet hatte, und lieh etwas unbescheiden der Verhandlung ihr Ohr, worauf der Kurfürst sie mit einer Verbeugung und der Bemerkung fortwies: „On est appelé pour la danse et pas à mon conseil". Der Tanz wurde nun fortgesetzt; bald jedoch trat eine neue Störung ein; denn plötzlich stürzte der Chevauxlegerslieutenant von Landsberg fast athemlos herein und rief dem Kurfürsten zu: „Um Gottes Willen, gnädigster Herr, hören Sie mich an! die Franzosen sind keine Viertelstunde mehr von hier entfernt!" Die Franzosen waren nämlich bei Strasburg über den Rhein gegangen, hatten bei Vaihingen die würtembergische Grenze überschritten und waren mit einer Colonne bereits bis Ludwigsburg unterwegs. Wie eine von einem unerwarteten Schuß aufgescheuchte Schaar Vögel stob die Gesellschaft auseinander, und der Kurfürst war nicht der gefaßteste. Alles stürzte nach den Wagen und es dauerte lange, ehe sich diese aus der grenzenlosen Verwirrung, die noch durch die falsche Kunde vermehrt wurde, daß französische Vortruppen bereits zu den Fenstern hereinsähen, herauswickelte, um eiligst nach Ludwigsburg abzufahren, welches die ganze Gesellschaft ohne weitere Gefährde erreichte.

Als am andern Morgen Prinz Eugen im Schlosse von Ludwigsburg ans Fenster trat, traf seine Augen ein überraschendes Schauspiel. Den Ameisen gleich bedeckten zahlreiche Gruppen Franzosen Wege und Felder, soweit der Blick reichte. Alle Straßen waren mit Fuhrwerk und Reiterei bedeckt. Das Fußvolk schien in lauter einzelnen Haufen, kaum geordnet, querfeldein dazwischen zu schreiten. Es war das ganze Corps des Marschall Ney, der die vom Kurfürsten für seine Residenz verlangte Neutralität achtend an Ludwigsburg vorbeimarschirte, ohne es zu berühren. Weniger rücksichtsvoll zeigte sich der ihm folgende Marschall Lannes. In rother Husarenuniform, an der Spitze seines Stabes, verlangte er ungestüm Einlaß durch die Barriere, welche ihm eine würtembergische Wache sperrte. Den groben Mann zu beschwichtigen, fuhr der Kurfürst selbst hinaus, und es gelang seinem beredten Munde, bei dem laut Scheltenden der Vorstellung Eingang zu verschaffen, daß der Besitz von Ludwigsburg keine militärischen Vortheile bringe, wohl aber das gewaltsame Eindringen (im Widerspruch mit den diplomatischen Formen) zu Streitigkeiten führen könne, die der Kaiser Napoleon, der nur nach großen Zwecken strebe, wohl selbst gern vermieden sehen möchte. Es glückte dem Franzosenkaiser für diesmal die Zornesblitze des Würtembergers von seinem Haupte abzulenken;

denn Lannes ließ sich, wie Prinz Eugen behauptet, von dem Kurfürsten imponiren, und befahl seinen Truppen, um Ludwigsburg herum zu marschiren, nachdem er eine Einladung in das Schloß angenommen hatte. Die kurfürstliche Ungnade entlud sich dafür auf den Feldmarschall Hügel; denn an der Spitze von sieben Bataillonen und drei Schwadronen, welche die Heeresmacht Würtembergs bildeten, stand ein Feldmarschall. Der arme Feldmarschall hatte mit drei Bataillonen Stuttgart besetzt und mit diesen den Marschall Ney mit seinen 23,000 Mann nicht am Einrücken verhindert. Er erhielt in ungnädigen Ausdrücken den Abschied, weil er den feindlichen Bajonneten nicht mit gleichberedter Eindringlichkeit, wie der Kurfürst, zu begegnen verstanden hatte.

Die beiden Marschälle waren nur die Vorläufer Napoleons, dessen Ankunft in Ludwigsburg auf den nächsten Tag angesagt war. Schon von sieben Uhr Morgens an war der ganze Hof im Schloß versammelt und mitten unter ihnen Prinz Eugen, der ein Habit-Habillé hatte anziehen müssen, da man es nicht angemessen fand, ihn in russischer Uniform vor dem Kaiser erscheinen zu lassen. Eine Wache französischer Gardegrenadiere bezog die Posten mit der würtembergischen Garde du Corps; zahlreiche Personen fanden sich ein aus dem Gefolge des Kaisers, die ihn hier empfangen sollten, und ein Kammerdiener nahm die zur Aufnahme seines kaiserlichen Herrn bestimmten Zimmer mit so ängstlicher Sorgfalt in Augenschein, daß ein Witzbold erklärte, der kurfürstliche Hof müsse sich davon im höchsten Grade beleidigt fühlen, da es zweifelhaft bliebe, ob der Diener Wanzen oder Meuchelmörder suche. Bis um acht Uhr Abends hatte der Hof sammt dem Kurfürsten auf den hohen Besuch gewartet, als die Nachricht kam, er werde nicht eintreffen, worauf der Kurfürst sich zu Bett begab, den Uebrigen aber zu bleiben befahl.

Prinz Eugen war während des Abends mit Bertrand, dem späteren Begleiter Napoleons nach St. Helena, damals noch dessen Adjutant, ins Gespräch gerathen. Als dieser vernahm, daß der Kaiser nicht kommen werde, bemerkte er mit feinem Lächeln: „Glauben Sie das nicht, es ist seine Art, Freunde und Feinde über seine Absichten im Dunkeln zu lassen. Ich habe eher heut Morgen als jetzt seine Ankunft bezweifelt.“ Er hatte wahr gesprochen; denn nach kurzer Zeit verkündeten Trommelwirbel und Glockentöne den Einzug Napoleons in Ludwigsburg.

Es war ein Glück für Würtemberg, daß sich sein Kurfürst noch nicht ausgekleidet hatte. Er konnte noch zur rechten Zeit herbeieilen und stand am Fuße der Schloßterrasse, als Napoleon aus dem Wagen stieg und sich ihm sofort in die Arme warf. Von da an war Würtemberg für Frankreich gewonnen.

Ueber den Eindruck, den Napoleon auf den jungen Prinzen machte, berichtet dieser: „Im Benehmen imponirte mir Napoleon auf den ersten Blick

nicht. Er schien, ohne gerade verlegen und unbeholfen zu sein, doch von keiner gewandten Tournüre, wie manche andere Weltmänner. Er besann sich eine Weile, ehe er sprach, und bat die Kurfürstin um Verzeihung, daß er in Stiefeln zu erscheinen gezwungen sei. Dann fügte er hinzu, daß er unwillkürlich den Wegen folge, die ihm sein Schicksal vorzeichne, und seine Kleidung nicht immer für alle Fälle passend wählen könne; — heute habe ihn sein glücklicher Stern hierher geführt, und er sei davon sehr befriedigt. — Die ganze Anrede, die ich nachzuschreiben versuchte, möchte ich möglicher Irrthümer halber hier, wo getreue Wahrheit im Vortrage mein Hauptbestreben ist, durch kein falsches Wort verletzen; daher beschränke ich mich auf die Angabe des Sinnes seiner Rede. Soll ich aber, auf Gefahr der Täuschung, meine Meinung aussprechen, so gestehe ich, daß ich seine Worte für einstudirt hielt, weil mir, als er dann später seine Umgebungen präsentirte, und bei jeder Person eine Anspielung auf ihr früheres Verdienst einschaltete, seine unverkennbaren Improvisationen weit besser gefielen. Schon im Laufe dieses nur kurzen Abends hatte am würtembergischen Hofe Napoleon den Ruf großer Liebenswürdigkeit erworben. — Er zog sich heute bald aus der Versammlung zurück, während die Marschälle Berthier und Mortier, die Generale Clarke und Rapp und viele andere höhere Offiziere der Abendtafel noch beiwohnten. — Der Aufenthalt Napoleons verlängerte sich bis zum anderen Tage, wo er auch eine Unterredung mit dem Vater des Prinzen Eugen hatte, dessen Stellung als preußischer General er benutzte, um ein sehr verbindliches Schreiben nach Berlin gelangen zu lassen, bestimmt die Sendung Durocs dorthin zu unterstützen. Bei dieser Gelegenheit sprach er sich in sehr schmeichelhaften Ausdrücken über Preußen und dessen Beherrscher aus, natürlich nur, um bei dem Vermittler einen für seine Absichten günstigen Eindruck hervorzurufen. Ueber Oestreich und Rußland dagegen äußerte er sich ziemlich gereizt und geringschätzig. Es war dies seine gewöhnliche Weise, über die Gegner, mit denen er es unmittelbar zu thun hatte, zu sprechen. Er schilderte dem Herzog fürs Erste die Absicht Oestreichs als auf den Besitz von Bayern und Italien gerichtet, fügte dann aber rasch hinzu: „doch man irrt sich, wenn man glaubt, daß der Löwe schlafe. Ich werde gen Wien marschiren, als wäre es auf Etappen. Schon ist der Gegner aufgerollt, und seine Niederlage kann nicht fehlen. Die Hand voll Russen, die dahinter folgt, wird mich nicht hindern. Es sind brave Truppen, aber noch zu schwerfällig.“ Indem er dann eine Weile anhielt, fuhr er fort: „Ich begreife Ihren Neffen, den Kaiser Alexander, nicht. — Was will er denn eigentlich von mir? — Aber da ist freilich Ihre Frau Schwester, die mich nicht liebt, ob zwar ich sie sehr hochachte. — Der Kaiser Paul war mein Freund, wollte aber auf meinen Rath nicht hören. Die Russen sind schwer zu regieren, — jedenfalls gar pfiffig und verschmitzt, zugleich aber hartköpfig; sie gehen ihren Weg,

man darf mit ihnen nicht scherzen und keine schwache Seite zeigen. — Gestehen Sie nur, Ihr Herr Schwager, der Maltheser-Großmeister, hatte besondere Eigenheiten. . . . . .!“ Den Schluß des Gesprächs bildete ein Anerbieten, dem jungen Prinzen Eugen eine Anstellung im französischen Heer zu geben, welches jedoch der Vater mit Hinweis auf die Jugend seines Sohnes und die Thatsache, daß derselbe noch nicht seinen Abschied aus russischen Diensten habe, dankend ablehnte. Beim Abschied grüßte der Kaiser den Prinzen noch besonders verbindlich im Vorübergehen mit einem leisen Händedruck und den Worten: „Jeune prince, je vous salue.“

Die Selbstgefälligkeit, mit welcher der Prinz alle diese kleine Aufmerksamkeiten registrirt, verläßt ihn auch nicht während seines Besuchs am berliner Hofe im Januar 1806, wo er sich als Einen darstellt, auf dem schon damals die Hoffnungen deutscher Patrioten beruhten, während er doch damals weiter nichts war, als ein sehr junger deutscher Prinz, wie viele andere.

Gelegenheit sich zu bewähren und überhaupt etwas zu leisten, fand Prinz Eugen, als er im November 1806 ein Commando in der damals in Ostpreußen in Gemeinschaft mit den Resten der preußischen Heeresmacht operirenden russischen Armee übernahm. Auf dem Schlachtfeld hat er sich stets als ein General von richtigem Blick, Entschlossenheit und kaltblütigster Tapferkeit gezeigt und nur Verhältnisse von ganz eigener Art, die wir schon angedeutet, haben bewirkt, daß die Lorbeeren, die er sich auf dem Schlachtfelde erworben, um die Stirn Anderer gewunden worden sind. Ein elegisches Gefühl des Verkanntseins, doppelt bitter empfunden von einem Gemüth, das bei aller äußeren Bescheidenheit ein sehr lebhaftes Bewußtsein des eigenen Werthes besitzt, ist die Folge dieses Mißgeschicks, das den Prinzen bis an das Ende seiner militärischen Laufbahn verfolgt hat. Es bildet sogar einen Hauptzug in seinen Charakterbilde.

Im November 1806 traf der Prinz Eugen in Pultusk ein und meldete sich sofort bei dem commandirenden General v. Benningsen. Er war nach des Prinzen Schilderung ein durch Würde und Anstand zwar imponirender, aber doch sehr leutseliger, hagerer, langer Mann mit grauem Haar. Wir müssen dem hinzufügen, daß er bei aller Gutmüthigkeit für eitel und ehrgeizig und für einen Intriguanten galt, und wer die innere Geschichte des Feldzugs von 1812 kennt, wird dies Urtheil nicht ungerecht finden. Ueber seinen Antheil an der Ermordung Pauls des Ersten geht der Prinz in seiner rosenfarbenen Beschönigungslaune viel zu leicht hinweg. Von seiner Gutmüthigkeit aber erzählt er einige drastische Proben.

Der thätige Dujourgeneral des Commandirenden, Fock, verlangte in Königsberg den Tod mehrer Plünderer, die entsetzlich gehaust hatten. Benningsen hielt ihnen in schlechtem Russisch eine Strafrede. Die Verurtheilten warfen sich ihm

zu Füßen. Er sagte dann zu Fock: „Beim Licht betrachtet, starben bei Eilau so viel Schuldlose, daß man nun wohl auch ein paar Schuldige laufen lassen kann. Nicht wahr, Ihr werdet Euch bessern?“ rief er dann den begnadigten Sündern zu. — Er stand vor jedem rapportirenden Fähndrich auf. — Einst brachte ihm der Lieutenant Poncet vom dritten Jägerregimente in der Nacht einen wichtigen Rapport vom General Barklay de Tolly. — Er bot ihm einen Stuhl und sagte: „Sie werden müde sein und Durst haben; trinken Sie eine Tasse Thee, während ich lese.“ — Als dies geschehen war, begann Poncet aus eigenem Antriebe eine lange militärische Auseinandersetzung, die mehr für sein Talent, als sein Taktgefühl zeugte. — Benningsen schlief dabei ein, erwachte dann aber plötzlich und brachte eine Menge Entschuldigungen vor. „Sie sehen,“ schloß er dann, „die Natur verlangt ihre Rechte. Wir wollen nächstens das Gespräch fortsetzen.“ Auch im Dienste bei Gelegenheiten, wo er allen Anlaß hatte, derb dreinzufahren, war er sehr milde. Bei Eilau schickte er einen seiner Adjutanten mit einem Auftrage zu einem Husarenobersten; der Offizier kam aber schnell mit der Meldung zurück, der Oberst sei an seiner Seite gefallen. „Das thut mir leid,“ erwiderte der General, „aber warum richteten Sie meinen Auftrag nicht an den Nächsten im Commando aus?“ Gleich darauf kam eine Schwadron Kürassiere aus dem Treffen zurückgesprengt. Benningsen rief ihr Halt zu; der Rittmeister erwiderte aber: „Hier mag der Teufel stehen.“ — „Nun, Herr Bruder,“ sagte Benningsen lächelnd, — „so halten Sie mich meinetwegen für den Teufel! Wir wollen zusammen stehen!“ Ohne ein Wort zu erwidern sammelte der Rittmeister seine Panzerreiter und führte sie wieder gegen den Feind.

Wir kommen jetzt zu einem der seltsamsten Intermezzos des Feldzugs von 1806, wo ein buchstäblich verrückter Feldherr das russische Heer auf einige Tage gegen Napoleon zu führen hatte. Kaiser Alexander hatte nämlich den Feldmarschall Grafen Kamensky zum Oberbefehlshaber ernannt, der am 20. September bei der Armee eintraf. Mit dem Ausruf, der Russe wolle vorwärts, änderte er die vorsichtigen Dispositionen des General Benningsen ab, warf die Truppen durcheinander, schickte die schwere Artillerie auf die Vorposten und richtete überall die gräulichste Verwirrung an. Der Prinz war dem neuen Oberfeldherrn durch die Kaiserin, seine Tante, dringend empfohlen worden und hatte die Bestimmung erhalten, sich seinem Gefolge anzuschließen. Wegen ines Fieberanfalls konnte er ihn jedoch nicht mit empfangen und meldete sich erst am ersten fieberfreien Tage bei ihm. Die Ordonnanzen wiesen den Prinzen in ein großes, leeres Zimmer, wo er eine Weile warten mußte. Das Weitere wollen wir den Prinzen selbst erzählen lassen. „Endlich kam ein kleines hageres Männchen in Hemd und Nachtmütze herein, das, als es mich erblickte, verschwand, aber sehr schnell wiederkehrte und — ohne das Costüm gewechselt

zu haben, mir einen russischen Rapport des Grafen Peter Pahlen mit den Worten überreichte: „Lesen Sie!“ — Als dies geschehen war, rief er: „Bravo!“ erklärte, daß er meine Sprachkenntniß habe prüfen wollen, und fiel mir dann um den Hals. Des Küssens wollte es kein Ende nehmen, so wie der sich vermischenden und wiederholenden Ausrufe: „Prinz Würtembergsky! — Cousin de Sa Majesté L'empereur! — Pleménnick Mariä Feodorownä! (Neffe Maria Feodorownas) — Altesse Sérénissime! — Junges Blut! Molodiz — (Wackerer Bursche) Padi Sjudá! (komm her!) — Als er mich wieder los ließ, schrie er aus Leibeskräften, bis sich das Zimmer mit seinen Satelliten füllte, die er ausschalt, wie ich es noch nie hörte, und die gröbsten, ja selbst gemeinsten Flüche ausstieß.

Am anderen Tage hätte ich im Fieberparoxismus keine ärgeren Phantasien haben können, als den Anblick des Feldmarschalls vor meinem Bette an der Spitze seines Gefolges, zu dem die nachherigen Generale Fürst Trubezkoy, Lewaschoff, Benkendorf und der Graf Tolstoy gehörten. — Er selbst trug einen weiten grünen Spenzer, der ihm über die Hüften herabhing, oben mit einem Shawl zusammengebunden; darüber hing ein breites, hellblaues Band des Andreasordens. Seine einzige Waffe bestand aus einem Kantschu, den er possierlich schwang, als er an mich herantrat und sprach: „Solch ein Kalbaßnik (Wurstmacher: spottweise Benennung der Deutschen, die in Rußland zuerst diesen Leckerbissen eingeführt haben sollen) ist der Benningsen, daß er nicht einmal einen einzigen gescheidten Arzt in seinem Corps hat, der mir den Prinzen curiren kann. Man hole mir einmal gleich einen solchen Firlefax her, und weiß Gott! ich degradire ihn zum Soldaten, wenn mir der Prinz nicht morgen besser ist.“ Ich erwiderte, es sei nicht vonnöthen, morgen wäre mein fieberfreier Tag, und eine gute Dosis China würde schon das Uebrige thun.

„Was China!“ — fiel mir Kamensky ins Wort — „hier muß radical curirt werden. Hol der Henker all die fremden Hähne, die man bei uns aufnimmt, und die Alles besser wissen wollen! Das krähet und brüstet sich, und unsere alten Urahnen drehen sich dabei im Grabe herum. Da gibts Recepte und Consultationen, schade um Worte und Papier.“ Alles das hätte noch als Nachäfferei Suwarows gelten können, der seine geistige Bedeutung hinter derartigen Absonderlichkeiten und Scurrilitäten maskirte — eine Nachäfferei, die damals in der russischen Armee sehr Mode war; aber des anderen Tags kam es schlimmer.

Am frühen Morgen des 23. December verfügte sich der Prinz nach dem Hauptquartier des Feldmarschalls, um sich dessen Gefolge anzuschließen. Es wimmelte dort von Adjutanten und Ordonnanzen, die aber stundenlang harren mußten, ehe der Oberbefehlshaber erschien. Wirres Treiben und wilder Lärm herrschte unterdessen im Hause und in dessen Umgebung. Es ging Treppe

auf, Treppe ab, es gab Rapporte und Befehle ohne Zahl, Ohrfeigen und Kantschustreiche unter endlosem Jammergeschrei; da zum Fenster hinaus Flüche und Drohungen, dort den Angriff einer Husareneskorte auf die das Haus umdrängende neugierige Judenschaar und zuletzt endlich nach vierstündigem Warten ein allgemeines Aufsitzen, Säbelgeklirr und Trompetengeschmetter und Trommelschlag. Das galt dem Feldmarschall selbst: der diesmal in voller Gala war, nämlich in einem Bauernschafpelze, darüber einen kleinen Degen geschnallt und um den Kopf ein schmutziges Tuch turbanartig gebunden. Ein handfester Kerl hob ihn auf, als fasse er einen Hafersack, und setzte ihn auf einen Leiterwagen von dem Aussehen eines Armensünderkarrens, der schon längst bereit stand. Darauf ging es sofort in einem Jagen durch Dick und Dünn vier Meilen weit nach Nowomiasto, wo Benningsens Hauptquartier war.

Von dem Karren gehoben, wie er hinauf gehoben worden war, eilte der Feldmarschall in die kleine Stube, wo die ganze Generalität des Armeecorps versammelt war. Gleich beim Eintreten fuhr er auf den General Barklay de Tolly los und überschüttete ihn mit den gröbsten Flüchen. Höflicher war er gegen den General Benningsen, doch mußte auch dieser von ihm „den deutschen Vielwisser" anhören. Immer aber war der Refrain seiner polternden Rede: „der Russe wolle vorwärts". Einreden duldete er nicht, sondern befahl, sich in einer Stunde zum Kriegsrath zu versammeln. Die Stunde verging aber und mit ihr die ganze Nacht. Als die ersten Sonnenstrahlen durch das trübe Fenster in die Stube fielen, beschienen sie eine zahlreiche Versammlung von Generälen, die immer noch auf das Erscheinen des Oberbefehlshabers und den Beginn des Kriegsrathes warteten. Wohl hatten sie Ursache zu den langen Gesichtern, die sie machten, denn schon standen die Vortruppen im nachtheiligen Gefecht gegen den übermächtig andringenden Feind, und keine von den zahlreich eintreffenden Meldungen konnte an den Feldmarschall gelangen; denn er schlief noch und durfte nicht gestört werden. Gleich darauf ließ sich aus dem anstoßenden Schlafgemach lauter Lärm vernehmen. Prügel klatschten, Tische stürzten um und Stühle zerbrachen. Deutlich hörte man, wie zwei Personen, von denen eine der Feldmarschall war, sich mit einander balgten und sich Flüche an den Kopf warfen. Bald darauf erschien derselbe handfeste Kerl in der Thür, der den Tag vorher den Feldmarschall auf den Karren gehoben hatte, und kündigte verdrießlich, aber mit gelassener Stimme den Versammelten an, daß der Graf aufgestanden und angekleidet sei. Gleichzeitig fuhr der Karren wieder vor der Hausthüre vor, der Feldmarschall ging eilenden Schritts ohne den, die Eröffnung des Kriegsraths erwartenden Generälen einen Blick zu schenken, durch das Zimmer, ließ sich wieder auf den Karren heben und dann ging es abermals über Stock und Stein von dannen.

Das Ziel der Hetze war diesmal Nasielsk, wo das Gros der ostermann-

schen Division in Schlachtordnung stand, während sich ihre Vortruppen bei Czarnowo bereits mit dem Feinde schlugen. Die große Zahl der aus dem Gefecht zurückkehrenden Verwundeten legte Zeugniß ab für die Heftigkeit des Kampfes, und die Meldungen besagten, daß der viel stärkere Feind bald die Vorhut zurückdrängen würde. Obgleich insofern der Tag eine nachtheilige Wendung zu nehmen schien, waren doch die bei Nasielsk versammelten Truppen guten Muthes und brannten vor Begier, sich mit dem Feinde zu messen.

Graf Kamensky aber, der unterdessen ein Pferd bestiegen hatte, ritt an das pawlowsche Grenadierregiment heran und rief den Soldaten zu, sie wären verrathen und verkauft; Alles sei verloren und sie möchten nach Hause laufen. Er selbst ginge voraus!

Es war natürlich, daß ein derartiges Auftreten die äußerste Entrüstung erregte. Graf Ostermann kam an den Prinzen Eugen herangeritten und fragte, was das zu bedeuten habe. Der Prinz antwortete mit einer Bewegung des Zeigefingers nach der Stirn. Gleich darauf rief Graf Liewen, der Chef des petersburger Grenadierregiments: „Und dieser Besessene soll gegen Napoleon commandiren?“ Fast gleichzeitig fielen dann mehre ein „sagen Sie dem General (Benningsen), hier würde Keiner dem Wahnsinniggewordenen gehorchen!“

Das ließ sich der Prinz nicht zweimal sagen, sondern sprengte eiligst von dannen, sah sich aber bald von dem Flügeladjutanten Benkendorf, der ein frisches Pferd hatte, überholt. „Il est fou, archifou!“ rief ihm dieser im Vorbeijagen zu. So kam denn Prinz Eugen erst als der Zweite mit der Nachricht von Kamenskys Verrücktwerden bei Benningsen an und bald folgten alle anderen Adjutanten des Feldmarschalls mit der gleichen Kunde, und meldeten sich bei Benningsen. Von Nasielsk war mittlerweile Kamensky fast schonungslos weggewiesen worden und war darauf zu dem Grafen Sacken nach Lopaczin gefahren, wo es zu ähnlichen ärgerlichen Auftritten kam, wo man sich aber des Verrückten ebenfalls bald zu entledigen wußte. Die Verwirrung, welche seine widersprechenden Befehle unterdessen angerichtet hatten, war grenzenlos. Benningsen wußte gar nicht mehr, wo er seine einzelnen Truppentheile suchen sollte. Schwere Batterien kamen auf den Vorposten an, konnten im Schlamm nicht auf der Stelle umdrehen und versanken in den Gräben. Ehe man sie herausbringen konnte, war der Feind da, und man ließ sie im Stich. Auf diese Weise gingen 42 Geschütze verloren. Bagagewagen versperrten alle Wege und hielten zum Glück selbst die vordringenden Franzosen auf. Infanterie- und Reiterregimenter zogen der Kreuz und der Quer und gelangten bis in die Marschlinie des Feindes, der von ihrem unerwarteten Erscheinen stutzig wurde und schon das Opfer eines wohldurchdachten Planes zu sein glaubte.

Benningsen that was er konnte, um der Unordnung zu steuern, und schickte nach allen Richtungen Adjutanten aus, um alle Truppen bei Pultusk zu sam-

meln. Mehr als sein Eingreifen wirkte die Erinnerung an Benningsens früheren Befehl, der bereits Pultusk als Rendezvous angegeben hatte, und wie instinktmäßig richteten die sich selbst überlassenen Commandeure ihren Marsch diesem Orte zu.

Am Morgen des 26. war die Armee wieder leidlich beisammen, als Kamensky von Neuem erschien. Er erklärte sich jetzt für verwundet und schien geneigt, dabei seine Kleider aufzuknöpfen, um den beim Fahren und Reiten erlittenen Schaden sehen zu lassen. Man hatte alle Mühe, ihn von diesem Aeußersten abzuhalten und ihn durch Complimente los zu werden. Bevor er wieder weg fuhr, sagte er sich jedoch von aller Verantwortlichkeit los und erklärte, sich in weiter Nichts mischen zu wollen. Auf einer Station zwischen Lomza und Ostrolenka kam er dann noch einmal zum Vorschein, und erst in Grodno ereilte ihn ein kaiserlicher Befehl, der ihn auf seine Güter verwies, wo er später von seinen Bauern erschlagen wurde.

Der Ausgang der Schlacht von Pultusk war eine Nachwirkung von Kamenskys Verrücktheit. Benningsen stand dort mit 66 Bataillonen (zu 600 Mann) und entsprechender Reiterei, den allerdings etwas stärkeren 32 Bataillonen und 30 Schwadronen des Marschall Lannes (dieser hatte außer seinem eigenen Corps noch eine Division von Davoust bei sich) gegenüber und war dem Feind an Artillerie unendlich überlegen. Aber weil er gar nicht wußte, wo sich die andern russischen Heerestheile befanden, hielt er es für sicherer, den Rückzug anzutreten. Erst anderen Tags entdeckte er, welche große Vortheile er aus der Hand gegeben hatte. Er hatte die ganze ihm gegenüberstehende französische Heeresmacht in die Weichsel werfen können.

Der Schlacht bei Eilau (7. und 8. Februar) wohnte Prinz Eugen ebenfalls im Gefolge Benningsens bei. Am Vorabende des blutigen Kampfes machte er den Oberfeldherrn auf die hohe Wichtigkeit der Kreegeberge zur Anlehnung für die linke Flanke der russischen Armee aufmerksam. In Befolgung seines Rathes wurde auch die Division Kamensky zur Besetzung des wichtigen Postens abgeschickt. Leider blieb sie aber nicht dort stehen, sondern wurde zur Verstärkung des rechten Flügels wieder zurückgenommen.

Von dem Beginn des ersten Schlachttages entwirft der Prinz ein lebendiges Bild. „Um die Mittagszeit," erzählt er, „näherte sich die Kanonade von der Arrieregarde her, und die äußersten Grenzen unseres Gesichtskreises füllten sich mit plänkelnden Reiterhaufen. — Ich konnte dies von meinem auf einige Augenblicke bezogenen Quartier am Ausgange der Stadt Eilau deutlich bemerken, schwang mich zu Pferde und traf dann den General schon bei der großen Batterie des Obersten Yermolow auf den Hügeln dicht hinter dem Orte.

Die den Feind mit sich bringende Arrieregarde lieferte uns ein immer deutlicher sich entwickelndes Schlachtenbild, woraus man einen kräftigen, besonne-

nen und gehörig echelonnirten Widerstand erkannte. Reiterei in großen Massen rückte zugleich rechts und links von der Stadt dem Feinde entgegen, die Kanonade steigerte sich allmälig bis zu dem Donnergerassel heftig sich kreuzender Gewitter, und es war zu bemerken, wie muthige Attaquen unserer Cavallerie das feindliche Fußvolk bedrängten. Das Husarenregiment Elisabethgrad, an seinen gelben Pelzen von fern zu erkennen (unter seinem Obersten Jurkowsky) und die Dragoner von St. Petersburg (unter dem Grafen Manteuffel) hieben auch wirklich eine Colonne des Corps vom Marschall Soult zusammen und eroberten einige Adler; dennoch zeigte sich der feindliche Angriff immer umfassender, und seine Massen schienen wie aus der Erde zu wachsen. Jeder von uns gewann die Ueberzeugung, daß die Truppen jenseits der Stadt ohne Gefahr ihre bis jetzt inne gehabten Posten nicht mehr zu behaupten vermöchten. Und so war es denn auch wirklich; denn bald zog unsere Reiterei in langen Reihen in die Hauptstellung zurück, die äußersten Kämpen des Fußvolks unter Bagration und Baggowud, rechts und links hart an der Stadt vorbeimarschirend, thaten dasselbe, und blos der Abtheilung des Generals Barklay blieb die Behauptung der Stadt überlassen, worauf schon einige über dieselbe bis zu uns sich verlierende Kanonenkugeln die unmittelbare Nähe des Feindes bethätigten. Ein Bataillon des taurischen Grenadierregiments unterstützte die Vertheidiger; doch reichte dasselbe nicht aus, da der Feind die Stadt von allen Seiten umfaßte, den Kirchhof besetzte und schon die Hauptstellung bedrohte. Die vierte Division unter dem General Sommow, welche, in Colonnen gebildet, zunächst stand, mußte nun auch vor, doch wich ihre Spitze zuerst unter dem lebhaften Feuer des Feindes. Alle Adjutanten des commandirenden Generals sprengten hin, um den Befehl zur Vertreibung des Feindes zu wiederholen. Das tulasche Regiment, in das ich zunächst selbst gerieth, stürmte darauf mit ausnehmender Tapferkeit in die Stadt hinein, von der die Unsrigen nur noch den innersten Theil behaupteten. Ihm folgte das nawaginskische. Die Regimenter Tobolsk, Polozk und Tenginsk warfen sich dagegen mit einer fast beispiellosen Wuth auf den Kirchhof, wo es zum blutigsten Handgemenge kam, und wo die Franzosen auf grauenhafte Weise niedergemetzelt wurden. Auch in der Stadt selbst flogen die sich in die Häuser Rettenden, dort niedergestochen, so haufenweise zu den Fenstern heraus, daß die Untenstehenden selbst den Tod unter den fliegenden Leichen hätten finden können. Ein so gräßliches Blutbad wird die Kriegsgeschichte selten aufzuweisen haben, und der furchtbare Schlachtgesang, der mich während meines Rittes ins Hauptquartier beim Sinken des Tages noch begleitete, wird zeitlebens in meinen Ohren wiedertönen. Ich brachte nach Auklappen, wo Benningsen weilte, die Nachricht, daß die Stadt völlig in unsern Händen sei. Spätere Berichte meldeten jedoch, sie sei wieder verlassen worden. Das Letztere hatte auch seine Richtigkeit, da General Sommow sich

auf den zur Räumung eingegangenen ausdrücklichen Befehl berief. — Von wem er herrührte, ist nicht eingestanden worden; ich glaube aber von Benningsen selbst, der den Feind absichtlich auf unsere großen Batterien hinter der Stadt anlocken und die Truppen in derselben nicht ebenso blosstellen wollte, als es an diesem Abende die französischen Eindringlinge gewesen waren. In der Nacht ritt Benningsen viel umher und traf Aenderungen in der Aufstellung der Truppen. Der rechte Flügel wurde verkürzt und die Reiterei auf beiden Flügeln aufgestellt. Beim sevskischen Regimente der fünften Division (Tutschkoff) erwartete nun Benningsen den Anbruch des Tages, und man kann ihm für seine Rührigkeit und Thätigkeit bei dieser Gelegenheit nicht genug Beifall schenken."

Der zweite Schlachttag begann ebenfalls günstig für die Russen. Der erste Versuch der Franzosen, aus Eilau vorzubrechen mißlang bekanntlich vollständig, und Augereau und Soult kamen dabei sehr ins Gedränge. Glücklicher war dafür der französische Angriff auf den russischen linken Flügel, wo Davoust die Russen zwang, bis Auklappen zurückzugehen und mit einer Batterie von vierzig Geschützen, die er auf den unbesetzt gebliebenen Kreegebergen auffahren ließ, die zurückweichenden Massen mit vernichtender Wirkung beschoß. Gegen Mittag gestalteten sich die Sachen so bedenklich, daß Benningsen selbst hineilte, und Prinz Eugen, der entsendet worden war, hatte ihn dort aufzusuchen. Er fand ihn in der Nähe des Vorwerks Auklappen unter einem Haufen von Flüchtlingen und im heftigsten Kanonenfeuer. „Wer noch nie einer Deroute beigewohnt hatte, mußte Alles verloren wähnen. Zwar goß der Feind gleichsam nur wie mit Lavaströmen von der besetzten Höhe auf uns herab, ohne übrigens einen Tirailleur zu zeigen; aber der Eindruck war nichts desto weniger erschütternd und wurde durch die Verwirrung unserer Reiterei vermehrt. In deren geschlossenen Colonnen wirkte das feindliche Eisen schreckenerregend. Es sprang namentlich ein Pulverkasten im olviopolschen Husarenregimente, der dessen ganze dicke Masse gleich einem Mückenschwarme auf dem Felde zerstreute. Mitten unter diesen Wirren stand der alte Benningsen eisenfest. Ein kühner, trefflicher Reiter, trotz seiner zweiundsechzig Jahre, gewährte er auf seinem Schimmel einen wahrhaft imponirenden Anblick.

Ein noch älterer Begleiter, der General der Cavallerie v. Knorring, der dem Feldzuge nur als Beobachter beiwohnte, und den Benningsen oft scherzend seinen Hofmeister nannte, benahm sich hier dem Anschein nach etwas auffallend. Er ließ es an Vorstellungen über den mißlichen Standpunkt für einen Commandirenden nicht fehlen und wiederholte ohne Unterlaß: „Mein lieber Leontii — Leontiwitsch, — Sie werden hier todt geschossen werden, wie ein fauler Hund, und dadurch Niemand zu etwas dienen; machen Sie, daß Sie aus diesem Satanspfuhl entkommen, ehe es zu spät ist!" Während ähnlicher Aufforderungen, zu denen Benningsen lächelnd schwieg, schlug eine Granate dicht

neben dessen Pferde in den Schnee und wirbelte im Kreise umher, bis sie platzte und ihre Stücke über unsere Köpfe hinausschleuderte, ohne Jemand zu beschädigen. Da gerieth der alte Knorring förmlich in Wuth, spuckte aus und rief: „da haben wir den D . . . . !“ — und noch einige Worte mehr.“

Wir müssen gleich hier zur Rechtfertigung des alten Herrn bemerken, daß es lediglich Besorgniß um die Person des Oberbefehlshabers, nicht um die eigene Sicherheit war, was ihn zu den eben erzählten Aeußerungen veranlaßte; denn er war es, der etwas später die in Unordnung zurückweichenden zwei Divisionen des linken Flügels wieder sammelte und sie in einem Haken mit dem Centrum, mit der Stirnseite nach den Kreegebergen gerichtet, aufstellte.

Ehe es aber dahin kam, war die Verwirrung auf dem russischen Flügel so arg geworden, daß Benningsen sich bewegen ließ, langsam gegen Schmoditten zu reiten, das eine halbe Meile hinter dem rechten Flügel auf der Straße nach Königsberg lag. Er schien ziemlich rathlos zu sein; denn erst auf halbem Wege ertheilte er wieder den Befehl, die Flüchtlinge bei Schmoditten zu sammeln, und ritt selbst von neuem gegen Kutschitten vor. Hier traf ihn endlich der preußische Hauptmann Both mit der frohen Nachricht, daß Lestocq auf dem Schlachtfeld eingetroffen sei. Er brachte freilich nur 5—6000 Mann, aber diese genügten, um dem russischen linken Flügel wieder Halt zu geben und Davousts Vorrücken durch die Wegnahme von Kutschitten ein Ziel zu setzen. Er rettete damit die russische Armee vor einer vollständigen Niederlage. Es wäre wohl noch mehr zu erreichen gewesen, wenn auf Benningsen nicht die Verwirrung seiner eignen Truppen, die er mit angesehen, einen zu lebhaften Eindruck gemacht, und er gewußt hätte, daß sich ein Theil des französischen Heeres, die Corps Augereau und Soult, ebenfalls in vollständiger Auflösung befanden.

Nach dem Frieden von Tilsit begab sich Prinz Eugen nach Petersburg. Nach seinen eigenen, zum Theil dunkeln und lückenhaften Andeutungen war seine Stellung in Rußland keine angenehme. Zwar hatte er eine wahre Freundin in der Kaiserin Mutter, die ihn fast wie einen Sohn behandelte, aber auch sie, wie er sich selbst ausdrückt, fand sich mehr als einmal veranlaßt, dem Rade seines Glückes in die Speichen zu greifen. Es war die Nachwirkung der Gunst, die ihm Paul der Erste geschenkt hatte, die ihm überall hemmend in den Weg trat.

Eine andere Ursache der Kälte des Kaisers Alexander suchte der Prinz in seinen Beziehungen zu der preußisch-deutschen Partei. Der Prinz läßt uns im Dunkeln, von welcher Art diese eigentlich waren. Er sagt uns nur, daß alle diejenigen, welche an der Möglichkeit verzweifelten, daß sich Preußen durch eigene Kraft von seinem tiefen Fall erheben könnte, auf ihn die Augen geworfen und in ihm den zukünftigen militärischen Dictator Deutschlands gesehen hätten. Es scheint uns dabei ein gut Stück Selbsttäuschung mit unterzulaufen.

Dazu gehörte doch nicht blos ein Feldherr, sondern vor Allem ein Staatsmann und was uns der Prinz von Urtheil über politische Verhältnisse und Persönlichkeiten jener Zeit, z. B. über Stein, Scharnhorst und Gneisenau zum Besten gibt, zeigt ihn keinesfalls mit den Eigenschaften begabt, die eine solche, den Ereignissen gebietende Rolle voraussetzt. Wir haben auch in keinem der jetzt doch ziemlich zahlreichen Memoirenwerke aus jener Zeit, so viel wir uns erinnern können, eine Stelle gefunden, wo einer der großen deutschen Patrioten, die selbst unmittelbar nach dem Falle Preußens auf dessen Erhebung hin zu arbeiten anfingen, auf den Prinzen als den zukünftigen Messias Deutschlands hingewiesen hätte. Uns scheint die Abgunst, womit Kaiser Alexander den Prinzen Zeit seines Lebens behandelt hat, bei dem eigenthümlichen Charakter des Kaisers, der bei allen sentimentalen Anwandlungen von Edelmuth und Ritterlichkeit doch im Grunde seines Herzen mißtrauisch und nachtragend war, hinlänglich motivirt durch die seine eigensten Interessen benachtheiligenden Pläne welche Kaiser Paul in Bezug auf den Prinzen Eugen nach glaubhaften Gerüchten gehegt haben soll.

Wir schließen hier, um in einem zweiten Artikel den Prinzen auf den größeren Schauplatz seiner militärischen Thätigkeit zu begleiten, den er 1812, 1813 und 1814 in Rußland, Deutschland und Frankreich und dann in einer viel späteren Zeit seines Lebens, in dem türkischen Feldzug von 1828 betrat.

Hahns neugriechische Märchen.

Zu Anfang dieses Jahres wiesen wir unter Mittheilung einiger Beispiele auf das nahe bevorstehende Erscheinen dieser neuen Märchensammlung, der ersten auf neugriechischem Gebiet, hin. Jetzt, wo uns durch die Güte des Verlegers ein beträchtlicher Theil derselben in Aushängebogen vorliegt, haben wir die Freude anzeigen zu können, daß dieses Werk achtbarsten Gelehrtenfleißes in wenigen Wochen dem größern Publicum zugänglich sein wird. Indem wir die schöne Arbeit der Aufmerksamkeit der Leser im Voraus lebhaft empfehlen, bemerken wir, daß der Verfasser alle Erwartungen erfüllt, welche die ersten Proben erweckten. Die ausführliche Einleitung enthält mancherlei feine Gedanken über Wesen und Alter des Märchens und überraschende Aufschlüsse über

das Verhältniß desselben zur Götter- und Heldensage, und die dann folgenden Märchen werden nicht nur als wesentliche Bereicherung des durch die Gebrüder Grimm gegründeten, durch Sammler wie Wolf, Kuhn, Zingerle, Schleicher, Schott, Wuk Stephanowitsch und Benfey vermehrten Schatzes von Material zur Völkerpsychologie die dankbare Anerkennung der wissenschaftlichen Welt finden, sondern auch als anmuthiges Unterhaltungsbuch weiteren Kreisen (allerdings mit Ausschluß von Kindern) willkommen sein*).

Wenn man früher das Märchen als leichte regellose Schöpfung der Phantasie von Ammen und Altmütterchen, gut genug, um Kinder in der Dämmerstunde zu unterhalten, ernster Beachtung von Männern aber unwerth auffaßte, so hat diese geringschätzige Ansicht in den letzten Jahrzehnten, und namentlich seit die Grimms das deutsche Märchen nicht nur zu sammeln, sondern auch wissenschaftlich zu prüfen begannen, allmälig einer völlig andern Raum gegeben. Wir wissen jetzt, daß diese unscheinbaren Erzählungen niemals das bloße Farbenspiel inhaltsloser Phantasie sind. Die vergleichende Forschung hat vielmehr mit Evidenz herausgestellt, daß sie von hohem Werth für die Aufhellung gewisser Hintergründe menschlicher Entwickelung sind, welche die Geschichte dunkel läßt. Wir sind uns klar geworden, daß wir in vielen von ihnen Ueberreste eines in die ältesten Zeiten des indogermanischen Lebens hinaufreichenden Glaubens, Urgedanken des Menschengeschlechts im Gewande des Symbols vor uns haben.

Die Wissenschaft hat aber auch noch Weiteres herausgefunden. Die Hauptzüge der Märchen sind allen Stämmen arischer Abkunft gemeinsam, und die Frage, ob dies durch Entlehnung oder durch Mitnahme aus der Urheimath aller jener zu erklären, ist dahin zu beantworten, daß letztere als Regel, erstere als Ausnahme zu betrachten ist. Die Märchen der verschiedenen europäischen Völker von der skandinavischen Halbinsel bis hinab zu den Küsten und Eilanden des Archipelagus sind, um mit Grimm zu reden, der „Niederschlag uralter, wenn auch umgestalteter und zerbröckelter Mythen, die, von Volk zu Volk, jedem sich anschmiegend, fortgetragen, wichtigen Aufschluß darbieten können über die Verwandtschaft zahlloser Sagengebilde, welche Europa unter sich und noch mit Asien gemein hat." Sie sind mit wenigen Ausnahmen nicht an einer begünstigten Stelle entstanden und von da erst auf äußerlich nachweisbarem Wege andern Gegenden und Menschen zugeführt worden, sondern Ureigenthum aller der verschiedenen Zweige, die von dem arischen Grundstamm ausgegangen sind. Wie zwischen den Sprachen dieser Völker überall eine mehr oder minder nahe Verwandtschaft nachzuweisen ist, so schlägt auch ein all-

*) Das Buch erscheint zu Leipzig in der Engelmannschen Buchhandlung und unter dem Titel „Griechische und albanesische Märchen". Der Herausgeber, v. Hahn, ist östreichischer Consul auf der Insel Syra und bekannt durch seine „Albanesischen Studien".

gemeiner Grundton jener epischen und mythischen Elemente durch die Variationen hindurch, welche die besondere Volksseele, das besondere Land, die klimatischen und meteorologischen Verhältnisse, die Nachbarschaft oder die Entfernung von Gebirg und Meer u. s. w. der Urmelodie verleihen mußten.

Ferner: der Inhalt der Märchen unterscheidet sich nicht von dem Inhalt der alten Götter- und Heldensage. Der eine ist ebenso mythisch als der andere, und so kann einer dem andern als Ergänzung dienen. Der einzige Unterschied zwischen dieser und jener Classe von Traditionen der Urzeit besteht in der verschiedenen Form der Ueberlieferung. Unablässig strebt der Mensch die ererbten Sagen sich begreiflicher zu machen, indem er sie sich mehr und mehr naherückt, sie mehr und mehr versinnlicht, mehr und mehr seinen Verhältnissen anpaßt. So nimmt die anfangs nur roh personificirte Naturkraft, von der er sich abhängig fühlt, die er fürchtet und bewundert, fortwährend mehr Menschengestalt an, bis sie sich im Mythus als menschlich vorgestellter ethischer Gott von ihrem Urgrund beinahe völlig ablöst. So zieht jener Trieb nach Versinnlichung dann weiter den Gott auf die Stufe des Heroen oder Helden herab, auf welcher er zwischen göttlicher und menschlicher Sphäre in der Sage lebt. Und so wirkt jener Trieb im Märchen fort, indem er hier die Heroen dem sterblichen Geschlecht beinahe völlig gleichstellt und ihnen nur die eine oder die andere höhere Gabe, als übermenschliche Stärke, Schnelligkeit, Weitsichtigkeit u. d. läßt, an die Stelle der waltenden obern Gottheiten aber die dem gewöhnlichen Leben näherstehende niedere Dämonenwelt der Zwerge, Elben, menschenfressenden Riesen u. s. w. setzt, die nun statt jener in seine Verhältnisse bestimmend eingreift. Das Märchen ist somit ein auf seiner letzten Entwickelungsstufe angelangter Mythus.

Noch eine Betrachtung: Nennen wir den Inbegriff aller Märchen eines Volkes dessen Märchenschatz, so lassen sich innerhalb desselben die folgenden Formen unterscheiden. Neben einfachen kurzen Märchen finden wir fast überall auch die Verschmelzung oder Zusammenstellung solcher zu größeren Ganzen, Verbindungen, die wir vorläufig mit Hahn als Märchenketten bezeichnen wollen. Das einzelne Märchen zerfällt in mehr oder weniger Vorstellungen oder Anschauungen, die wir bis auf weiteres Züge nennen, indem wir diesen Ausdruck sowohl auf seine räumliche als auf seine zeitliche Bedeutung beziehen und daher mit demselben nicht nur die Eigenschaften und Attribute der auftretenden Gestalten, sondern auch deren einzelne Handlungen und Leiden bezeichnen. Diese Züge sind die Einheiten der Märchenkunde, und wir können uns deren Verhältniß zum Märchenganzen nicht besser vergegenwärtigen, als wenn wir neben das Gebiet des Märchens das der Sprache stellen. Die Sprache besteht aus Wörtern und Sätzen, das Märchen aus dem, was wir Züge nannten, und Verbindungen solcher Züge zu mehr oder minder einfachen,

mehr oder minder zusammengesetzten Ganzen. Der Zug ist das Wort, das Märchenganze der Satz des Märchengebietes.

Es gab eine Zeit, wo die Völker neue Märchen bildeten, es war die Zeit, wo auch die Sprache noch neue Stämme trieb. Aber wie der Trieb zur Bildung neuer Stammwörter schon längst unter uns ausgestorben ist, so entsteht auch heutzutage unter dem Volke kein neuer Märchenzug, und was davon aus gebildeten Kreisen hervorgeht, hat nur den Werth gemachter Blumen. Wohl aber wird die Form des alten Zugs unaufhörlich den veränderten Zeitumständen accommodirt, und auf diesem Wege dringen stets neue Begriffe, wie Flinte, Kanone, Tabakspfeife u. d. in das Märchen ein, die Helden desselben modernisiren sich, die Erzählung lehnt sich an neue Geschichtsepochen an, die dem Volke imponirt haben, der Grundzug des Wunderbaren aber bleibt derselbe, der er zu Anfang war.

In Lithauen erzählt man sich (nach Schleicher) ein Märchen von der goldnen Brücke, in welchem es heißt: Nicht lange darauf erhob sich der siebenjährige Krieg, und es kam ein König aus einem fernen Lande mit seinen Soldaten in die Gegend, wo die goldne Brücke war, um mit dem König dieses Landes verbündet den König von Preußen zu bekämpfen. Jener König aber hatte vergessen, sein Fernrohr mitzunehmen, und deshalb versammelte er seine flinksten Männer und Kriegshelden und sprach: „Wer von euch mir diese Nacht mein Fernrohr aus der Heimath holen könnte, dem würde ich meine Tochter zur Frau geben und nach meinem Tode mein Reich hinterlassen." Der Held des Märchens vollbringt dies, obwohl die Wohnung des Königs dreihundert Meilen entfernt ist, indem er sich vermöge der ihm verliehenen Gabe erst in ein Pferd, dann in einen Adler und zuletzt in einen Fisch verwandelt. Nachdem er von der Königstochter außer dem Fernrohr die Hälfte eines Ringes erhalten, den sie entzwei gebissen, kehrt er zurück. Da er zu früh ankommt, so setzt er sich als Adler auf den Arm eines Meilenzeigers, um den Anbruch des Tages abzuwarten. Dort erblickt ihn ein General, erschießt ihn und bringt das Fernrohr dem König.

Wer möchte vermuthen, daß diese modernen Formen einen uralten Kern einschließen? Und doch ist es so. Das lithauische Märchen verschmilzt zwei Züge skandinavischer Sage, die ihrerseits wieder Bestandtheile eines noch ältern Mythus sind. In der Vilkinasage lesen wir, wie König Nidung, als er gegen den Feind auszieht, seinen Siegstein vergessen hat, und wie er dem, der ihm denselben vor Sonnenaufgang bringen wird, seine Tochter und sein halbes Reich zu geben verheißt. Wieland macht die fünf Tagereisen lange Strecke hin und zurück und kommt noch vor Anbruch des Tages wieder bei dem Lager an. Hier begegnet er dem Truchseß, der ihm den Stein abfordert, aber von Wieland erschlagen wird, wofür Nidung diesen verbannt.

Von dem zerbrochnen Ring ist hier nicht die Rede, wohl aber spielt ein solcher sonst in der Wielandssage eine große Rolle, und wenn der Schluß des lithauischen Märchens anders lautet, als die damit verglichne nordische Sage, so findet sich der in letzterer vermißte Zug in der eddischen Helgakridha Hjorvardsonnar, wo es heißt: Der König ritt vom Gebirge in das Land und nahm Nachtlager an einem Flusse. Atli hielt Wache und fuhr über den Fluß. Er fand ein Haus, in dem saß ein großer Vogel als Hüter, war aber eingeschlafen. Atli schoß mit dem Spieß den Vogel todt. Das war aber der Beschützer Sigurlins, der Geliebten des Königs, der sich in einen Adler verwandelt hatte.

Diese Geschichten sind ein sehr deutliches Beispiel für den Proceß der Märchenbildung. In derselben Weise wie der Zeitgeist wandelt auch der Geist der verschiedenen Völker die Sage und dann das Märchen seiner Form nach um, und andrerseits findet, wie bei der Bildung des Satzes und der Rede dem sprechenden Menschen innerhalb gewisser Grenzen große Freiheit gestattet ist, auch auf dem Gebiet des Märchens häufig eine Versetzung der einzelnen Züge von einer Erzählung in die andere und eine Verbindung dieser Züge zu verschiedenartigen Märchenketten statt. Der Grundstock, das Material, woraus die verschiedenen Völker ihre Märchen bauen, bleibt im Wesentlichen derselbe. Es ist wie ein Kaleidoskop, in welchem einige wenige bunte Glasstückchen fortwährend neue Figuren bilden. Die Urgedanken nicht nur der germanischen, sondern aller unter arischen Stämmen erzählten Märchen lassen sich, ganz ebenso wie die Sprachen derselben auf einen kleinen Vorrath von Wurzeln, auf eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Formeln und Themen zurückführen, und die anscheinend große Mannigfaltigkeit des bis jetzt gesammelten Schatzes dieser Erzählungen beruht in der Hauptsache auf der verschiedenen Gruppirung der Elemente derselben und nur nebenher auf Zuthaten durch den besonderen Volksgeist und die Natur des betreffenden Fundortes.

Dies hat schon Benfey in der Vorrede zu seinem Pantschatantra hervorgehoben, und ein Vergleich der von Hahn hier mitgetheilten Märchen mit denen früherer Sammlungen bestätigt es.

Seit der Urzeit stand Griechenland mit Asien in unausgesetztem Verkehr. Es verharrte als römische, dann als byzantische Provinz über tausend Jahre mit Vorderasien in demselben Staatsverbande. Es war später Jahrhunderte hindurch unter asiatischer Hoheit. Jener Verkehr erstreckte sich durch die Haussklaverei und die Harems türkischer Beamten auch auf die Frauenwelt. Tausende von Griechen arbeiten in den türkischen Hauptstädten, wo an asiatischen Märchenerzählern kein Mangel ist. Endlich gibt es eine sehr verbreitete und gern gelesene Uebersetzung von Tausend und Eine Nacht ins Neugriechische. Dagegen war der Verkehr zwischen Griechenland und Deutschland bis auf die neueste Zeit der Art, daß er diesen Namen gar nicht verdiente. Im Hinblick

hierauf sollte man erwarten, den neugriechischen Märchenschatz mit zahlreichen asiatischen, d. h. türkischen und arabischen Elementen nicht aber, ihn mit deutschen vermischt zu finden. Ersteres ist jedoch nicht der Fall. Im Gegentheil, weitaus der größte Theil der hier gebotenen, meist aus abgelegenen epirotischen Gebirgsdörfern, dann von den Cykladen und aus Nordeuböa stammenden Märchen sind Varianten zu den grimmschen Kinder- und Hausmärchen, und andrerseits ergibt ein Vergleich jener mit der Sammlung von Tausend und Eine Nacht und mit den althellenischen Göttermythen die auffallende Thatsache, daß, wenige Ausnahmen abgerechnet, das neugriechische Märchen zu beiden in keinem näheren Verhältniß steht, als unser deutsches.

So gliedert sich die hahnsche Sammlung auf das innigste in die Familie des europäischen Märchens ein. Von den 71 Nummern derselben, welche hier in Rechnung kommen, erinnern nicht weniger als 57 an Stücke der grimmschen Sammlung. Ebenso nahe verwandt sind die von Hahn hier mitgetheilten Märchen, die allerdings nur ein Bruchstück des neugriechischen Märchenschatzes ausmachen, aber, da er sie in drei weit von einander entfernten Landestheilen sammelte, wahrscheinlich sämmtliche Gemeinmärchen umfassen, mit den von Schott aufgezeichneten rumänischen; denn von den 27 Nummern derselben ergeben sich 23 als griechische Gegenbilder. Ziemlich ebenso eng endlich schließen sich die in Basiles Pentamerone enthaltenen 50 neapolitanischen Märchen an die hahnsche Sammlung an, indem dieselbe 39 Gegenbilder zu jenen aufweist, wogegen Wuks serbische und Schleichers lithauische Märchen bedeutend weniger Vergleichspunkte bieten.

Von großem Interesse ist die folgende, allerdings noch weiterer Untersuchung bedürfende Thatsache.

Die deutsche Heldensage zerfällt, wie bekannt, in drei Hauptgruppen: die nach Siegfried oder den Nibelungen, die nach Dietrich von Bern oder den Amelungen und die nach Kudrun benannte. Suchen wir in dem althellenischen Sagenschatze nach Gegenbildern zu diesen drei Gruppen, so finden wir, daß die erste dem argivisch-thebanischen Sagenkreise von den Melampodiden und Oedipodiden, die zweite dem attischen von den Erechthiden, die dritte dem homerischen, in Ilias und Odyssee enthaltenen Sagenkreise entspricht. Wie verhalten sich nun der deutsche und der neugriechische Märchenschatz zu diesen unter einander verwandten althellenischen und altgermanischen Sagengruppen? Die sehr merkwürdige, von Hahn in der Einleitung ausführlich begründete Antwort lautet: „Sowohl der deutsche als der griechische Märchenkreis zeigen nur Verwandtschaft mit dem ersten der erwähnten hellenisch-germanischen Sagenkreise, dem der Nibelungen-Melampodiden, dagegen keine Verwandtschaft in den Hauptzügen und nur sparsame und schwache in den Nebenzügen des zweiten und dritten Sagenkreises."

Wir halten den von Hahn versuchten Nachweis dieser übereinstimmenden und scharfbegrenzten Berührungspunkte des deutsch-griechischen Volksmärchens mit der hellenisch-germanischen Heroensage für das beachtenswertheste Ergebniß der in der Einleitung niedergelegten Arbeit, einmal, weil er das hohe Alter und die festen Formen des deutsch-griechischen Märchens zu bezeugen geeignet scheint, dann, weil er zeigt, welche wichtige Beihülfe die Erforschung der Urgeschichte von der richtig angegriffnen Untersuchung des noch lebenden Märchens erwarten darf.

Vorläufig scheint wenigstens der Beweis geführt, daß die mit dem argivischen und dem mithyschen Sagenkreise und deren germanischen Gegenbildern gleich verwandten deutschen und neugriechischen Volksmärchen nicht in geschichtlicher Zeit aus Indien nach Deutschland und Griechenland eingewandert sein können.

Schließlich werfen wir mit dem Verfasser noch einen Blick auf das Verhältniß des neugriechischen Märchens zu dem deutschen. Zwischen beiden zeigt sich trotz aller Verschiedenheit der Lebensumstände und des Charakters der beiden Völker eine überraschende Uebereinstimmung der Lebensanschauungen und der Erzählungsweise im Ganzen wie im Einzelnen, und der Leser wird nicht selten über das Deutschthum der griechischen Formen dieser Erzählungen (die nicht von Hahn selbst dem Volksmunde nachgeschrieben, sondern von ihm nur getreu übertragen sind) lebhaftes Erstaunen empfinden.

Trotz dieser großen Uebereinstimmung in Stoff und Form aber zeigen sich zwischen dem deutschen und dem griechischen Märchen bei näherer Prüfung mehre tiefgreifende Verschiedenheiten, deren hauptsächlichste wir nun ins Auge fassen wollen.

Das deutsche Märchen hat mit dem griechischen die Vorstellung von der Kraft des Wunsches gemein, vermöge deren unter gewissen Bedingungen der Wunsch genau in der Form, in der die Betreffenden ihn aussprechen, in Erfüllung geht. Bei den Albanesen hat dieser Glaube sogar ein besonderes Wesen gebildet, welches Ora heißt. Diese geht beständig im Lande herum, um auf die Segnungen und Verwünschungen der Menschen zu achten und alle, welche sie hört, zu erfüllen. Daher schließen die wandernden Bettler dieser Gegenden ihre Danksagung und ihren Segenswunsch für erhaltene Gaben in der Regel mit den Worten: „Möge die Ora vorübergehen und es geschehen!“ Auf dieser Anschauung beruht die in den neugriechischen Märchen häufig wiederkehrende Formel des Wunsches nach Kindern, vermöge deren das Kind genau in der Gestalt geboren wird, in der es gewünscht worden ist. Eine Frau, die sich nach einem Kinde sehnt, betet: „lieber Gott, gib mir ein Kind, und wenn es auch nur ein Zicklein wäre.“ Da wird ihr Leib gesegnet, aber statt eines Kindes gebiert sie ein Zicklein. Eine andere Kinderlose bittet in ähnlicher Weise:

„und wenn es auch nur ein halbes Kind wäre", und siehe da, Gott schenkt ihr einen Knaben mit halbem Kopf, halber Nase, halbem Munde, halbem Körper, einer Hand und einem Fuße. Ebenso erzählen Stücke unsrer Sammlung von Menschen, denen die Gabe verliehen ist, daß Alles geschieht, was sie wünschen.

Dagegen ist die dem germanischen Märchen sehr geläufige Vorstellung der Verwünschung und Erlösung dem griechischen, soweit es sich nach Hahns Mittheilungen übersehen läßt, völlig fremd. Diese Vorstellung läßt sich in drei Züge auflösen: die Verzauberung durch den Wunsch eines Feindes, die Aufstellung der Bedingung, unter welcher der Zauber aufhören soll, endlich die Erfüllung dieser Bedingung durch einen Dritten, also die Erlösung des Verzauberten. Allerdings finden sich nun Verzauberung wie Entzauberung in dem neugriechischen Märchen nicht selten, allein das das Sonderwesen der germanischen Verwünschung bildende zweite oder mittlere Glied fehlt hier durchaus. Am auffallendsten tritt dies in dem griechischen Thierschwager (Nr. 25 der Sammlung) hervor, wo von der Erlösung der verzauberten Schwäger, welche in dem deutschen Märchen den Schwerpunkt bildet, nicht entfernt die Rede ist.

Jenes Mittelglied dürfen wir aber nicht als der christlichen Anschauung entnommen betrachten, weil es schon die Grundanschauung zweier Hauptsagen der Edda abgibt. Denn als Odin der Brunhild den Zauberdorn ins Haupt stach, „gebot er dem, ihren Schlaf zu brechen, der immer furchtlos erfunden würde". Darauf umgibt er den Saal, in welchem die Schlafende liegt, mit der flammenden Wabberlohe und bestimmt, darüber reiten solle nur der Recke, der das Gold ihr brächte im Bette Fafnirs. Nachdem nun Sigurd diese Bedingung erfüllt hat, betrachtet sie den Zug, daß er ihr auch den Schlafdorn aus dem Haupte zieht, als so unwesentlich, daß sie ihn gar nicht einmal erwähnt.

Auch wenn Hel erklärt, Baldur unter der Bedingung aus ihrem Reich entlassen zu wollen, daß alle Dinge um denselben weinen, so setzt dies die Vorstellung einer gewissermaßen vertragsmäßigen Entzauberung voraus, da dieser Zug der Sage sich ohne dieselbe nicht wohl hätte bilden können.

Das Fehlen dieser Märchengattung im Neugriechischen ist aber um so auffallender, als die hier sehr zahlreich vertretene Brautwette ganz auf derselben Grundlage ruht. Der angeführte wichtige Unterschied zwischen dem deutschen und dem neugriechischen Märchenkreise findet sich auch in den serbischen, walachischen und lithauischen Märchen, und ebenso in den albanesischen, und zwar stehen dieselben hier auf der griechischen Seite. Da nun der althellenischen Götter- und Heldensage die Vorstellung der Verwünschung und der gleichsam vertragsmäßigen Erlösung ebenfalls fremd ist, so verhalten sich hierin das deutsche und das griechische Märchen wie die ihnen entsprechenden Götterkreise. Diese Uebereinstimmung der zusammengehörenden Sagen und Märchen würde aber

rein unerklärlich erscheinen, wenn man annehmen wollte, daß die beiden Märchenkreise, und mithin auch die einschlägigen deutschen und neugriechischen Märchen in geschichtlicher Zeit aus Indien entlehnt worden seien.

Genau so wie hier verhält es sich mit einer ganzen großen Classe von Figuren, den Zwergen. Sie mangeln der althellenischen Sage; denn die Pygmäen, die Kerkopen und ähnliche Wesen lassen sich mit den germanischen Zwergen kaum als verwandt vergleichen, auch stehen sie in der griechischen Mythologie so einsam da, daß man sie eher für fremdher entlehnte Vorstellungen, als für Reste einer ausgestorbenen einheimischen Wesengattung halten darf. Die Zwerge fehlen aber auch dem neugriechischen Märchen gänzlich, während sie in dem deutschen hervorragende Glieder seines dämonischen Personals sind. Dagegen sind die neugriechischen Nereiden ganz nahe Verwandte unsrer Elfen, und so hat sie unser Sammler namentlich da, wo sie im Urtext mit ihrem Beinamen Exotikä, d. h. die außerhalb der christlichen Weltordnung Befindlichen bezeichnet waren, mit ihrem deutschen Namen aufgeführt. Ferner stimmen der deutsche und der neugriechische Märchenkreis darin überein, daß ihnen der Begriff der schönen, ewig jugendfrischen Fee und ebenso die Vorstellung der slavischen Wila fehlt, welche letztere so auffallende Berührungspunkte mit den nordischen Walküren darbietet. Ihre Stelle wird in beiden Kreisen einfach durch zauberkundige alte Frauen vertreten, von denen die das menschliche Schicksal bestimmenden albanesischen Miren mit den althellenischen Parken einer Wurzel entstammen. Die neugriechischen Drakänen (eigentlich Drachinnen) und ebenso die Lamien sind unsre nordischen Riesen- oder Menschenfresserfrauen.

Ebenso findet das unbeholfene, ungeschlachte, menschenfleischliebende, mit ungeheurer Stärke aber wenig Verstand begabte und deshalb leicht zu überlistende Wesen der deutschen Märchenriesen in den Draken des neugriechischen Märchens sein entsprechendes Gegenbild, in welchem die Vorstellung von einem Drachen ganz vor der von einem ungeschlachten, riesenstarken Menschenfresser zurücktritt.

Ueber diese Draken sagt Hahn: „Es wollte uns niemals gelingen, eine klare Begriffsbestimmung des Wortes Drakos zu erzielen. Das männliche Neugeborene wird Drakos genannt, wenn es noch nicht getauft ist. Der Name kommt auch in Ortssagen vor, so z. B. auf der Insel Tinos, wo eine schief, aber glatt ins Meer abstürzende Felsenfläche das „Waschbrett der Drakäna" genannt wird, auf dem sie nach griechischer Weise ihre Wäsche wusch. In Karysto schleuderten die Draken die in der Nähe der Stadt liegenden alten Säulen von der Höhe herab. Unweit des Weges von da zum Sanct Eliasberge (Ocha) zeigt man die in die Felsen gedrückten Spuren der Hände und Füße des Drakos, als er vor den Hunden des ihn verfolgenden Bruders seiner Geliebten in eine (nicht vorhandene) Höhle schlüpfen wollte, von diesen aber zerrissen wurde.

Bei Platanitza (östlich von Karysto) zeigt man die Höhle des Drakos, in der er zur Zeit, da man noch mit Pfeilen schoß, mit seiner Tochter in wilder Ehe lebte und als das Schießpulver bekannt geworden, erschossen wurde. Eine alte märchenkundige Andriotin erzählte uns, daß es vier Zeitalter gebe. Das erste war das der Draken, dann kam das der götzendienenden Elines (Hellenen), hierauf folgte das der Venetianer und auf dieses das der Türken. Sie erzählte weiter: als die Menschen zu den Draken nach Andros kamen, da lebte daselbst ein uralter Drakos, der war blind. Er bat, daß man ihm einen Menschen zuführen möge, damit er ihn betasten und sich dadurch eine Vorstellung von ihm machen könne. Um aber diesen vor Schaden zu bewahren (Eisen hat bei Deutschen, Slaven und andern europäischen Völkern, selbst bei den Arabern, die Kraft, vor dämonischen Mächten zu sichern), legte man ihm eine Pflugschaar auf den Kopf. Da ergriff der Alte die Pflugschaar und zerdrückte sie zu Staub. Man vergleiche damit die nordische Sage bei Grimm (D. M. S. 907), in welcher der blinde Riese verlangt, daß ihm einer der Seefahrer die Hand reiche, damit er spüren könne, ob noch Kraft bei den Einwohnern geblieben sei. Sie reichten ihm eine glühend gemachte Bootsstange, die der Riese zusammendrückte mit den Worten: große Kraft sei eben nicht mehr da."

Wie alt muß dieser Zug sein, der sich mit geringen Abweichungen an den Gestaden der Nordsee und auf den Inseln des Archipelagus findet? Und er ist in der That sehr alt, da er bereits im elften Buch der Mahabarata fast wörtlich so wie in der Erzählung der alten Andriotin Hahns zu lesen ist. Es heißt dort: nach der achtzehntägigen Schlacht bei Kuruxetra, in der Bemas die Söhne des blinden, aber riesenstarken Königs Dryatarastra erschlagen hat, ruft dieser letztere den Bemas zu sich, weil er ihn umarmen wolle. Aber Krisnas erräth seine Absicht und legt ihm eine eiserne Bildsäule in die Arme, welche der blinde Riesenkönig so fest an sich drückt, daß sie zerbricht. Wie die Turaner im Schah Nameh, so vertritt nach unserer Ansicht jener Stamm des Dryatarastra die der Binnenwelt feindlichen Gewalten der Außenwelt, welche im germanischen Norden den Namen und die Gestalt von Riesen angenommen haben, während sie in Griechenland Draken heißen.

Ganz eigenthümlich scheinen dem griechischen Märchen der Hundskopf oder Wolfsmann in Nr. 19, der halbe Mensch in Nr. 8 und 64 und der in ein Hündchen verwandelte väterliche Segen in Nr. 101 der vorliegenden Sammlung zu sein.

Wir schließen unsre Anzeige, indem wir den früher mitgetheilten vier Stücken der hahnschen Sammlung noch eines folgen lassen. Es mag zeigen, wie die Neugriechin ihrem Kinde die Geschichte von A s c h e n b r ö d e l erzählt, und zugleich ein Beispiel sein, in welcher Weise sich die verschiedene Bildung der Ketten von Märchen unter den verschiedenen Völkern Europas vollzieht.

Unschwer wird man die Eingliederung von Zügen andrer Märchen (z. B. Machandelboom und Tischchen decke dich) herausfinden.

Es waren einmal drei Schwestern, die spannen mit ihrer alten Mutter Lein, und machten unter sich aus, daß die, welcher der Faden risse und die Spindel zu Boden fiele, von den andern aufgegessen werden sollte. Da fiel der Mutter die Spindel zuerst zu Boden, und sie verziehen es ihr und fuhren fort zu spinnen; darauf fiel sie ihr abermals, und sie verziehen ihr wiederum; als sie sie aber zum dritten Male fallen ließ, sagten die beiden ältesten Schwestern: „nun aber wollen wir sie aufessen!“ Doch die jüngste wehrte ihnen und rief: „thut es nicht! thut es nicht! Wenn ihr durchaus Fleisch essen wollt, so schlachtet lieber mich und laßt sie am Leben.“ Die beiden älteren Schwestern hörten aber nicht auf die Bitten und Thränen der jüngeren, sondern schlachteten und kochten ihre alte Mutter, und als sie sich zu Tische setzten, um sie zu essen, luden sie die jüngste ein mitzuessen. Die aber setzte sich auf einen Holzsattel, der unter der Hühnersteige stand und ganz it Hühnerkoth beschmutzt war, und weinte und verwünschte ihre Schwestern. Als die älteren abgegessen hatten, ging sie hin und sammelte alle Knochen und Knöchelchen der Mutter, begrub sie bei der Aschengrube und beräucherte sie täglich mit Weihrauch. Nachdem vierzig Tage vorüber waren, wollte sie sie von dort wegnehmen und sie an einen andern Ort bringen; aber wie sie den Stein aufhob, unter dem sie lagen, wurde sie von dem Glanze geblendet, der ihr entgegenstrahlte, und statt der Knochen fand sie drei kostbare Kleider; auf dem einen war der Himmel mit seinen Sternen, auf dem zweiten der Frühling mit seinen Blumen, auf dem dritten das Meer mit seinen Wellen gestickt; und dabei lag ein großer Haufen von Goldstücken aller Art.

Das Mädchen ließ diese Sachen da, wo sie lagen, deckte wieder den Stein darauf und setzte sich, wie sie gewohnt war, auf den Holzsattel, der unter der Hühnersteige stand. Als ihre Schwestern heimkamen und sie wieder dort sitzen sahen, machten sie sich über sie lustig und riefen sie bei dem Spottnamen Hühnerdreckelchen, den sie ihr gegeben hatten.

Am nächsten Sonntag gingen die älteren Schwestern in die Kirche. Kaum waren sie aber weg, so wusch sich die jüngste, so schnell sie konnte, allen Schmutz ab, der an ihr war, zog das Kleid an, auf dem der Himmel mit seinen Sternen zu sehen war, steckte sich die Taschen voll Goldstücke und ging in die Kirche. Da staunte alle Welt über sie, und der Glanz, in welchem sie strahlte, blendete Aller Augen. Als die Kirche aus war, folgte ihr ein großer Haufen Volks, um zu sehen, wo sie hinginge; sie aber nahm das Gold mit vollen Händen aus ihren Taschen und streute es auf den Weg, um das Volk aufzuhalten, und kam so wirklich ungesehen nach Hause.

Dort schlüpfte sie rasch in ihre alten Kleider, und setzte sich auf ihren ge-

wohnten Sitz, den Holzsattel, der unter der Hühnersteige stand. Als nun ihre Schwestern nach Hause kamen, sagten sie zu ihr: „komm her, du Aermste, und laß dir erzählen von der schönen Dame, die heute in unsere Kirche kam; die war so schön, wie die Tochter der Sonne und hatte dir Kleider an, die strahlten und glitzerten, daß einem davon die Augen weh thaten, und unterwegs streute sie Geld aus. Da sieh her, wie viel wir gesammelt haben; wärst du mitgegangen, so hättest du auch welches sammeln können.“ Sie aber antwortete: „dummes Geschwätz! was kümmert mich die Fremde und ihre Goldstücke?“

Am andern Sonntag machte sie es gerade so, wie das erste Mal, und kam glücklich nach Hause, ohne daß es Jemand merkte.

Beim dritten Male verfolgte sie auch der Königssohn und war so nahe hinter ihr her, daß sie beim Laufen einen Pantoffel verlor und nicht Zeit hatte ihn aufzuheben. Der Königssohn sah ihn, und hob ihn auf, und darüber verlor er das Mädchen aus den Augen.

Der Königssohn hatte sich aber so sehr in die Unbekannte verliebt, daß er im Lande bekannt machen ließ, er wolle dasjenige Mädchen zur Frau nehmen, deren Fuß genau in den gefundenen Pantoffel passe. Er ging selbst in alle Häuser, um die Probe zu machen, doch es wollte ihm nirgends gelingen.

Das hörten auch die Schwestern des Hühnerdreckelchen und sprachen zu ihm: „dein Fuß ist so klein, geh doch einmal hin und probire den Pantoffel.“ Es wollte aber nichts davon hören und sagte: „wollt ihr etwa, daß ich den Pantoffel voll Hühnerkoth machen soll, indem ich ihn anprobire?“ Endlich entschloß sich der Königssohn, die Häuser der Reihe nach durchzunehmen, und kam so auch in das der drei Schwestern. Da luden dessen Begleiter auch die Jüngste ein, den Pantoffel zu probiren; die aber sagte: „ihr habt mich nur zum Besten.“ Sie ließen jedoch nicht ab ihr zuzureden, und so stand sie endlich von ihrem Holzsattel auf. Sowie sie der Königssohn erblickte, merkte er, daß sie die rechte sei. Es kostete ihm aber noch viele Mühe, bis er das Mädchen dahin brachte, den Pantoffel zu probiren, und siehe da, er paßte ihr vollkommen. Da rief der Prinz: „ich will dich zur Frau nehmen.“ Sie aber antwortete: „ich bin ein armes Ding, das solltest du nicht zum Besten haben.“ Doch er betheuerte ihr, daß es ihm Ernst sei, und als das Mädchen sich endlich davon überzeugte, ging sie hin, zog eins von den schönen Kleidern an und strahlte bei der Hochzeit in königlicher Herrlichkeit.

Es dauerte nicht lange, so wurde ihr Leib gesegnet, und als sie in die Wochen kam, benutzten ihre Schwestern, die auf ihr Glück neidisch waren, die Gelegenheit, um sie zu besuchen. Als sie zu ihr kamen, war gerade niemand anders im Gemache. Da steckten sie sie schnell in einen Kasten und warfen ihn in den Fluß.

Der Kasten schwamm aber auf dem Wasser, bis er an das Ufer getrieben wurde. Dort fand ihn eine Alte, mit deren Verstand es nicht ganz richtig war, und trug ihn zu ihrer Feuerstätte, um ihn als Brennholz zu benutzen. Wie sie ihn mit ihrer Axt zerhauen wollte, da sprang er von einander, und die Königin setzte sich auf; darüber erschrak die Alte so sehr, daß sie auf und davon lief und nicht mehr wiederkam. Die Königin blieb also allein in der Wildniß und hörte rings umher die Wölfe heulen und die Eber grunzen und die Löwen brüllen. Da setzte sie sich nieder und weinte und bat den lieben Gott: „lieber Gott! gib mir eine Höhle, um den Kopf hinein zu stecken, damit ich nicht das Geschrei der wilden Thiere zu hören brauche!“ Der liebe Gott gewährte ihr, um was sie ihn gebeten hatte. Darauf rief sie abermals: „lieber Gott, mache die Höhle noch etwas größer, damit ich mit dem halben Leibe hineinschlüpfen kann!“ und als ihr auch dieses gewährt wurde und sie merkte, daß sie erhielt, um was sie bat, da bat sie zum dritten Male um ein großes Schloß, mit aller zum Leben erforderlichen Einrichtung. Kaum war sie mit ihrer Bitte zu Ende, so saß sie auch schon in einem herrlichen, mit Allem wohlversehenen Schlosse, und aller Hausrath, der darin war, konnte reden, und antwortete auf ihre Fragen, und hörte auf ihre Befehle. Wenn sie hungrig war, so rief sie nur: „komm herbei, Tisch, mit allem nöthigen Gedecke;“ „kommt her, ihr Löffel, Messer, Gabeln, Gläser, Flaschen;“ „kommt her, ihr Speisen!“ und sogleich erschien Alles, wonach sie gerufen. Wenn sie aber abgegessen hatte, so rief sie: „seid ihr noch vollzählig? fehlt nichts?“ und darauf erwiderte das Tischgeräthe: „nein, es fehlt nichts.“

Eines Tages verirrte sich der Königssohn auf der Jagd und gerieth in jene Einöde. Als er nun das Schloß erblickte, ging er hin, um zu sehen, wer darin wohne. Er fand das Thor verschlossen und klopfte also an. Seine Frau hatte ihn schon von weitem erkannt; sie ließ es sich aber nicht merken, sondern rief: „wer klopft an der Pforte?“ Er antwortete: „ich bins, mache auf!“ Da rief sie: „öffne dich, Pforte!“ und sogleich that sich diese auf, und er trat ein, stieg die Treppe hinauf und fand dort seine Frau auf einem Throne sitzend, aber er erkannte sie nicht. Da sprach er zu ihr: „guten Tag!“ und sie erwiderte: „sei willkommen!“ und sogleich rief auch das ganze Hausgeräthe, was im Schlosse war: „sei willkommen! sei willkommen!“ Darauf rief sie einen Sessel herbei, und als dieser herangekommen war, lud sie ihren Gast ein, sich darauf zu setzen, und frug ihn nach der Ursache seines Besuches. Als sie hörte, daß er sich auf der Jagd verirrt habe, sagte sie ihm, er solle über Tisch bleiben und dann nach Hause zurückkehren.

Darauf rief sie den Tisch herbei, und dieser kam mit allem nöthigen Gedecke. Dann sprach sie: „kommt, ihr Wasserkannen und Waschbecken und Handtücher, damit wir uns waschen!“ Nachdem sie sich gewaschen: „kommt

nun, ihr Speisen von zehnerlei Art!“ und Alles, was sie befahl, kam sogleich herbei.

Als sie abgegessen hatten, nahm der Königssohn heimlich einen Löffel weg und steckte ihn in seinen Stiefel. Wie sie aber von der Tafel aufstanden, rief die Hauswirthin zu seinem großen Schrecken: „Sage mir, Tisch, ob du dein ganzes Tischzeug hast?“ Der antwortete: „ja!“ „Sagt mir, ihr Löffel, ob ihr noch alle da seid!“ Die aber sagten: „ja, bis auf einen!“ und dieser rief: „ich stecke in dem Stiefel des Gastes.“ Die Wirthin aber that, als habe sie es nicht gehört, und fragte abermals: „hört, ihr Löffel, seid ihr noch alle da?“ Da warf der Prinz den Löffel heimlich weg und wurde dabei ganz roth. Sie aber rief: „warum wirst du denn roth? ich habe wohl gemerkt, was du gethan hast, doch du brauchst dich nicht zu fürchten; denn ich bin deine Frau, und so und so ist es mir ergangen.“

Da herzten und küßten sie sich, und jedes erzählte dem andern Alles, was sich mit ihm seit ihrer Trennung zugetragen. Darauf befahl die Königin ihrem ganzen Schlosse, sich nach der Hauptstadt ihres Gemahles auf den Weg zu machen, und sogleich fing das an, nach jener Gegend hinzurücken. Als die Leute in der Stadt hörten, daß ein großes Schloß herzuwandere, liefen sie Alle heraus, um dies mit anzusehn, und als dasselbe endlich stille stand und der Königssohn mit seiner verlorenen Gemahlin heraustrat, entstand ein ungeheurer Jubel, und sogleich begannen große Festlichkeiten, um ihre Rückkehr zu feiern. Der Königssohn aber ließ die beiden Schwestern seiner Frau kommen und hieb sie mit eigener Hand in Stücke und lebte von nun an glücklich und zufrieden mit seiner Frau.

Die Parteibewegung der letzten Wochen.

Das Verbot der Wochenschrift des Nationalvereins und der Süddeutschen Zeitung in Preußen hat, wie viel man auch von der Energie des gegenwärtigen Ministeriums erwarten konnte, doch ungewöhnliches Aufsehn hervorgebracht. Die Wochenschrift des Nationalvereins ist die Zeitschrift, welche von den Gegnern Preußens in Deutschland seit dem Tage ihres ersten Erscheinens als feindlich betrachtet und als ein Blatt der preußischen Partei befehdet worden ist; die

Süddeutsche Zeitung ist von Mitgliedern der preußischen Partei gegründet, um den östreichischen Tendenzen der Augsburger Allgemeinen in Bayern, Schwaben und am Main entgegenzuarbeiten, sie hat, vortrefflich redigirt, auf sehr schwierigem Terrain sich Geltung erworben und ihren Kampf tapfer und nicht ohne Erfolge fortgeführt. Allerdings haben beide Blätter die Politik des Ministeriums Bismarck nicht für eine dem preußischen Staat heilbringende gehalten, aber diesen Standpunkt theilen sie mit jedem nicht preußischen Blatte in Europa und mit der weit überwiegenden Mehrheit der preußischen Zeitungen. Das Ministerium müßte, um consequent zu sein, wenn es seine Gegner in der Presse durch administrative Machtmittel, statt durch Gründe und Thaten widerlegen will, die gesammte Presse Europas für Preußen verbieten, oder richtiger gesagt, es dürfte jede andere Zeitung eher verbieten, als gerade diese beiden.

Aber die Opposition dieser Blätter war besonders eifrig und hat deshalb mehr als der Widerspruch anderer Zeitungen gereizt! Sicher ist die Kritik eines unzufriedenen und tief verletzten Freundes empfindlicher, als der gleichgiltige oder schadenfrohe Tadel von Fremden und Feinden. Denn was östreichische Blätter oder gar die großen englischen Zeitungen über das herrschende System Preußens gesagt haben, übertrifft doch bei weitem den schärfsten Angriff der beiden Gefehmten. Das Ministerium setzt sich deshalb durch dies Verbot der Deutung aus, als ob es in diesen Organen der Presse einen Act persönlichen Unwillens gegen politische Parteien geübt habe, mit denen es in seinem eigenen Abgeordnetenhause unwillkommene Conflicte zu bestehen hat. Einen solchen Vorwurf soll keine Regierung von Selbstgefühl auf sich laden.

Aber die Regierung hat sich durch dies Verbot noch einer ärgeren Mißdeutung ausgesetzt. Es ist wahr, die beiden Zeitungen haben die gegenwärtige Regierung Preußens befehdet, weil sie dieselbe nicht für die zeitgemäße Verwaltung hielten, welche dem Staat ihrer Hoffnung zur Durchführung einer großen Politik nöthig sei. Aber sie sind für jeden, welcher unbefangen ihre Haltung beurtheilte, immer gut preußisch gewesen. Und wenn sie das Ungenügende der bestehenden Staatsleitung vorstellten, so haben sie nicht verfehlt, auf die unveränderliche Bedeutung des Staates für Deutschland hinzuweisen, das, was ihnen gesund und tüchtig erschien, zu würdigen, von der Gegenwart auf die Zukunft zu vertrösten. Ja noch mehr, sie haben in allen Fragen, bei denen ihre Ueberzeugung ihnen dies möglich machte, auch solche Interessen Preußens, welche das Ministerium zu den seinen gemacht hat, verfochten. Sie sind energische Streiter für den Handelsvertrag mit Frankreich, für eine Verjüngung des Zollvereins im preußischen Interesse, sie sind rastlose Gegner der würzburger Politik und der Uebergriffe Oestreichs. Sie sind für diese Lebensfragen des preußischen Staates in Süddeutschland, etwa Baden ausgenommen, fast die einzigen Vertreter Preußens. Und doch verboten. Jeder Freund

Preußens muß beiden Blättern Gedeihen, Stärkung, Förderung wünschen. Die Regierung aber weiß diesen Vertretern ihrer wichtigsten Staatsinteressen gegenüber nichts Besseres zu thun, als sie feindlich aus den Grenzen ihres Staates zu bannen. Dafür wahrlich, gibt es keine Entschuldigung! Denn es ist zwar begreiflich, daß eine Regierung sich selbst die beste Einsicht und den höchsten Patriotismus zutraut, es ist deshalb selbstverständlich, daß sie ohne Wohlwollen auf diejenigen blickt, welche ihr diese Eigenschaften bestreiten, aber es ist kein Zeichen eines festen und patriotischen Urtheils, wenn ein Ministerium den Patriotismus Anderer nur nach dem persönlichen Verhältniß schätzt, in welche sich diese Anderen zu ihm stellen und wenn es gar ein offenbares und unläugbares Interesse seines Staates dem Interesse für die eigene Existenz unterordnet.

Wenn die preußische Regierung bei diesem Verbot die Absicht hatte, dem Nationalverein ein memento mori zuzurufen, so hat sie ihren Zweck verfehlt. Und wenn sie gar die Ansicht hegen sollte, diesem Verbot der Zeitungen ein Verbot des Nationalvereins selbst folgen zu lassen, so würde eine solche Maßregel nicht nur auf sie selbst, sondern auch auf preußische Verhältnisse widerwärtig zurückwirken. Die Theilnahme am Nationalverein ist nicht mehr zu verhindern, die Form ist so einfach, kann so leicht jedem Gesetz angepaßt werden, die Ideen sind so populär, daß ihre Ausbreitung in Preußen und die Vereinigung der Preußen für die Zwecke des Vereins durch kein Verbot gestört werden kann.

Wenn aber der Regierung wirklich gelänge, eine offene und loyale Vereinigung kräftiger und gemäßigter Männer zu dämpfen, so würde diese Maßregel nur der Anfang geheimer Gesellschaften werden, und das Ministerium Bismarck würde die neue Verantwortung auf sich laden, Verhältnisse, wie sie zu Zeiten in Frankreich, Italien, in dem befreundeten Rußland ausgebildet worden sind, auch in dem ehrlichen preußischen Volke hervorzurufen.

Für uns ist der Nationalverein schon in seiner gegenwärtigen Ausdehnung ein Damm, welcher die Fluthen eines unbändigen und gestaltungsunfähigen Radicalismus vom deutschen Boden fernhält. Er ist die erste politische Vereinigung, welche die verschiedenen Stämme umfaßt, das erste Beispiel einer großen gesetzlichen Agitation in Deutschland. In ihm hat ein beträchtlicher Theil der Demokratie einen Kampfplatz für praktische und erreichbare Ziele gefunden, er stellt die Vereinigung verschiedener liberaler Richtungen zu einer gemeinsamen Partei dar. Er ist trotz des letzten Jahres preußischer Politik in fortwährendem Wachsthum begriffen, und er wird, wenn man den Erfahrungen vertrauen darf, welche in Deutschland auf andern Gebieten geistiger Interessen gemacht worden sind, in den nächsten Jahren seine Mitglieder nach Hunderttausenden zählen können.

Und doch bedroht den Verein die gegenwärtige Ohnmacht Preußens mit einer Gefahr, welche ganz wo anders liegt als in einem möglichen Verbot. So lange zu hoffen war, daß Preußen unter König Wilhelm dem Ersten seiner deutschen Aufgabe gerecht werden würde, konnte der Nationalverein als Erwecker und Förderer eines großen deutschen Interesses, welches im Vordergrund stand, seine Mitglieder durch die Agitation für die gemeinsamen deutschen Fragen zusammenhalten, und er konnte für diese Fragen in den einzelnen Staaten einheitliche Thätigkeit entwickeln. Seit es schwierig geworden ist, den nicht preußischen Deutschen von größerer Concentration und einer deutschen Politik des größten deutschen Staates zu sprechen, ist gerade solchen, welche Freunde der preußischen Politik sein möchten, fast nur eine abwehrende Thätigkeit möglich. Die erregte Theilnahme an politischen Dingen hat sich seitdem auf die innern Angelegenheiten der einzelnen Staaten geworfen, überall bilden sich, wie zuerst in Preußen, Fortschrittsvereine, deren Aufgabe ist, in den einzelnen Staaten die ungenügenden, mit den Zielen des Nationalvereins unvereinbaren Verhältnisse durch gesetzliche Agitation zu reformiren.

Diese Vereine entstehen allerdings im Anschluß und als Ergänzung des Nationalvereins, ihre Führer gehören in der Mehrzahl zu den leitenden Mitgliedern der großen Vereinigung, auch sie sind bemüht eine Verbindung der verschiedenen liberalen Parteien ihres Landes mit Ausschluß der entschieden Großdeutschen und der radicalen Demokratie hervorzubringen. Aber ihre Zwecke sind zum Theil localer und provincieller Natur, die Führer der einzelnen Vereine sind veranlaßt, in dieser neuen Thätigkeit größere Selbständigkeit und neue Politik zu entwickeln, es ist natürlich, daß sie für ihre Landschaft eine erhöhte und selbständige Bedeutung gewinnen. Es muß ferner ihr Bestreben sein, zu Mitgliedern dieser provinciellen Vereine auch solche herbeizuziehen, welche nicht bereits Mitglieder des Nationalvereins sind, ja auch solche, welche in den Landesfragen ihre Ueberzeuguug theilen, ohne in gleichem Maße für die Ziele des Nationalvereins Wärme zu empfinden. Es wird also localen Vorurtheilen, provincieller Beschränktheit hier und da mehr nachgegeben werden müssen, als dem Nationalverein selbst nöthig war.

Allerdings vermag diese erhöhte Thätigkeit der Theile und die Vertheilung des deutschen Lebens auf die innern Fragen der einzelnen Länder ein großer Zuwachs des Gesammtvereins zu werden, weil sie viele Tausende wenigstens indirect mit dem Verein verbindet. Sie droht auf der andern Seite aber auch den Zusammenhang der nationalen Partei zu lockern und durch die Einführung abweichender Ansichten Einheit und planvolles Vorschreiten des Gesammtvereins zu erschweren. Die Gefahr würde groß sein, wenn nicht gerade die Weitersehenden überall auf deutscher Erde lebhaft die Schwäche und das Ungenügende der innern Verhältnisse empfänden, und schon dadurch auf den

engeren Anschluß an die Gesinnungsgenossen in andern Staaten hingewiesen würden. Denn von allen Mittelstaaten ist nur Baden in der glücklichen Lage, daß die Regierung selbst, was die Fortschrittsvereine zu erstreben haben, reichlich, vollständig und mit reformatorischer Entschlossenheit schafft. In den übrigen Staaten wird der Zusammenschluß mit Gleichgesinnten außerhalb des Staatskörpers vorläufig als beste Förderung für die eigenen Angelegenheiten begriffen. Obgleich also die Schwierigkeiten dieser neuen Entwicklung des Nationalvereins keineswegs unüberwindliche sind, so werden sie doch die ganze bewährte Umsicht und Arbeitskraft seiner obersten Leiter in Anspruch nehmen und die Persönlichkeit Benningsens, eine seltene und vortreffliche Mischung von überlegter Ruhe und rücksichtsloser Energie, erhält in dieser Lage erhöhte Wichtigkeit und neue Aufgaben.

Unterdeß hat die steigende Bewegung im Volke, wie zu erwarten war, auch die Anfänge einer radicalen Partei heraufgezogen, welche im preußischen Abgeordnetenhause einen Gegensatz gegen die Majorität der liberalen Fractionen darstellte und in bewegten Arbeiterversammlungen das allgemeine Wahlrecht und einen Staat, der zugleich Arbeitsgeber sei, forderte.

Was die Arbeiterversammlungen beschäftigte, alte Forderungen des Jahres 1848, das zeigt besonders eindringlich, wie groß der Fortschritt ist, den unser öffentliches Leben seit funfzehn Jahren gemacht hat. Es ist gar nicht zu verwundern, wenn in dieser Zeit großer Mißstimmung einem Agitator gelang, die arbeitenden Classen durch socialistische Ideen zu erregen. Wie gründlich auch jene Lehre durch erprobte Sätze der Nationalökonomie und stärkeren Pulsschlag des Verkehrslebens widerlegt worden ist, sie wird wie ein Gespenst in ähnlichen Zeitlagen noch mehr als einmal die Unwissenden verwirren, die Aengstlichen erschrecken. Aber während vor funfzehn Jahren der Widerstand der Verständigen dagegen unsicher und zögernd war, und die Furcht vor dem Socialismus mehr als etwas Anderes die folgende Reaction gestützt hat, werden jetzt die entsprechenden Versuche durch die Männer der liberalen Partei selbst auf dialektischem Wege, in Volksversammlungen und durch die Presse bekämpft. Die Führer der liberalen Opposition sind zu gleicher Zeit die kräftigsten Streiter gegen das Schmarotzergewächs einer falschen „Freiheit". Und obgleich man die Wichtigkeit des Streites und die Gefahren einer Verbildung der arbeitenden Classen gegenwärtig nicht unterschätzt, so ist doch das Vertrauen zu der Macht des gesunden Menschenverstandes allgemein; und der Kampf gegen die socialistischen Neigungen wird durch die besonnene Majorität der Arbeiter unterstützt.

Ob im preußischen Abgeordnetenhause das erhöhte Selbstgefühl der Radicalen eine Trennung der Opposition herbeiführen wird, ist noch nicht entschieden. Diese Trennung, einst unvermeidlich, wäre jetzt die größte Gefahr

für die liberale Partei, und diese Stimmung ist die herrschende. Es ist eine besonders erfreuliche Thatsache, daß dasselbe Mitglied des Hauses, welches die Arbeiterbewegung gescheidt, ehrlich, energisch und versöhnlich zu beherrschen weiß, auch der drohenden Trennung seiner Partei mit Selbstverläugnung und Festigkeit entgegenarbeitet.

Ueberhaupt ist jetzt nicht von Wichtigkeit, zu untersuchen, ob die Taktik des Hauses in Behandlung der Militärnovelle dem Ministerium gegenüber die zweckmäßigste war. Das Zweifelhafte hierbei ist gar nicht, ob Forkenbecks Anträge, ob Waldecks Resolutionen die besseren seien. Wenn zwischen beiden gewählt werden soll, hat der Antrag Forkenbecks jedenfalls den großen Vorzug, daß er den militärischen Bedürfnissen des preußischen Staates am besten entspricht. Aber schon vor Beginn der Commissionssitzungen über die Militärnovelle waren die Gefahren sichtbar, welche jede Behandlung technischer Verhältnisse durch eine nicht vorzugsweise aus Technikern bestehende Versammlung darbietet: Zersplitterung der Ansichten, hartnäckiges Besserwissen Einzelner, dem Ministerium gegenüber ein Kampf auf nicht durchweg günstigem Terrain, dazu in diesem Fall langes Hinziehn der Entscheidung. Nach der Polendebatte war das Haus in der Lage, sich durch eine schnelle Aufeinanderfolge von kraftvollen Angriffen, die mit Würde und Festigkeit geführt wurden, im Vortheil zu erhalten und die Kampfstimmung so weit zu steigern, daß das Ministerium zu einem entschiedenen Schritte gegen das Haus oder gegen die Verfassung gedrängt wurde. Diese Taktik war durch die außerordentliche Lage des Hauses zu der Staatsregierung geboten, sie war unvermeidlich, und nicht die Volksvertretung trifft die Schuld, daß sie dazu gezwungen ist. Wahrscheinlich wäre das Ministerverantwortlichkeitsgesetz, schnell berathen, energisch im Hause verfochten, besser zu einem großen Schluß der gegenwärtigen Sitzung geeignet gewesen, als die Militärfrage; denn die Verhandlung darüber bot jede Gelegenheit, das Unverträgliche des Gegensatzes zwischen Ministerium und Volksvertretung vor Aller Augen zu legen. Und bei der täglich wachsenden oppositionellen Stimmung des preußischen Volkes war das Abgeordnetenhaus in jeder Frage, bei welcher dasselbe stolze Haltung, Festigkeit und Kraft bewährt, der wärmsten Zustimmung sicher.

Dem Ministerium, wie den Vertretern des Volkes ist jetzt, wenn nicht alle Anzeichen trügen, die Ueberzeugung gekommen, daß die Krisis dieser Session nicht mehr lange hinauszuschieben ist. Nun liegt es aber in der Hand des Abgeordnetenhauses ebensogut, wie in der Gewalt der Regierung, den Moment seiner Auflösung zu wählen. Allerdings nur durch einen starken Zwang, welchen es seinen Gegnern auflegt. — — Aber das Haus wird dafür sorgen, daß nicht in ärgerlichem Gezänk, wie bei der schleswigschen Debatte, das Unvermeidliche gethan werde, sondern daß die Haltung des Hauses und jedes hervortretenden Mitgliedes der Bedeutung dieses folgenschweren Actes entspreche. ♀.

Vermischte Literatur.

Neue Romane und Novellen. — Wenn die Dichter unsrer classischen Zeit mit ihren Romanen den künstlerischen Zweck verfolgten, das Ideal menschlichen Lebens, die vollendete Humanität darzustellen, und dem zufolge ihre Personen ganz von den realen Verhältnissen ablösten, wenn dann die Romantiker demselben Ziel, nur in verkehrter Weise, durch Darstellung des Gegentheils der Wirklichkeit nachstrebten, das junge Deutschland in unruhigem fragmentarischem Schaffen ebenfalls die Tendenz zeigte, aus der Wirklichkeit emporzukommen, freilich ohne zu einheitlichen Resultaten zu gelangen, so hat es die Mehrzahl der heutigen Novellisten von einigem Namen mit der bloßen Wirklichkeit zu thun und ein großer Theil ihrer Erzeugnisse besteht eigentlich aus Schilderungen mit der Bestimmung, der Gegenwart zu zeigen, wie sie aussieht. Dies gilt unter Andern von einem der begabtesten Schriftsteller dieser Richtung, von Edmund Höfer, dessen „Ausgewählte Gesellschaft" uns soeben zukam. Er ist der Dichter der Behaglichkeit und Gemüthlichkeit kleinstädtischen Lebens, welches er in seinen kleinen Conflicten, seinen überall wiederkehrenden Charakteren, seinen traulichen Situationen mit ebenso wahren als warmen Farben nachzumalen versteht. Jede Tendenz ist ausgeschlossen, von großen historischen Gegensätzen, socialen oder politischen Fragen der Gegenwart nicht die Rede, und doch weiß der Verfasser uns zu fesseln. Es ist als ob ein gutmüthiger Hausgeist uns erzählte, was er gesehen und gehört, es ist als ob er uns Geschichten erzählte, die in unsrer eignen Stadt, in unsrer eignen Familie sich begeben, als man sich noch nicht um viel Anderes kümmerte als eben um Familie und Stadt. Großes wird auf diese Weise nicht geschaffen, aber der herzliche und gemüthliche Ton des Erzählers und seine ungewöhnliche Gabe, die ganze Stimmung des engen Kreises, den er sich gewählt, harmonisch wiederzugeben, verdienen recht wohl, daß man ihm ein paar müssige Abende widmet.

Ferner verdient Beachtung: „Schwarzgelb. Roman aus Oestreichs letzten zwölf Jahren. Von Alfred Meißner." 4 Bde. 1863. Berlin, Otto Janke. Der Verfasser stellt sich freilich eine Aufgabe, welcher er nicht gewachsen, und zu welcher der Roman überhaupt nicht da ist. Er will die Mängel und Irrthümer Altöstreichs darlegen und dem Genius Neuöstreichs dienen; er will also politisch wirken mit seiner Arbeit. Ferner führt er uns eine große Anzahl von Personen vor, von denen er glaubt, daß sie Typen der Lebensperiode Oestreichs zwischen 1848 und 1860 sind, die aber im Grunde allen Zeiten der Reaction und Restauration gemein sind. Nicht einmal auf den wichtigsten Zug im Charakter Oestreichs, der in den Gegensätzen der Nationalitäten gegeben ist, wurde bei der Wahl der Figuren besondere Rücksicht genommen. Der Held ist ein flüchtiger Offizier von der ungarischen Revolutionsarmee, der erst von einem biederen Müller, und als er dort durch die Polizei entdeckt worden, von einer Grafentochter verborgen wird. Auch hier in Gefahr, rettet er sich endlich glücklich nach Paris, wo wir ihn unter allerlei Verschwörern, Abenteurern und andern Rittern der Emigration wiederfinden. Neben ihm gehen Minister und Diplomaten, ein journalistischer Renegat, dessen Gegenbilder in ideologischen Schriftstellern, ein guter alter Commißgeneral, ein ditto

Oberst, ein Kreis jüngerer Offiziere, eine gräfliche Frömmlerin u. a. her. Diese Charaktere sind nicht gerade tief angelegt, verdienen aber das Lob, im Ganzen naturwahr geschildert zu sein. Auch die Beschreibungen sind meist anschaulich, der Stil ist ein ungeziertes, einfaches sorgfältiges Deutsch — bei östreichischen Schriftstellern bekanntlich eine Seltenheit — und so liest man die Erzählung nicht ohne Vergnügen und hat nur zu bedauern, daß die Tendenz die Kunst mehrfach beeinträchtigt.

Die übrigen uns vorliegenden neuen Erscheinungen auf diesem Gebiet fallen in die Kategorie der bloßen Unterhaltung. Wenn sie auch fast alle, mit früheren Arbeiten der Gattung verglichen, Verdienste in der Form zeigen, so reizt doch keine durch die Natur ihres Inhalts zu ausführlicher Betrachtung, und so können wir uns begnügen, im Folgenden ihre Titel anzuführen. Es sind „Novellen" von Julius Große, 2. Bd., München, Fleischmann, von denen die erste „Am Golf von Neapel" recht anmuthig erzählt ist. — „Christian der Siebente und sein Hof" von Adelbert Graf Baudissin, 1. und 2. Bd. Hannover, C. Rümpler. — „Im Westen". Erzählungen aus dem amerikanischen Leben von Otto Ruppius. 2 Bändchen mit fünf Novellen, von denen uns „Die Buschlerche" die beste zu sein scheint. (Berlin, bei Fr. Duncker erschienen). — „Dorfschwalben" und „Herkules Schwach" humoristischer Roman von A. Silberstein in 3 Bänden. (München, Fleischmann). — Ferner (von derselben Buchhandlung verlegt) „La Stella" Roman aus Venedigs Gegenwart von Franz v. Nemmersdorf und „Der Kanzler von Tirol" geschichtlicher Roman von Hermann Schmid, 3 Bände. — „Die Foscari", historischer Roman von Wilhelmine Guischard, 3 Bände, Berlin, Haude- und Spenersche Buchhandlung. — „Der lange Israel" von Julius v. Wickede, 3 Bände, Leipzig, Costenoble. — „Boudoir und Salon". Gesellschaftsbilder von C. H. v. Dedenroth. 2. Bände und „Aus dem Offiziersleben" von Stanislaus Graf Grabowski, Berlin, Verlag von J. Schlesier. — „Kaufmännische Carrieren". Wahrheit und Dichtung aus dem Geschäftsleben von Gustav Höcker, 2 Bändchen. Dresden, Rudolf Kuntze. — „Die Straßensängerin von London", Roman in 3 Büchern von Julius Rodenberg. Verlag von O. Seehagen in Berlin. — „Geert Hansen". Roman in 4 Bänden von Robert Waldmüller. Berlin, Verlag von O. Janke. — „Diana Diaphana oder die Geschichte des Alchymisten Imbecill Kätzlein, phantastischer Roman nach alter Chronika von M. Solitaire. 3 Bände, Nordhausen, A. Büchting. Ein Gespenst aus der Zeit der Romantiker mit allerlei häßlichen Grimassen. — Dann „Das hohe Haus", Roman in 4 Theilen von Wilhelm Genast. — „Die Tochter des Spielers", Roman in 3 Bänden von Luise Ernesti und von derselben die Novelle „Unverhofft kommt oft", endlich der zeitgeschichtliche Roman „Napoleon der Dritte", von Lucian Herbert, sämmtliche vier Leipzig bei Wilhelm Grunow erschienen.

Preußens Geschichte in Wort und Bild. Von Ferdinand Schmidt. Illustrirt von Ludwig Burger. Lieferung 9 bis 13. Berlin, 1863. Verlag von Franz Lobeck.

Wir haben diese neuen Lieferungen des populären Werkes, welche die preußische

Geschichte bis zur Schlacht bei Torgau fortführen, mit aufrichtiger Befriedigung gelesen. Der Verfasser hat die Ergebnisse der neuern Geschichtsforschung fleißig studirt und wohl verarbeitet. Er spricht eine edle, von echtem Freisinn getragne Sprache, ohne die herkömmlichen Phrasen. Er ist durchaus wahrhaft. Die Charakterbilder des großen Kurfürsten, Friedrichs, des ersten Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm des Ersten sind wohlgelungen, und namentlich der letzte ist hier wohl zum ersten Mal in einem populären Buche in vollkommen gerechter und wahrhafter Weise nach seinem Denken, Wollen und Handeln gewürdigt. Die allmälige Entwickelung Preußens zur Großmacht, seine Stellung zu den deutschen und den protestantischen Interessen, die Intriguen Oestreichs gegen sein Emporkommen sind klar und präcis, mit schöner patriotischer Wärme und plastischer Anschaulichkeit geschildert. Sehr geschickt werden die einzelnen Thatsachen der preußischen und der allgemeinen deutschen Geschichte gruppirt und zu Anfang neuer Epochen Bilder aus dem Culturzustande der betreffenden Zeit eingeflochten. Mit allen diesen Eigenschaften nähert sich das Unternehmen in hohem Grade dem Volksbuch wie es sein soll, und so möge es schon seines Textes halber dem Publicum bestens empfohlen sein. Aber in gleicher Weise verdienen die zahlreichen eingedruckten Holzschnitte Burgers Lob. Viele von ihnen sind wahre kleine Kunstwerke, überall trifft der Künstler in seinen Darstellungen das Wesentliche und Charakteristische, und überall, bis in das kleinste Detail der Möbel, Trachten, Waffen u. s. w. gibt er uns die Gegenstände seiner Zeichnungen getreu so wieder, wie sie wirklich waren. Seine Arbeiten sind so nicht ein bloßer Bilderschmuck gewöhnlicher Art, sondern im vollen Sinne eine Ergänzung des Schriftstellers, den seine Kunst begleitet.

1813. Aufrichtige Geschichte des Befreiungsjahres. Erste Lieferung. Berlin, 1863. Verlag von Ferdinand Schneider.

Ein eignes Buch, im Stil stark und nicht immer angenehm an das Feuilleton erinnernd, dem Inhalt nach wirklich aufrichtige Geschichte, die, auf dem Grunde einer echt liberalen, ehrlich patriotischen Gesinnung ruhend, an den Parteigenossen neben der Lichtseite auch die Schattenseite, an den Gegnern neben den dunkeln auch die hellen Züge gibt. Einige Charakteristiken mögen den Verfasser und seine Arbeit selbst charakterisiren. Es sind drei von den Helden, um deren willen man jetzt Friedrich Wilhelm den Dritten den „Heldenkönig" nennen hört. Zunächst York. „Die Grundelemente seines Wesens waren heißblütige Leidenschaftlichkeit und eiskalter Verstand, im innersten Kern temperirt durch einen gewissen Grad pommerscher Solidität und Gedrungenheit. Dieses Material war unter dem Hammer soldatischer Zucht und Gewöhnung zu einem Charakter eherner Festigkeit und schneidender Schroffheit ausgeprägt worden. Stolz, voll Menschenverachtung, von Ehrgeiz gestachelt, den er unter der Maske von Resignation und Geringschätzung zu verbergen liebte, von jäher Heftigkeit, die er jedoch, wenn er wollte, vollkommen zu beherrschen verstand, stets unzufrieden, abstoßend, schwarzgallig, verbissen, rauh und hart in Wort und That, dabei gewandt, versteckt und verschlagen, doch ein rechtschaffner Mann, voll stoischen Pflichtgefühls, von eminenter kriegerischer Tüchtigkeit, umsichtiger Kühnheit, kaltblütig in der Gefahr, zähe und hartnäckig im Gefecht, von unerbittlicher Strenge in der Handhabung der Disciplin und des Dienstes, aber sich selbst schwer unterordnend, seinen politischen Sympathien nach

altpreußischer Hochtory und vor wenigen Jahren in Königsberg der berüchtigten perponcherschen Schranzen- und Reactionsclique angehörig, obwohl durch reiche Welterfahrung über die specifische Bornirtheit des pommersch-märkischen Junkerthums einigermaßen erhoben, und nicht blos durch das Leben, sondern auch durch Lectüre und Studien gebildet, wenngleich nicht ganz außerhalb des altpreußischen Generals- und Feldmarschallconflicts mit dem Mir und Mich, grimmiger Franzosenhasser, gleich Napoleon Hasser der Ideologie und der Ideologen, obschon ein Verehrer Schillers, Hasser der steinschen und scharnhorstschen Neuerungen, der Kosmopoliten, Raisonneurs und Juden — das war der Mann, in dessen Hand unter den schwierigsten Verhältnissen der Befehl über die Hälfte der damaligen preußischen Armee und damit zugleich die Entscheidung über Preußens zukünftiges Geschick gelegt war." — Dann als Gegenbilder drei von den „Ideologen und Jakobinern", mit denen der König damals nothgedrungen verkehren mußte: „Der schlichte, unscheinbare und unparademäßige, mit gesenktem Haupte und halbgeschlossenem Auge nachlässig daherschlendernde Bauernsohn, der Schulmeister, wie ihn General Bülow zu betiteln pflegte, ja wohl der Schulmeister der preußischen Armee, der viel gelernt hat und von dem man viel lernen kann, nicht blos den Unterschied von Mir und Mich — der kleine Mann mit dem exacten Verstande, dem großen reinen Herzen und der großen unbeugsamen Willenskraft, der Mann mit den kühnen, tiefen, wie eine Phalanx festgeschlossnen Ideen nebst der dazu gehörigen Praxis — genug Scharnhorst", der „die Leitung des Kriegsministeriums wieder übernommen hat und nun ernten wird, was er von 1807—1812 gesäet hat." Dann „vor allen leuchtet unserm Blicke (März 1813 in Breslau) ein hochherrliches Heldenpaar entgegen, zwei Menschen von Gottes Gnaden, bürgerlichen Blutes, wie Scharnhorst bäuerlichen, Preußens Dioskuren, den hellenischen nur darin unähnlich, daß beide unsterblich sind. Der ältere von ihnen schon 53 Jahre alt, aber in Haltung, Schritt und Geberden ein Dreißiger, von mittlerem Wuchs, doch stattlichstem Bau, löwenartigen Gliedern, gewaltiger Brust, prächtigem Kopf, freier, breiter, heiterer Stirn, die von dichten dunkeln Locken überschattet wird, großen, blauen, leuchtenden Augen, hochgeschwungnen Brauen, gerader Nase, rundem Kinn, vollem Munde, fester trotziger Unterlippe — es ist Gneisenau, in dessen starkem und schönem Leibe eine leidenschaftliche, im Feuer des eignen Genies sich fast verzehrende Seele wohnt, ein unbezwinglicher Muth, eine freie, stolze, hochherzige Gesinnung, ein Gluthstrom glänzender, kühner, überfliegender Gedanken und Entwürfe, die in vollendeter Form und classischem Ausdruck, wie in voller Waffenrüstung, aus seinem Gehirn herausgeboren werden." „Dieser reichbegabte Mensch wäre in der verfaulten Zeit von 1806 fast thaten- und namenlos dahin gegangen: beinahe zwanzig Jahre war er Hauptmann in einer kleinen Garnisonstadt, führte darob den Beinamen „der Hauptmann von Capernaum", bis sich „das Schicksal einen Witz mit ihm machte" und er, „durch Scharnhorst dazu erwählt, mit der Vertheidigung Colbergs beauftragt wurde. Am 17. März ist er von England kommend, in Breslau eingetroffen" und „seitdem sitzt er fleißig im Rath Scharnhorsts und Hardenbergs, ein Mann, der das Eisen schmiedet, weil es warm ist, selbst wenn er sich beide Hände dabei verbrennt. — Der andere Göttersohn, 17 Jahre jünger als der erstere, überragt ihn weit an Macht der Gestalt, eine weniger glanzvolle, aber tiefer angelegte Natur,

hell, ruhig, in sich geschlossen und vollendet, von nachhaltigstem Feuer und besonnenster Kühnheit, im großartigsten Maßstab zum Feldherrn angelegt und durch Erfahrungen und Studien dazu heranreifend, dabei von einer Einfachheit und Heiterkeit der Erscheinung, welche die Schulmeister für ein Privilegium der großen Männer des Alterthums ausgeben. Es gibt eine Sage, laut welcher ein König eine Zahl von Kämpfern um sich versammelt hält, von denen jeder Meister in seinem Fache ist; dann erscheint ein unbekannter Held, der jeden von ihnen zu dem Kampfe herausfordert, in welchem derselbe für unbesiegbar gilt, und besiegt sie alle der Reihe nach. Solchem Helden ist Grolmann zu vergleichen, von dem man sagen kann und theilweise schon gesagt hat, daß er den unternehmenden Geist Gneisenaus mit der Kraft Steins, der Beharrlichkeit und Sachkenntniß von Scharnhorst, dem Feldherrnblick Bülows u. s. w. verbinde." Aehnlich sind die Bilder von Stein und Blücher gezeichnet, auch der König findet gerechte Würdigung. Ein wenig mehr Ruhe in der Darstellung, einen Grad mehr Vornehmheit im Urtheil, etwas weniger von Brillanten, und wir würden das Buch meisterhaft in seiner Art nennen. Aber auch so wie es ist verdient es Empfehlung.

Die Grundzüge der Weltordnung von Dr. Christian Wiener. Leipzig, C. F. Wintersche Verlagshandlung, 1863.

Unter den Grundzügen der Weltordnung versteht der Verfasser nicht eine Beschreibung des Weltgebäudes, sondern eine Darstellung des ursachlichen Zusammenhangs der Vorgänge in der Welt. Sein Ziel ist im Allgemeinen: „die Erscheinungen der geistigen und der nicht geistigen Welt auf möglichst einfache Grundlagen zurückzuführen," dann hauptsächlich: „die geistigen Güter des Menschen, welche sein Wohl im edelsten Sinn bedingen, gerade durch die Naturwissenschaften, insbesondere durch die auf Beobachtung gestützte Geisteslehre, auf eine unerschütterliche Grundlage zu stellen." Das Ganze zerfällt in drei Bücher, deren erstes die nicht geistige Welt untersucht und deren wesentlichste Erscheinungen aus den allgemeinen und besondern Grundeigenschaften des Stoffs abzuleiten bemüht ist. Das zweite geht dann zur geistigen Welt über und gibt zunächst die beschreibende Geisteslehre, die mit der Erklärung beginnt, daß „die wahre Geisteslehre die Galls, also die Phrenologie ist", womit uns über dieses Capitel genug gesagt zu sein scheint. Weiter folgt ein Abschnitt über die Gesetze der Geistesthätigkeiten, dann ein Capitel von den Anwendungen der Gesetze der Geistesthätigkeiten auf das Leben (Sitten-, Rechts- und Staatslehre, das Schöne in Natur und Kunst). Endlich behandelt ein drittes Buch das Wesen der Dinge, wobei der Verfasser mit dem Beweis für die Wirklichkeit einerseits des Ich, andrerseits der Außenwelt beginnt, dann das Wesen im Allgemeinen, die Begriffe von Raum und Zeit, das Wesen des Stoffes und des Geistes (der Geist ist körperlich, ist „nichts Anderes als eine Thätigkeitsfähigkeit einer in bestimmter Weise zusammengesetzten Stoffmenge", denn „die Größe eines Geistesvermögens steht mit der Größe seines körperlichen Sitzes im Gehirn im Verhältniß, ebenso wie eine Muskelkraft mit der Größe des Muskels") bespricht und schließlich seine Ansicht von dem Ursprung der Dinge mittheilt, die darauf hinausgeht, daß die Welt, da der Stoff ewig ist, nicht aus Nichts geschaffen sein kann, sondern entstanden sein muß.

Grundzüge des Naturrechts oder der Rechtsphilosophie. Von

Dr. K. D. A. Röder. Zweite Abtheilung. Zweite, ganz umgearbeitete Auflage. Leipzig und Heidelberg. C. F. Wintersche Verlagshandlung. 1863.

Die Umarbeitung betrifft namentlich die Capitel von den Urrechten, dem Forderungsrecht und Erbrecht. Während die erste Auflage bei dem Versuch, die bedeutenderen einzelnen Urrechte zu begründen und zu entwickeln, manchmal den leitenden Faden vermissen ließ, bemüht der Verfasser sich hier durch Gruppirung jener Rechte unter allgemeinere, die Eintheilungsgründe angebende Ueberschriften diesen Faden erkennen zu lassen. Durch eingehende Entwickelung der Urrechte und überall beigefügte zahlreiche Beispiele aus den positiven Rechten hofft er die Bedeutung dieser Lehre, die Trendelenburg „auf sich beruhen zu lassen, gerathen fand“, anschaulicher als früher gemacht und zugleich die Unmöglichkeit bewiesen zu haben: „ohne ein Zurückgehen auf die Urrechte zu einer erschöpfenden endgültigen Erledigung der wichtigsten Fragen unsrer Zeit zu gelangen, z. B. der Frage nach der wahrhaft rechtlichen Gestaltung des Strafrechts und der Eigenthumsgesetzgebung.“ Der Verfasser verwirft die kantsche Rechtslehre und legt seiner Erörterung den krauseschen Rechtsbegriff zu Grunde, welcher nach ihm als „ganz wahrer“ an die Stelle des bisherigen „nur zum Theil wahren“ treten muß und dann „nothwendig auch zu einer richtigeren Fassung und Begrenzung der Aufgabe des Staats gegenüber den umfassenderen Zielen der menschlichen Gesellschaft führen und zu einer wesentlichen Umgestaltung der gesammten Staats- und Gesellschaftswissenschaft, der öffentlichen Wirthschaftslehre und der Polizeiwissenschaft den Weg ebnen wird.“ Wir sind hier außer Stande, die Berechtigung dieser Hoffnung zu untersuchen und überhaupt auf den Inhalt des Werkes näher einzugehen, wollen aber doch nicht unterlassen, das letztere Philosophen und Juristen von Fach zur Prüfung zu empfehlen.

Berichtigung.

Verehrliche Redaction!

Gestatten Sie mir, den Artikel über die bevorstehenden bayerischen Wahlen, den Ihre Zeitschrift kürzlich gebracht hat, wenigstens in Einem Punkt zu berichtigen. Der Verfasser desselben hat neben einer allzugünstigen Vorstellung von meiner politischen Thätigkeit eine allzuungünstige von dem Fanatismus der münchner Bürgerschaft. Seine Angabe, ich hätte in München, nachdem es ruchbar geworden, daß ich dem Nationalverein beigetreten sei, kaum eine Wohnung finden können, beruht auf einem Irrthum, der schon einmal vor längerer Zeit aufgetaucht und schon damals von mir berichtigt worden ist.

Mit der Versicherung ausgezeichneter Hochachtung

Nürnberg, 15. Apr. 1863.

Ihr

ergebenster

K. Brater.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Polen in Posen und der Aufstand.

Von der polnischen Grenze, 21. April.

Sie kennen wohl die Anekdote von dem deutschen Diener eines reisenden Engländers, der in Italien von Banditen überfallen wurde. Dieser Pommer hatte dem Attentat ganz ruhig zugesehn; als ihm aber sein Herr den passiven Widerstand mit Schlägen lohnte, kehrte er um, verfolgte die Räuber und jagte ihnen die Beute ab. Der Reisende fragt verwundert: „warum jetzt, wozu du vorhin kein Herz hattest?“ „Ja,“ spricht der Diener, „der Deutsche muß immer erst warm werden, aber dann geht er ins Zeug.“

Es scheint fast, als hätten unsere Großpolen sich in diesem Bezuge schon bei uns Deutschen angesteckt. Sie haben eine ganze Weile gebraucht, ehe sie sich für die Bewegung im Königreich erwärmt haben, und obenein kommt der Eifer bis zu dieser Stunde von außen. Der Stock des Engländers heißt französische Agitation und Druck des Nationalcomités. Ich stimme allerdings dem vielerfahrnen Geschäftsmanne bei, der gestern an der Wirthstafel sagte: „die polnischen Edelleute versichern mir fortwährend, sie begriffen die Schritte unsrer Regierung nicht; sie wären so zufrieden, Preußen zu sein, daß sie an nichts Arges dächten. Solche plötzliche Loyalität scheint mir höchst verdächtig.“ Aber dieses Urtheil ändert doch an der Thatsache nichts, daß der Ausbruch des Aufstandes die Polen in unserer Provinz ebenso überrascht hat, wie uns. Ein alter Herr, welcher demselben nachher die schwersten Opfer gebracht hat, erhielt die erste Nachricht aus deutschem Munde und bezweifelte deren Wahrheit. Ein anderer Edelmann, in jüngeren Jahren, z. B. 1846, Mitverschworner und nicht Mitglied der klerikalen Partei, begrüßte die Botschaft mit den Worten: das ist nun finis Poloniae.

Allmälig kamen die Dinge in Fluß; man kann fast behaupten, daß die gemeinsame Proclamation unsres neuen Oberpräsidenten Horn und unsres commandirenden Generals, des Grafen v. Waldersee, die Action eröffnete. Dieser gewiß wohlmeinende Erlaß war natürlich umsonst ergangen, aber er war dadurch bedeutend, daß er es vorher ankündigte, die Regierung werde die

Unterstützung des polnischen Aufruhrs unter den Gesichtspunkt des Hochverraths stellen. Ob sie damit im formalen Rechte sei, wird sich nur durch die Correspondenzen der Revolutionäre beweisen lassen, wenn solche in die Hände der Behörden fallen. Darin aber, daß die Polen nie und nirgends müde werden, von der Integrität ihres Reiches zu reden, darin, daß sie ohne jede Rücksicht auf die Convention jeder Zeit versichern: „wir kennen keine Grenzen", findet der Argwohn, es habe auch diese Empörung die Herstellung Polens in seinen alten Grenzen zum letzten Ziele, einigen Anhalt, ich sage nicht: seine Rechtfertigung. Hat doch auch unser werther Freund, der Herr Dr. Metzig in Lissa, „der glühende und achtbare Vertreter des Rechts und der Freiheit", wie ihn die polnischen Blätter nennen, wieder seine Feder gespitzt und in einem Sendschreiben an den Grafen v. Bernstorff zur Beruhigung Europas: „die Wiedereinsetzung Johanns von Sachsen in sein volles Recht, als legitimen Königs von Polen mit dessen rechtlichen Grenzen von 1772" verlangt.

In den ersten Tagen des Februar begannen sich unsre Polen zu regen. Ihre Abgeordneten kehrten vom berliner Landtage zurück; auf Jagden, bei Gesellschaften fand sich Gelegenheit, gemeinsame Maßnahmen zu besprechen; es wurde auch ein Versuch zu einer öffentlichen Zusammenkunft gemacht. Weil Anderes mißlang, sollte der Verein zur Unterstützung der lernenden Jugend am 4. Februar eine Versammlung in Pleschen halten. Die Polizei versagte die Genehmigung, und so suchte und fand man andre Wege. Inzwischen begann auch bald genug der Streit. Der Priester Kajsiewicz hatte am hl. Dreikönigstage eine donnernde Strafpredigt an den polnischen Klerus erlassen, in Form und Inhalt das Stärkste, was diesen Herren über ihr „verbrecherisches" Treiben, über den Zwiespalt zwischen den Pflichten des Amtes, das den Frieden predigt und ihrem Beginnen, sowie über die Folgen desselben gesagt worden ist. Er hatte sie offen herausgefordert, das geistliche Gewand abzulegen und auf dem Schlachtfelde der Revolution dem ihr Knie zu beugen, dem ihre Herzen gehörten. Dieser Brief, welcher natürlich eine furchtbare Bitterkeit erregt hat, ist in dem Tygodnik katolicki des Propstes von Prusinowski abgedruckt worden. Bald darauf gingen Gerüchte von Reisen, welche hervorragende Mitglieder der klerikalen Partei, der Weißen, nach Warschau und von da in das Lager von Langiewicz unternommen hätten. Nur theilweise hat Graf Plater diese Nachrichten durch seine Erklärungen zu dementiren vermocht. Nach einigen Tagen erschien endlich ein anonymes Blatt, dessen Herausgeber man indessen kannte und welches zur Niederlegung der Waffen ermahnte. Da war natürlich keine Rede von Verbrechen, sondern nur von zu warmer Begeisterung; es wurde erzählt, wie große, günstige Wirkung die muthige That der Erhebung auf Polen, auf Rußland, auf ganz Europa hervorgebracht; aber nun sei es auch über und über genug, was noch fehle, müsse man der diplomatischen Ver-

mittlung überlassen. Diese Abwiegelungsversuche der Weißen erregten allgemeinen Unwillen bei den Andern. Nadwislanin brachte eine fulminante Anklage gegen die neue Targowica; die Geistlichen der Diözese Kozmin beantragten bei dem „Primas von Polen" d. h. beim Erzbischof Przyluski eine Strafe gegen Prusinowski, wegen Verbreitung des Sendschreibens von Kajsiewicz; bei der Generalversammlung des Vereins für die lernende Jugend, die im Bazar zu Posen zu Stande kam, wurde der Redacteur des Tygodnik nicht wieder zum Vorsteher gewählt, und die Presse verkündigte, daß dies Strafe sei. Endlich wurden vom souveränen Volke die Namen der vier Häupter der Weißen an die Rolandssäule in Posen, d. i. an den Pranger geschrieben, verschwanden aber bald wieder.

Auch sonst war der innere Friede kein goldener. Das Pasquill: Eisele und Beisele, in welchem dem Vernehmen nach Herr v. Poleski dem Herrn v. Niegolewski (es ist wohl ein Schreibfehler gewesen, durch den der Verfasser Ihrer „Deutschen Briefe" diesem Blondin die Haare schwarz gefärbt hat) einen weiteren Beweis seiner Liebe geben wollte, fand zahlreiche polnische Leser, und der Streit zwischen Langiewicz und Mieroslawski spielte auch zu uns herüber. Ueberraschend war eine Erklärung des Herrn Alphons v. Bialkowski auf Pierzchnow, welcher dem would be Dictator einige alte Sünden aus dem Gefängniß, das sie zu Moabit theilten, vorrückt; denn Bialkowski ist Demokrat.

Mit der Zeit fand sich indessen auch die Begeisterung und mit dieser eine regere Theilnahme, wurde ja doch von allen Seiten geschürt. Natürlich gingen die Damen im Patriotismus voran. Da bleiben sie auf einmal von den Tanzstunden weg, indem sie sich nur noch mit jungen Männern, die im Felde gewesen sind, im Mazurek bewegen wollen. Dort macht eine schöne panna ihr Jawort von den Lorbeern abhängig, die im Freiheitskampfe zu holen sind, während freilich eine andre es zwar rührend findet, trauernde Braut zu sein, aber, daran erinnert, daß sie eventuell auch dem Krüppel Treue bewahren müsse, die harte Bedingung erläßt.

Die Jugend bleibt nicht zurück; hier trägt die seit Jahren so frivol ausgestreute Saat ihre traurigen Früchte; ernste Arbeit, Liebe zu den Wissenschaften, alle die Quellen, aus denen die Jünglinge die Kraft für die That ihres Lebens schöpfen sollten, sind für sie schon lange versiecht, und das Schwärmen für einen Schatten tritt an ihre Stelle. Wir lachten, als die Polizei im vorigen Sommer die Knabenverschwörung entdeckte und unter Anklage stellte. Wir hätten auch jetzt statt der ein- bis achttägigen Gefängnißstrafen für die Mitglieder der geheimen Verbindungen lieber wirksame Schulstrafen gesehn, aber die Declamation der polnischen Blätter, wir hätten das Schauspiel vor uns, daß Gymnasiasten bestraft würden, weil sie sich zum Studium der Geschichte vereinigt hätten, verstummte doch vor der Thatsache, daß ein guter

Theil der Angeklagten darum bei der öffentlichen Verhandlung fehlte, weil sie „hinübergegangen" waren. Von dem Gymnasium zu Trzemesno zogen 38 Schüler — darunter 3 Quartaner — zu den Kämpfenden. Natürlich widersetzten sich Eltern, die irgend ihre Besonnenheit bewahrt haben, mit aller Kraft diesem Beginnen, aber ebenso natürlich ist es, daß die Knaben selbst sich unter einander auf jede Weise aufstacheln; deswegen wurde eine noch größere Zahl von Schülern jener Anstalt durch ihre Angehörigen nach Hause geholt. Die Fortsetzung eines geordneten Unterrichts ward unmöglich. „Wie kann ich arbeiten, wenn man sich drüben schlägt?" fragte mich selbst ein Primaner aus Trzemesno. Das Gymnasium mußte geschlossen werden; aber Provinzialschulcollegium und Ministerium fragen sich, ob es nicht Pflicht sei, durch eine Verlegung der Schule der Wiederkehr solcher Ereignisse vorzubeugen. Eben jetzt befindet sich eine städtische Deputation von da in Berlin, um diese Maßregel abzuwenden. Die studirenden Revolutionärs sind noch sehr jung, die zwei, welche vor längerer Zeit hier gefaßt wurden und per Zwangspaß auf einem Jahrmarktswagen umkehrten, wären wohl von Mielecki selbst zurückgeschickt worden. Aber wie wenig das quantitativ ist, so hat gerade diese Erregtheit unserer Jugend auch für die übrigen Theile etwas Berauschendes.

Daß die Collegen des Herrn v. Prusinowski durch doppelten Eifer seinen Fehler gut zu machen bestrebt sind, versteht sich. Ob es wahr sei, was selbst in Zeitungen steht, daß sie den Dienst der Werbeoffiziere thäten, das Handgeld zahlten, die Nationalsteuer einzögen u. d. gl., das wage ich natürlich nicht zu behaupten; aber ein Mann aus Schroda, dem ich wohl glauben darf, erzählte gestern im Postwagen: Vor Wochen trat der Bürger F. auf offnem Markte mit der Anklage hervor, der Geistliche Samarszewski habe seinen Sohn, den einzigen Gehilfen seiner Arbeit, mit Geld zum Zuzuge anwerben wollen. Man glaubte es nicht, weil ja der Decan viel zu besonnen dazu wäre. Aber siehe da, nach acht Tagen wurde Herr S., den sein Eifer — verzeihen Sie, ich habe mich versprochen — den Familienangelegenheiten nach Russisch-Polen führten, dort verhaftet. Er hat drüben viel ausgestanden, der Kosack, der ihn gefangen nahm, steckte den ihm übergebenen Paß in den Aufschlag seines Aermels, achtete aber sein so wenig, daß der Herr Collegiatsdecan für völlig legitimationslos galt und die schwerste Behandlung erfahren haben würde, wenn nicht zufällig ein Offizier das Blatt bei dem Soldaten bemerkt hätte. Dann hat er sein kaltes Gefängniß mit einer Gesellschaft getheilt, die ihm nicht blos Gelegenheit gab, über die Brüderschaft und Gleichheit einige Betrachtungen anzustellen, sondern auch in der Lehre von den Insecten etliche Studien zu machen. Kranken Leibes, aber ungebrochenen Sinnes kehrte der polnische Patriot, der — wie erzählt wird — in Potsdam geboren und nicht ohne Unterstützung deutscher Wohlthäter erzogen

worden ist, nach Schroda zurück. Möchte er auf der hohen Schule in Rußland etwas gelernt haben. Seine Befreiung dankt er nur den angestrengten Bemühungen preußischer Behörden.

Es fehlt also durchaus nicht an bewegenden, treibenden Personen. Unter den Mitteln, deren sie sich bedienen, nimmt das Gerücht eine der ersten Stellen ein, und jedenfalls ist dasselbe bei der sanguinischen Leichtgläubigkeit der Polen und der kindischen Angst manchen deutschen Gemüthes ganz vorzüglich zu brauchen. Daß es in Krakau Personen gegeben hat und wahrscheinlich noch gibt, die es übernommen hatten, durch falsche Telegramme Deutschland, Frankreich und England zu täuschen, wissen Sie durch die Zeitungen. Eine andre Bemühung geht dahin, uns über das Ausland falsche Berichte zu geben. Wie oft und was für Dinge hat doch schon England für einen casus belli erklärt, und Sie würden sich über die Personen wundern, die das glauben. Aber der eigentliche Schutzgott Polens ist der Franzos. Von dem wird die Rettung erwartet und die Hoffnung auf ihn ist es, welcher die zahllosen Opfer fallen, die noch immerfort in den sichern Tod ziehen. Seit vierzig Jahren, sagt mein alter Hauländer, hört er fast jede Woche von seinem Nachbar, daß nun wirklich nächster Tage der Franzos kommen werde, um den Preußen herauszutreiben und die großpolnische Erde ihren rechtmäßigen Herrn wiederzugeben. Beiläufig braucht man blos hier im Westen der Provinz zu leben, um über diese rechtmäßigen Eigenthümer des Landes eine neue Vorstellung zu gewinnen. Man findet und fühlt sich hier ganz deutsch und die Nachrichten aus dem Osten klingen den Bewohnern dieser Gegenden nicht viel weniger fremdartig als Ihnen. Zu den Gerüchten von Außen her kommen nun noch diejenigen über die innern Vorgänge, bedrohlicher oder beängstigender Art. Ich kann es gar nicht mehr zählen, wie oft es schon seit der ersten Schreckensnacht — es war die vom 4. zum 5. Februar — „morgen" losgegangen ist. Die kleinen Leute bei den Polen wissen selbst kaum, um was es sich handelt; sie sehen und hören Bewegungen, hegen Hoffnungen und bilden Vermuthungen; schweigen können sie auch nicht gut; dem Einen löst der Zorn die Zunge, dem Andern gemüthliche Weichheit, Mitleiden mit Einem von uns, und so hören wir denn mancherlei, bis herunter zu der Freundlichkeit, daß unsere Köpfe bald da oder dort liegen würden; am häufigsten: du weißt nicht, was wir wissen, aber in acht Tagen wirst du viel erfahren haben. Während der Verständige dieser Drohungen lacht, ängstigen sich Andere, und Mancher läßt sich von seiner Furcht ärgerliche Streiche spielen. So verfolgten neulich vier junge Leute ein Mädchen, das sich ihrer Gesellschaft durch die Flucht entzogen hatte, aus überströmendem Wohlwollen bis in einen Garten, dessen Besitzer, nicht zufrieden, durch eigne Schüsse die Liebesmuthigen zu erschrecken, nach der Wache schickte; die nahende Patrouille meinte nun, die Gewehre, welche sie hörte, seien gegen sie gerichtet, und es be-

durfte einiger Zeit, um ein Mißverständniß zu lösen, das in der Stadt Posen zu großen Uebertreibungen Anlaß bot.

Bisweilen tritt der moralische Zwang, der durch die Renommage mehr bewußtlos geübt wird, mit bewußter Prätension auf; so wenn an einer Tafel, wo sich unter lauter Polen ein oder zwei Deutsche befinden, eine Sammlung für den Aufstand proponirt wird, wo dann die Fremden — etwa Bauhandwerker, die hier mühsam etwas verdienen wollen — genöthigt sind, mitzusteuern.

Ich finde das gegenwärtige Treiben unserer Polen genau so, wie es Sallust im zweiundvierzigsten Capitel des Catilina beschreibt. Sie müssen nämlich wissen, daß ich aus Galanterie gegen Herrn v. Bismarck täglich ein Capitel aus dem Sallust memorire, obgleich ich glaube, der Herr Minister hätte anders von den catilinarischen Existenzen geredet, wenn es zu seinen geselligen Gewohnheiten gehörte, humane Studien zu treiben. Doch lesen Sie: illi — inconsulte ac veluti per dementiam cuncta simul agere; nocturnis consiliis, armorum atque telorum portationibus, festinando, agitando omnia, plus timoris quam periculi effecerant. Die nächtlichen Zusammenkünfte, das Waffenschleppen, das stille und laute Agitiren, Alles könnten wir aus Anlaß der letzten Zuzüge in den Kreisen Pleschen, Wreschen, Schroda und Gnesen beobachten. In der Osterzeit lagen alle Dominien voll, dort vierzig, dort sechzig, da über hundert Mann; selbst deutsche Besitzer, bei denen man keinen Verrath zu fürchten hatte, waren vor einer Einquartierung, gegen die es keine Reclamationen gibt, nicht sicher. Die ganze Sache wird so eingeleitet, daß es der Polizei ohne Verrath von polnischer Seite sehr schwer wird, etwas Ueberführendes zu entdecken. Zum Glück finden sich aber bisweilen Ehefrauen gepreßter Männer denuncirend ein. Ein solcher Trupp ist gewöhnlich vollständig organisirt. Ausländer sind meist dabei, mit italienischen, englischen, selbst serbischen Pässen; Franzosen fehlen fast nie. Die Cavallerie ist gut ausgestattet. Die gemeine Mannschaft hat ihre Nachtlager in Scheunen und Ställen, an den verschiedenen Enden des Dorfes stehen Wachtposten, welche die nahende Patrouille sogleich verkündigen. Nun kommen Gensdarmen und Soldaten und finden höchstens beim Pfluge oder an andern Stellen der Landwirthschaft ungewöhnlich viel Arbeiter. Dagegen läßt sich nichts sagen. Begegnen sie einem Trupp Menschen, so hat dieser nichts Verdächtiges an sich; sie haben Arbeitskleid und Stock; die Waffen, von deren Vorzüglichkeit, die sie gesehen haben, nicht genug Rühmens machen können, gehen stets in besondern Wagen über die Grenze. Bisweilen werden in einem Keller zwei, drei Burschen gefunden, welche dieser Aufenthaltsort und ihre Befangenheit verdächtigt. Das Gericht, dem sie übergeben werden, muß sie aber gewöhnlich frei lassen. Daß trotz aller dieser Umstände noch so viele, oft bedeutende Confiscationen

Statt finden können, beweist für die weite Ausdehnung der diesseitigen Betheiligung.

Ueber die Zusammenstöße der Zuzügler mit preußischen Truppen bei Wreschen und bei Pleschen sind Ihre Leser unterrichtet; vielleicht interessirt es Sie aber, über die Persönlichkeiten noch Einiges zu hören. Sie errathen, daß der niedere und höhere Zbijobruk ein starkes Contingent liefert; sonst sagt es Ihnen ein Schneider in Posen, welchem die polnische Revolution einen Ausfall von 800 Thlr. eingetragen haben soll. Ich weiß manchen Ueberläufer, dem seine arme Mutter nicht ungern ein „na wieki, auf ewig“, „auf Nimmerwiedersehen“ mit auf den Weg geben möchte; ebenso kenne ich manchen Jüngling, der schon mehre Male „drüben“ war, aber gewiß nicht gratis, wenn auch frustra. Es ist für gewisse Leute eine amüsante Abwechselung. Sodann ist es gewiß, daß wir hier wirklich catilinarische Existenzen haben, d. h. derangirte Edelleute, deren ganze Hoffnung auf Umwälzungen ruht, junge Leute, die über den politischen Spielereien ihre beste Zeit verloren haben und nun blasirt oder sonst hoffnungslos, zur Arbeit ungeschickt, einen ehrenvollen Untergang oder neues Leben suchen. Polnische und demokratische Blätter waren nicht wenig erzürnt, als die Posener Zeitung einige Details über die Herren von Poninski, Radonski und Garczynski brachte, und sie hatten Grund zu schelten; denn es waren Bilder ohne Glorienschein.

Die bei weitem größte Zahl der Zuziehenden gehört dem niedern Handwerkerstande und dem ländlichen Gesinde an. Diese gehen ungern, theils für Handgeld, theils von ihren Grundherrn genöthigt. Ohne allen nnd jeden Zwang sind auch die jungen Leute, Söhne guter Familien, nicht gegangen, welche ein ungefälschter Patriotismus hinübergeführt hat. Der Edelste unter ihnen war wohl Casimir v. Trampczynski; er war gerade in Berlin, um die juristische Staatsprüfung abzulegen, als ihm ein Brief des anonymen Comités bei Todesstrafe gebot, in den Kampf zu ziehen. Er ging hin und fiel. Einer seiner Brüder wurde leicht verwundet und kehrte zurück, ein dritter liegt noch an seinen Wunden. Als hätte der alte Vater, einer der ehrenwerthesten Männer unserer Provinz, noch nicht Schmerz genug, wühlen polnische und deutsche Blätter in seinen Wunden, und noch jüngst legte ein ganz unberufener Correspondent der Breslauer Zeitung Herrn v. Trampczynski Worte in den Mund, die der ganzen Würde und Ruhe seines Wesens so widersprechen, daß er darin nicht die vielleicht intendirte Lobeserhebung, sondern eine Denunciation zu sehen berechtigt gewesen wäre. Der Zwang, welcher auf Personen ausgeht, wird natürlich auch auf die Kassen der einzelnen Kreise, in ihnen der einzelnen Personen geübt. Die Meisten zahlen. Einzelne wagen den Widerspruch, bis jetzt noch ungestraft.

Die Haltung der Deutschen mache ich vielleicht einmal zum Gegenstande

eines kürzeren, besondern Briefes. Sie ist im Ganzen sehr besonnen und frei von jedem Fanatismus. Dagegen können die Polen selbst in dieser für sie großen, gewiß entscheidenden Zeit ihre kleinen Chicanen nicht lassen. Da ist — ich sehe nicht ein, warum der Name verschwiegen sein soll — der Propst Ruszczynski in Dobrzyca, seiner Zeit von dem Patron auf Empfehlung des Oberpräsidenten v. Puttkammer berufen; er hat sich, da der evangelische Geistliche bei der Kirchenparade am 17. März die Feldandacht halten soll, den Offizieren, mit denen er recht gut harmonirt, selbst erboten, ein Hochamt zu halten, natürlich vorher und in seiner Kirche, denn auch dem älteren Amtsbruder steht man nicht nach, wenn er deutsch ist. Da nun aber die Posener Zeitung von diesem Hochamt berichtet, so betheuert er sofort öffentlich, daß es nur eine Messe war.

Noch ist einer wichtigen Entscheidung des Kreisgerichts in Kosten zu gedenken. Ein von der Regierung abgesetzter Schulinspector, Probst Czaplewski, hat sein Inspectorat weiter geübt und ist deswegen dem Gericht wegen Amtsübergriff denuncirt worden. Dieses hat erkannt, daß Kirche und Schule, Pfarramt und Inspectorat untrennbar seien und die einseitige Cassation keine Geltung habe. Natürlich wird in der Sache eine Tribunalsentscheidung herbeigeführt werden. — n.

Ein deutscher Fürst in russischen Diensten.

Memoiren des Herzogs von Würtemberg. — Erster bis dritter Theil.

2.

Die Mittheilungen, welche Herzog Eugen über den russischen Feldzug macht, sind schon einmal gedruckt, 1846, als gesondertes Buch, unter dem Titel: „Erinnerungen an 1812“ und vielen Lesern gewiß schon bekannt. Außerdem hat sie Bernhardi in seinem trefflichen Werke: „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals von Toll“ sehr ausgedehnt zur Berichtigung der falschen Darstellungen russischer und französischer Schriftsteller benutzt, und wir enthalten uns daher hier näher darauf einzugehen. Nur ein paar Worte über den polemischen Theil mögen hier ihren Platz finden, da er den Zweck hat, die Irr-

thümlichkeit von Clausewitz allgemein recipirter Ansicht nachzuweisen, daß der Rückzug der russischen Armee in das Innere des Reichs nicht die Folge eines vorher festgesetzten Plans gewesen, sondern durch die Gewalt der Verhältnisse fast wider den Willen der Führer sich von selbst gemacht habe. Zum Beweis für das Gegentheil weist der Herzog auf Wolzogens in den Denkwürdigkeiten dieses Generals abgedruckten Operationsplan aus dem Jahre 1809 hin, an dessen Entwerfung er sich selbst einen großen Antheil beimißt. Wir sehen in ihm also einen neuen Candidaten für die Ehre, um die sich schon Phull, Wolzogen und Knesebeck streiten. An einer andern Stelle wird bemerkt, daß „der Einfluß der mächtigen für und durch den Prinzen Eugen wirkenden Partei" Wolzogen das Vertrauen errungen, welches seinem strategischen Plane bei dem Kaiser Eingang verschafft habe. Es ist eine Eigenthümlichkeit der Schreibart des Herzogs, daß die allgemeinen Sätze, die er aufstellt, sehr häufig durch die Einzelnheiten, mit denen er die Begebenheiten erläutert, widerlegt werden. So auch hier. Wiederholt ist zwar von der mächtigen Partei und dem Einfluß, den er auf sie und durch sie auf die erscheinenden Persönlichkeiten hatte, die Rede, aber Alles, was uns der Herzog über seine Erlebnisse berichtet, widerspricht dem Vorhandensein eines solchen Einflusses. Der Kaiser Alexander zog ihn nie zu Rathe. Barklay hielt ihn als einen Anhänger und Freund seines Nebenbuhlers Benningsen ganz fern von sich, und die Kaiserin Mutter, mit der er in vertrauten Beziehungen stand, hat doch sicherlich nicht von Petersburg aus Einfluß auf die Kriegsoperation gehabt, über die Alexander an Ort und Stelle und sofort unter dem Druck der Ereignisse entscheiden mußte. Nehmen wir aber auch an, die Kaiserin habe für die Durchführung von Wolzogens Plan im Sinne des Prinzen gewirkt, so zeigen uns die Ereignisse, daß eben dieser Plan, wie er in der Denkschrift von 1809 entwickelt ist, gar nicht zur Ausführung gekommen ist. Nicht darauf war er berechnet, die ungeheuere Ausdehnung des russischen Reichs gegen den Feind zu benutzen, durch einen allmäligen Rückzug bis Smolensk oder Moskau sich den eigenen Reserven zu nähern und ihnen Zeit zu verschaffen sich auszubilden und sich dem Vertheidigungsheere anzuschließen, das eindringende Heer aber durch anstrengende und lange Märsche und immer zunehmende Entfernung von seinen Hülfsmitteln in einen Zustand allmäliger Auszehrung zu versetzen, bis es auf diese Weise seine ungeheuere Ueberlegenheit verlor und man ihm mit wenigstens gleichen Kräften auf dem Schlachtfelde entgegentreten konnte. Der Plan geht lediglich auf einen Vertheidigungskrieg an der Düna und am Przipet, gestützt auf die zu befestigenden Punkte: Dünaburg, Drissa, Borissow und Bobruysk und geführt von zwei Armeen, wovon die eine, wenn angegriffen, stets in die verschanzten Lager zurückweichen, die andere dagegen die Stelle des Angreifers übernehmen sollte. Außer dem war das Ganze auf die Voraussetzung gebaut, daß das russische und das französische Heer sich an Zahl

ziemlich die Wage halten würden, während in der Wirklichkeit die Schaaren Napoleons mehr als das Doppelte betrugen. Erst als man dies gewahr wurde, gab man zögernd und widerwillig den Plan auf, bei Drissa und an der Düna Stand zu halten, gab man es auf, abwechselnd mit zwei Armeen angriffs- und vertheidigungsweise zu operiren und kam durch den Drang der Erreignisse, ganz wie es Clausewitz beschreibt, darauf, sich bis Smolensk zurückzuziehen, um hier die beiden Armeen, die nach Wolzogens Plan gesondert operiren sollten, zu einer zu vereinigen und so dem Feind wenigstens einigermaßen die Spitze bieten zu können. Als dies hier auch nicht gelang, zog man sich nach Borodino zurück, von Borodino nach Moskau, von Moskau auf die Straße nach Kaluga, und erst als die Franzosen sich nicht mehr in Moskau behaupten konnten, fand man den Muth zu dem Entschluß, den Angriffskrieg zu beginnen. Daß dies der wahre Hergang der Sache war, das gibt Prinz Eugen zum Ueberfluß noch indirect zu, indem er folgende Aeußerung des Grafen Kutusow unmittelbar vor der Schlacht von Borodino als vollkommen der Sachlage entsprechend bezeichnet und uns damit das beste Material zur Widerlegung seiner Auffassung selbst in die Hand liefert. Der General Kutusow sagte am Vorabend des Schlachttages zu dem Prinzen, indem er beklagte, daß man vor Moskau keine befestigte Stellung zur Aufnahme der sich zurückziehenden Armee vorbereitet habe: „Es muß dem Unkundigen unbegreiflich scheinen, wie unser Armeecommando alle dahin zielenden Maßregeln versäumt hat. Aber wir wollen gerecht sein und die Veranlassungen geltend machen. Der Kaiser hat die Möglichkeit des Rückzugs bis Moskau nicht von Anfang an ins Auge fassen können und den Obergeneral zu nichts direct ermächtigt, was außer den Voraussetzungen lag. Nun muß dieser also auf eigene Verantwortung nach den Umständen handeln. Dies klagte mir Barklay unzählige Male. — Zuerst war also Drissa der Rückzugspunkt. Sie haben die Beschaffenheit desselben erkannt. An Smolensk dachte damals kein Mensch. Als wir hinkamen, war keine Zeit zu Schutzmaßregeln, das einzige Heil in der Retraite. Nun aber schien diese der Meinung des Heeres so entgegen, daß Barklay täglich in Zweifeln erlag. Aber hätte er selbst hier oder irgendwo anders auf der langen Straße bis Moskau eine tüchtige Stellung aussuchen und einrichten lassen wollen, so ließ sich davon in der Eile doch kein anderes Resultat erwarten als das gegenwärtige, das heißt: kaum vollendete Schanzen und nicht allzu bedeutende Streitkräfte. — Was soll nun aber endlich Kutusow thun, der eben von Petersburg kommt und sich überzeugt hat, daß in Moskau keine Vertheidigung vorbereitet wurde. — Die dortige Umgegend verschanzen, hätte den Nationalstolz beleidigt. Man fängt jetzt endlich damit an; doch es geschieht ohne Plan und die Zeit ist kurz. — So hat denn im Allgemeinen wohl das System des Rückzugs, das uns jetzt fast gleich stark mit dem Feinde macht,

seinen Vortheil bewährt; doch in den Details der Befolgung hat uns stets die dringende Nothwendigkeit und fast nie ein eigener Entschluß angetrieben. Dies ist denn auch der Grund, warum wir uns hier schlagen müssen!"

Nach der Vertreibung der Franzosen aus Rußland schmeichelte sich der Prinz an die Spitze der Avantgarde gestellt zu werden, und das Commando war ihm auch zugesagt worden. Er gedachte an der Spitze eines Befreiungsheeres in Deutschland einzurücken und knüpfte an diese Stellung sehr phantastische Zukunftspläne. Wie man aus seinen Andeutungen schließen muß, rechnete er darauf, daß sich Deutsche in großer Zahl um sein Banner schaaren und im Stande sein würden, ein Heer zu bilden, mit dem er eine selbständige Rolle neben Preußen und Oestreich spielen und dem ganzen Kriege das deutsche Ziel geben wollte, das er namentlich bei den preußischen Heerführern und Staatsmännern schmerzlich vermißt. Das kann doch nur heißen, daß er den sogenannten reindeutschen Staaten, denselben, die allein der französischen Macht nicht hatten widerstehen können und die willenlos die Gebote des fremden Siegers gegen Preußen und Oestreich, die doch auch Deutsche waren, ausgeführt hätten, die Präponderanz in dem neuen deutschen Reiche zuwenden wollte. Daß er bei solchen Plänen gar nicht gut auf Stein, Scharnhorst und Gneisenau zu sprechen ist, versteht sich von selbst. Es zeigen aber zugleich diese Pläne, wie wenig er bei seiner unzweifelhaften militärischen Begabung politisch befähigt war zu der Rolle, die er gern gespielt hätte. Gegen seine heißesten Wünsche und gegen die bestimmten Zusagen, die ihm geworden waren, erhielt aber General Wintzingerode das Commando der Avantgarde — wieder ein Beispiel, wie geringfügig sein Einfluß auf die bestimmenden Persönlichkeiten war, den er selbst für so groß hält. Als tapferer Feldherr nahm er dann höchst rühmlichen Antheil an den Schlachten bei Lützen und Bautzen, doch erlaubt uns der Raum nicht in das Einzelne seiner Thätigkeit auf diesen blutigen Schlachtfeldern einzugehen. Wir heben vielmehr zur eingehenderen Schilderung die Tage zwischen den Schlachten von Dresden und Kulm heraus, wo es ihm vergönnt war, auf die Schicksale der großen Armee einen entscheidenden Einfluß auszuüben, und thun dies um so lieber, als die meisten Geschichtsbücher das ihm gebührende Verdienst nicht genügend hervorheben und es sogar auf Andere übertragen.

Während die böhmische Armee gegen Dresden vorrückte, sollte Prinz Eugen mit seinem Armeecorps und einem Detachement der 14. Division, zusammen 13,000 Mann und 26 Geschützen, die Elbübergänge bei Königsstein beobachten. Diese Aufgabe gewann am ersten Schlachttage bei Dresden, am 26., dadurch an Bedeutung, daß General Vandamme bei Königsstein die Elbe überschritt und mit seiner dem Prinzen sehr überlegenen Macht die Hauptcommunication der verbündeten Armee nach Böhmen bedrohte. Hier trat nun ein Zwischenfall

ein, der den Prinzen in die größte Verlegenheit setzte, der böhmischen Armee in seinen Folgen sehr gefährlich werden konnte, und der lebhaft an das Erscheinen des verrückten Feldmarschalls Kamensky vor der Schlacht bei Pultusk erinnert. Noch war der Prinz im Dorfe Kritschwitz mit den letzten Dispositionen gegen den schon mit den Vortruppen im Tirailliren begriffenen Feind beschäftigt, als sich der Generaladjutant Graf Ostermann bei ihm einfand. Er überbrachte ein kleines Billet des Grafen Wittgenstein, welches besagte: Angesichts dieses wollen Sie nicht mehr an mich referiren, sondern an den Generaladjutanten Grafen Ostermann, der auf dem rechten Flügel commandirt. Eine so unbestimmte Anordnung, durch die nicht etwa der Prinz seines Commandos enthoben wurde, die aber den Grafen Ostermann ermächtigte, nach Belieben einzugreifen, war nicht blos bedenklich wegen der kritischen Lage des kleinen russischen Corps dem übermächtigen Feinde gegenüber, sondern noch mehr durch die Gemüthsverfassung, in der sich der Ueberbringer befand. Ueber den Grafen gingen seltsame Gerüchte in der Armee um. Eine schwere Krankheit, die ihn im Jahre 1812 befallen hatte, war mit geistigen Störungen verbunden gewesen, die auch später mehrmals wiedergekehrt waren. Ganz demgemäß war auch sein jetziges Auftreten. Er fing mit dem Prinzen einen Wortwechsel an, behauptete den Königsstein auf Leben und Tod vertheidigen zu müssen, verstieg sich darauf bis zu einer Herausforderung und überfloß dann wieder von den ehrerbietigsten Aeußerungen gegen den Vetter des Kaisers. Als er darauf mit dem Prinzen bis in die Schützenkette vorritt, traf er mehre Anordnungen, die ganz verkehrt waren, und ohne die Festigkeit des Prinzen wäre hier alles in die äußerste Verwirrung gerathen. Es gereicht ihm zur höchsten Ehre, daß er in dieser verlegenheitsvollen Lage das Gefecht bis zum Abend hinhielt und erst in der Nacht seine Stellung räumte.

Während dieser Nacht machte der Graf dem Prinzen noch große Beschwer. Von ihm über den Grund und Zweck seiner Sendung das Mindeste zu erfahren war rein unmöglich. Bei der vorsichtigsten Frage in dieser Richtung gerieth er sofort in die heftigste Wuth und ließ sich nur mit Mühe wieder beschwichtigen. Diese ruhigen Momente verbrachte er mit dem Entwerfen von ganz verkehrten Dispositionen, sprang dann aber wieder plötzlich auf und eilte in die Nacht hinaus, wo er sich bei jeder einzelnen Schildwache nach dem Feinde erkundigte und selbst den Haushofmeister des Prinzen mit solchen Fragen bis auf den Heuboden verfolgte. Zuletzt trieb er es so arg, daß die Schildwachen einander zuriefen: „was für ein Verrückter geht denn da um?“ Der Prinz hätte den offenbar Halbverrückten gern fortgeschickt, dem aber stand der kaiserliche Befehl entgegen, der dem Grafen Ostermann das Commando über den rechten Flügel übertrug. So kam es denn, daß ein geistig unzurechnungsfähiger General wenigstens nominell die Führung des Heeres zum Theil führte,

das allein Vandamme abhalten konnte, der von Dresden sich zurückziehenden geschlagenen Hauptarmee in den Rücken zu fallen und sie in den Defileen des Erzgebirges zu vernichten.

Die Art, wie der Prinz Eugen die Anstellung des Grafen Ostermann zu erklären versucht, wirft ein seltsames Licht auf die Verhältnisse im russischen Hauptquartier. Graf Wittgenstein entschuldigte sich einige Tage später beim Prinzen mit den Worten: „Glauben Sie denn wirklich, daß ich Ihnen aus eignem Antriebe den Narren auf den Hals geschickt hätte? Der Befehl kam von Barklay. Ich glaubte, man hätte den Kopf im Hauptquartier verloren. Im Grunde war es ein Mißverständniß." Das war es denn auch; aus Barklays eignem Munde erfuhr der Prinz später, daß dem Grafen Ostermann auf Befehl des Kaisers am 25. August „die Blockade des Königssteins" übertragen worden war. An jenem Tage legte man auf diesen Posten noch keine besondere Wichtigkeit, da man von Vandammes gefahrdrohender Bewegung noch nicht unterrichtet war. Man hielt ihn vollständig gesichert durch die sieben Bataillone des General Helfreich und wußte gar nicht, daß sich das zweite Corps dort befand, das man schon nach Dresden unterwegs glaubte. Graf Wittgenstein aber, der recht gut wußte, daß der Prinz Eugen vor Königsstein stand, fertigte den Befehl, obgleich er seine äußerste Verwunderung erregte, als einen direct vom Kaiser ausgehenden, ohne Anstand aus.

Der 26. verlief ruhig für den Prinzen, und am 27. bei Tagesanbruch stieß die erste Gardedivision unter General Yermoloff zu ihm. Da diese nicht zu dem zweiten Corps gehörte, stellte sich ihr Commandirender unter den Befehl des Grafen Ostermann, und da er ein ehrgeiziger, sich gern geltend machender Mann war, traf er in des Grafen Namen auf eigene Faust Anordnungen, welche die Ursache neuer Verwirrung wurden. Dies konnte sehr verhängnißvoll werden, als am 28. Mittags Oberst v. Wolzogen in directem Auftrage des Kaisers zu dem Prinzen kam und ihn von der unglücklichen Schlacht bei Dresden und dem schon begonnenen Rückzug der Hauptarmee nach Böhmen unterrichtete, während Graf Ostermann von Barklay direct schon den Befehl zum Rückzug erhalten hatte und zwar über Maxen, wogegen der Prinz den Marsch über Peterswalde für unumgänglich zur Rettung der Armee erkannte; denn schon hatte der linke Flügel des Feindes einen Vorsprung nach den Defileen des Gebirges. Auf den durch Wolzogen vom Kaiser direct überbrachten Auftrag gestützt, traf nun der Prinz seine Anordnungen, die bei so verwirrten Befehlsverhältnissen natürlich nicht ohne Einspruch blieben. Er wollte mit dem zweiten Corps vereint mit dem General Helfreich einen Scheinangriff gegen das Dorf Kritschwitz unternehmen, sowie einen zweiten gegen den Hausberg, unter deren Schutz zuerst die Garden und dann die übrigen Truppen auf der großen teplitzer Straße abziehen sollten.

Als der Prinz sein Corps nach Kotta abmarschiren ließ, glaubte Ostermann, derselbe wollte auf und davon gehen und die Garden im Stich lassen, was immer seine fixe Idee blieb. Da seine Einwendungen bei dem Prinzen kein Gehör fanden, verlangte er von dem Obersten Wolzogen wenigstens die Vertretung bei dem Kaiser, „daß nicht er, sondern der Prinz den Garden die gefährliche Aufgabe stelle und also auch nur auf diesem Letzteren die ganze schwere Verantwortung lasten könne." Wolzogen ertheilte ihm lächelnd diese beruhigende Versicherung und eilte dann wieder zu dem Kaiser zurück, um diesem über den Stand der Dinge Bericht zu erstatten.

Es gelang dem Prinzen Eugen sehr bald, das bereits von den Franzosen besetzte Klein-Kotta zu nehmen und durch sein demonstratives Vorgehen gegen Kritschwitz Vandamme so stutzig zu machen, daß der Angriff stockte. Diese kurze freie Zeit zu benutzen, um die Hauptmasse der russischen Truppen nach dem Gebirge in Bewegung zu setzen, war von der entscheidendsten Wichtigkeit. Aber gerade diesen Augenblick ergriff der wieder sich selbst überlassene Ostermann, um durch sein Eingreifen neue Verwirrung zu veranlassen. Es war ein wahres Unglück, daß er in dem von Yermoloff gebildeten Stabe Offiziere zu seiner Verfügung hatte. Diese und die Kosaken seiner Escorte sprengten überall herum und streuten den Samen der Unordnung aus, wo ihnen Zufall oder Unglück Gehör verschafften. Zu dem Prinzen selbst kam ein Kosakenoffizier mit dem Befehl: „Graf Wertemberg befiehlt: dem Prinzen Norrick zu melden, daß er sich halten möge. Er solle Alles in der Arrieregarde lassen, selbst aber vorgehen." — Schon hält die Garde an verschiedenen Stellen an, anstatt zu marschiren; ja einzelne Abtheilungen fangen an Bivouacs zu beziehen und treffen Anstalten, abzukochen, während die Truppen des zweiten Corps im heftigsten Kampf dem Feinde die Spitze zu bieten versuchen. Bereits hat dieser die eingetretene Stockung bemerkt und wendet sich gegen Berggieshübel, um den Russen dort den Weg zu vertreten. Endlich gelingt es, die Garden wieder in Bewegung zu setzen, doch fast ist es zu spät und mit dem Bajonnet muß man sich bei Gieshübel Bahn brechen. Auch die Colonne des Fürsten Schachoffskoi hat dort einen harten Kampf gegen den von Langenhennersdorf andrängenden Feind zu bestehen, doch gelingt es endlich, sämmtliche sich zurückziehende Truppen mit Ausnahme von vier Regimentern, die nach Geppersdorf abgedrängt werden, mit Einbruch der Nacht bei Peterswalde zu vereinigen. Lediglich den aufopfernden Anstrengungen des Prinzen war es zu verdanken, daß diese wichtige Richtung gegen einen übermächtigen Feind festgehalten und die Aufgabe, der Hauptarmee den Rückzug nach Böhmen zu sichern, gelöst wurde.

Der folgende Tag brachte neue Sorgen. Schachoffskoi, der vor Peterswalde blieb, war durch die Bewegungen des Feindes schon fast umgangen und

erhielt deshalb von dem Prinzen den Befehl, schon um elf Uhr Nachts abzuziehen, während die hinter dem fast eine halbe Meile langen Dorfe rastenden Garden erst um fünf Uhr nach Nollendorf aufbrechen sollten. General Helfreich aber war bestimmt, den Abzug beider zu decken. Um drei Uhr Morgens war jedoch Fürst Schachoffskoi noch nicht an dem Prinzen vorbeigekommen. Er konnte sich in der Dunkelheit verirrt haben, und es wurden Adjutanten ausgeschickt, um ihn aufzusuchen, während der Prinz sich zu dem General Helfreich begab und den Abmarsch der Garden beschleunigte. Bei Tagesanbruch war dichter Nebel, der keine Umsicht gestattete. Fürst Schachoffskoi war nicht zu finden, mußte seine Stellung aber schon verlassen haben; denn schon fielen dicht vor den Truppen Helfreichs Schüsse, und feindliche Kugeln schlugen in die Reihen, französische Reiter sprengten bereits heran, als endlich Fürst Schachoffskoi an der Spitze des muromschen Regiments eintraf und berichtete, daß ihm gestern ein Offizier des semenoffschen Regiments im Namen des Grafen Ostermann den Befehl überbracht habe, sich zu halten, es koste was es wolle und große Feuer anzuzünden, um den Feind zu täuschen. Der Fürst hatte sich daher erst in Marsch gesetzt, als ihn der von dem Prinzen abgeschickte Oberst Waditen aufgefunden hatte. Jetzt folgte dem muromschen Regimente unmittelbar ein Haufen Flüchtlinge von der Infanterie und eine Menge einzelner versprengter tartarischer Ulanen. Das Ganze gewährte ein Bild der größten Verwirrung und Zerrüttung. Adjutanten mit Fahnen unter dem Arme, Stabsoffiziere, die nach ihren Bataillonen riefen, Lanzenreiter, die sich gewaltsam Bahn brachen, Fußvolk, das nach allen Richtungen in die Luft feuerte, wimmelten durcheinander, und während der Nebel kaum zehn Schritt weit zu sehen gestattete, umtönte wildes Geschrei die Brigade Helfreich, deren Fassung durch einen sie von allen Seiten treffenden Kugelregen auf eine harte Probe gestellt wurde. Nur dem dichten Nebel und dem das Fußvolk gegen Reiterei begünstigenden Terrain im Dorfe, verbunden mit der ausgezeichneten Haltung der Russen, war es zu verdanken, daß die Nachhut, obgleich nicht ohne Verlust, doch aber geschlossen und auf Umwegen Nollendorf erreichte. Damit war auch an diesem Tage der wichtige, über das Gebirge nach Culm führende Paß gesichert und das Unheil, welches Graf Ostermanns eigenwillige Dispositionen hätten anrichten können, abgewendet. Eine schwere Schuld trifft auch den General Barklay, der eigenmächtig, anstatt dem Befehle des Obercommandos gemäß über Peterswalde zu marschiren, sich über Dippoldiswalde nach Graupen gewendet und dadurch die linke Flanke der sich zurückziehenden Armee bloß gestellt hatte. Das große Verdienst des Prinzen Eugen, durch sein tapferes Ausharren diesen Fehler wieder gut gemacht zu haben, ist nicht genug hervorzuheben.

Dasselbe gilt auch für den 29. August, wo der Prinz Eugen mit nicht

minderer Beharrlichkeit bei Priesen Vandamme von Neuem die Spitze bot und einerseits Barklay ermöglichte, sich aus den Engpässen des Gebirgs vollends herauszuwickeln, andererseits Kleist, seinen kühnen Zug von Fürstenwalde nach Nollendorf zu unternehmen, um von dort aus am folgenden Tage Vandamme in den Rücken zu fallen und bei der Vernichtung von dessen Heer die entscheidende Rolle zu spielen. Dies blutige Gefecht ist das schönste Blatt in dem Ruhmeskranz des Prinzen Eugen; denn er hat es geleitet und nicht der ganz unzurechnungsfähige Ostermann, den mit seltsamer Voreingenommenheit Fallmerayer noch in neuester Zeit als den Helden des Tages gefeiert hat.

Der Prinz hatte am Anfang des Tages nur 14,700 Mann den 30,000 Mann Vandammes entgegenzustellen und selbst mit den allmälig eintreffenden Verstärkungen konnte er nie mehr als 20,000 Mann verwenden. Am heftigsten war der Kampf im Centrum, um das Dorf Priesen, wo die von dem blutigen Ringen des vorigen Tages gelichteten und ermatteten Truppen kaum den Angriffen des Feindes Stand halten konnten. Zweimal gelang es den Franzosen, hier die Garden und den General Helfreich zurückzuwerfen, und das letzte Mal wollten sie sich eben, trotz des heftigsten Kartätschenfeuers, der zwei hinter dem Dorfe aufgestellten Batterien bemächtigen, als Prinz Eugen in dieser äußersten Gefahr den General Krabowitzky mit dem Garderegiment Ismailoff zu Hülfe rief. Auch hier machte General Yermoloff, dem nicht die Rettung des Heeres, sondern die unversehrte Erhaltung der Garde das Wichtigste zu sein schien, Einwendungen und rief dem vom Prinzen an ihn gesandten Adjutanten Helldorf zu: „Der Prinz ist allzuverschwenderisch mit dem Blute der kaiserlichen Garden!“ Zum Glück kehrte sich General Krabowitzky daran nicht und ging mit seinen Truppen vor. „Aufbruch, Angriff und Sieg,“ sagt der Prinz, „war das Resultat eines Augenblicks; gleich darauf sah man das Schlachtfeld mit feindlichen Leichen bedeckt, die nächsten feindlichen Colonnen flüchtend, unsere ganze Linie im erneuten Vorrücken und die Batterien wieder in vollständigster Wirkung. Es war eine wahrhafte Heldenthat, die aber auch zugleich dem tapfern Regimente große Opfer kostete. General Krabowitzky und Oberst Martinoff wurden schwer verwundet.“ Um dieselbe Zeit wurde dem Grafen Ostermann durch eine Kanonenkugel der Arm abgeschossen, und er mußte aus dem Gefechte gebracht werden. Dadurch wurden die störenden Elemente entfernt und auch Yermoloff wieder in seine natürliche Stellung zurückgewiesen. Noch einmal, etwa um fünf Uhr, versuchte Vandamme bei Priesen durchzubrechen, und Alles hing für einen Augenblick in der gefährlichsten Schwebe — denn nur durch einen Reiterangriff konnte man dem Feinde bei Priesen begegnen, da selbst das letzte Bataillon Infanterie bereits verwendet war. Prinz Eugen stürzte selbst mit zwei Kürassierregimentern gegen den Feind, während der im Laufe des Gefechts angelangte Generalquartiermeister Diebitsch mit

einem Dragoner- und einem Ulanenregimente von der anderen Seite angriff. Die Franzosen wichen nun, und Vandamme stellte alle ferneren Angriffe ein. Der Tag war gerettet; denn Barklay traf nun mit drei neuen Divisionen auf dem Schlachtfelde ein. Der Verlust der Truppen, die unter dem Prinzen Eugen gefochten hatten, betrug 6000 Mann, fast ein Drittel ihrer Stärke. Das zweite russische Armeecorps, das die Hauptlast des Tages getragen hatte — es hatte allein in den Tagen vom 22. bis 30. August die Hälfte seines Bestands eingebüßt — erhielt nicht den Lohn, den sein mit so viel Blut bezahlter Sieg verdiente. In officiellen Berichten geschah seines Antheils an diesem für den ganzen Feldzug entscheidenden Gefechte auch nicht mit einem Wort Erwähnung. Yermoloff, der unmittelbar am Tage nach dem ersten Gefecht, am 29., wieder in die Reserve unter den Befehl des General Miloradowitsch trat, berichtete über den Antheil der von ihm commandirten Garden an diesen. Prinz Eugen blieb auch am nächsten Tage im Gefecht und konnte erst am Abend sein Corps ganz wieder vereinigen. Bereits am frühen Morgen des 31. aber erschien der Armeebericht, in welchem Prinz Eugen und sein Corps gar nicht genannt wurden. Die Gründe, weshalb der Prinz nicht nachträglich berichtete, wollen wir mit seinen eigenen Worten anführen, um ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es ist viel Selbstverläugnung darin, aber trotz der Schönheit dieser Tugend hätten wir dem Prinzen etwas mehr deutschen Fürstenstolz und männlichen Zorn über die ihn treffende unverantwortliche Zurücksetzung gewünscht. Er sagt: „An wen sollte ich berichten? — Meine nächste Instanz war Graf Wittgenstein. — Er stand noch jenseits des Erzgebirges, in Zinnwald. — Sollte ich dem Grafen Ostermann meinen Rapport einschicken? — Ich hätte damit eine wahre Ironie zu begehen geglaubt. Ueberdies war er verwundet, und ich erfuhr erst am 3. September seine Anwesenheit in Teplitz. — An General Barklay? — In der Disposition, welche ich bei diesem General gegen mich voraussetzen konnte, durfte ich nichts Anderes erwarten, als ein Zurückweisen meines Berichts mit dem Bemerken, ich möge mich an meine dienstlichen Instanzen wenden. — Ein directer Brief an den Kaiser? — O ja, der hätte vielleicht den Nagel auf den Kopf getroffen; aber er wäre gleichlautend mit einer Anklage auf Tod und Leben gegen den eben erst siegreichen General Barklay — mit einer Beschimpfung des verwundeten Grafen Ostermann und, bei der vorherrschenden Spannung zwischen Schwarzenberg und Barklay das Mittel gewesen, einen Brandstoff in das bisherige Einverständniß im alliirten Hauptquartier zu werfen. — Daß mein Unmuth alle Rücksichten bei Seite setzen konnte, als ich den Armeebericht gelesen hatte, wäre erklärlich gewesen; ehe ich ihn aber kannte, blieb es mir unmöglich, vorauszusetzen, daß meine evidente Gegenwart beim rechten Flügelcorps und die gewichtige Mitwirkung des zweiten russischen Corps bei demselben im Bericht mit Still-

schweigen übergangen werden könne. — Hätte mir diese Möglichkeit aber auch schon am 30. August vorschweben können, so mußte an jenem Tage denn doch eine andere wichtigere Pflicht gelten, als eine Wahrnehmung meiner persönlichen Rechte. Ueberhaupt dachte ich damals, wo alle meine Bestrebungen auf das Hauptziel: die Besiegung Napoleons — gerichtet waren, über diese Angelegenheit ganz anders als heute."

Als der Prinz den Armeebericht gelesen hatte, entschloß er sich in gerechter Entrüstung, seinen Abschied zu fordern und ritt zu diesem Zweck nach Teplitz. Unterwegs begegnete ihm aber der Kaiser. Dieser, der immer die allerschönsten Worte für ihn hatte, um damit die empfindlichsten Zurücksetzungen zu versüßen, eilte auf den Prinzen zu, drückte ihm mit Wärme die Hand und sagte zu ihm im verbindlichsten Tone: „Ich weiß Alles, was wir Ihnen verdanken! Die Selbstverläugnung ist die schönste Tugend!" Das weiche Herz des Prinzen war davon so gerührt, daß er sein Abschiedsgesuch ganz und gar vergaß, ja nicht einmal ein Wort der Beschwerde fallen ließ und sich auf die Hervorhebung der Verdienste zweier seiner Untergenerale beschränkte. Zum einzigen Trost erhielt er den Wladimirorden erster Classe und einen sehr schönen Brief seiner Beschützerin, der Kaiserin Mutter, der ihm das Glück stiller Bescheidenheit rühmte und ihn bei dem Mangel äußerer Anerkennung auf den Lohn verwies, den ihm das Bewußtsein, sich für Andere aufzuopfern, geben müsse.

Zweiundzwanzig Jahre später widerfuhr dem Prinzen in dieser Angelegenheit noch eine neue Kränkung. Als man 1835 den Grundstein zu dem russischen Denkmal zum Gedächtniß der Schlacht bei Priesen legte, wurde in demselben eine von den drei Monarchen Oestreichs, Rußlands und Preußens unterzeichnete Urkunde eingesenkt, in welcher abermals das ganze Verdienst des Sieges dem General Ostermann zugeschrieben und der Antheil des Herzogs Eugen und seines Armeecorps mit Stillschweigen übergangen wurde. Gleichzeitig erhielten Ostermann und Yermoloff anerkennende Schreiben vom Kaiser Nikolaus, der Herzog aber, der sich damals in Karlsruh in Schlesien aufhielt, ging leer aus. Diesmal machte er dagegen Vorstellungen beim Kaiser und erbat sich die Erlaubniß, dem König von Preußen, der an den Ereignissen des Jahres 1813 und besonders jener verhängnißvollen Tage einen glorreichen Antheil genommen, einen umständlichen Bericht über den Gang der Schlacht vom 29. August einzuschicken, da auch er über den Zusammenhang der Ereignisse nicht genau unterrichtet zu sein scheine. Der Kriegsminister Czernitscheff, der diesen Brief beantwortete, that, als ob er die Klagen des Prinzen nicht verstände, und wich seinem Wunsche, einen Bericht an den König von Preußen zu senden, mit der Erklärung aus, daß der Generalstab bereits einen solchen für diesen Monarchen ausarbeite.

Was der Prinz sonst noch über die Ereignisse der Feldzüge von 1813 und

14 berichtet, ist äußerst skizzenhaft und theilt uns nichts Neues mit. Selbst der ruhmvolle Antheil, den das zweite Corps an der Schlacht bei Leipzig nahm, wo es bei Wachau und Güldengossa stand und schrecklich gelichtet, aber unerschüttert den großen Reitersturm über sich ergehen ließ, der das verbündete Centrum fast durchbrochen hätte, ist nur flüchtig berührt. Ebenso ist der Bericht über das Treffen bei la Fère Champenoise und der tapfere Sturm auf die Höhen von Romainville vor Paris werden in wenig Zeilen abgefertigt. Für letztere That wurde der Prinz zum General der Infanterie ernannt, aber auch diesmal in dem Armeebericht nicht genannt. Der Feldzug von 1815 brachte das russische Heer bekanntlich gar nicht in den Kampf, und nach dem Frieden zog sich der Prinz in die stille Einsamkeit seiner Besitzungen in Schlesien zurück.

Seine öffentliche Wirksamkeit war jedoch noch nicht zu Ende. Obgleich immer noch vernachlässigt, ließ er sich von der Ausführung des wiederholten Vorsatzes, seinen Abschied aus russischen Diensten zu nehmen, immer wieder von der gutmüthigen Ueberzeugung abhalten, daß die erlittenen Zurücksetzungen nicht dem Herzen Alexanders, sondern Rücksichten der Politik beizumessen seien. Er befand sich gerade in Petersburg, als die Nachricht von dem Tode des Kaisers eintraf und hatte, bei dem dem Regierungsantritt Nikolaus folgenden Militäraufruhr Gelegenheit, dem neuen Kaiser wichtige Dienste zu leisten. Er traf den Kaiser des Morgens auf dem Schloßplatze unter dem Volke, dasselbe anredend. Als Nikolaus ihn erblickte, sagte er zu ihm flüchtig: „Schütze mir Frau und Kind!“ „Und wo wollen Sie denn hin?“ fragte der Herzog besorgt. „Auf den Senatsplatz!“ erwiderte der Kaiser. Dort hatten sich die aufrührerischen Soldaten versammelt, und eine aus ihren Reihen entsendete Kugel hatte den tapfern General Miloradowitsch tödtlich verwundet. Der Herzog beschwor in seiner Angst den Kaiser, ihm zu gestatten, ihn bei diesem gefährlichen Gang begleiten zu dürfen. Nikolaus aber sagte zu ihm in höchster Eile: „Versichere dich des Schlosses und dann bringe Nachricht!“ Der Herzog ordnete darauf die Wachen, ließ durch den Commandanten, der die Localitäten genau kannte, dieselben theils verrammeln, theils besetzen und begab sich alsdann wieder zum Kaiser, nachdem ihn seine Tante vorher mit den Worten fast zur Thür hinaus gedrängt hatte: „Was machst du hier unter den Weibern? Dein Platz ist bei dem Kaiser!“ Er war dann bis zum letzten Augenblick bei der Unterdrückung des Aufstandes thätig.

Als die Beziehungen zur Türkei immer kritischer wurden und ein Krieg in naher Aussicht stand, machte Nikolaus dem Herzog Hoffnung auf den Oberbefehl in dem bevorstehenden Feldzug. Daß er ihn nicht erhielt, schreibt der Herzog den Intriguen des General Diebitsch zu. Derselbe, behauptet er, habe als Chef des Generalstabes alle militärischen Capacitäten und besonders ihn aus der Umgebung des Kaisers zu entfernen gewußt, um sich allein Einfluß

zu sichern. Im April 1828 erhielt der Herzog endlich den Befehl, von Schlesien, wohin er wieder abgereist war, nach St. Petersburg zu kommen, um sich von dort nach der Türkei zu begeben. Er blieb im kaiserlichen Hauptquartier bis zur Abreise des Kaisers aus dem Lager vor Schumla müßiger Zuschauer der Kriegsoperationen und erhielt erst später das Commando des siebenten Armeecorps.

Der Herzog häuft auf Diebitsch schwere Beschuldigungen, die sowohl dessen militärische Befähigung, wie dessen Charakter als Mensch in Schatten stellen. Inwieweit dieselben begründet sind, müssen wir dahin gestellt sein lassen, doch scheint uns das Urtheil des Herzogs nicht ganz unbeeinflußt geblieben zu sein von den Eigenheiten desselben, der, empfindlich verletzt von dem Mißverhältniß zwischen dem eigenen Werthbewußtsein und der Geltung, die er in der Welt hatte, überall sich von Neidern und Feinden beeinträchtigt glaubt, wo ihn vielleicht nur sein eigenes bescheidenes Zurücktreten verkürzte. Unmittelbar nach der Thronbesteigung hatte er dem Kaiser Nikolaus gerathen, Diebitsch in seiner bisherigen Stellung als Majorgeneral oder Chef des Generalstabs der Armee zu belassen, doch zeigt er sich später von den Folgen dieser Empfehlung wenig erbaut. Den wenig befriedigenden Ausgang des ersten türkischen Feldzugs schreibt er vornehmlich Diebitsch zu, der den Plan dazu entworfen. Sein Ehrgeiz habe aus der Umgebung des Kaisers alle Kenner des Türkenkriegs zu entfernen gewußt, während es ihm an aller Erfahrung gefehlt, obgleich, wie der Herzog zugibt, er im Uebrigen Scharfsinn und Kenntnisse genug besessen. So sei es gekommen, daß man den Krieg mit allzuwenig Mitteln und zu spät begonnen. Daher sei man denn gleich im Anfang auf das Hinderniß gestoßen, welches die Ueberschwemmungen der Donau am Ende jedes Frühjahrs den Truppenbewegungen entgegensetzen — die dann keine andere Möglichkeit des Uebergangs als auf Kähnen gestatten. Darauf war man nicht vorbereitet, und da auch die Belagerung von Braila unerwartet lange aufhielt, stieß man erst am 20. bei Schumla auf einen Gegner, der genügende Zeit gewonnen hatte, sich auf einen hartnäckigen Widerstand vorzubereiten. Die Türken waren, da sie nicht hoffen durften, die viel besser geschulte russische Armee in offener Feldschlacht zu vernichten, nur darauf bedacht, sie durch Mangel zu Grunde zu richten. Wie der Herzog Eugen sagt, fehlte es den Russen nicht an Vorräthen, und die Verpflegung war im Allgemeinen geordnet; man hatte aber nicht bedacht, daß der Unterhalt der Pferde und Ochsen Fouragierungen erheische und daß diese in größerem Maßstabe nur durch eine hinreichende Zahl Reiterei bewerkstelligt werden könnten. Von dieser mußte ein Theil zu diesem Gebrauch, ein anderer zum Vorpostendienst und endlich ein dritter zum Ausruhen bestimmt werden. Man hatte jedoch dem Kaiser glauben gemacht, daß man der Reiterei im Türkenkriege nicht sonderlich bedürfe, und so fügte es sich denn im wesentlichsten

Augenblicke, daß deren bei der Armee gegenwärtiger Theil kaum zum Vorpostendienst ausreichte und Fouragierungen durch Infanterieabtheilungen vorgenommen werden mußten, daß diese nie genügend ausfielen, darüber Reiterei und Train zu Grunde gingen und es somit endlich auch an geeigneten Vorposten gebrach. Der Herzog spricht sogar weiterhin den Verdacht aus, daß es Diebitsch von vornherein darauf angelegt habe, dem commandirenden Generalfeldmarschall Wittgenstein möglichst viel Hindernisse in den Weg zu legen und ihn keine großen Erfolge erringen zu lassen, um dann im nächsten Jahr selbst befehligen zu können. Einer ähnlichen Handlungsweise beschuldigt der Herzog den General Diebitsch in Bezug auf sich. Während der Belagerung von Schumla rückte als Entsatz für das ebenfalls belagerte Warna auf der schmalen Landzunge zwischen dem Dewnosee und dem schwarzen Meere ein türkisches Corps von 20,000 Mann unter Omer Brione heran. Bei den bisherigen sehr spärlichen Erfolgen dieses Feldzugs war es doppelt wünschenswerth, einen effectvollen Schlag auszuführen, und Herzog Eugen erbot sich, mit seinem auf zweiundzwanzig Bataillone verstärkten Corps dem unvorsichtig vorgehenden Feind in den Rücken zu fallen. Wie der Herzog behauptet, hintertrieb Diebitsch diesen, sichern Erfolg verheißenden Plan in dem zu seiner Ausführung geeignetsten Augenblicke, nahm ihn aber später unter Umständen wieder auf, die, wenn sie sich so verhalten, wie der Herzog behauptet, den Argwohn des Letzteren rechtfertigen würden, daß ihn Diebitsch absichtlich habe ins Verderben stürzen wollen. Anstatt 22 Bataillone mit der entsprechenden Reiterei und Artillerie, erhielt der Herzog nur 7000 Mann zum Angriff auf das unterdeß auf 42,000 Mann angewachsene und in starkverschanztem Lager bei Kurtépé stehende türkische Heer, dazu aber vom Kaiser, dem die Vorstellung (natürlich vom Majorgeneral) eingeprägt worden zu sein schien, daß die Vertreibung dieses türkischen Heertheils unbedingt nothwendig sei, wenn die Einnahme von Warna gelingen sollte, den Befehl, den Angriff zu beschleunigen. Diesen Befehl überbrachte ein kaiserlicher Generaladjutant, der die Ermächtigung zur Uebernahme des Commandos, im Fall der Herzog verwundet oder getödtet werden sollte, schon in der Tasche trug. Da ein Theil der russischen Truppen im Lager von Hadschi Hassan Lar und ein anderer bei der Artillerie zurückbleiben mußte, welche durch die das Lager bei Kurtépé umgebenden Waldungen gar nicht fortgebracht werden konnte, so behielt der Herzog nur 3,400 Mann zur Verfügung, und es war natürlich, daß unter solchen Umständen der Angriff trotz der Tapferkeit der Russen gänzlich fehlschlug. Anderen Truppen gegenüber wäre das schwache Corps des Herzogs jedenfalls vernichtet worden; so aber kam es mit einem Verlust von 900 Todten und 500 Verwundeten davon und konnte unbelästigt seinen Rückzug nach Hadschi Hassan Lar bewerkstelligen. Wieder soll Diebitsch Sorge getragen haben, daß das Mißgeschick nder russische Waffen bei dem Kaiser stärker ins Gewicht fiel, als die sehr

stichhaltigen Gründe, die der Herzog für sich anführen konnte, und dadurch verursacht haben, daß in diesem Feldzug der Herzog nur noch sehr wenig und im nächsten gar nicht verwendet wurde. Damit schließt denn auch dessen militärische Laufbahn; denn im polnischen Kriege, wo er sich dem Kaiser zur Verfügung stellte, erhielt er kein Commando. Im Kreise seiner Familie hat er dann in ländlicher Muße auf seinen Besitzungen in Schlesien bis zum Jahre 1861 gelebt und seine Zeit musikalischen Compositionen und umfangreichen Denkwürdigkeiten gewidmet, die in den drei Bänden, die wir besprochen haben, nur zum geringeren Theil veröffentlicht sind. Die Discretion, die er darin beobachtet, gestattet uns nicht, aus den von ihm gegebenen dunkeln Andeutungen die Gründe zu der kränkenden Zurücksetzung, die er erlitten, mit Bestimmtheit zu erkennen, sondern nur zu ahnen. Durch persönliche Tapferkeit, ruhige Ueberlegung und entschiedenes Handeln auf dem Schlachtfelde überall ein Held, hinderte ihn sein weiches Gemüth, sein wie eine Sensitive sich nicht nur bei jeder feindlichen Begegnung, sondern selbst bei dem Mangel an Anerkennung scheu in sich zurückziehendes Wesen, sich mit gleicher Tapferkeit durch das Gewühl der Bewerber um die höchsten Preise dieser Welt Platz zu machen. Schon seine schwärmerische Hingebung an die kaiserliche Familie machte ihn mehr geeignet zu Opfern als zum Fordern. S.

Ungedruckte Briefe von Heinrich Heine*).

Aus den Jahren 1826—1832.

Norderney d. 25. July 1826.

Lieber Freund!

Dir vielen Dank für Deinen Brief, den ich in Ritzebüttel nebst dem Scottschen Roman richtig erhalten. Gestern Mittag bin ich hier angekommen. Acht Tage lag ich in Cuxhaven. Die Goldschmidt ist eine sehr schöne Frau; übrigens aber war es sehr langweilig in Cuxhaven, welches Nest, wenn es

---

*) Die folgenden ungedruckten Briefe Heines an einen vertrauten Freund sind der Redaction aus der Hinterlassenschaft des letzteren durch gütige Vermittelung zugekommen.

nicht unter Hamburgischem Schutz stände, mit etwas herberem Namen von mir benannt sein würde. Aber die Goldschmidt ist sehr schön.

Vorgestern Nacht um ein Uhr reiste ich ab von Cuxhaven. Es war eine wilde Nacht und meine Stimmung war auch nicht von der sanftesten Sorte. Das Schiff lag hoch auf der Rhede und die Jolle, worin ich abfuhr um es zu erreichen, wurde dreimal von den unklugen Wellen in den Hafen zurückgeschlagen. Das kleine Fahrzeug bäumte sich wie ein Pferd und wenig fehlte, daß nicht eine Menge ungeschriebener Seebilder nebst ihrem Verfasser zu Grunde gingen. Dennoch — möge mir der Herr der Athomen die Sünde verzeihen — war mir in dem Augenblick sehr wohl zu Muthe. Ich hatte nichts zu verlieren!

Hier sieht es sehr lebhaft aus. Die schöne Frau ist schon hier, sowie auch die Fürstin Solms mit der ich vorig Jahr sehr angenehme Tage hier verlebte. Hab auch schon gespielt und mit mehr Glück als zu Cuxhaven, wo ich fünf Louisd'or verloren. Ich würde Dir heute mehr schreiben, aber das viele Bücken wird mir sauer. Der Tisch in der kleinen Fischerhütte, worin ich jetzt schreibend sitze, ist zu niedrig. Gott weiß ob überhaupt auf diesem Tische jemals schon geschrieben worden. Er ist grün und schwarz angestrichen — ich komme wohlfeil zu dieser Bemerkung. —

Haben die Hamburger Pöbelblätter noch etwas gegen mich losgelassen, so bitte ich Dich es mir mitzutheilen. — Verdammter Tisch!

Ich schreibe Dir nächsten Tag mehr — verdammter Tisch — und ich denke auch bald einen Brief von Dir zu erhalten. Der liebevolle Antheil den Du an dem schlimmen Heine nimmst erfreut mich unsäglich —

> O wie ist es doch erfreulich
> Solchen Jüngling noch zu finden
> Jetzt in unsrer Zeit wo täglich u. s. w. —

Du siehst aus diesen Versen welch ein schlechter Mensch ich bin, und wie wenig ich die Güte und Liebe meiner Freunde verdiene! Doch zu unserm Trost sei es gesagt, statt jener Verse war ich im Begriff etwas innigst Freundschaftlich Seelenvolles zu sagen und der ironische Teufel hat mir wieder wie gewöhnlich ent gegengesetzte Worte untergeschoben. —

Leb wohl, und so glücklich als es einem honetten Menschen jetzt möglich ist.

d. 28. July 1826.

Die Post ist noch nicht abgegangen und ich kann noch einige Zeilen nachschicken. — Es ist hier sehr amüsant. Wellengeräusch, schöne Frauen, gutes Essen und göttliche Ruhe. Dennoch fühl ich mich sehr niedergedrückt. Es ist Erschlaffung die nach großen Stürmen eintritt. Gedanken von papier maché,

und käsige Gefühle. In diesem todten Zustande nehme ich dennoch viel Naturanschauungen in mich auf, und verarbeitet die Phantasie manches begonnene Gedicht. Seebilder und neue Scenen zu meinem Faust. — Ich werde wohl 4 Wochen hier bleiben, und wenn ich meine Spielverluste — gestern hat sich Fortuna wieder von mir gewendet — wiedergewinne werde ich wohl nach Holland gehen. Es liegt eine Süßigkeit eigener Art in dieser unbestimmten Lebensart, wo alles von der Laune des äußeren Glückes abhängt. Erzähl nur bei Leibe niemandem von dieser Thorheit. — Es macht mir Vergnügen mich Dir in all meinen Schwächen zu zeigen.

Wenn Du bald noch nicht abgeschreckt bist, werde ich Dich wohl für dieses ganze Leben, in Liebe und Freundschaft behalten. — Gott! welche närrische Unterscheidungen haben wir Deutsche eingeführt! „Liebe und Freundschaft“ „Speck und Schweinefleisch“. —

In diesem Augenblick überfällt mich Sentimentalität — „meine Seele ist traurig!“ — ich schließe um so schneller.

H. Heine.

„Das Meer war so wild, daß ich oft zu versaufen glaubte. Aber dies wahlverwandte Element thut mir nichts Schlimmes. Es weiß recht gut, daß ich noch toller sein kann. Und dann, bin ich nicht der Hofdichter der Nordsee? — Sie weiß auch, daß ich noch eine zweite Abtheilung zu schreiben habe.“

H. H.

Norderney, d. 4. August 1826.

Lieber Freund!

Ich kann die Post nicht von hier abgehen lassen ohne einige liebe Grüße an Dich mitzuschicken. Das Bad bekömmt mir sehr gut, und das ist die Hauptsache die ich Dir mitzutheilen habe. Ich lebe hier nicht so vergnügt wie vorig Jahr und daran hat gewiß meine Stimmung mehr Schuld als die Menschen hier. Ich bin gegen diese oft ungerecht. So will es mich bisweilen bedünken als sei die schöne Frau aus Celle nicht mehr so schön wie 1825. Auch das Meer erscheint mir nicht mehr so romantisch wie sonst. Und dennoch habe ich an seinem Strande das süßeste, mystisch lieblichste Ereigniß erlebt, das jemals einen Poeten begeistern konnte. Der Mond schien mir zeigen zu wollen, daß in dieser Welt noch Herrlichkeiten für mich vorhanden. — Wir sprachen kein Wort. — Es war nur ein langer, tiefer Blick, der Mond machte die Musik dazu. — Im Vorbeigehen faßte ich ihre Hand, und ich fühlte den geheimen Druck derselben — meine Seele zitterte und glühte. — Ich hab nachher geweint.

Was hilfts! Wenn ich auch kühn genug bin das Glück rasch zu erfassen, so kann es doch nicht lange festhalten. Ich fürchte es könnte plötzlich Tag

werden — nur das Dunkel gibt mir Muth. — Ein schönes Auge, es wird noch lang in meiner Brust leben, und dann verbleichen und in Nichts zerrinnen — wie ich selbst.

Der Mond ist an Schweigen gewöhnt, das Meer plappert zwar beständig, aber man kann seine Worte selten verstehen, und Du, der Dritte, der jetzt das Geheimniß weiß, wirst reinen Mund halten, und so bleibt es verborgen in der eignen Nacht.

Das Leben hier ist ziemlich lebhaft. Der Hannöversche Adel spielt hier die Hauptrolle. Eine Menge fürstlicher Personen. Die Fürstin Solms ist ebenfalls wieder hergekommen; wir verkehren nicht mehr so viel wie vorig Jahr, sie scheint mir nicht mehr so innig gewogen zu sein, und wenn wir uns begegnen droht oder warnt sie immer mit dem aufgehobenen Zeigefinger und will nicht sagen was das eigentlich bedeuten soll. — An der schönen Cellenserin bewundre ich jetzt nur noch die Stimme. Ich sauge ein ihre Worte. Ich glaube gewiß nicht, daß sie mir gewogen ist, obschon sie letzthin zu mir sagte: „Sie kenne ich in und aus dem Sack".

Leb wohl, so wohl man es in dieser Welt vermag.

Dein Freund

H. Heine.

Norderney, vielleicht d. 16. Aug. 1826.

Lieber Freund!

Eben bringt mir die Post Deinen Brief vom 11. August, und da ein junger Freund im Begriff ist mit günstigem Winde nach Bremen zu schiffen, so kann ich Deine lieben Zeilen auf der Stelle mit einigen Grüßen erwiedern.

Das lichte Ereigniß am Strande ist nicht so bedeutend wie Du glaubst, und wie meine leicht erregbare Sentimentalität es anschlug; es war ein Stern, der durch die Nacht herabschoß, in grausamer Schnelligkeit und keine Spur zurückläßt — denn ich bin trist und niedergedrückt wie zuvor. Aber es war doch ein Stern! Für den überschickten Homer danke ich Dir. Ich lese ihn einsam am Strande wandelnd; und da kommen mir allerlei Gedanken. Ueberhaupt gehe ich viel am Strand spazieren, besonders Nachts bei Mondschein. Ich lebe ganz isolirt, und nicht mahl, wie vorig Jahr mache ich den schönen Weibern die Cour. Ich glaube meine Betrübniß ist eine unseelige Nachwirkung — sie wird vorübergehn.

Ich bleibe jetzt noch zehn bis vierzehn Tage hier und gehe dann nach Holland. Ich erwarte vorher noch einen Geldzuschuß von zwölf Louisd'or, denn unter meinen Pistolen ist eine verwünschte Sterblichkeit eingerissen. Ich bitte Dich aber bei allen Göttern mache mir keine Vorwürfe in Betreff des Spie-

lens, nicht dieses hauptsächlich hat mich in Geldverlegenheit gebracht, sondern die Gutmüthigkeit einem Landsmann Geld zu borgen. Uebrigens spiele ich seit vorgestern nicht mehr, weil mich das ewige Verlieren ärgert, ich gab daher Jemanden mein Ehrenwort nicht mehr zu spielen.

Deine Nachricht wegen Mlle. M. hat mich überrascht, obzwar ich dergleichen Extravaganzen von dieser kleinen Centaurin erwartete. Deine Erzählung von der schönen Frau die sich nach mir erkundigt intriguirt mich sehr. Ist es keine Mystification von Dir? — Ein russischer Fürst K., der einst als Gesandter überall gewesen, erzählt mir hier viel Interessantes. Nous sommes inséparables. Er weckt in mir die Lust nach high life. Ich lerne schwimmen. — Mein Bruder schreibt mir, daß in Berlin die Reisebilder noch immer stark gelesen und bekrittelt werden; im Ganzen würde ich gekreuzigt. Daß Du Kleist jetzt zu lesen beginnst, freut mich. Er hat in höherm Grade was Dir bei mir gefällt. Er ist ganz Romantiker, will nur das Romantische geben, und gibt dieses durch lauter plastische Gestalten, so daß er wieder äußerlich ganz Plastiker ist.

Dein Freund

H. Heine.

Lüneburg, d. 6. Octob. 1826.

Lieber Freund!

Ich hab Dir lange nicht geschrieben; desto öfter hab ich an Dich gedacht. Das böse Fieber hat mich abgeschreckt nach Friesland und Holland zu reisen; die Reise ist aber darum nicht aufgegeben. Ich gehe mahl von Hamburg aus mit dem Dampfschiff direct nach Amsterdam. Dennoch will ich meine letzte Reise beschreiben. Im Grunde ist es gleichgültig was ich beschreibe; Alles ist ja Gottes Welt und der Beachtung werth; und was ich aus den Dingen nicht hinaussehe, das sehe ich hinein. Leider befinde ich mich noch immer von Kopfschmerzen gequält, obschon das Bad mir erstaunlich heilsam war. — Hier hab ich bereits acht große Seebilder geschrieben, höchst originell, vielleicht von nicht allzugroßem Werth, aber doch immer bemerkenswerth; und ich steh dafür sie werden bemerkt werden. Wenn es sich nur mit meiner Gesundheit etwas mehr bessert, so wird der zweite Reisebilder-Theil das wunderbarste und interessanteste Buch das in dieser Zeit erscheinen mag. Ich übereile mich gar nicht. Lüneburg ist nicht an einem Tage gebaut. Und Lüneburg ist noch lange nicht Rom. Ich befinde mich schlecht und voll Poesie. Ein Reisender, der eben in ganz Deutschland gekreuzt, hat überall von meinen Reisebildern sprechen gehört. Gott! ich muß den zweiten Theil unendlich besser geben, es soll geschehen. Auf was für elendem Papier ist Tiecks Cevennenkrieg gedruckt! — Campe

schreibt einen ganz allerliebsten Briefstyl. Er könnte sich wahrhaftig seine Reisebilder selbst schreiben; man darfs ihm nur nicht sagen, sonst werde ich überflüssig. — Hast Du nicht gehört ob der schwarze Ungehenkte noch viel über mich herumgelogen? Ueberhaupt wäre es mir lieb wenn ich bestimmt wüßte gegen welche Leute er gedroht hat mich prügeln zu lassen. Das ist mir sehr wichtig; für die Folge denk daran. NB. Ich unterstreiche selten.

Und nun lebe wohl, behalte mich lieb und sei überzeugt, daß mein Herz Repressalien gegen Dich gebraucht.

Dein Freund

H. Heine.

Lüneburg, d. 16. Nov. 1826.

Lieber Freund!

Da ich so oft und viel und anhaltend an Dich denke so bin ich wahrlich nicht im Stande zu sagen ob ich es bin an dem die Reihe des Schreibens ist, oder ob sie an Dir ist. Ich befinde mich größtentheils en misère. Ich schreibe wenig, aber das Wenige ist sehr gut, und wird Dir gefallen. Ich denke viel, lese viel und es kann einst etwas aus mir werden. Unser Buch schreitet, wenn auch etwas zu langsam doch immer vortrefflich fort, es soll viel Freude und Angst machen. Du wirst sehen le petit bon homme vit encore. Napoleon und die französische Revolution stehen darin in Lebensgröße. Ich lebe hier ganz isolirt. — Gestern erhielt ich einen Brief von Varnhagens; ich will den Brief der Dame Dir mitschicken, bitte ihn bei Leibe niemanden zu zeigen und mir solchen gleich zurückzuschicken. Er bezieht sich hauptsächlich auf meinen Brief, vorzüglich auf meinen Plan: nach Paris zu reisen und dort ein Europäisches Buch zu schreiben. Von diesem Plan darf niemand etwas wissen. Ich denke etwas besseres zu liefern als die Morgan, die Aufgabe ist nur solche Interessen zu berühren die allgemein europäisch sind. —

Gestern hab ich auch Müllners Schnöditäten über meine Reisebilder im Mitternachts-Blatt gelesen. Dieser Mann kann doch nur verletzen, und hat gewiß geglaubt mein Teufel bezöge sich auf ihn. Er sieht überall nur sich. — Einige Freunde dringen darauf, daß ich eine auserlesene Gedichtesammlung, chronologisch geordnet und streng gewählt, herausgeben soll, und glauben, daß sie ebenso populär wie die Bürgersche, Götheſche, Uhlandsche u. s. w. werden wird. Varnhagen giebt mir in dieser Hinsicht manche Regeln. Ich würde einen Theil meiner ersten Gedichte aufnehmen, ich darf es rechtlich thun, da mir Maurer keinen Pfennig Honorar, und zwar mit doloser Umgehung, gegeben hat — ich nehme fast das ganze Intermezzo — das könnte Dümmler mir nicht verargen — und dann die spätern Gedichte — wenn Campe, von dem

ich keinen Schilling Honorar verlangen würde, das Buch verlegen wollte und nicht fürchtet, daß die Reisebilder dadurch beeinträchtigt werden. Wie gesagt, ich wollte für dieses Buch keinen Schilling verlangen, die Wohlfeilheit und die andern Erfordernisse des Popularwerdens wären meine einzigen Rücksichten, es wäre meine Freude Maurern und Dümmlern zu zeigen, daß ich mir doch zu helfen weiß und dieses Buch würde mein Hauptbuch sein und ein psychologisches Bild von mir geben, die trübernsten Jugendgedichte, das Intermezzo mit der Heimkehr verbunden, meine blühenden Gedichte z. B. die aus der Harzreise und einige neue, und zum Schluß die sämmtlichen kolossalen Epigramme. Ich nenne diesen Plan hübsch, weil ich noch manchen hübschen Einfall damit verbinde, indem ich das Publikum kennend, ihn an dessen Tagesinteressen zu knüpfen wüßte; ich hätte doch keine leichte Arbeit z. B. die Vorrede. — Doch mein Papier geht zu Ende. Schreib bald, behalte mich lieb und sei überzeugt, daß ich armer, matter Mensch, dessen Kopf in diesem Augenblick so arm und matt ist, doch immer warm und herzlich bleibe

Dein Freund

H. Heine.

Lünebg. d. 1. Jan. 1827.

Glück zum neuen Jahr! 1827!

Recht herzlichen Glückwunsch! lieber Freund! Ich sitze nur gar zu sehr bis am Hals in Schreiberei, sonst würde ich Dir viel schreiben — aber ich muß mich beschränken. Daher nur wenige Worte auf Dein gestriges liebes Schreiben.

Du mußt in den Seebildern „ausschilt" statt des unrichtigen „ausschaltet" setzen. Auch kannst Du „gottbefruchtete Jungfrau" statt „gottgeschwängerte" setzen. Uebrigens bezieht sich das auf die Königstöchter, die Juno immer verfolgte, wenn Jupiter sie geschwängert hatte, wie sie denn auch den Herkules, den 12- Wunderthäter, als solchen Gottessohn verfolgt. Die „Metze" laß ich mir aber nicht nehmen, die muß stehen bleiben, und dieses plebeisches Schimpfwort giebt eben der schönen Sonne das tragische Mitleiden — am Ende muß sie durch diese Ehe untergehen — „Sonnenuntergang".

Uebrigens sahst Du recht, die drei Bilder sind gut. Sie zeigen mein Steigen im tragischen Humor. Der zweite Theil soll noch viele solcher Klänge enthalten. Leider muß ich, wenn ich kein Lump sein will, das Buch rasch fertig machen. „Unauslöschliches Gelächter" ist ein homerischer Ausdruck, und muß bleiben.

Ist das Wort „Josty — Baisers" nicht richtig geschrieben, so ändre es.

Dein getreuer

H. Heine.

London, Craven Street No. 32, Strand, d. 23. April 1827.

Lieber Freund!

Draußen schneit es und in meinem Kamin ist kein Feuer, daher ein kühler Brief. Obendrein verdrießlich und krank. Schon genug gesehen und gehört, aber noch keine einzige klare Anschauung. London hat all meine Erwartung übertroffen in Hinsicht seiner Großartigkeit, aber ich habe mich selbst verloren. Ich habe noch wenig Besuche gemacht — Deine Freunde sah ich noch nicht — und das Theater war bis jetzt meine Hauptresource. — Ich friere und leide fürchterlich. — Ich bin zu krank um etwas thun zu können, doch meine nächste Arbeit soll die Vorrede meiner Gedichte sein. Hernach gehe ich an die Veränderung des Ratcliff. — Ich werde höchstens bis Mitte Juny in London bleiben; alsdann gehe ich auf drei Monate nach einem englischen Seebad. Ich habe letzteres durchaus nöthig. — Fürchterlich kostspielig ist das hiesige Leben, bisher hab ich noch mehr als eine Guinee täglich gebraucht, 1½ Pfund hab ich für Beköstigung und Trinkgeld noch auf dem Dampfschiff zu bezahlen gehabt, für meine wenigen Bücher hatte ich fast ein Pfund Zoll zu bezahlen u. s. w. Bücher selbst sind hier rasend theuer. — Nichts als Nebel, Kohlendampf, Porter und Canning. — Meine Freunde in der Westminsterabtei habe ich noch nicht besucht. — Wie wird es mir noch gehn in dieser Welt! Ich werde es, trotz meiner bessern Einsicht, nimmermehr lassen können, dumme Streiche zu machen, d. h. freisinnig zu sprechen. Ich bin begierig von Dir zu erfahren ob keine Regierung mir mein Buch übelgenommen. Am Ende will man doch ruhig am Heerde in der Heimath sitzen, und ruhig den Deutschen Anzeiger oder die Hallische Liter. Zeitung lesen und ein deutsches Butterbrod essen. — Es ist hier so fürchterlich feucht und unbehaglich, und kein Mensch versteht einen, kein Mensch versteht Deutsch. — Leb wohl

Dein Freund

H. Heine.

London d. 1. Juny 1827.

Lieber Freund!

Meine Schreibsaumseeligkeit mußt Du nicht auf Rechnung meiner Gesinnung schreiben. Bin zu schlechtgestimmt, auch krank und verwirrt um schreiben zu können. Von Berlin angenehme Briefe. Die unbekanntesten Menschen voll Enthusiasmus. Dagegen schreibt mir Varnhagen: „Aufsehn, viel Aufsehn macht Ihr Buch, und Dümmler und Consorten nennen es nach ihrem Buchladenmaaß ein gutes, aber die Leser verstutzen, sie wissen nicht ob sie ihr Vergnügen nicht heimlich halten und öffentlich ableugnen sollen, selbst die Freunde

thun erschrecklich tugendhaft als ordnungsliebende Gelehrte und Bürger —" kurz aus serviler Angst wird Alles getadelt. Wie contrastirt dagegen der offne süddeutsche Brief aus Augsburg. Es ist mir nichts neues, daß mir von dorther viel Anlockendes zukam. Ach! ich bin gefesselt an Norddeutschland. Ein schöner Gedanke, Liberalenhäuptling in Baiern zu werden. Aber ach, ich bin krank, ruinirt und gefesselt. Und dennoch muß ich hier mit Gold alle jene Anschauungen aufwiegen, die ich einsammle. Tage wo ich ein Paar Guineen ausgebe. Ich werde nichts über England herausgeben; kein Buchhändler bezahlt mir die Kosten. — Gestern dachte ich ob ich nicht einige Aufsätze über England fürs Morgenblatt schreiben soll — Aber das ist auch nicht der Mühe werth. Ich muß mich darin politisch zähmen und die Sachen verlören ihr Interesse wenn ich sie als Buch wieder abdrucke. Das beste ist ich gebe gar nichts. Was ich seitdem aufgefaßt kommt dann desto schöner in späteren Produkten. Ich will so kein Narr sein und gute Bücher schreiben im Sinne Dümmlers. Ich lebe hier sehr isolirt; ich will es. Dennoch, Gott weiß wie! haben die hiesigen Blätter unter andern wichtig politischen Nachrichten meine Anwesenheit in London angezeigt und bemerkt, daß ich auf dem Weg nach Frankreich begriffen sei. Ich werde Euch mündlich viel erzählen.

Leb wohl, behalte mich lieb und schreib bald

Deinem Freund
H. Heine.

Norderney, Norderney, Norderney d. 20. Aug. 1827.

Lieber Freund!

Wie Du siehst, ich bin wieder in Norderney. Ich hörte, daß man hier sehr ungehalten gegen mich sei, mich todtschlagen wolle u. s. w. — und ich hatte nichts eiligeres zu thun als hierher zu kommen. „Nun, dazu gehörte Muth" — riefen mir einige alte Bekannte entgegen, als sie mich ankommen sahen. Indessen, ich glaube, ich bedarf hier keines Muthes; nur das Kommen selbst. Die Verachtung aller etwa zu befürchtenden Anfechtungen, dazu gehörte Muth. Ich habe diesesmal ein Recht zum Pralen. Die Post ist im Begriff abzugehen, sonst geschähe es noch weit mehr. Ich kann Dir auch heute noch nicht recht schreiben. — England hat mich in finanzieller Hinsicht zu Grunde gerichtet. Dennoch will ich es nicht wie Walter Scott ma und ein schlechtes Buch, aber lukratives schreiben. Ich bin der Ritter vom heiligen Geist.

Dein Freund,
Dein bald Brief von Dir erwartender Freund
H. Heine, Doctor Juris, auf Norderney.

München, Sylvesterabend 1827.

Ich wünsche Dir ein gutes neu Jahr, ein besseres als das welches im Begriff ist abzurollen. Ich wollte ich könnt mitrollen in das ewige Nichts, denn ich bin sehr krank und schlechter Laune. —

Du scheinst, wie ich aus meines Bruders Brief merke, durch mein kurzes Schreiben ungehalten zu sein! Du solltest wissen, daß ich, der ich den nöthigsten und liebsten Freunden jahrelang nicht schreibe, nicht um Dich zu amusiren lange Briefe anfertigen kann. Wahrlich der Egoismus der Freundschaft ist unerträglicher als der der Feindschaft. Ich kann keine lange Briefe schreiben.

Das Clima hier tödtet mich, sonst aber gefällt es mir gut. Bin gut bewahrt. Der König ein netter Mensch. Liest mit Theilnahme die politischen Annalen, wie er sagt. In 8 Tagen erscheint das erste Heft der Annalen, herausgegeben von Heine und Lindner. Es ist ein kleiner Aufsatz drin von mir über Freiheit und Gleichheit. Trotz meiner Krankheit muß ich derart für die Annalen sorgen. Meine Finanzen sind zerrüttet, ich habe Schulden, will diesen Sommer wieder ins Bad, und wenn ich von Cotta, der reichlich für mich sorgt, so viel Geld nehme, muß ich auch etwas liefern. Drum soll in jedem Heft der Annalen wenigstens ein Paar Blätter aus meiner Feder kommen. Auch liegt viel Renommage zum Grund; ich zeige der Welt, daß ich etwas andres bin als unsre sonnettirenden Almanachspoeten.

Lach Dich todt! eben kömmt ein Freund und bemerkt mir erst morgen sei Sylvesterabend! Und ich habe schon seit einer Stunde in den üblichen ernsten Jahresabschlußbetrachtungen gebrütet — und muß sie morgen nochmals wiederholen.

Dein Freund
H. Heine.

per Adresse der Literarisch Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung in München.

Theurer Freund und Gönner!

Dieppe den 24. August 1832.

Obgleich an einer lahmen und einer schwachen Hand leidend, bekomme ich doch plötzlich den Drang Dir zu schreiben. Längst hatte ich dazu Lust, zumal seit Dr. Chr. der Mirabeau der Lüneburger Haide geworden ist. Das ist ein Spaß, womit mir der liebe Gott beweisen wollte, daß er ein noch größerer Ironiker ist als ich. — Da ich Dich kenne, liebster Freund, so weiß ich voraus, daß Du ganz bestimmt Dir einbildest, ich schreibe Dir weil ich die Absicht hege einige Bücher herauszugeben (Plapperlotte wird es Dir wohl ge-

sagt haben) und weil ich alsdann wünschte, daß Du dabei Deine kritischen Augen in Bewegung setztest.

Indessen, so viel ich weiß, ist die Hauptabsicht dieser Zeilen, Dich zu bitten mir mal zu schreiben, wie es in Deutschland aussieht, mir immer zu schreiben, was dort vorgeht, so faktisch als möglich, und hauptsächlich politische Verhältnisse betreffend. Du thust zugleich ein patriotisches Werk, indem ich thätiger bin als Du weißt und oft im Dunkeln tappen muß. — Haben während dem letzten Jahre die Blätter, die ich hier in Frankreich gar nicht sehe, etwas enthalten, was mich besonders ehrenrührig betrifft, so bitte ich es mir zu notificiren; in der Vorrede zu dem ersten Werk welches erscheint will ich dergleichen berühren. — Ich bin im Begriff wieder nach Paris zu reisen, wo ich mein Hauptquartier behalte, und wo ich Deine Briefe erwarte. — Ich erlebe viele große Dinge in Paris, sehe die Weltgeschichte mit eignen Augen an, verkehre amicalement mtt ihren größten Helden, und werde einst, wenn ich am Leben bleibe, ein großer Historiker. Im Schreiben von belletristischer Art habe ich in der letzten Zeit wenig Glück gehabt. Der Strudel war zu groß, worin ich schwamm, als daß ich poetisch frei arbeiten konnte. Ein Roman ist mir mißglückt; doch werde ich wohl in einer Sammlung, welche ich diesen Winter besorge, und worin ich auch den Rabbi hineinschmeiße, einige Romanstücke geben. — Ich habe wenig Gedichte gemacht und doch muß ich sie bei einem besondern Abdruck des „Neuen Frühlings" hinzufügen, damit dieser etwas buchlich erscheine. — Ich bin übrigens fleißiger als sonst und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich in Paris sechsmal so viel Geld brauche als in Deutschland. — Und nun leb wohl, schreib bald, wie es Dir geht, und schreib viel und sei nicht eigensinnig. — Wenn ich Dir wenig schreibe, so ist die Ursache keine andre, als daß ich Dir viel zu sagen hätte. — Je suis

Monsieur l'ami

Votre devoué

H. Heine.

Der Fortschrittsverein in Sachsen.

In Sachsen ist im Grunde jeder politische Verein, welches auch seine Tendenz sei, ein Fortschrittsverein; denn in einem Lande, welches seit dreizehn Jahren an den deutschen Dingen nur Theil nahm, insoweit sein Organ, der Herr v. Beust dies that, übrigens aber als politisch todt par excellence mit Recht galt, ist jede politische Bewegung ein Gewinn. Wir haben aber trotzdem nicht im Sinne, unter obiger Ueberschrift den conservativen Verein zu besprechen, welcher sich neuerdings in Leipzig gebildet hat, und welcher es sich gefallen lassen mußte, in der Augsb. Ztg. denuncirt zu werden, daß ein angesehener Mann, aufrichtiger Anhänger der Regierung, aber in manchen Richtungen einem gemäßigten Freisinn ergeben, den Zutritt nicht erlangen konnte. Wir meinen vielmehr den Fortschrittsverein, so zu sagen im technischen Sinne des Wortes, welcher soeben gegründet worden ist. Es ist ein fast stereotyper Weg, den die Entwickelung der Dinge in den einzelnen deutschen Ländern nimmt, der Weg, den zuerst die preußischen Abgeordneten und ihre Freunde gewiesen haben, die Errichtung einer Fortschrittspartei für das einzelne Land neben dem Nationalverein für das gesammte Vaterland, den seitdem mehre süddeutsche Staaten mit Glück betreten haben, und auf dem nunmehr Sachsen endlich gefolgt ist. Allerdings sind die Verhältnisse, aus denen die Parteibildung geworden ist, nicht überall dieselben, und der Schwerpunkt ist daher bei den Fortschrittsvereinen der einzelnen Staaten ein sehr verschiedener. In Preußen waren es hauptsächlich Gegensätze des innern Staatslebens, namentlich aber der Gegensatz zum Ministerium der Altliberalen, welcher die Bildung der Fortschrittspartei hervorrief, während der nationale Gedanke in der Parteibildung keinen charakteristischen Ausdruck fand; daher denn auch hervorragende Mitglieder der Partei in der deutschen Frage einem wesentlich anderen Standpunkte angehören, als die Mehrzahl. In Bayern dagegen sind es weniger innere staatliche Fragen, welche den Trennungspunkt bilden, vielmehr ist es fast ausschließlich die nationale Frage und im engsten Zusammenhange damit die Frage des französischen Handelsvertrags. Dem erlittenen Drucke in inneren Dingen, wie dem Gegensatze zur Regierung in der nationalen Frage zugleich danken die Fortschrittsvereine in den Staaten wie Darmstadt, Würtemberg, Nassau ihre Entstehung. So mannigfaltig aber auch diese Ursachen sein mögen, ein gemeinschaftlicher Gedanke spricht sich in der Gründung aller dieser Vereine aus, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, der allgemeinen nationalen Parteibildung für die einzelnen Staaten eine be-

sondere Form zu geben, gewissermaßen den abstracten Parteimenschen zum concreten zu erheben. Freilich kann man ein Bedauern nicht unterdrücken, wenn man diese Nothwendigkeit einräumt; leider ist aber das allgemeine nationale Ziel noch so entfernt, daß seine Behandlung noch unter die Kategorie abstracter Politik zu gehören scheint, und leider sind alle concreten Fragen der Verfassungs- und Verwaltungspolitik noch particularistisch, aber ein Bedauern kann die Wahrheit nicht aufheben. Auch in Sachsen machte sich diese Nothwendigkeit fühlbar; denn wenn auch in Leipzig, und zum Theil auch in Dresden und Chemnitz, der Nationalverein auch für die inneren, staatlichen und städtischen Fragen, eine Bedeutung erlangt hatte, so bedurfte es doch für das übrige Land unbedingt einer neuen Parteibildung, welche sich auf den sächsischen Verhältnissen und für diese aufbaute. Und zwar bot sich für Sachsen außer jenen beiden Gesichtspunkten noch ein dritter: eben der, nur überhaupt vorerst politisches Leben wieder in Sachsen zu wecken, und alle genauer begrenzte Parteibildung der Zukunft zu überlassen, und es hat in der That nicht an wohlmeinenden und tüchtigen Männern gefehlt, welche die Einhaltung dieses Gesichtspunktes befürworteten.

Die nächste Veranlassung, welche endlich nöthigte, politisch zu denken und zu handeln, war durch die demnächst bevorstehende theilweise Erneuerung der sächsischen zweiten Kammer geboten. Wie in diesem Blatte früher berichtet worden, hatte die vom vorigen Landtage genehmigte Wahlreform, welche die Sühne für die Juniverordnungen von 1850 hatte gewähren sollen, nur wenige Abänderungen des Bestehenden gebracht. Festgehalten war am Ständeprincip, am Bezirkszwang, an den neunjährigen Wahlperioden, nur in Bezug auf den Census, das Erforderniß der Ansässigkeit, den Stand des zu wählenden Abgeordneten ꝛc. waren einige Erleichterungen geschaffen worden; außerdem wurde eine Vermehrung der Vertreter des Fabrik- und Handelsstandes um fünf beschlossen. Trotz dieses Anklammerns an die bewährten Sicherheitsvorkehrungen hatte man es aber doch nicht gewagt, eine totale Erneuerung der zweiten Kammer vorzunehmen, man entschloß sich zu dem eigenthümlichen Experimente, einen Theil der Kammer nach andern Wahlgrundsätzen erwählen zu lassen, als die sind, nach denen die Wahl der übrigen Mitglieder erfolgte. So steht denn in diesem Jahre die Wahl eines Drittels der zweiten Kammer und der fünf neucreirten Vertreter des Handels- und Fabrikstandes bevor.

Bereits seit Monaten war von manchen Seiten die Mahnung zur Bildung einer Fortschrittspartei erhoben worden, die hervorragenden Mitglieder der liberalen Parteien näherten sich zu vertraulichen Besprechungen, und der Entschluß, nunmehr ans Werk zu gehn, wurde gefaßt. Die Elemente, welche sich in Sachsen für eine derartige Parteibildung vorfinden, sind eigenthümlicher Art. Sachsen ist das Land der politischen Extreme; seine constitutionelle Ent-

wickelung ist aus dem Ständelandtag in den sogenannten Unverstandslandtag, und später, aus Anlaß der deutschen Frage, wieder in den Ständelandtag gefallen, und so haben denn in Sachsen immer nur Conservative in des Wortes verwegenster Bedeutung und Demokraten recht gedeihen wollen. Die liberale Partei hat numerisch nie über große Kräfte zu gebieten gehabt. Von den Demokraten hat sich ein Theil dem Nationalverein angeschlossen, ein anderer Theil ist großdeutsch geblieben. Von den Letzteren hat wieder ein Theil sich den Demokraten des Nationalvereins genähert, während ein anderer Theil sich die widerliche Aufgabe gestellt hat, zum Vortheile des Herrn v. Beust und der Reaction die liberalen Elemente des Landes mit Koth zu bewerfen, dann gelegentlich wieder radicale Phrasen zu dreschen, neuerdings sogar mit Herrn Lassalle schön zu thun. Die Lage der Dinge in Preußen hat namentlich in den mittlern und kleinern Städten den Großdeutschen wieder viele Anhänger zugeführt. Man beurtheilt ja dort so leicht die Dinge nicht nach dem innern zwingenden Gedanken, sondern nach dem nächsten Erfolge, und so heißt es denn auch: „Die preußische Spitze hat Fiasko gemacht, man muß daher einen andern Weg ergreifen". Als ob die preußische Spitze je gewählt worden wäre wegen der Vortrefflichkeit der preußischen Regierung, und als ob nicht für die preußische Spitze in Preußen jetzt eine gründlichere Radicalcur vorgenommen würde, als sich noch vor wenig Jahren hoffen ließ. Bei der Bildung der neuen Partei handelte es sich nun darum, inwieweit eine Vereinigung der alten Parteien zu den neuen Zielen möglich sei. Eine Basis der Annäherung hatte zum Theil schon früher der Nationalverein geboten, dem die Liberalen neueren Datums meist sich angeschlossen haben; es galt nun, auch für die innern Fragen eine Annäherung zu gewinnen. Die Lethargie, in welcher sich das politische Leben Sachsens seit dreizehn Jahren befunden hatte, war dem Heranwachsen neuer Kräfte hinderlich gewesen, und so sind es im Wesentlichen noch die alten Persönlichkeiten, welche maßgebend sind. Wohl mag es Manchen darunter bei sämmtlichen Parteien schwer geworden sein, die Erinnerungen der früheren Jahre zu vergessen und mit den Gegnern von ehedem sich auf engerm vaterländischen Gebiete die Hand zum Bunde zu reichen; allein solche persönliche Stimmungen mußten überwunden werden. Daß es an den Hetzern nicht fehlte, die wieder das alte Kunststückchen gebrauchten, jeder Partei zu sagen, sie werde von der andern mißbraucht, verstand sich von selbst. Sächlich bedurften namentlich zwei Punkte einer reiflicheren Prüfung: einmal wie verhielt sich die Einigung behufs gemeinschaftlichen Vorgehens in sächsischen Dingen zu der nationalen Frage, und sodann, welche Stellung hatte die Partei zu den Verfassungsvorgängen Sachsens von 1850 zu nehmen? In der ersten Beziehung fragte sichs darum: sollten sich sämmtliche liberalen Parteien zusammenthun, um zunächst in Sachsen die Garantien des Rechts und der Freiheit erhöhen zu helfen, um sodann auf dieser gewon-

nenen Grundlage die nationale Frage zum Austrage zu bringen, oder mußte die Partei gleich jetzt eine ganz bestimmte Stellung zur deutschen Frage nehmen? Der ersteren Auffassung schienen sich namentlich die demokratischen Führer zuzuwenden, während die letztere Ansicht besonders von den Mitgliedern der liberalen Partei zur Bedingung der Verständigung gemacht zu werden schien. Das Erstere versprach ohne Zweifel einen nächsten größeren Erfolg, und wenn es daher nur darauf ankam, liberale Abgeordnete in die zweite Kammer zu bringen, so verdiente dies unbedingt den Vorzug. Allein darauf kam es doch wohl nicht an. Sachsen erfreut sich im Ganzen nicht der ungünstigsten innern Verhältnisse; freilich halten sich fast alle seine inneren Einrichtungen in einer gewissen liberalen Halbheit, es sind sogar viele der wesentlichsten Bedingungen gesicherter Freiheit gar nicht vorhanden, allein die gesetzlichen Grundlagen gewinnen ja erst ihren Charakter durch den Geist der Verwaltung, und in dieser Beziehung weiß Herr v. Beust den Leuten nicht allzu unbequem zu werden und insbesondere den Verhältnissen Rechnung zu tragen. So lange daher im Allgemeinen die Stimmung liberalisirend ist, so werden auch in Sachsen die fehlenden Garantien der Freiheit weniger hart empfunden, und tritt ein allgemeiner Rückschlag ein, nun so bietet das Jahr 1850 gewisse Beispiele, wie man sich mit Errungenschaften abfinden kann. Ueberhaupt aber ist es namentlich für die mittleren Staaten unendlich wichtig, sich endlich einmal des Unterschiedes zwischen Zweck und Mittel vollkommen bewußt zu werden; und liberale Einrichtungen haben in diesen Staaten nur Werth, insofern sie als Mittel der Einigung der Nation zu Gute kommen, und wiederum der Werth dieses Mittels nimmt ab mit jeder Quadratmeile Landes, welche der betreffende Staat weniger zählt. Man erträgt es von Preußen schon schwer genug, wenn dort die liberalen Parteien ihre ganze Aufmerksamkeit dem inneren Kampfe um die Aufrechterhaltung der Staatsverfassung zuwenden, und das deutsche Volk hat es nach und nach zu würdigen gelernt, daß die deutsche Frage dort vorläufig in Ruhe gelassen wird; weiß es ja doch den ungeheuern Vortheil zu schätzen, den eine parlamentarische Regierung in Preußen dem deutschen Vaterland bringen muß, und darf es doch überzeugt sein, daß die würdige Lösung dieser Frage die Lebensaufgabe und Lebensbedingung jeder liberalen Regierung in Preußen bleiben muß. Anders in den übrigen Staaten. In Bayern hat man unter dem Druck der neuen preußischen Aera das Manoeuvre verstanden, einen gewissen Liberalismus zu poussiren, welcher sich lediglich als Stütze des Particularismus erwies; dieses Beispiel hat neuerdings in Hannover Nachahmung gefunden, und Herr v. Beust würde um diesen Preis gewiß zu allen liberalen Concessionen die Hand bieten; er würde gewiß selbst die ständische Vertretung opfern, wenn er gewiß wäre, in der deutschen Frage freie Hand zu behalten. Hierzu aber hieß es die Hand bieten, wenn man eine

liberale Coalition ohne deutsches Programm schloß. Allerdings wäre wohl das Maß des sächsischen Liberalismus etwas über das der Herren v. Lerchenfeld, Weis und Consorten hinausgegangen, aber die sächsische Kammer zum Tummelplatz liberaler Abgeordneter verschiedenen deutschen Bekenntnisses gemacht, dies würde dazu führen, daß das minder Wichtige, wiederum wie vor 1848, für das Wesentliche gehalten, und das Eine, was noth thut, der Aufmerksamkeit der Abgeordneten und des Volkes entrückt würde. In Sachsen ist es aber vor Allem nöthig, daß dieses Eine fest und unverrückt den Leuten vor die Augen gehalten werde, daß sie es sich nicht mehr aus dem Sinne schlagen dürfen, daß sie anfangen darüber zu grübeln, daß sie sich der harten Alternativen, die darin enthalten sind, immer deutlicher bewußt werden, und daß der Gegenstand politischen Denkens endlich zur Herzenssache wird, der sie Tag und Nacht nicht verläßt. Hierzu kommt, daß auf keine Weise ein rascher Erfolg sich erwarten läßt. Dafür hat schon die Partialerneuerung gesorgt; die Eifersucht der jetzt vertretenen Stände, insonderheit der Rittergutsbesitzer und Bauern, die Eitelkeit der durch den Bezirkszwang in die Höhe poussirten Localgrößen sind zu stark, als daß die neugewählten liberalen Männer, in Verbindung mit den bereits in der Kammer befindlichen wenigen liberalen Männern, denen bei der düsteren Schilderung unserer Zustände im Allgemeinen eine warme Anerkennung nicht versagt sei, auf Erfolg in wesentlichen Dingen, namentlich bezüglich der Wahlreform, hoffen dürften. Muß man aber einmal auf nächstliegende Erfolge verzichten, dann ist um so weniger Grund vorhanden, in jener Cardinalfrage, der deutschen Frage, lax zu sein, der Frage, welche allein der neuen Parteibildung vollen geistigen Inhalt und politische Berechtigung geben kann, mit der man allein den vollen Gegensatz zum Ministerium Beust zum Ausdruck bringen kann.

Dies führt uns zu dem zweiten Punkte, welchen wir oben als einer reiflichen Prüfung bedürftig bezeichneten, wir meinen damit die Competenzfrage. War es bisher der einzelnen Person überlassen geblieben, sich mit seinem Gewissen betreffs dieser Frage abzufinden, so war es nun bei der Bildung einer neuen Partei unbedingt nothwendig, zu der Frage, inwieweit man unsern jetzigen staatlichen Zuständen, namentlich dem auf dem Verordnungswege wieder eingeführten alten Wahlgesetze sich unterwerfe, eine bestimmte Stellung einzunehmen. Daß man, wenn man nicht überhaupt auf jede politische Betheiligung verzichten wollte, sich dem factisch Bestehenden fügen mußte, darüber war wohl kein Zweifel vorhanden. Es fragte sich nur, ob man sich gegen die Anerkennung durch einen Protest verwahren und sich so gewissermaßen die Liquidirung des Anspruchs in meliorem fortunam vorbehalten, oder ob man den Kampf ohne Weiteres auf den gegebenen Grundlagen aufnehmen sollte. Die Meinungen in dieser Beziehung theilten sich nicht nach den vorhandenen Par-

teiunterschieden, und mancher Demokrat hatte die Genugthuung, sich hier von einem Liberalen überholt zu sehen. Die Leiter überzeugten sich bald, daß eine scharfe Betonung des Rechtspunktes nothwendig auch eine Enthaltung von der Wahl oder doch von den Verhandlungen der Kammer bedinge, und das konnte man doch unmöglich wollen. Man mußte sich daher klar werden, ob man länger passiv bleiben wolle oder nicht, eine Aufsparung der Rechtsfrage auf bessere Zeiten barg entweder eine politische Muthlosigkeit oder eine übelanstehende Mentalreservation in sich. Das Programm durfte daher nichts enthalten, was das Gewissen der Leute zu einer rechtlichen Anerkennung verband, aber es mußte auch die factischen Zustände als Basis der politischen Thätigkeit annehmen. — Vor Allem aber hatte man Ursache, vorsichtig zu sein. § 47 des neuen Wahlgesetzes lautet: „Jede Wahl soll lediglich aus der freien Ueberzeugung der Wählenden hervorgehen. Wer auf solche durch Drohungen, falsche Vorspiegelung, Geschenke oder Versprechungen einzuwirken suchen sollte, verliert für immer das Recht zu wählen oder gewählt zu werden. Gegen die Entscheidung der betreffenden Regierungsbehörde steht eine Berufung an die betreffende Kammer zu ꝛc.“ Bei einer solchen Bestimmung handelt es sich lediglich um die Frage, wie groß ist der Druck der öffentlichen Meinung, die Regierung und die Kammern an der Aechtung politischer Gegner zu verhindern; denn unter „falsche Vorspiegelung“ und „Versprechung“ läßt sich wohl so ziemlich Alles bringen, was ein Candidat seinen Wählern sagen kann, und was der herrschenden Partei nicht gefällt. Die öffentliche Meinung aber hat in Sachsen nicht viel von „großer Kühnheit“ aus alten Mähren zu sagen, und so gilt es, nach den Waffen sich einzurichten, die den politischen Gegnern zu Gebote stehen. — Auf dieser adoptirten Grundlage wird es nun Aufgabe der Gewählten sein, den vollen sittlichen und rechtlichen Gegensatz zwischen denen zum Ausdrucke zu bringen, welche sich dem Bestehenden fügen, und denen, welche den neuen Gesetzesboden durch Verordnung schufen, und welche ihn ohne Recht und Mandat anerkennen halfen. Man kann mit den Dingen Frieden schließen, mit den Personen nie! Und der Friede mit den Dingen kann nur soweit gehen, daß man eben die Basis adoptirt, aber sie ist mit zwingender Nothwendigkeit sofort zu verwenden, um sie umzubilden, und so wird denn der Ruf: Wahlreform, sich bei jedem Landtage wiederholen, bis den materiell unerläßlichen Forderungen in dieser Beziehung Genüge geschehen ist. Daß die Position: Wahlreform daher auch in das Programm der Fortschrittspartei an hervorragender Stelle aufzunehmen sei, war von vornherein selbstverständlich.

In Betreff des übrigen Inhalts des Programms war von einem hervorragenden Abgeordneten der demokratischen Partei eine Grundlage durch Aufstellung von neunundzwanzig Reformbedürfnissen gegeben worden. Dieselbe war mit großer Gesetzeskenntniß auf durchaus positiver Basis und mit der

anerkennenswerthesten Mäßigung ausgearbeitet; allein es zeigte sich doch das Bedürfniß, mit möglichst kurzem Progamm vor das Volk zu treten, und sich dabei dem Verständniß desselben anzupassen. Daher wurde das Programm auf acht Punkte beschränkt, welches den Freunden des Fortschritts in einer nicht öffentlichen Versammlung am 25. April d. J. vorgelegt wurde. Das Programm ist inzwischen veröffentlicht worden, und dürfen wir dasselbe als bekannt voraussetzen. Die Debatten der Versammlung drehten sich hauptsächlich um die beiden oben bezeichneten Punkte, die Competenzfrage und die deutsche Frage. Beides ist in einem Sinne gelöst worden, den wir oben vertreten haben. Es ist unsere innige Ueberzeugung, daß damit ein wichtiger Schritt zur Klärung der politischen Verhältnisse in Sachsen geschehen ist. Indem sich die liberale Partei auf den Standpunkt bundesstaatlicher Einigung Deutschlands gestellt, hat sie die Verpflichtung übernommen, für die Verwirklichung dieses Programms mit allen gesetzlichen Mitteln zu wirken, und so ist denn endlich die Beschäftigung mit der nationalen Sache in Sachsen nicht mehr politische Liebhaberei, sondern anerkannte Pflicht. Damit hat sie zugleich den Anknüpfungspunkt wiedergewonnen, wo die Reaction ihre Hebel angesetzt. Auch in Sachsen hat man um der deutschen Frage willen Gesetze durch Verordnungen beseitigt, und in der deutschen Frage allein winkt der liberalen Partei endlicher Sieg. — Der Kampf freilich wird oft ein heißer sein; die liberale Partei wird vielleicht lange Zeit die Rolle einer geschmähten Minorität im Ständesaale zu spielen haben, vielleicht aber auch nicht; das hängt eben von der deutschen Frage und was dasselbe ist, von der preußischen ab! Herr v. Beust soll sich über Herrn v. Bismarck vergnügt geäußert haben: „er macht uns das Regieren leicht.“ Wir meinen vielmehr, daß er es Herrn v. Beust schwer machen wird, und das ist nicht so sehr unser Wunsch, der könnte uns nicht gestattet sein, als unsere feste Ueberzeugung! — Das sächsische Volk wird nun nicht eine Probe politischer Bildung zu geben haben — woher sollte die ihm kommen! — aber Beweise, daß es zu erkennen vermag, was ihm Noth thut, und daß es den festen und beharrlichen Willen hat, dies auf gesetzlichem Wege zu erreichen. Möge es diese Probe bestehen. Der Fortschrittsverein ist jedenfalls ein freudig zu begrüßender Anfang, und wir hoffen zuversichtlich, daß er seine Schuldigkeit thun werde.

Literatur.

Der Staat oder die Staatswissenschaften im Lichte unsrer Zeit. Von einem Staatsmann a. D. Leipzig, 1863. F. W. Grunow. Dritter Theil. Volkswirthschaftslehre der Gewerbe und des Handels.

Ueber den Charakter dieses Unternehmens haben wir uns früher geäußert. Hier genüge eine Uebersicht über den Inhalt dieses neuen Bandes. Derselbe bespricht nach einer Einleitung in einem ersten Abschnitte Wesen, Eintheilung und Entwickelung der Gewerbe, dann die Grundlagen und die Verfassung derselben, den Schutz und die Förderung der gewerblichen Thätigkeiten durch den Staat. Dann folgt ein zweites Buch über den Handel, welches in elf Capiteln Wesen, Zweck und Werth des Handels, Entwickelung desselben, Grundlagen, Arten, Formen und Werkzeuge desselben, das Bankwesen, die Anstalten zur Förderung des Handels, das Zoll- und Versicherungswesen, endlich die Handelsstockungen und Krisen behandelt. Der Verfasser erkennt die auf diesen Gebieten mehr und mehr zur Geltung gelangten neuen Grundsätze an und führt das Princip der freien Bewegung der Gewerbe und des Handels mit Consequenz durch.

Kunstnotiz.

Aus der photographischen Anstalt des Professors H. Finke in Altenburg sind soeben zwei Nachbildungen von Cartons Martersteigs in Weimar hervorgegangen, Photographien, die zu dem Gelungensten gehören, was uns in letzter Zeit auf diesem Gebiet vor Augen gekommen ist. Wie Bleibtreu die Freiheitskriege sich zu dem Gebiet gewählt hat, aus dem er die Sujets zu seinen Darstellungen nimmt, so ist Martersteig der Maler der Reformationszeit und des ältern protestantischen Lebens überhaupt. Hier hat er sich die Geschichte der vom Erzbischof Firmian vertriebnen salzburger Protestanten zum Gegenstand gewählt. Das eine Blatt stellt die Scene dar, wo die in ihrem Glauben bedrohten Landleute in einer Bauernstube sich versammeln und nach alter Sitte gemeinsam Salz essend sich verpflichten, an ihrem Bekenntniß festzuhalten. Das andre zeigt die Wegziehenden auf dem Wege von der Heimath in die Fremde, in der Mitte des Vordergrunds den Typus ihrer Prediger, zur Seite einen der Soldaten, die sie gepeinigt, weiterhin einen der Jesuiten, die sie vergeblich zu bekehren versucht hatten. Wir knüpfen daran die Erinnerung, daß neuerdings nachgewiesen worden ist, wie die Begebenheit, welche Goethes köstlichem Idyll „Hermann und Dorothea" zu Grund liegt, sich auf dem Zuge dieser Emigranten, und zwar zu Altmühl im Oettingenschen, zugetragen hat. Die Quelle, aus welcher der Dichter schöpfte, war das 1732 zu Leipzig erschienene Buch: „Ausführliche Historie der Emigranten oder vertriebenen Lutheraner in dem Erzbisthum Salzburg." — Die Cartons verdienten in Oel ausgeführt zu werden, und den von ihnen abgenommenen Photographien (sie sind das Blatt zu zwei Thlr. in der obenerwähnten Anstalt zu haben) wünschen wir eine recht ausgebreitete Theilnahme im deutschen Publicum.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. G. Elbert in Leipzig.

Das Ergebniß der bayerischen Wahlen.

Die am 29. April vollzogenen Wahlen zum bayerischen Abgeordnetenhause sind nicht ganz so günstig für die Fortschrittspartei ausgefallen, wie man nach den rühmlichen Anstrengungen der letztern und nach dem Ergebniß der acht Tage früher vorgenommenen Urwahlen gewärtigen mochte. Die vier Wahlen in Augsburg, die drei in Donauwörth, die drei in Schweinfurt und die drei in Kronach hoffte man mit größerer oder geringerer Sicherheit in Anspruch nehmen zu können, während sie jetzt sämmtlich den Gegnern anheimgefallen sind. Dagegen ist nur Erlangen mit drei Sitzen und einer von den vier Sitzen Hofs wider anfängliches Erwarten für die Fortschrittspartei erobert worden, deren Halt im diesseitigen Bayern sich demnach so ziemlich auf Mittelfranken oder die Gegend um Nürnberg herum und auf das obere, dem Bodensee zugewandte Schwaben (die Wahlbezirke Memmingen, Kaufbeuren und Immenstadt) beschränkt. Längs des Mains hat sie augenblicklich keinen rechten Boden, wie der Verlust von Schweinfurt und Kronach darthut. Desto klarer ergibt sich freilich, daß sie kein vom Auslande her importirtes, sondern ein mitten im Lande selbst ersproßtes Gewächs ist.

Ungleich erfreulicher im Verhältniß zu den vorher angestellten Berechnungen ist der Ausgang der pfälzischen Wahlen. Hier scheint blos eine einzige Stimme unter neunzehn einem nicht ganz zuverlässigen Liberalen anzugehören, während kein einziges Mitglied der bisherigen servilen Mehrheit wieder gewählt worden ist. Und was mehr ist, die Wahl ist in einem Geiste vor sich gegangen, der ein ungleich innigeres Zusammengehen mit der Fortschrittspartei, als sich hoffen ließ, in Aussicht stellt. Nicht nur daß ein und das andere Mitglied der Fortschrittspartei — z. B. der Gutsbesitzer Jordan in Deidesheim, Schwager des verstorbenen Buhl — unter den Gewählten ist: in dem wichtigsten Wahlkreis, Neustadt-Landau, ist von der Mehrzahl der Wahlmänner den vier

Abgeordneten geradezu aufgegeben worden, sich der Fortschrittspartei anzuschließen. Da zu diesen vier neben Jordan die beiden Hauptwortführer des pfälzischen Liberalismus gehören, Umbscheiden und Christmann, so hat jener Vorgang seine Bedeutung für die ganze Pfalz. Das liberale Localblatt der Provinz, der in Ludwigshafen erscheinende Pfälzer Curier, unterläßt zwar nicht seine vor den Wahlen gespielte zweideutige Rolle fortzusetzen, indem er den Gewählten empfiehlt, vor allen Dingen als eine geschlossene pfälzische Partei in München aufzutreten, allein der Particularismus hat heutzutage Wind und Wetter gegen sich, und die natürliche Schwerkraft der Dinge wird wohl dafür sorgen, daß die beiden Hauptbestandtheile der Minderheit in der Regel wenigstens der Mehrheit gegenüber geschlossen auftreten. Eine Persönlichkeit, die diesen Proceß aufhalten könnte, der Statistiker und Redacteur Kolb in Frankfurt — einst „von Speier" zubenannt — hat es in seiner heimischen Provinz nur bis zum Ersatzmann gebracht und wird voraussichtlich vorerst nicht in die Kammer gelangen.

Eine dritte Gruppe unabhängiger Liberaler bilden mehre der in Niederbayern gewählten Männer, wie der Buchhändler Waldbauer in Passau, der Gastwirth Forcerer in Vilshofen und der Landwirth Urban in Vilsbiburg nebst ihrem Anhang. Diese werden nicht durch Dick und Dünn, aber doch in manchen Fragen mit der Fortschrittspartei zusammengehen. Große Ereignisse könnten sogar sie nicht minder als die achtzehn Pfälzer mit derselben in Eins verschmelzen. Ueber sechzig bis siebzig Stimmen unter anderthalbhundert verfügend, wäre die liberale Minderheit dann eine Opposition, mit welcher Regierung und Mehrheit nicht so leicht fertig werden würden.

Ohne die extreme Ungunst der Ereignisse wäre schon diesmal der Wahlkampf glücklicher verlaufen. Aber was die Fortschrittspartei unterscheidet, ihre nationale Gesinnung und Tendenz, erschwerte ihr den Sieg selbst auf sonst günstigem Boden, statt ihn zu erleichtern. Ihre Redner waren nicht im Stande, auf errungene oder in sicherer Aussicht stehende Triumphe der von ihnen vertretenen Idee hinzuweisen. Sie konnten kaum behaupten, daß ihr deutsches Programm zuversichtlich die schwere Probe aushalten werde, welcher es gegenwärtig unterworfen wird. Sie mußten also mehr ein allgemeines Vertrauen zu ihrer persönlichen Einsicht und Willenskraft als den Glauben an einen gewissen klar bezeichneten Weg der vaterländischen Entwicklung in Anspruch nehmen. Im Innern fehlte es an großen weitverbreiteten und durchgängig empfundenen Beschwerden, welche die Herzen auf ihre Seite hätten bringen können. Nur die Furcht vor möglichen zukünftigen Uebeln, nicht der Unmuth über bestehende, stritt für sie — ein schwacher Antrieb für die große Mehrzahl der Menschen. Unter diesen Umständen ist es fast ein Wunder zu

nennen, daß ihre Zahl in der nächsten Kammer auch ohne die Pfälzer und Niederbayern beinahe verdoppelt sein wird, und nur durch das aufgewandte Maß von Energie und Takt zu erklären.

Auch der deutsch-französische Handelsvertrag und der an ihn geknüpfte Bestand des Zollvereins war für die Fortschrittspartei weniger ein Kampfmittel, als eine Quelle von Verlegenheiten. Die drohende Auflösung des Zollverbands steht noch nicht nahe genug in Aussicht, um die Gemüther schon im Tiefsten aufzuregen; und die preußische Politik ist jetzt so beschaffen, daß Niemand vollkommen gewiß sein kann, ob sie selbst nur in dieser ernsten und nüchternen Angelegenheit zwei Jahre lang sich selber treu bleiben wird. Sie demüthigt sich in diesem Augenblicke vor dem schwergekränkten Oestreich: wie, wenn Oestreich auf dem Opfer des Handelsvertrags bestände? und wenn Preußen, um den Schatten der heiligen Allianz zu erhaschen, den handelspolitischen Fortschritt à la Mops ins Wasser fallen ließe? Dieses Aeußerste von Selbstentäußerung ist natürlich noch abzuwarten, aber eine Ahnung, daß es so kommen könne, mußte sich unwillkürlich aufdringen, und schlug die Freunde des Handelsvertrags mit Lähmung. Unbedingt werden sich im Augenblicke wohl nur einige Pfälzer für denselben erklären; und auch bedingter Maßen kann er nur dann auf Annahme rechnen, wenn Preußen zuvor den verlornen Ruf der Loyalität und interessemäßigen Consequenz wiederherstellt.

Ob die großdeutsche Mehrheit sich zu einem oder zwei Clubs sammeln wird, bleibt abzuwarten. Ein unterrichteter Beobachter nahm kurz vor den Urwahlen an, es werde sich unter Lerchenfeld eine gemäßigte und unter Weis eine äußerste Rechte bilden. Die letztere dieser beiden einflußreichen Persönlichkeiten hat bei der Wahl in München indessen eine Rolle gespielt, welche sie vielleicht verführt, sich im Liberalismus keinen andern Großdeutschen von der stricten Observanz zuvorkommen zu lassen. Als Präsident des münchener Reformvereins hatte Dr. Weis ein strenges und scharfes Regiment geführt, die sanfte Opposition des Professor Pözl nicht aufkommen lassen, zu dem allgemeinen deutschen Reformverein gewissermaßen die Stellung eines Vormundes eingenommen. Dies verletzte und verwunderte um so mehr, als er bekanntlich vor fünf bis sechs Jahren der der Regierung mißliebige Abgeordnete war, dessen Wahl zum Vicepräsidenten die Auflösung des Hauses herbeiführte, und dessen Wahl zum Präsidenten nach den Neuwahlen dann den Sturz des Ministeriums Pfordten-Reigersberg nach sich zog. Aber wenn Herr Dr. Weis jetzt wieder nach kurzem liberalen Zwischenspiel reactionäre Saiten aufzieht, so kehrt er nur zu gewissen „bedenklichen Antecedentien" zurück, die ihm selbst der großdeutsche Nürnberger Correspondent zuerkennt. Es war daher gar nicht unglaublich, wenn das Gerücht ihm Absichten auf das Portefeuille der Justiz in einem abermaligen Reactionsministerium beimaß. An diesem Gerücht soll nichts

Substantielles sein; aber es hat doch mitgewirkt, um den ehrgeizigen Ministerialrath als Wahlmann durchfallen und ihn als Abgeordneten weniger Stimmen als Professor Pözl, den Führer der Minderheit im münchener Reformverein, erlangen zu lassen. Inzwischen ist er in Dillingen ebenfalls gewählt; Freiherr v. Lerchenfeld aber nicht weniger als fünfmal, ein Zeichen festgegründeter Popularität. Trennen sich die Beiden, so wird diesem leidenschaftlichen und überzeugten Großdeutschen jedenfalls der größere Anhang folgen, aber wie gesagt, es ist nicht unmöglich, daß Dr. Weis den Freiherrn v. Lerchenfeld im Wettlauf des Liberalismus jetzt um eine Nasenlänge hinter sich zurückläßt.

Das ultramontane Element wird der Mehrheit inskünftige schwerlich schwächer beigemischt sein als bisher. Es gab indessen doch selbst in Oberbayern Wahlkreise, in denen der Ruf: „Keine Geistliche mehr“ sich als eine Macht erwies. Das erfuhr der scurrile Kapuziner Professor Sepp, als er in Weilheim versuchte den Dr. Jörg durchzubringen, den Redacteur der von Görres gegründeten historisch-politischen Blätter. In Niederbayern ist auch früher selten ein Geistlicher aus der Urne hervorgegangen, und ebensowenig ein Beamter. An der Verminderung der letzteren Art von Abgeordneten hat die Pfalz diesmal den stärksten Antheil genommen. Ihre Wahl ist gleichbedeutend mit einem bündigen und einhelligen Verdammungsurtheil über den Pascha, welchen man ihr gesetzt hat, den Regierungspräsidenten v. Hohe, dessen Tage in Speyer nun hoffentlich gezählt sind.

Unter den frischen Kräften, welche die Fortschrittspartei gewonnen hat, ist Professor Hofmann aus Erlangen hervorzuheben, der berühmte Theologe und Redner. Da er sich unbedingt zu dem Programm der Fortschrittspartei bekannt hat, so ist er ein weiteres Beispiel für die starke und allgemeine Strömung, welche seit einigen Jahren wahrhaft fromme, ja strenggläubige Männer in die Reihen des kämpfenden Liberalismus geführt hat. Dem großdeutschen Consistorialpräsidenten v. Harleß tritt damit in seinem bisherigen Freunde ein vollkommen ebenbürtiger Gegner gegenüber, und die kirchliche Fortschrittsbewegung wird wohl durch Hofmann nun auch in das rechtsrheinische Bayern verpflanzt werden.

Von den alten Führern der Fortschrittspartei ist keiner ungewählt geblieben. Völk und Barth haben sich sogar unter Doppelwahlen zu entscheiden. Für Brater und Crämer hat von sämmtlichen Wahlmännern Nürnbergs nur Einer nicht gestimmt — ein etwas kümmerlicher Erfolg für all den reinen und schmutzigen Eifer, der gegen sie aufgewendet worden war. Innerlich gestärkt, von einer namhaft vermehrten Partei umgeben und auf zuverlässige Freunde fast in allen Provinzen des Landes gestützt, werden sie in der Kammer ihren Stand einnehmen, ohne unmittelbaren Einfluß auf die Regierung und von der

Mehrheit voraussichtlich oft überstimmt, aber stark durch das Bewußtsein, im Einklang mit den stärksten und geschlossensten unter den vaterländischen Parteien für Deutschlands Zukunft zu wirken.

Zur Beleuchtung der reactionären Aera in Mecklenburg-Schwerin.

1.

Man erzählt von einem Professor der Staatswissenschaft zu Rostock, der aus Preußen dorthin berufen war, er habe zu Anfang einer Vorlesung seinen Zuhörern Aussicht gemacht, daß er im Laufe derselben dem mecklenburgischen Finanz- und Steuerwesen eine ganz besondere Rücksicht schenken werde, sei aber schließlich zu dem Bekenntniß genöthigt gewesen, daß es ihm ungeachtet aller aufgewandten Mühe nicht habe gelingen wollen, diesen schwierigen Gegenstand zu durchdringen. Dieses Bekenntniß eines Mannes, dem es an geistiger Begabung durchaus nicht mangelte, ist sehr bezeichnend für die Abnormität der politischen Formen und Einrichtungen, welche der Feudalismus in diesem Lande aus längst vergangenen Tagen in die ringsum völlig veränderte Gegenwart hinein zu retten gewußt hat. Mecklenburg mit seinen Rittern und Bürgermeistern, in welchen die Landesvertretung in der Summe der durch sie repräsentirten Sonderinteressen sich darstellt, mit seinen beiden Souveränen (zu Schwerin und Neustrelitz), die doch wieder durch die Einheit der Landesvertretung von einander abhängig sind, mit seinem Absolutismus im Domanium und seinen vielen kleinen Land- und Stadttyrannen, vor deren Gebieten die landesherrliche Macht sich auf ihre Schranken besinnen muß, mit seiner Seestadt Rostock, die fast einen Staat im Staate bildet und selbst Hoheitsrechte übt, wie das Recht der Begnadigung und das Münzrecht, mit seiner Seestadt Wismar, welche von der Krone Schweden nur pfandweise an Mecklenburg wieder überlassen ist und außerhalb des landständischen Verbandes steht, mit seinem Fürstenthum Ratzeburg, welches nur durch Personalunion mit Mecklenburg zusammenhängt und nun schon über fünfzig Jahre lang auf die landständische Verfassung wartet, welche der dreizehnte Artikel der deutschen

Bundesacte auch ihm verheißen hat, Mecklenburg mit seiner Starrheit und Unfreiheit in jeglicher Richtung des Culturlebens steht noch immer als dieses versteinerte Mittelalter da, welches die Kreuzritter preisen, alle Gebildeten verspotten, aber nur sehr Wenige gründlich kennen. Es steht mit seinen wundersam verschlungenen und verworrenen politischen Einrichtungen noch immer unbeweglich auf dem alten feudalen Fundament, und man möchte den Männern, welche in dem Lande jetzt die Herrschaft führen, fast den Muth zutrauen, dieses Fundament allen Anfechtungen gegenüber wo möglich noch Jahrhunderte lang zu behaupten, wenn nicht die Zeit noch in frischestem Andenken lebte, wo solcher Muth bis auf die letzte Spur verschwunden war.

Der langwierige Kampf, welchen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der landsässige Adel in Mecklenburg mit den absolutistischen Gelüsten des mecklenburgischen Fürstenhauses bestand, endigte, abweichend von dem Entwickelungsgange in andern deutschen Ländern, mit einem entschiedenen Siege des Ständewesens. In dem „landesgrundgesetzlichen Erbvergleich" vom 18. April 1755 errangen die Stände eine Bestätigung aller ihrer Rechte und Ansprüche, wodurch die gegenseitigen Verhältnisse zwischen Landesherrschaft, Ritterschaft und Städten „von nun an bis zu ewigen Zeiten" festgesetzt sein sollten. Einen im Jahre 1808 gegen die alte Verfassung unternommenen Versuch des Fürsten, welcher die durch seinen Beitritt zum Rheinbund erlangte Souveränetät als unumschränkte Regierungsgewalt deuten wollte, wußten die Stände durch rechtzeitige Entschließung zu einigen finanziellen Opfern unwirksam zu machen. Von da bis zum Jahre 1848 blieb die alte Landesverfassung in unangetastetem Bestand. Der Patrimonialstaat suchte sich mit den Forderungen der Neuzeit, welche sich nicht abweisen ließen, so gut wie möglich abzufinden. Dem alten Bau wurden einige moderne Nebenwerke beigefügt, die allerdings weit genug entfernt waren, sich mit demselben zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden. Fürst und Stände respectirten gegenseitig ihren politischen Besitzstand. Der landsässige Adel hatte schon im Jahre 1795 den alten Gegensatz zwischen „eingebornem" Adel und übrigen (neuadeligen und bürgerlichen) Gutsbesitzern durch eine unter den Mitgliedern des erstern abgeschlossene förmliche politische Verbindung so scharf wie möglich ausgeprägt, ohne daß der Fürst ernstlich einschritt. Die Mitglieder dieser Verbindung sicherten dadurch sich selbst und denjenigen, welche sie für ein ansehnliches Eintrittsgeld in ihre Mitte aufnahmen, die in Anspruch genommenen politischen und materiellen Vorrechte, unter welchen letzteren der Genuß der Beneficien der reichen Landesklöster durch die Töchter der verbundenen Familien eine vorzügliche Stelle einnahm. In der fürstlichen Familie wurden durch ein Hausgesetz die Rechte des regierenden Herrn gegen allzu privatrechtliche Anschauungen der übrigen Familienglieder sicher gestellt. In sorglicher Weise ward durch dieses

Gesetz (vom 23. Juni 1821) einer jedesmaligen Theilung der Gewehre, Säbel, Patrontaschen, Munition, Pferde u. s. w. des mecklenburgischen Bundesmilitärcontingents unter den Erben eines verstorbenen Großherzogs vorgebaut, indem es die Bestimmung enthält, daß alle Militäreffecten ausschließlich zum Erbtheil des Nachfolgers in der Regierung gehören sollen. Den Ständen ward durch ein mit ihnen vereinbartes Gesetz über Bestellung eines Schiedsgerichts, welches in streitigen Fällen über die Verfassungsmäßigkeit von Regierungsacten entscheiden sollte, ein werthvoller Schutzbrief gegen landesherrliche Uebergriffe verliehen.

Bis an das Ende der mehr als funfzigjährigen Regierung Friedrich Franz des Ersten († 1837) ward die Unzulänglichkeit der politischen Einrichtungen wenig empfunden. Das Volk bekümmerte sich nicht um Politik und schenkte den alljährlichen Landtagsverhandlungen kaum irgend eine Aufmerksamkeit. In dem Verhältniß zwischen Regierung und Ständen repräsentirte die erstere den Fortschritt, der aber nicht über einige Verbesserungen im Einzelnen hinausging; die Stände waren das verzögernde und hemmende Element. Aber man lebte friedlich in diesem Gegensatz, der nie zu Conflicten führte, mit einander fort. Moderne Regungen in der noch völlig unentwickelten Presse wurden durch Cabinetsrescripte in die für nöthig gehaltenen Schranken zurückgewiesen. Ein solches Rescript ward im Jahre 1818 an den Buchdrucker Bärnsprung in Schwerin erlassen. In einem von demselben begründeten Wochenblatt, welches seinem Titel „freimüthiges Abendblatt" durch offne Darlegung von Mängeln und Mißständen zu entsprechen suchte, waren einige scharfe Artikel über die Landesuniversität zu Rostock und einzelne dortige Professoren enthalten. „Friedrich Franz von Gottes Gnaden" u. s. w. nahm davon Anlaß, an seinen Buchdrucker folgendes Schreiben zu richten: „Lieber Getreuer! Es ist mißfällig bemerkt worden und zeugt von einem Mangel an richtigem Gefühl, daß du eine literarische Fehde, die so unmittelbar die Persönlichkeit des einen oder des andern Theils berührt, wie die in das erste u. s. w. Stück des „freimüthigen Abendblatts" aufgenommene ist, zum Gegenstand eines vaterländischen Volksblatts gemacht hast, dessen du dich billig von selbst hättest enthalten sollen. Noch weniger können Wir es dulden, daß in eben dieser, vor dem ordentlichen Richter anhängigen Untersuchungssache ein ganz unberufener anonymischer Schriftsteller Partei nimmt und unter Unsern Augen die Hofbuchdruckerei dazu mißbraucht, gegen eine von Uns landesherrlich angeordnete und unter Unserem besonderen Schutz stehende, ebenso ehrwürdige als verdienstvolle Institution, wie die Landesuniversität zu Rostock oder eine einzelne Facultät und deren Mitglieder verunglimpfende Urtheile und beleidigende Anzüglichkeiten einzumischen. Wie es dir daher für die Zukunft hierdurch ernstlich untersagt sein soll, jene ehrenrührige Streitigkeit weiter als etwa rein historisch in deinem Wochenblatt

abzuhandeln oder überhaupt, bei Vermeidung der Aufrufung des Fiscals und gesetzlicher Strafe, etwas darin aufzunehmen, was die officiellen Verhältnisse constituirter öffentlicher Behörden oder die Personen ihrer Mitglieder in ein zweideutiges Licht stellt; so sollst du auch, um für das Vergangene den dadurch gekränkten Männern die gebührende Genugthuung im ordentlichen rechtlichen Wege auf Verlangen verschaffen zu können, hiemittelst angewiesen sein: den Verfasser oder Einsender obiger Aufsätze binnen acht Tagen zu den Acten Unserer Regierung namhaft zu machen; inzwischen aber hast du von demselben, bei Vermeidung eigner Verantwortlichkeit nichts weiter aufzunehmen. Wonach du dich zu richten. Gegeben auf Unserer Festung Schwerin, den 8. April 1818." Herr Bärnsprung ließ sich indessen nicht einschüchtern, sondern antwortete, nachdem der fürstliche Befehl der Namhaftmachung des Autors noch zweimal, am 12. und am 30. Mai erneuert war, entschieden ablehnend. Er erklärte, daß es den etwa Beleidigten freistehe, ihn wegen Injurien vor dem competenten Gericht zu belangen, da er gleich bei Ankündigung seines Blattes öffentlich bekannt gemacht habe, daß er die rechtliche Vertretung aller anonymen Artikel übernehme. Dieses sein öffentlich gegebenes Wort werde er niemals brechen, und er hege die Ueberzeugung, damit allen gesetzlichen Anforderungen zu genügen. „Ein Gleiches" fährt er fort, „habe ich Ew. Königl. Hoheit bereits vor mehren Monaten allerunterthänigst vorgestellt und Allerhöchstsie nahmen darauf einen ähnlichen, mir höchsteigen ertheilten Befehl huldvoll zurück." Ein Jahr später überhob die Einführung der Censur den Großherzog dieses Theiles seiner persönlichen Regierungssorgen; aber auf anderen Gebieten, namentlich bei Besetzung der Pfarrämter, dauerte die mit Vorliebe gepflegte und durch ein ausgezeichnetes Personengedächtniß unterstützte persönliche Einwirkung fort. Indessen, da der alte Herr dabei in einem humanen Sinne zu verfahren pflegte, ward dies im Allgemeinen nicht als ein Uebelstand empfunden. Seine leutselige Art erwarb ihm Freunde in allen Ständen, und man beurtheilte mit Milde die überall im Volke bekannten und von ihm selbst kaum verhehlten Ausschreitungen, welche sein Privatleben verdunkelten.

Sein Enkel und Nachfolger, Paul Friedrich, war ein geistig nicht bedeutender, aber wohlwollender Fürst, der die Regierungsmühen nach Möglichkeit von sich abwies, die Cabinetseinmischungen abschaffte und den Gang der Verwaltung auf einen geregelten, bureaukratischen Fuß zu bringen suchte. Seine Neigungen gehörten dem Militär, dem Theater und der Erweiterung und Verschönerung seiner Residenzstadt Schwerin.

Paul Friedrich starb im kräftigen Mannesalter nach fünfjähriger Regierung am 7. März 1842. Sein Sohn und Nachfolger Friedrich Franz der Zweite ward von der Universität Bonn, wo er sich den Wissenschaften zu widmen begonnen hatte, an das Sterbebett des Vaters berufen. Erst sieben Tage vor

dessen Tode hatte er mit Vollendung des neunzehnten Lebensjahrs das regierungsfähige Alter erreicht.

Das Land trug seinem jugendlichen Fürsten viel Liebe und Vertrauen entgegen. Was man über ihn wußte, verkündete nur Gutes. Seine Erziehung hatte als Instructor Kliefoth geleitet; aber der damalige Kliefoth wurzelte mit seiner theologischen Richtung in der schleiermacherschen Schule, und die Keime seiner später hervorgetretenen kirchlichen Tendenz mochten wohl kaum für seine vertrauteren Freunde schon erkennbar sein. Dem Fürsten ging der Ruf einer sittlich ernsten Denkweise und eines regen geistigen Strebens voran. Auf den Rundreisen durch das Land, welche er bald nach dem Antritt der Regierung unternahm, um sich mit den ihm noch sehr fremden Verhältnissen und Personen bekannt zu machen, gewann er die Herzen durch die Bescheidenheit, mit welcher er überall auftrat, und erweckte durch die Fülle von Fragen, welche er stets in Bereitschaft hatte, die vertrauensvolle Meinung, daß er sein Land gründlich kennen zu lernen wünsche. Auch die unterbrochene wissenschaftliche Beschäftigung ward wieder aufgenommen und vervollständigt. Der Professor Löbell aus Bonn ward auf einige Zeit nach Schwerin eingeladen, um dem Großherzog Vorträge über Geschichte zu halten und nebenbei auch der damals noch wenig an solche Dinge gewöhnten Hofgesellschaft einige wissenschaftliche Nahrung darzubieten. Andere Lehrer wurden angenommen, um den Großherzog in andere Zweige der Wissenschaft einzuführen. Selbst das Criminalrecht blieb davon nicht ausgeschlossen.

In Regierungsangelegenheiten übte der Rath des ersten Ministers, v. Lützow, der in diesem Amt schon dem Vater des Großherzogs eine bewährte Stütze gewesen war, einen entscheidenden Einfluß. Er war ein einsichtsvoller und humaner Mann und hatte den redlichen Willen, den Fürsten, dem er persönlich sehr nahe stand, zu allem Guten zu leiten. Die ersten sechs Regierungsjahre Friedrich Franz des Zweiten liefen in ziemlich ebenem Geleise dahin. Aus den Ereignissen des innern Staatslebens hebt sich die Fortsetzung des bereits unter Paul Friedrich begonnenen Kampfes der bürgerlichen gegen die adeligen Mitglieder der Ritterschaft hervor, bei welchen es sich auf Seiten der ersteren um die Erringung der ihnen vom Adel vorenthaltenen politischen Gleichberechtigung handelte. Der Kampf nahm allmälig ziemlich große Dimensionen an, da fast alle bürgerlichen Gutsbesitzer, mehre hundert an der Zahl, sich als festgeschlossene Partei an demselben betheiligten. Die Regierung nahm eine vermittelnde Stellung ein und schützte einstweilen den eingeborenen Adel in den von ihm behaupteten politischen Vorrechten. An sich war dieser Kampf ohne principiellen Gehalt. Aber es verbanden sich mit demselben, den Kämpfenden selbst meistens unbewußt, allgemeinere Tendenzen. Die bürgerliche Partei griff mit einzelnen Anträgen, z. B. in Betreff der Aufhebung der Censur, über den

nächsten Streitgegenstand hinaus. Die Bevölkerung betrachtete dieselbe als Vorkämpferin der Freiheit überhaupt und widmete ihren Bestrebungen die lebhafteste Sympathie. Ein unbestimmtes Gefühl, daß die Verfassung nicht mehr den Zwecken des modernen Staates genüge und daß die Adelsherrschaft die Quelle vieler Uebelstände sei, bemächtigte sich des Landes.

Da erschien der März des Jahres 1848 und brachte das im Verborgenen gereifte Verlangen nach einer gründlichen politischen Reform zu jähem und stürmischem Ausdruck. Ein Ruf ging durch das ganze Land: der Ruf nach politischer Freiheit in den Formen eine Repräsentativverfassung. Es war nicht eine einzelne Partei, welche diesen Ruf erhob, sondern die gesammte Bevölkerung war darin einig, daß die alte Verfassung morsch geworden sei und sobald als möglich durch eine völlig neue ersetzt werden müsse. Mochten auch Einzelne nur widerstrebend sich von dem Alten lossagen: die politische Nothwendigkeit dies zu thun läugnete Keiner. Selbst solche Elemente, denen man so viel Verständniß ihrer Zeit und politische Regsamkeit kaum zugetraut hätte, schlossen sich der allgemeinen Bewegung an. Die Corporation der rostocker Universität sogar hielt es für ihre Pflicht, dem Großherzoge am 12. März 1848 die Bitte um zeitgemäße Reform der Landesverfassung vorzutragen.

Der Großherzog fand sich anfangs nur zögernd in die unerwartet hervorgetretenen Wünsche und Forderungen. Als aber die Nachrichten vom 13. März in Wien und vom 18. März in Berlin einen klareren Blick in die Lage der Dinge eröffneten und dazu ein Schreiben seines Oheims, des Königs Friedrich Wilhelm des Vierten von Preußen einlief, welches dringend zur Nachahmung des in Berlin gegebenen Beispiels aufforderte, da war auch für den Großherzog die Zeit gekommen, wo er sich rückhaltslos über seine Absichten aussprach und die von allen Seiten andrängenden Petitionen durch eine Proclamation beantwortete, in welcher er deren vollständigste Erfüllung zusicherte. Diese am 23. März erlassene Proclamation — „An meine Mecklenburger" — welche schon in der äußeren Form den Charakter einer ganz persönlichen Kundgebung trägt, beginnt mit den Worten: „Die gewaltige Wendung der politischen Verhältnisse veranlaßt mich, meinem theuren Lande zu sagen, wie ichs meine und was ich will." Sie wendet sich dann zunächst zu den allgemein deutschen Verhältnissen. „Daß der deutsche Bund einer Reorganisation bedarf, dringend bedarf, kann nach den Stimmen, die in allen Theilen des gemeinsamen deutschen Vaterlandes laut geworden sind, nicht mehr bezweifelt werden. Ein freies, einiges und darum starkes Deutschland, wie es die von außen drohenden Gefahren so gebieterisch erheischen, kann aber nur unter Mitwirkung volksthümlicher Elemente wieder geboren, nur auf dieser Basis befestigt werden" u. s. w. Es folgt sodann die Erklärung über die Neubildung der mecklenburgischen Verfassung. „In unserem engeren Vaterlande wäre eine Reform der

Landesvertretung, auch abgesehen von den Weltereignissen der neuesten Zeit, unvermeidlich gewesen. Sie ist jetzt das dringendste Erforderniß. Es liegt die Nothwendigkeit vor, daß Mecklenburg in die Reihe der constitutionellen Staaten eintrete, und weil ich diese Nothwendigkeit erkenne, so ist es mein ernster Vorsatz, daß der Schritt unverzüglich geschehe." Zur näheren Andeutung des Charakters, welcher nach der Absicht des Großherzogs die constitutionelle Staatsverfassung 'haben sollte, werden einzelne Momente — freies Versammlungs- und Vereinsrecht, Freiheit der Presse, Volksbewaffnung, Schwurgerichte u. s. w. — als im Geiste der Repräsentativverfassung liegend bezeichnet. „Dies ist die Bahn der Reformen," so hieß es dann weiterhin, „welche ich, mit vollem Bewußtsein der Gewichtigkeit des Schrittes, bereits betreten habe und die ich durch alle mir, als Landesherrn, zustehende Mittel zu verfolgen entschlossen bin."

Von einem Widerspruch gegen die Ausführung der hier gegebenen Verheißungen war damals so wenig die Rede, daß selbst die Ritterschaft die angekündigte Zusammenberufung eines außerordentlichen Landtags nicht erwarten konnte, um ihre Zustimmung zu den Entschließungen des Großherzogs dem Lande kundzugeben. Auf einer Versammlung von Mitgliedern der Ritterschaft am 14. April ward eine Erklärung in diesem Sinne beschlossen. Die Unterzeichner — vier Landräthe, zwei Landmarschälle, 74 adelige und 80 bürgerliche Gutsbesitzer — versichern darin, „daß sie alle und jede Sonderrechte, welche ihnen bisher verfassungsmäßig zugestanden haben, freiwillig und gern, um das Wohl des Vaterlandes zu fördern, opfern wollen, um in den neuen Institutionen den Wünschen ihrer Mitbürger Genüge zu geben." Die Bürgermeister, niemals gewohnt, in politischen Dingen selbständig aufzutreten, sondern stets äußeren Impulsen folgend, waren bei der damaligen Stimmung der Bürgerschaften noch größere Nullitäten als sonst und durften daher eine ähnliche gemeinsame Manifestation wie die aus der Mitte der Ritterschaft hervorgegangene nicht für angemessen halten. Sie erwarteten schweigend die Winke der Regierung.

Der vom Großherzog einberufene Landtag, welcher zu der Einführung der Repräsentativverfassung seine Zustimmung geben sollte, trat noch im April zusammen. Man einigte sich über den Weg der Hinüberleitung des Feudalstaats in den constitutionellen Staat und namentlich über ein provisorisches Wahlgesetz für eine mit Mecklenburg-Strelitz gemeinsame Abgeordnetenkammer, welcher die Aufgabe zugewiesen ward, für jedes der beiden Großherzogthümer mit dessen Landesherrn eine Repräsentativverfassung zu vereinbaren. Der Großherzog sanctionirte die auf seine Proposition von dem Landtag abgegebene Erklärung, „daß die Stände ihre bisherigen grundgesetzlichen Landstandschaftsrechte zu der Folge aufgeben, daß künftig nur gewählte Repräsentanten die Ständeversamm-

lung bilden", und verabschiedete sie mit Dank für den treuen Beistand, welchen sie Jahrhunderte hindurch den Landesherren geleistet und für das letzte große Opfer, welches sie durch die Verzichtleistung auf ihre ständischen Rechte dem Vaterlande dargebracht hätten.

So war auf völlig geordnetem und gesetzlichem Wege die Brücke geschlagen, welche zum constitutionellen Staat führte. Die zur Vereinbarung einer Repräsentativverfassung gewählten Vertreter versammelten sich im October des Jahres 1848 und beendigten ihr Werk im August des folgenden Jahres.

In der Zeit bis zum Zusammentritt der constituirenden Abgeordnetenkammer schieden sich innerhalb der auf die Gestaltung Mecklenburgs zu einem constitutionellen Staate gerichteten Bestrebungen zwei Parteien, eine mildere und eine entschiedenere. Die letztere war in den „Reformvereinen" repräsentirt, und unter ihren Führern nahm Advocat Moritz Wiggers zu Rostock die erste Stelle ein; die weniger Entschiedenen organisirten sich im September zu „constitutionellen Vereinen". An diese constitutionellen Vereine schlossen sich auch manche Leute an, welche im Herzen dem constitutionellen Staat keineswegs hold waren, vorläufig aber doch noch Bedenken trugen, dies offen einzugestehen. Der Justizrath Kaysel, später Director des Oberkirchenraths, und der Justizrath v. Liebeherr, späterDirector des Consistoriums, waren Vorstandsmitglieder des schweriner constitutionellen Vereins, zum Vorstande des tessiner Vereins gehörte Josias v. Plüskow auf Kowalz. Selbst Krabbe stand damals in den Reihen der constitutionellen Politiker. Die constitutionellen Vereine spielten freilich in verschiedenen Schattirungen, und ihr Programm war mehr durch den Gegensatz gegen die demokratischen Vereine, als durch ein klares, positives Ziel bedingt. Aber daß sie den Feudalismus bekämpfen und für den Constitutionalismus wirken wollten, sagte doch schon ihr Name. Die Statuten des schweriner Vereins erklärten sich überdies ausdrücklich für eine zeitgemäße, durchgreifende und volksthümliche Reform der staatlichen und socialen Zustände und für die Einführung der verheißenen constitutionellen Verfassung. Der rostocker Verein, dem mehre dortige Professoren angehörten, und in welchem der Professor Thöl (jetzt in Göttingen) den Vorsitz führte, ging sogar bis zu der Aufstellung des Satzes, daß die Revolution sittlich gerechtfertigt sei, wenn der Fürst dem wahren Volkswillen entgegentrete; und der Vorsitzende sprach die Ueberzeugung aus, daß dieser constitutionelle Verein wesentlich mit dem Zwecke der Reformvereine übereinstimme und nur in den Mitteln differire, indem, wie er meinte, die Reformvereine auf die physische Gewalt sich stützten und den Willen der Volksversammlungen mit dem Willen des Volks verwechselten. Durch dergleichen Vorwürfe suchten die constitutionellen Vereine ihr gesondertes Dasein zu rechtfertigen. Eine Anzahl von Männern, die sich selbst die „Wohlgesinnten" nannten und auf einer Versammlung zu Sternberg den Grund zu

einem constitutionellen Vereine legten, suchten in einer Loyalitätsadresse an den Großherzog demselben die Reformvereine sogar als die Feinde des Rechts und der staatlichen Ordnung darzustellen. Indessen trafen diese Vorwürfe nicht die Partei, der sie galten, sondern nur einzelne Entartungen und Auswüchse, für welche diejenigen verantwortlich gemacht werden müssen, welche das Volk bisher in Unwissenheit und Unmündigkeit erhalten hatten. Die Reformvereine nährten so wenig republikanische als anarchische Bestrebungen. In der Proclamation des Centralvorstandes derselben, welche das auf einer Versammlung von Deputirten sämmtlicher Reformvereine des Landes festgestellte politische Programm der letzteren zur öffentlichen Kunde bringt, wird über die Verirrungen einzelner Vereine, unter Ablehnung jeder Solidarität, ausdrücklich das Bedauern und die Mißbilligung ausgesprochen und der Kampf mit gesetzlichen Waffen für die Verwirklichung des Programms als der allein zulässige bezeichnet. Gerade die Führer der in den Reformvereinen sich darstellenden demokratischen Partei haben in jener Zeit, durch Aufbietung ihres Einflusses bei den aufgeregten Massen, wesentlich dazu beigetragen, daß der brausende Strom nicht die Ufer durchbrach und die Anarchie auf einzelne locale Ausschreitungen beschränkt blieb. Wie richtig man im Regierungscollegium selbst diesen Einfluß schätzte, beweist ein im September 1848 von einem Mitgliede dieses Collegiums an Moritz Wiggers gerichtetes Schreiben, in welchem dessen Mitwirkung zur Abwendung einer der Regierung unerwünschten, in Aussicht stehenden Maßregel der Reformvereine nachgesucht ward.

Bei den Wahlen für die constituirende Abgeordnetenkammer erlangte die Partei der Reformvereine die Majorität, wovon die Präsidentenwahl, welche auf Moritz Wiggers fiel, Zeugniß ablegte. Der Großherzog ließ sich indessen durch das ohne Zweifel ihm sehr unerwünschte Ueberwiegen der Linken in der Abgeordnetenkammer nicht hindern, eine persönlich freundliche Stellung derselben gegenüber einzunehmen. Er folgte der Einladung zu einem großen Reformbankett, mit welchem der Zusammentritt der Abgeordneten vom schweriner Reformverein inaugurirt ward, und stellte auf Ersuchen für dieses Fest die Räume des Schauspielhauses zur Verfügung. Er verweilte in der zahlreichen und buntgemischten Versammlung mehre Stunden und sprach in einem kraftvollen Toast die Hoffnungen aus, mit welchen er der neuen Zeit entgegengehe. Einzelne Mitglieder des schweriner Reformvereins hielten begeisterte Anreden, in welchen sie ihre Freude ausdrückten, daß Fürst und Volk einig und nicht mehr durch eine Camarilla getrennt zusammenständen. Es war gerade nicht Alles besonders zart und taktvoll, was bei dieser Gelegenheit an die Adresse des Großherzogs sich richtete; aber es bewies zum mindesten, wieweit entfernt auch die Reformvereine von einer antimonarchischen Tendenz waren. Am folgenden Tage war beim Großherzog glänzende Festtafel, zu welcher sämmtliche Ab-

geordnete Einladungen erhielten. Der Hofmarschall mit dem Stabe stellte die Abgeordneten einzeln dem Großherzog vor, der an jeden einige freundliche Worte richtete. Moritz Wiggers und die übrigen, sämmtlich zur Linken gehörigen Vorstandsmitglieder der Abgeordnetenkammer wurden später noch mehrmals zur großherzoglichen Tafel gezogen. Bei einer dieser Gelegenheiten — es war unmittelbar nach den Novembervorgängen in Berlin — knüpfte nach aufgehobener Tafel der Großherzog ein längeres politisches Gespräch mit Moritz Wiggers an. Beide standen in einer Fenstervertiefung, etwas abseits von der übrigen, noch versammelten Tischgesellschaft. Der Großherzog nahm von den Vorgängen in Preußen Anlaß, sich über den dort ausgebrochenen Conflict und das von der Regierung ergriffene Mittel zu dessen Lösung zu äußern. Er bemerkte, daß er niemals dem in Preußen gegebenen Beispiele folgen, niemals vom Rechtsboden weichen und zu einer Octroyirung schreiten würde. Unter allen Umständen werde er fest an seinem Worte halten. Er habe sich allerdings eine bestimmte Grenzlinie vorgezeichnet, über welche er nicht hinausgehen werde. Er hoffe aber auch, daß die Kammer nichts von ihm verlangen würde, wozu er ohne Verletzung seiner Ueberzeugung sich nicht verstehen könne, und zähle mit Zuversicht auf ein befriedigendes Ergebniß der bevorstehenden Verhandlungen.

Ein solches ward auch nach mancherlei Mühen und Zögerungen schließlich erreicht. Es kam eine Vereinbarung über ein Staatsgrundgesetz zu Stande, welches in allen wesentlichen Bestimmungen dem von der Regierung vorgelegten Entwurfe entsprach. Die allmälig durch Abfall in die Minorität versetzte Linke votirte zwar bei der Schlußabstimmung gegen das vereinbarte Verfassungswerk, weil sie namentlich mit dem Wahlgesetz, welches die Interessenvertretung und den Census in sich aufgenommen hatte, nicht zufrieden war. Indessen war die neue Verfassung ein für die bereits stark im Rückschritt begriffene Zeit höchst freisinniges Werk und jedenfalls von nun an die gesetzliche Grundlage der weiteren politischen Entwickelung, was auch von der Minorität, obgleich diese gegen die Annahme gestimmt hatte, mit größter Entschiedenheit geltend gemacht ward.

Am 23. August 1849 vollzog der Großherzog Friedrich Franz, in Gegenwart des Ministers v. Lützow und der andern für die Verhandlungen über das Verfassungswerk von ihm bestellten Commissarien, sowie des Präsidenten und der beiden Vicepräsidenten der Abgeordnetenkammer als der von letzterer dazu erwählten Urkundspersonen, eigenhändig durch seine Namensunterschrift das vereinbarte Staatsgrundgesetz und legte hierauf vor den genannten Zeugen das feierliche Gelöbniß ab, die neue Verfassung fest und unverbrüchlich zu halten. Am 10. October ward mit dem Gesetz wegen Aufhebung der alten landständischen Verfassung das vereinbarte Staatsgrundgesetz im Gesetzblatt verkündigt

und an demselben Tage ein aus vier Departementsministern bestehendes constitutionelles Ministerium unter dem Minister v. Lützow als Präsidenten constituirt. Die auf die neue Verfassung beeidigten Minister gingen mit Eifer an die Ausführung ihrer Bestimmungen. Am 27. Februar 1850 trat die nach Maßgabe des Staatsgrundgesetzes erwählte erste constitutionelle Abgeordnetenkammer des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin in der Residenzstadt zusammen.

Was dem Großherzoge bei dieser festen Einhaltung des mit der Proclamation vom 23. März 1848 betretenen Weges als sein Verdienst zufiel, war freilich nichts als die einfache Erfüllung eines gegebenen Manneswortś. Aber der Wortbruch auf den deutschen Fürstenthronen hatte um jene Zeit schon eine so großartige Ausdehnung gewonnen, die reactionäre Richtung war an den meisten deutschen Höfen schon wieder so sehr zu Ansehn und Macht gelangt, daß man dem Großherzog Friedrich Franz die bewiesene Treue zu hohem Ruhme anrechnete. Es schien ein Band der Einigkeit um Fürst und Volk geschlungen zu sein, welches die herrlichsten Früchte versprach. Die Hingebung und Begeisterung der gesammten mecklenburgischen Bevölkerung trat in großartigster Weise hervor, als der Großherzog nach seiner Vermählung am 3. November 1849 mit seiner Gemahlin in der Residenzstadt Schwerin seinen feierlichen Einzug hielt. Aus allen Theilen des Landes waren zahlreiche Zeugen dieser Feierlichkeit herbeigeströmt, welche dem constitutionellen Fürsten, der das Land von vieljährigem Druck befreit und es in eine verheißungsvolle Bahn mit Verständniß seiner Zeit und festem Willen eingeführt hatte, den Ausdruck ihrer Liebe, Dankbarkeit und Verehrung entgegenjauchzten. Reiche und sinnige Geschenke, von Frauenhänden gearbeitet, bewiesen dem jungen Fürstenpaar, wie ihr Hochzeitsfest als ein Familienfest des ganzen Volkes aufgefaßt ward. Man schätzte die Festigkeit, mit welcher der Großherzog an der verheißenen, vereinbarten, durch Gelöbniß besiegelten und als Gesetz verkündigten Verfassung hing, um so höher, als man die ungünstige Stimmung der in die Bahn der Reaction eingetretenen deutschen Regierungen gegen das mecklenburg-schwerinische Verfassungswerk und die gegen dasselbe von den Freunden des Patrimonialstaats und darunter selbst von den Agnaten des großherzoglichen Hauses gerichteten Agitationen sehr wohl kannte. Aber man erblickte auch in der engen Gemeinschaft zwischen Fürst und Volk, welche durch das Staatsgrundgesetz geschaffen war, eine sichere Bürgschaft, daß den Gegnern ihr Plan, dasselbe zu stürzen, nicht gelingen werde. Daß die neue Staatsform in dem heiligen Boden des Rechts wurzele, war die allgemeine, nur von einigen Mitgliedern der als politische Corporation gesetzlich aufgehobenen Ritterschaft nicht getheilte Ueberzeugung; und das großherzogliche Gesammtministerium sprach daher nichts als die volle Wahrheit, wenn es in einem Schreiben vom 19. Januar 1850 an die provisorische Bundescentralcommission zu Frankfurt a. M., welche ihre

Operationen im Interesse der Wiederherstellung der alten ständischen Verfassung damals begonnen hatte, den Stand der Sache mit folgenden Worten darlegte: „Mit Ausnahme der wenigen renitenten Mitglieder der ehemaligen Ritterschaft, welche das Aeußerste versuchen, um von den Zugeständnissen der früheren Landstände entbunden zu werden, ist die ganze Bevölkerung von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Vereinbarung des neuen Staatsgrundgesetzes und die erfolgte Auflösung der Ritter- und Landschaft auf völlig legalem Wege erfolgt sind.“ Eine glänzende thatsächliche Bestätigung fand diese Auffassung in der Einmüthigkeit, mit welcher das ganze Land, einem von mehren angesehenen Männern in Rostock, darunter Oberappellationsräthen, Justizräthen, Professoren u. s. w., ergangenen Aufruf Folge leistend, seine Ueberzeugung von der Rechtsbeständigkeit des Staatsgrundgesetzes aussprach. Mehr als 27,000 Mecklenburger unterschrieben im Februar des Jahres 1850 eine Erklärung des Wortlautes: „daß sie die zwischen Fürst und Volk vereinbarte und am 10. October 1849 publicirte Verfassung für Mecklenburg-Schwerin fort und fort als das legal zu Stande gekommene Rechtsgesetz des Landes, als den Ausdruck des Rechtswillens der unermeßlichen Mehrheit der Bevölkerung anerkennen, daß sie demnach jeden hemmenden Eingriff in dieselbe als einen Act rechtloser Gewalt betrachten.“ Unter solchen Umständen hielt man es nicht für möglich, daß das Staatsgrundgesetz dem Volke in anderem Wege würde geraubt werden können als mittelst einer Fürst und Volk zusammen überfluthenden reactionären Gewaltthat. Daß der Großherzog Friedrich Franz sich bestimmen lassen werde, sein Wort und Gelöbniß zurückzuziehen, hielt man nicht für möglich.

Und doch war der Tag schon nahe, wo das Unerwartete sich ereignen sollte. Der Großherzog vermochte den zur Beugung seines Willens aufgebotenen Mitteln nur eine Zeit lang Widerstand entgegenzusetzen; er fiel schließlich als ein Opfer der traurigen Machinationen, welche mit geschickter Hand von verschiedenen Punkten aus sich gegen ihn concentrirten.

Oestreich und die orientalische Frage.

Als im Jahre 1839 der Conflict zwischen dem Sultan Mahmud und Mehemed Ali die orientalische Frage auf die Tagesordnung der europäischen Politik brachte, ging das Bestreben Frankreichs dahin, die Spitze der diplomatischen Action der Großmächte gegen Rußland als den natürlichen Feind der ottomanischen Pforte zu kehren, seinerseits aber die allgemeine Furcht vor den russischen Plänen zu benutzen, um durch Selbständigmachung Aegyptens den Zerstückelungsproceß des ottomanischen Reiches weiter zu führen und sich in dem Pascha einen ergebenen Vasallen zu erziehen. Lord Palmerston durchschaute sofort den in sich widerspruchsvollen Plan und säumte nicht, die Schwäche desselben zu benutzen, um mit Hilfe Rußlands, das aus Mißtrauen vor dem französischen Rivalen und aus principieller Abneigung gegen das Julikönigthum sich vorübergehend in den Kreis der türkenfreundlichen Mächte ziehen ließ, Frankreich die schwerste diplomatische Niederlage zu bereiten, die es seit dem Sturze des Kaiserreichs erlitten hatte.

Der Verlauf dieser in einer Reihe von Aufsätzen in diesen Blättern nach Guizots Memoiren dargestellten Begebenheiten läßt uns deutlich die Gefahren erkennen, mit denen die orientalische Frage jeden Staat bedroht, der die Auflösung des ottomanischen Reiches beschleunigen und die Zerrüttung und Schwäche desselben zu seinem Vortheil ausbeuten will. Seit achtzig Jahren ist die orientalische Frage einer der Angelpunkte der europäischen Politik und zwar derjenige, der, die furchtbarsten Erschütterungen des Continents überlebend, nach jeder europäischen Krisis von neuem in den Vordergrund tritt, ohne von seinem zugleich verlockenden und tückischen Charakter das Mindeste einzubüßen. Waren doch Napoleons Blicke inmitten seiner glänzendsten Erfolge stets auf den Orient gerichtet, und lag doch gerade darin, daß er sich mit Alexander nicht über die Theilung der türkischen Beute vereinigen konnte, die Ursache der Auflösung des Bündnisses zwischen den beiden mächtigen Rivalen.

Indessen ließen schon die Verhandlungen Napoleons und Alexanders in Erfurt klar erkennen, daß Frankreich und Rußland durch das gemeinsame Band der Begehrlichkeit in dieser Frage zusammengehalten werden. Beide Mächte sahen die Türkei als ein Beutestück an; nur darüber waren und sind sie uneinig, wie die Beute unter ihnen zu vertheilen sei. Beide gehen von der Ansicht aus, daß die Türkei unrettbar dem Untergange verfallen sei. Beide suchen den innern Auflösungsproceß der Türkei im Gange zu halten, um im geeigneten Augenblicke den vernichtenden Stoß auf das wankende Gebäude zu

führen; beide, selbst wenn sie durch die allgemeine politische Constellation genöthigt werden, die Rolle des Feindes mit der des Beschützers zu vertauschen, sind sie doch auf nichts weniger als auf die Stärkung des Schützlings bedacht. In dem Augenblicke, wo es einer dieser Mächte, oder auch beiden im Verein, gelänge, die Pforte dauernd ihrem Protectorate zu unterwerfen, wäre das Loos der Türkei entschieden.

Es läßt sich nicht verkennen, daß den Plänen Rußlands und Frankreichs durch die zunehmende Zerrüttung der Türkei ein mächtiger Vorschub geleistet wird, und daß die Gewalt der allmälig, aber unaufhaltsam sich vollziehenden Thatsache des Auflösungsprocesses, dem das ottomanische Reich verfallen ist, von Jahr zu Jahr die Angreifer gegen die Vertheidiger in Vortheil bringt. Auch England hat den Glauben an die Lebensfähigkeit seines Schützlings verloren; es fängt an, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß die Stunde näher rückt, wo die Mächte Europas sich über die Trümmer des ottomanischen Reiches auseinanderzusetzen haben werden. Und schon hat England den ersten Schritt gethan, um eine Stellung einzunehmen, von der aus es mit dem Gefühle verhältnißmäßiger Sicherheit dem Eintritt des von den Einen gehofften, von den Andern gefürchteten Ereignisses entgegensehen kann. Denn wenn die englische Intrigue in der griechischen Thronfrage auch zunächst den Zweck hatte, eine russisch-französische Intrigue zu durchkreuzen, so war doch das gewählte Mittel geeignet, Frankreich und Rußland darüber ins Klare zu setzen, daß sie in der Verfolgung ihrer Pläne nicht blos auf die Gegnerschaft, sondern vorkommenden Falls auch auf die Nebenbuhlerschaft Englands zu zählen haben dürften.

Wenn nun aber auch zuzugeben ist, daß eine Wandlung in den Anschauungen der großbritannischen Politik in Betreff der Lebensfähigkeit der Türkei sich vorbereitet, so ist dieselbe doch noch nicht so weit vorgeschritten, um England aus der abwehrenden und conservativen Haltung, die es bisher in der orientalischen Frage eingenommen hat, in das Lager der aggressiven Mächte hinüber zu drängen. Sieht sich die englische Regierung auch zu der Ueberzeugung gebracht, daß in der Türkei ein unheilbarer Auflösungsproceß sich vollzieht, so sucht man wenigstens den Proceß, den man nicht rückgängig machen kann, zu hemmen und die Krisis so viel als möglich zu verzögern, in der Einsicht, daß die Agonieen der Staaten, wenn sie nicht durch ein gewaltsames Eingreifen abgekürzt werden, oft durch einen Zeitraum von Jahrhunderten fortdauern. Die Existenz des byzantinischen Reiches ist mehre Jahrhunderte hindurch ein ununterbrochener Todeskampf gewesen. Stückweise wurden die Glieder von dem Körper des Reiches abgerissen; es lebte fort, zuletzt nur noch auf die Hauptstadt beschränkt, und erst mit dem Falle dieser erfüllte es sein Loos, zugleich ein Beispiel tiefster Verworfenheit und des zähesten Natur-

kampfes wider die Vernichtung, wie die Geschichte kein zweites kennt. Ein so langes Ringen kann man bei den gegenwärtigen Verhältnissen des Weltverkehrs dem türkischen Reiche nicht voraussagen; wohl aber ist es kein allzukühnes noch hoffnungsloses Unternehmen, die Existenz des Reiches so lange hinzuhalten, bis Umstände eintreten, die das Ausbrechen der Katastrophe nicht zugleich auch zu einer völligen Umwälzung des europäischen Machtsystems werden lassen, und die England gestatten, in der bevorstehenden Krisis selbst die leitende Rolle zu übernehmen. Es kommt für England nicht mehr darauf an, die Existenz der Türkei um jeden Preis zu schützen, sondern darauf, die Rivalen zu lähmen und zu neutralisiren. Gelingt ihm dies, so wird es, weit entfernt in den Grundlagen seiner Macht durch Auflösung des türkischen Reiches erschüttert zu werden, aus derselben die kräftigsten Impulse zu einer verjüngten Politik gewinnen und eine neue Bahn der Machtentwicklung betreten.

Viel schwieriger und gefährlicher würde für Oestreich eine Veränderung seiner Politik in der orientalischen Frage sein, und zwar deshalb, weil eine solche gar nicht durchführbar wäre ohne einen vollständigen Systemwechsel nach Innen und Außen, der indessen in vielen Beziehungen (und dies würde ihn allerdings wesentlich erleichtern) nur eine Rückkehr zu dem System wäre, durch welches Oestreich die starke Macht des Ostens geworden ist. Oestreich ist erstarkt im Kampfe wider die aufstrebende und andringende Macht des osmanischen Reiches. Es hat die Anker seiner Zukunft in die weiten gesegneten Ebenen der mittleren und unteren Donau ausgeworfen. Dort liegt, — man braucht ihn nicht erst dahin zu verlegen, — der Schwerpunkt des Reiches, mag man auch immerhin in Wien sich sträuben, das anzuerkennen, was nur eine allerdings sehr erklärliche Verblendung über das den eigenen Interessen Ersprießliche verkennen kann. Denn allerdings verkannt hat man es in Wien und wird es verkennen, so lange noch die Möglichkeit da ist, vor dem, was offen vorliegt, die Augen zu verschließen. Oestreich ist ein Staat, dem vor vielen andern die Aufgabe geworden ist, eine Culturarbeit zu vollziehen, freilich unter besonders schwierigen Umständen. Deutsch in seinem politischen Centrum, das keineswegs mit seinem natürlichen Schwerpunkt zusammenfällt, ist es aus einer Masse von Bestandtheilen zusammengesetzt, die, unter sich verschiedenartig, vielfach sich einander bekämpfend, doch in der Abneigung, sich dem deutschen Elemente zu unterwerfen, einig sind. Hier gilt es nicht zu germanisiren, sondern vermittelst der den deutschen Elementen innewohnenden größeren Bildung zu civilisiren, nicht die verschiedenen Nationen zu verschmelzen, sondern unauflöslich zu einem Staate zu verbinden.

Hierbei ist nun sehr merkwürdig, daß, obschon Oestreich seine große Aufgabe vielfach andern Bestrebungen nachgestellt hat, dessenungeachtet die Macht der Verhältnisse ein eigenartiges Oestreich geschaffen hat, einen Staat, der in

seinen europäischen Beziehungen ein so scharf individualisirtes Gepräge trägt, der trotz der unausgesetzt in ihm wirkenden Centrifugalkraft eine so unverwüstlich zähe Kraft der Cohärenz bewährt, wie wir sie sonst nur in Staaten zu suchen gewohnt sind, die durch das natürliche Band der Nationalität zusammengehalten werden. Wer unterfängt sich die Lücke zu ermessen, die ein Zerfall Oestreichs in dem europäischen Staatensystem hervorrufen würde, oder die Erschütterungen, welchen die Naturnothwendigkeit, die Lücke auszufüllen, den Continent unterwerfen würde?

Oestreichs europäische Bedeutung beruht aber größtentheils darauf, daß es zu den Staaten gehört, welche die unmittelbarsten Beziehungen zu der orientalischen Frage haben. Es steht in dieser Beziehung Rußland gleich, aber zwischen beiden Staaten besteht der große Unterschied, daß jeder Erfolg Rußlands im Orient das Gleichgewicht des europäischen Staatensystems zu zerstören droht, während ein Vordringen Oestreichs nach Osten die Grundbedingung ist, unter der die in den letzten Jahrzehnten vielfach verschobenen Machtverhältnisse Europas eine den Forderungen des Gleichgewichts entsprechende Ausgleichung und Consolidirung finden können. Es ist somit ein verhängnißvoller Umstand, daß Rußland in den orientalischen Angelegenheiten die thätige, man kann wohl sagen die leitende Rolle übernommen hat, während Oestreich in völliger Verkennung der Grundlage seiner Größe sich seine Impulse ausschließlich von dem feindlichen Rivalen geben läßt.

Oestreich in seiner unvergleichlichen Geschicklichkeit, jeden Schritt, den es thut, mit dem Nimbus würdevoller Ueberlegenheit und conservativer Solidität zu umgeben, verfehlt nicht, sein Verhalten in den Angelegenheiten des Orients als das Resultat einer großartigen Anschauung der europäischen Verhältnisse darzustellen, und den Glauben zu verbreiten, daß es, im Besitz einer Macht, die stark genug, um einer Steigerung nicht zu bedürfen, in dieser Frage ganz dem Berufe sich hingeben könne, das Gleichgewicht des Continents gegen jeden Uebergriff begehrlicher Mächte zu schützen und alle erhaltenden Kräfte des europäischen Staatensystems um sein Banner zu sammeln. Daß es der östreichischen Staatskunst in der That gelungen ist, diese Ansicht allgemein zu verbreiten, macht ihrer Gewandtheit alle Ehre, liefert aber einen niederschlagenden Beweis von der unglaublichen Gedankenlosigkeit, mit der die öffentliche Meinung jede mit einiger Zuversicht ausgesprochene und oft wiederholte Behauptung als Wahrheit hinnimmt. Daß Oestreich die natürliche und berufene Schutzmacht der Türkei sei, gilt für ein unerschütterliches Axiom, während doch eine unbefangene Prüfung der Verhältnisse klar darthut, daß es in seiner orientalischen Politik nur dem mächtigen Gebote der Verlegenheit folgt.

Oestreich hat, die Bahnen verfolgend, die seine Lebensader, die Donau, ihm wies, Stück für Stück der Türkei die Bausteine zu seinem Reiche ab-

gerungen, so lange es an Rußland einen Verbündeten, aber noch nicht einen Rivalen fand. Vor der Concurrenz mit Rußland, die zu einem Conflicte der Interessen zu führen begann, als beide Staaten bis an die Fürstenthümer der untern Donau vorgerückt waren, wich es zurück und legte sich selbst die Schranken auf, die es Rußland, dem es die Donauländer nicht überlassen konnte, und dem es im Kampfe um die Beute nicht zu begegnen wagte, auferlegen wollte. Groß geworden im Kampfe wider die türkische Macht ward es der Beschützer der türkischen Ohnmacht. Der zu Reichenbach inaugurirte Wendepunkt in den Verhältnissen des europäischen Staatensystems ward auch der Wendepunkt für Oestreichs orientalische Politik. Es verzichtete darauf, bestimmend und leitend auf dem Felde zu wirken, auf dem allein sein Wirken Früchte bringen konnte, und verzehrte seine Kräfte in Aufgaben, deren Verfolgung es zum principiellen Gegner aller neuen Lebenskeime machen mußte, die auf dem von der französischen Revolution durchackerten Boden Europas aufkeimten und langsam, aber unaufhaltsam emporwuchsen. Daß Thugut sich nachmals mit Rußland über eine Theilung der Türkei einigte, war eins der gewohnten Impromptüs dieses erfindungreichen, aber frivolen Staatsmannes, der den bedenklichen Folgen eines abenteuerlichen Entwurfes dadurch vorzubeugen liebte, daß er sich nach der entgegengesetzten Richtung hin in noch abenteuerlichere Combinationen einließ. Das Project war eine verwegene Velleität, welche wohl charakteristisch ist für das haltungslose, jeder festen Richtung entbehrende Herumtappen und Tasten der damaligen Staatskunst, eine ernstliche Bedeutung indessen nicht gewinnen konnte. So lange die Revolutionskriege dauerten, stand übrigens die orientalische Politik in zweiter Linie. Nach dem Falle Napolens aber trat nochmals die Frage an Oestreich heran, welche Stellung es der Türkei gegenüber einnehmen wollte. Drei Momente kamen als ausschlaggebend bei der Wahl in Betracht: die Stellung Oestreichs zu Deutschland und zu Italien, sein Verhältniß zu Rußland und die Rücksicht auf die nationale Heterogenität der das Reich bildenden Bestandtheile. Die drei Momente waren aber so vielfach von einander bedingt, daß wir sie auch in der Betrachtung nicht vollständig von einander scheiden können.

Es ist augenscheinlich, daß eine active Politik im Oriente nicht durchzuführen war, wenn Metternich die deutschen und italienischen Verhältnisse beherrschen wollte. Denn um diese Rolle durchzuführen, bedurfte er mindestens der Neutralität, ja unter Umständen des Beistandes Rußlands. Rußland war aber, wie schon in den ersten Phasen der nationalen Bewegungen in Italien hervortrat, ein sehr mißtrauischer, anspruchsvoller und schwer zu behandelnder Bundesgenosse, den auch der leiseste Anschein einer activen Politik im Oriente sofort zum Rivalen und Gegner gemacht haben würde. Diesem Gegner auf einem für ihn günstigen Boden mit getheilten Kräften entgegenzutreten,

wäre aber ein überaus verwegenes und hoffnungsloses Unterfangen gewesen. Mit Recht wird die unfruchtbare Politik getadelt, die für Oestreich schließlich aus diesem Dilemma hervorging. Doch darf man nicht vergessen, daß die Aufgabe, die Oestreich nach Osten rief, auch bei Anspannung aller Kräfte eine sehr schwierige und verdrießliche war, daß sie dem allgemeinen Zuge der damaligen Politik widersprach und daß die Magnete, die Oestreich nach Deutschland und Italien zogen, sehr stark und für eine bis zur vollendeten Meisterschaft routinirte, aber jedes Schwunges, jedes höheren Gesichtspunktes, jeder Productivität ermangelnde Staatskunst, wie die Metternichs war, überaus verlockend waren. Dabei war es nicht etwa eine willkürliche staatsmännische Laune, wenn Oestreich nach der Herrschaft in Deutschland und Italien strebte. Es verfolgte vielmehr in diesem Streben ererbte Tendenzen seiner Politik, Tendenzen, auf denen zum großen Theil gerade die glänzenden Titel des östreichischen Namens beruhten. Sollte Oestreich in beiden Ländern seine Ansprüche herabstimmen, um in Italien dem nationalen Elemente, in Deutschland dem preußischen Staate die Stellung abzutreten, die es selbst ohne Mühe und Gefahren behauptete? Ein derartiger Act der Selbstbeschränkung ließ sich nur erwarten, wenn die Aussicht auf glänzende Erfolge nach Osten wirkte.

Statt der Aussicht auf glänzende Erfolge zeigten sich aber von jeder Seite zunächst nur Schwierigkeiten, die indessen für eine schöpferische Staatskunst keineswegs unüberwindlich waren. Leider lag indessen in den Verhältnissen keine unmittelbare Nöthigung, es mit einer solchen zu versuchen, da, auch abgesehen von den schon bewährten, aus der allgemeinen politischen Lage sich ergebenden Erwägungen, die eigenthümlichen gegenseitigen Beziehungen der östlichen Stämme des Reiches der politischen Routine, dem traditionellen System des Finessirens eine bequeme Handhabe zur Entwickelung ihrer Künste boten. Offenbar ist Ungarn der Kernpunkt der östlichen Gruppe der Monarchie, jedoch umgeben und vermischt mit einer Anzahl meist slavischer Elemente, die im Gegensatze zum Magyarenthum stehen. Man kann gewiß nicht sagen, daß diese Stämme Sympathien für den Gesammtstaat Oestreich empfinden; ihre Träume sind theils auf ein erneutes Polen, theils auf ein südslavisches Reich gerichtet. Aber sie sind doch nicht blind dagegen, daß sie gerade durch ihre Verbindung mit dem Gesammtstaate Oestreich einigermaßen vor drohender Magyarisirung gesichert sind. Sie sind verhältnißmäßig gute Oestreicher, würden aber aufhören es zu sein, sobald Oestreich, um sich in die Lage zu versetzen, zu einer activen Politik in den orientalischen Angelegenheiten überzugehen, dem magyarischen Elemente eine übergreifende Entwickelung gestatten, oder gar Ungarn zum leitenden Bestandtheile des Reiches, zum Schwerpunkt seiner Politik machen wollte. Vor dieser schweren, aber großen und fruchtbaren Aufgabe wich die östreichische Staatskunst zurück. Unfähig, die spröden Stoffe zu ver-

schmelzen, hielt sie dieselben vielmehr in Spannung, um sie gegen einander wirken und sich an einander zerreiben zu lassen. Sowohl Metternichs Stabilitätspolitik in ihrem ängstlichen Bestreben, jedes Auftauchen der Nationalitätenfrage zu verhüten, wie Bachs und Schwarzenbergs schroffe Centralisationspolitik, die sich von dem metternichschen System mehr durch die gesteigerte Energie als durch das Ziel unterscheidet, stützte sich vor allem auf die Rivalität der magyarischen und der slavischen Elemente. Und auch gegenwärtig, wo das bachsche Experimentiren auf constitutionellem Wege wiederholt wird, ist die Eifersucht der östlichen Nationalitäten der Kitt, der den tief zerrütteten Bau des Staates zusammenhält.

Daß ein derartiges System, welches die Einheit des Reiches auf das gegenseitige Abstoßen seiner Elemente begründen will, und um die Existenz des Ganzen zu erhalten, die Lebenskraft der Theile zerstört, keine große Hoffnung auf einen dauernden Erfolg gewährt, ist allerdings sehr klar. Indessen läßt sich nicht in Abrede stellen, daß, wenn Oestreich einmal darauf verzichtet, seine ganze Kraft auf die Verschmelzung dieser Völkerschaften zu verwenden, ein anderer Ausweg als der angegebene ihm gar nicht übrig bleibt. Der Versuch einer schöpferischen Politik im Osten mit halber Kraft könnte nur verderblich sein. Denn wenn wir auch die Stärke des Widerstandes, den jeder Versuch der Art bei den Slaven finden würde, an sich nicht allzu hoch anschlagen, so darf man nicht vergessen, daß jede gegen Oestreich gerichtete Bewegung dieser Stämme einen gewaltigen Stützpunkt in der slavischen Bevölkerung der Türkei und Rußlands finden würde. Das drohende Gespenst eines südslavisch-rumänischen Reiches ist das Hinderniß, welches jede freie wahrhaft fruchtbare Lebensthätigkeit Oestreichs lähmt und es in Bahnen festhält, auf denen es wohl schreitet, aber nicht vorwärts geht. Daß gegenwärtig Rußland mit den civilisirtesten der slavischen Stämme in offener Fehde ringt, ist ein für Oestreich in vieler Beziehung günstiges, in andrer Beziehung aber auch gefährliches Ereigniß, mit dem zu spielen die östreichischen Staatsmänner troß der verführerischen Verlockungen denn doch die ernstesten Bedenken tragen. Die südslavischen Sympathien für Rußland bleiben davon unberührt, und die augenblicklich wohl gestörte Einwirkung Rußlands auf die Südslaven wird, sobald die jetzigen Verlegenheiten des Czarenreiches beseitigt sein werden, ohne Zweifel mit erneuter Lebhaftigkeit aufgenommen werden.

Die Bewegungen der slavischen Stämme in der Türkei sind also sowohl wegen ihrer Einwirkung auf die Austroslaven mit Gefahr verbunden, als auch, weil dieselben nach Rußland gravitiren und jeder erfolgreiche Aufstand derselben Rußland zum mittelbaren oder unmittelbaren Herrn der Donaufürstenthümer machen würde. Dies zu verhindern ist aber ohne Zweifel die erste unter den defensiven Aufgaben der östreichischen Politik, da mit der Gründung einer

dauernden russischen Herrschaft an der untern Donau Oestreich nicht nur die centrifugalen Neigungen seiner bis jetzt noch verhältnißmäßig ziemlich leicht zu behandelnden slavischen Unterthanen maßlos gesteigert, sondern auch das Feld seines Einflusses auf eine für seine europäische Bedeutung geradezu vernichtende Weise eingeschränkt sehen würde.

Somit befindet sich Oestreich der orientalischen Frage gegenüber in einer höchst seltsamen Lage. Eine jede unbefangene Erwägung seiner wahren Interessen weist Oestreich darauf hin, seine Herrschaft die Donau entlang bis an das schwarze Meer zu verbreiten. Wegen seines Verhältnisses zu dem Nationalitätensystem des untern Donaugebietes und wegen der russischen Rivalität ist es aber nicht nur genöthigt, dieser Aufgabe fern zu bleiben, sondern es hat auch aufs sorgfältigste jeden vorbereitenden Schritt zu vermeiden; ja es muß — so sonderbar sind die Verhältnisse verschoben — alle seine Kräfte daran setzen, um Zustände zu consolidiren, deren dauernde Befestigung es zu dem Range einer alternden, jedes Wachsthums, jeder Verjüngung unfähigen Macht herabdrücken würde. Setzen wir einen Augenblick die Möglichkeit, daß die Türkei aus ihrer tiefen Zerrüttung zu neuer Lebenskraft sich erholte, so wäre kein Zweifel, daß Oestreich mit der Türkei die Rollen tauschen, daß statt der türkischen die öſtreichische Frage der Gegenstand der europäischen Sorgen und Hoffnungen würde. Nur weil eine Erstarkung der Türkei nicht im Gebiete der Möglichkeit liegt, kann Oestreich ein türkenfreundlicher Staat sein. Ist aber (und darüber ist wohl ganz Europa einig) eine wahrhafte Wiederbelebung der Türkei nicht möglich, nun dann ist es auch unzweifelhaft, daß früher oder später der durch die Eifersucht der Mächte künstlich zusammengehaltene Bau doch auseinanderfallen, daß die türkische Frage einmal zur Entscheidung kommen muß. Dann tritt aber an Oestreich unabweislich die Schicksalsfrage heran, ob es die Donaufürstenthümer Rußland freiwillig überlassen oder ihm zum Kampfe um seine Großmachtstellung entgegentreten soll. Wer das jetzige politische System Oestreichs als fein und klug bewundert, geht von der Voraussetzung aus, daß die Agonie der Türkei ein normaler, unbegrenzte Dauer versprechender Zustand sei. Wer dagegen der Ansicht ist, daß auch auf dem Gebiete des Völkerlebens jeder Todeskampf mit dem Tode enden muß, der kann sich auch der Ueberzeugung nicht verschließen, daß es für die östreichische Politik die erste Pflicht ist, ein System aufzugeben, das auf einer irrigen Voraussetzung beruht. Da aber die bisherige orientalische Politik Oestreichs nur eine Consequenz seiner Gesammtpolitik ist, so ist eine Modification derselben nur dann möglich, wenn das wiener Cabinet seine Beziehungen zu den europäischen Mächten in der Art umgestaltet, daß es seine ganze Kraft, ohne die Besorgniß vor einer feindlichen Diversion in seinen Flanken hegen zu müssen, nach Osten richten kann. Es sind hierbei weniger die Beziehungen zu Oest-

reichs Rivalen in der türkischen Frage ins Auge zu fassen (denn mit einem Rivalen kann man, so lange der Gegenstand der Rivalität dauert, nur einen vorübergehenden Compromiß, niemals ein dauerndes Bündniß schließen), als vielmehr seine Beziehungen zu denjenigen Mächten, die, an der Lösung der orientalischen Frage selbst nur mittelbar betheiligt, auf anderm Gebiete Bahnen verfolgen, welche sich mit denen Oestreichs vielfach berühren und durchkreuzen. Die Erörterung dieses Punktes, die uns näher auf das Verhältniß Preußens zu Oestreich führt, bleibe einem folgenden Artikel vorbehalten.

3.

Die Vegetation der Jetztzeit und die der Vorwelt.

1. Die Tertiärflora.

Ein tiefgehender Zug des menschlichen Geistes ist die Neigung zum Glauben an eine stetige, gedeihliche Fortentwickelung der Verhältnisse. Es müssen schwere Schicksalsschläge den Einzelnen, noch schwerere eine Nation treffen, bevor sie zu der Einsicht kommen, daß es mit ihnen rückwärts geht. Wenn nun gar der Mensch die Aufeinanderfolge der verschiedenen Organismen der Erdoberfläche betrachtet, wie sollte er da nicht mit doppelter Sicherheit voraussetzen, daß je geringer das Alter, je neuer das Erscheinen einer Art von Pflanze oder Thier, um so höher deren Organisation sei, daß seit dem ersten Auftreten lebender Wesen auf der Erde deren Bevölkerung immer reicher, schöner, vollkommener geworden sei. Ist doch der Mensch gewohnt, sich als die Krone der Schöpfung zu betrachten, und lehrt ihn doch jede Untersuchung der uns erhaltenen Reste vergangener geologischer Epochen, daß das zweibeinige Thier ohne Federn, welches er in angeborener Bescheidenheit für das vollkommenste aller geschaffenen Wesen hält, eines der spätesten, wenn nicht das letzte der auf dem Erdball erschienenen sei.

Nach solchen Voraussetzungen müßte, so scheint es, die Erfahrung überraschen, daß die Pflanzendecke der heutigen Erdoberfläche nur noch ein kümmerlicher Rest ist der einst ungleich reicheren Mannigfaltigkeit schönerer Formen, die vor vielen Jahrtausenden unsere Fluren zierten. Daß das heutige Pflanzenkleid der nördlichen gemäßigten Zone zu dem einer früheren geologischen Periode sich

verhält, wie etwa eine der mittelalterlichen Burgen auf classischem Boden zu dem antiken Prachtbau, aus dessen Trümmern sie aufgeführt ward.

So aber ist es. Unsere heutige Flora, schön, bunt und mannigfaltig, wie sie für sich betrachtet erscheinen mag, — sie hält nicht den Vergleich aus mit der einer geologisch nicht weit zurückliegenden Zeit; einer Zeit, die dem Auftreten des Mammuth und des Menschen in Europa nahe vorausging. Es sei uns vergönnt, zur Veranschaulichung dieser Thatsache die Ergebnisse der Untersuchungen auf diesem Gebiete, unter denen die O. Heers in Zürich die hervorragendste Stelle einnehmen, in kurzer Uebersicht darzulegen.

Aus keiner der vergangenen geologischen Perioden sind zahlreichere und besser erhaltene Pflanzenreste auf uns gekommen, als aus der tertiären oder Braunkohlenperiode, insbesondere aus den letzten Zeiten derselben. Die Erhaltung der Form, unter Umständen selbst der Substanz der Pflanzentheile ist oft wunderbar vollständig. Auf zwei verschiedenen Wegen hat die Natur die feinsten Einzelnheiten des Baues organischer Gebilde jener weit zurückliegenden Zeit uns bewahrt. Thiere oder Pflanzentheile wurden in den Schlamm eingeschlossen, der auf dem Boden stehender oder langsam fließender Gewässer sich absetzte. Wo die Niederschlagung dieses Schlammes rasch und in sehr kleinen Theilchen erfolgte, da wurden die organischen Körper so bald in denselben eingeschlossen, ihre Gestalt so vollständig in ihm abgedrückt, daß selbst Einzelnheiten der Form noch erkannt werden können, die nur mikroskopisch wahrnehmbar sind. So besonders in den feinkörnigen, in der Hauptsache aus kohlensaurem Kalk bestehenden Schichten der Tertiärzeit. Dem Reichthum an wohlerhaltenen solchen Petrefacten verdanken die Steinbrüche von Oeningen am Bodensee ihre hohe palaeontologische Berühmtheit. Noch vollendeter ist die Erhaltung der organischen Reste, wenn dieselben von flüssigem Harz umhüllt wurden, welches später verhärtete. Die Einschlüsse im Bernstein zeigen z. B. an den aufgesprungenen Früchten gewisser Moose noch Theile des Inhalts der geöffneten Kapseln an Ort und Stelle, welche ein starker Windstoß hinwegzuführen im Stande ist.

So gut erhaltenes Material gestattete eine tief eingehende Untersuchung. Von den, 920 verschiedenen Pflanzenformen angehörigen Petrefacten aus tertiären Schichten der Schweiz, welche Heer vorgelegen haben, waren nur 70 so unvollständig, daß ihre botanische Bestimmung nicht mit Sicherheit unternommen werden konnte. Bleiben 850 Arten. Die gegenwärtige Flora der Schweiz, zu der die Pflanzen der Hochgebirge und des südlichen Fußes der Alpen ein beträchtliches Contingent stellen, zählt deren nicht ganz dreimal so viel. Jene Tertiärpflanzen aber stammen nur aus einem Flach- und Hügellande, dessen Areal höchstens ein Fünftel von dem der Schweiz beträgt. Und mehr noch als dieser Umstand ist bei der Vergleichung beider Floren im Auge

zu behalten, daß der Natur der Sache nach nur solche Pflanzen der Tertiärzeit in ihren Resten uns vorliegen können, welche unter Umständen vegetirten, die für die Versteinerung von Theilen dieser Pflanzen besonders günstig waren. Die große Masse jener Petrefacten besteht aus Blättern, Blüthen und Früchten von Holzgewächsen, von denen viele hochstämmige Bäume. Auch wenn solche Bäume nicht in der unmittelbaren Nachbarschaft der Wasserbecken wuchsen, auf deren Grunde die Versteinerung vor sich ging, so konnten doch ihre, im Laufe der Entwickelung freiwillig von der Mutterpflanze sich lösenden Theile leicht vom Winde in jene Wasserbecken oder deren Zuflüsse geführt werden. Die Blätter fester und lederartiger Textur, die vor dem und während des Versteinerungsprocesses der Verwesung minder ausgesetzt waren, sind vorwiegend häufig. Von niederen und krautartigen Pflanzen sind vorwiegend solche erhalten, die an Ufern von Gewässern zu wachsen pflegen. Die Reste von Kräutern höherer, trockenerer Standorte sind auffallend selten. Hierher gehörige Gewächse aus Formenkreisen, die in der heutigen Flora eine sehr hervortretende Rolle spielen, sind ohne alle Vertretung in den Resten der tertiären Flora: so die Campanulaceen, Labialen, Solanaceen und Primulaceen. Scrophularineen, Borragineen, Gentianeen und Caprifoliaceen sind nur in schwachen Spuren von Früchten, Samen und undeutlichen Blüthen bis jetzt gefunden worden. Aus der reichsten Pflanzenfamilie der Jetztzeit, den Synanthereen, fanden sich in tertiären Schichten bisher nur Früchte (diese sind von festem, der Fäulniß lange widerstehendem Gefüge, sehr charakteristischer Gestalt, häufig mit Vorrichtungen versehen, welche den Transport durch den Wind erleichtern); solcher Früchte indeß von 21 verschiedenen Arten.

Es ist klar, daß unter derartigen Verhältnissen eine Vergleichung der Artenzahl einer tertiären Flora mit einer modernen in Pausch und Bogen nicht zulässig ist. Nur die Formenkreise dürfen mit einander verglichen werden, deren Trümmer in der tertiären Flora einigermaßen zahlreich erhalten sind. Jede solche Parallele zeigt den weit überwiegenden Reichthum der Tertiärflora. Unter den 850 wohlbekannten schweizerischen Arten dieser letzteren sind die große Mehrzahl Holzgewächse (533 = 76%); der Bäume nicht weniger als 291; zwei Drittheile derselben mit immergrünem Laube. Der jetzigen und der tertiären Flora der Schweiz gemeinsame Familien von Holzgewächsen sind 25. Die Artenzahl derselben beläuft sich in der modernen Flora auf 152, in der Tertiärflora auf 253. Zwar haben diese 253 Arten des schweizerischen Molassegebiets nicht sämmtlich gleichzeitig gelebt; dafür ist aber, wie schon erwähnt, der Raum dieses Gebiets fünfmal kleiner als der der heutigen Schweiz. Zu ähnlichen Ergebnissen führt die Vergleichung minder umfänglicher Gebiete. Aus den Steinbrüchen von Oeningen sind 422 phanerogame Arten bekannt, davon 136 Holzpflanzen in 25 Familien. Der Canton Zürich enthält (mit Ausschluß

der der Bergregion angehörigen und der von Menschen eingeschleppten) 824 Arten, darunter aus jenen 25 Familien nur 91 Holzpflanzen, und dies bei einem Areal, das zuverlässig um vieles größer ist, als dasjenige, aus welchem die öninger Pflanzenreste stammen. — Wie die Pflanzendecke, so war auch den erhaltenen Resten nach zu schließen die Insektenwelt der Tertiärzeit ungleich artenreicher, als die des heutigen gemäßigten Europa. Ein ähnlicher Artenreichthum von Pflanzen und Thieren findet sich heutzutage nur noch in einigen der begünstigtsten Gebiete der südlichen Halbkugel: Ostbrasilien, Capland z. B.

Die Unterschiede der Pflanzen der tertiären Zeit von den jetzt lebenden sind nur mäßig. Bei vielen der niederen Gewächse, bei Pilzen, Moosen z. B., haben deren gar keine sich auffinden lassen; bei höher organisirten in mehren Fällen nur so geringfügige, daß die Meinungen der Systematiker über die Identität der tertiären Arten mit modernen auseinandergehen. Sehr viele tertiäre Pflanzen sind von modernen in niederem Grade verschieden, als die Stammeltern vieler Culturpflanzen von ihrer Nachkommenschaft es sind. Die große Mehrzahl tertiärer Pflanzen gehört zu Gattungen, von denen Arten noch jetzt auf der Erde leben. Nur sehr wenige Formen weichen so weit von modernen ab, daß die Aufstellung besonderer Gattungen für sie nöthig wurde; keine in dem Maße, daß sie nicht in einer der bekannten Familien jetzt lebender Pflanzen Platz gefunden hätte. Die Pflanzendecke der Erde hat sich seit der Tertiärzeit im Großen und Ganzen weit weniger geändert, als ihre Bevölkerung durch Säugethiere. Was der Vegetation der Tertiärperiode ihren eigenthümlichen Charakter verleiht, das ist das Zusammenwohnen mannigfaltiger Pflanzenformen, deren jetzige Heimathbezirke durch weite Räume getrennt sind.

Der Häufigkeit bestimmter Pflanzenreste in den jüngsten tertiären Ablagerungen, denen von Oeningen z. B., nach zu schließen, bildeten in den Wäldern des letzten Abschnittes der Braunkohlenzeit solche Bäume einen wesentlichen Theil der Vegetation, deren Gattungsgenossen noch jetzt zahlreich bei uns vorkommen: Weiden und Ahorne; die ersteren jetzt lebenden europäischen, die letzteren zum größeren Theile nordamerikanischen, zum kleineren mittel- und südeuropäischen Arten ähnlich. Aber unter den herrschenden Pflanzenformen waren diesen uns gewohnten in überwiegender Zahl fremdartige beigemischt. Vor Allem traten durch Artenzahl und Häufigkeit Kampherbäume in den Vordergrund, den japanesischen der Jetztzeit ähnlich: demnächst Wallnußbäume, theils von asiatischem, theils von nordamerikanischem Typus; Lorbeerbäume, Robinien und verwandte Formen schmetterlingsblüthiger Bäume, unter den Nadelhölzern Glyptostrobus, eine jetzt auf das westliche Nordamerika und das östlichste Asien beschränkte Form.

Noch bunter ist das Bild, wenn wir die minder häufigen Formen ins Auge fassen. Bäume von ausgeprägt nordamerikanischem Typus, wie Taxodium

der Baum der Cypressensümpfe, Sequoia, die Gattung, zu welcher die riesige Wellingtonie Californiens gehört, der Tulpenbaum, der Styraxbaum lebten zusammen mit Feigenbäumen, denen des tropischen Amerika und Afrika ähnlich, mit Palmen und Caesalpinien, welche brasilischen Formen entsprechen, mit Pflanzen von ausgeprägt neuholländischem Charakter (die Proteaceen und die Santalacee Oeningens), mit einigen Formen vom Cap, Südeuropas (der gemeinen Myrthe, dem europäischen Sumach z. B.), Japans, des tropischen und mittleren Asiens; endlich mit Pflanzen der nördlichen gemäßigten Zone (Adlerfarrn, Schilfrohr, Heidel- und Moosbeeren — die letzteren Pflanzen meiden heutzutage schon im südlichen Deutschland die niederen Gegenden). Wie in der Gesammtheit der Vegetation, so findet sich auch innerhalb derselben Gattung zur Tertiärzeit das Nebeneinandervorkommen heute weit getrennter Arten. Unter den Eichen Oeningens sind nordamerikanische, mexicanische und südeuropäische Formen; unter den Wallnußbäumen persische und amerikanische, unter den Tannen mexicanische, nordamerikanische und mitteleuropäische.

Die große Mehrzahl der mit jetzt lebenden Arten nahezu übereinstimmenden Pflanzen der obersten Schichten der Braunkohlenformation ähnelt Arten des wärmeren Nordamerika. In zweiter Reihe folgen in dieser Beziehung die nördlicheren Vereinigten Staaten; dann das Mittelmeergebiet, das mittlere Europa, das tropische Amerika, das gemäßigte Asien (Kleinasien, der Kaukasus, Japan), das wärmere Asien, Afrika, die atlantischen Inseln. Nordasien, Neuholland, in letzter Stelle Chile. Die meisten dieser Länder haben ein wärmeres Klima, als Süddeutschland und die Nordschweiz es heutzutage besitzen. Man wird nicht irren, wenn man mit Heer annimmt, daß die mittlere Jahrestemperatur der späteren Braunkohlenzeit zwischen $+15°$ und $+20°$C gelegen haben muß (die gegenwärtige der Schweiz ist beiläufig $+11{,}3°$C).

Das Verhältniß fossiler Pflanzenreste, welche jetzt lebenden Arten entsprechen, zu der Gesammtvegetation der untersuchten geologischen Periode ist ein anderes, wenn man mit der obersten Tertiärschicht sowohl jüngere, höhere, als auch ältere und tiefere vergleicht. Eine Vegetation, welche derjenigen der Braunkohlenzeit folgte, und der Zeit der Ablagerung des Diluvium vorherging, ist an vielen Orten, wenn auch nicht in sehr mannigfaltigen Resten uns erhalten. Der Haupttheil der gewaltigen Masse des Aetna ruht auf pflanzenführenden, aus Trümmern vulkanischer Producte gebildeten Tuffen. Aehnliche Tuffe kommen auf der liparischen Insel Stromboli vor. Hier und da in Mitteleuropa sind Pflanzenreste in älterem, vordiluvialen Kalktuff eingeschlossen, oder als Schieferkohlen erhalten. Auf Madeira ist eine, von einer mächtigen Decke aus Basalt und vulkanischem Tuff überlagerte pflanzenführende Schicht bekannt geworden. Allen diesen Ablagerungen ist die große Uebereinstimmung mit den gegenwärtigen Floren ihrer Umgebung gemeinsam. Die Schieferkohlen von

Utznach, die Kalktuffe von Cannstadt, die Tuffe vom Aetna enthalten keine anderen Arten, als solche, die heute noch in der Nähe lebend vorkommen. Stromboli und Madeira haben neben vielen ebensolchen einige wenige, heutzutage an diesen Standorten nicht mehr vorhandene, Madeira auch einige ganz ausgestorbene Formen geliefert. Der einzige derartige Fund von Stromboli ist von besonderem Interesse: die Lorbeerart, welche jetzt den canarischen Inseln eigenthümlich ist. In der nach Jahrtausenden bemessen unendlich weit hinter der Gletscherzeit zurückliegenden Zeit der Entstehung dieser Ablagerungen war also die Vegetation mit der gegenwärtigen wesentlich übereinstimmend; und es liegt kein Grund vor, zu bezweifeln, daß das Klima von damals mit dem heutigen übereinstimmte, also seit dem Ende der Tertiärzeit kälter geworden war.

Für eine seit jenem Zeitpunkte eingetretene, noch tiefer herabgestiegene, seither wieder ausgeglichene, weitere Erniedrigung der Temperatur der ganzen Erdoberfläche liegt uns unwidersprechliches Zeugniß in den Spuren der einstigen Thätigkeit gewaltiger Gletscher- und Eismassen vor. Die Thatsachen, welche in Nordeuropa auf Schritt und Tritt uns aufstoßen, die Ueberschüttung unserer Ebenen mit nordischen Geschieben, die Moränenbildung am Ausgange jedes größeren Thales höherer Gebirge, die durch Gletscher geschliffenen Felsflächen weit unterhalb und außerhalb der jetzigen Ausdehnung der Gletscher, sind so bekannt, daß wir sie nur anzudeuten brauchen. Aehnliches ist in allen anderen Welttheilen beobachtet. Auch vor den Thalausgängen des Himalaya liegen in der Region des Maisbaues gewaltige Moränenwälle. Alpen, Gletscherschliffe und Moränen trifft man auf Neuseeland und Neuholland in heutzutage gletscherlosen Gebirgen. Im mittleren Chile finden sich riesige Moränen weit unterhalb der jetzigen Gletschergrenze. Nordamerika ist bis zum 36. Breitegrade mit nordischen Geschieben bedeckt. Während dieser Eiszeit muß die mittlere Jahrestemperatur unserer Breiten um mindestens 4° herabgedrückt gewesen sein; die Voraussetzung eines wenigstens so großen Sinkens der Wärme ist unerläßlich zur Erklärung der einstigen großen Ausdehnung der Gletscher.

In je tiefere, ältere Schichten der tertiären Formation wir hinabsteigen, um so mehr, aber allmälig, schwindet die Aehnlichkeit der Vegetation mit der der wärmeren nördlichen gemäßigten Zone. Die nordamerikanischen, südeuropäischen Formen treten zurück; die tropischen, äquatorial-asiatischen und die neuholländischen mehren sich; bis endlich die ältesten tertiären Schichten eine Flora von scharf ausgeprägtem malayischen Typus besitzen. Alles dies weist darauf hin, daß in den früheren tertiären Zeiten die Temperatur höher stand, als in den späteren. Nach dem Wärmebedürfniß der für jene charakteristischen Pflanzen zu schließen, mag die mittlere Jahrestemperatur zwischen 20 und 25° C. betragen haben; was einer Differenz von beiläufig 18 Breitengraden von der jetzigen entspricht. Immerhin zeigt sich aber die Flora aller tertiären Schichten darin als

ein zusammengehöriges Ganze, daß den ältesten wie den jüngsten Ablagerungen eine beträchtliche Zahl von Arten gemeinsam ist, und daß diese Arten durch alle Schichten hindurchgehen. Darunter sind Arten größter Häufigkeit, baumartigen Wuchses, von hervorstechendem Antheil an der Waldbildung, wie die Ahorne und Kampherbäume.

Bei Vergleichung der weit von einander entlegenen tertiären Flora aus Schichten gleichen oder doch annähernd gleichen Alters von verschiedenen Oertlichkeiten springen zwei Thatsachen in die Augen. Zunächst die weite Verbreitung der Pflanzen der Tertiärzeit. Die Wohnbezirke vieler tertiärer Pflanzen sind auffallend groß, verglichen mit denen ihnen analoger moderner Formen. Der tertiäre Glyptostrobus europaeus ist im Samland, in Sinigaglia (Mittelitalien), in Ost- und Mitteleuropa, wie am Frazers River im nordwestlichen Amerika gefunden. Der ihm ähnliche Glyptostrobus heterophyllus der Jetztzeit ist auf Nordchina und Japan beschränkt. Taxodium dubium, welches zur Tertiärzeit in ähnlicher Weise Wälder in Sümpfen und Morästen gebildet haben mag, wie sein heutiger Verwandter oder Nachkomme, Taxodium distichum am unteren Mississippi — jenes tertiäre Taxodium verbreitete sich von Orenburg am Ural bis zum Frazers River in Nordwestamerika. Die tertiäre Sequoia Langsdorfii geht rund um den Nordpol. Sie liegt vor von vielen Fundorten Mitteleuropas, aus der Kirgisensteppe, aus Kamtschatka, Alaschka, Vancouver-Insel bis Oregon. Ihre heutigen Gattungsgenossen, die Riesenbäume Californiens, haben eine sehr begrenzte Verbreitung. Wie in diesen Beispielen, so in noch vielen anderen Fällen. — Zweitens aber weisen die Eigenthümlichkeiten der einzelnen tertiären Floren auf klimatische Unterschiede hin, auf eine von den niederen zu den höheren Breiten in ähnlicher Weise wie gegenwärtig fortschreitende Abnahme der Temperatur. Der tertiären Flora von Schoßnitz in Schlesien, welche mit der von Oeningen etwa das gleiche Alter hat, fehlen völlig die in letzterer so häufigen Laurineen, Mimoseen, Proteaceen und Myrtaceen. In den (beträchtlich älteren) Floren Samlands und des Bernsteins ist erst ein einziges Blatt der Kampherbäume gefunden worden, deren Reste in der schweizerischen Tertiärflora massenhaft vorkommen. Dagegen sind der Bernsteinflora hochnordische Typen beigemengt. Andromeda ericoides und hypnoides nach Göppert mit den jetzt lebenden Arten dieses Namens genau übereinstimmend. Die tertiäre Flora Islands, wenn auch sehr zu ihrem Vortheil von der gegenwärtigen der Insel unterschieden, enthält nur Typen der kälteren gemäßigten Zone. Das heute baumlose Land hatte zur Braunkohlenzeit acht Nadelhölzer, das häufigste davon eine Sequoia; heute hat es nur den Zwergwachholder. Es hatte hochstämmige Birken, Weiden, Ulmen, nordamerikanischen Arten ähnlich; ferner die noch deutlich auf Nordamerika hinweisenden Formen Platan, Weinrebe, Tulpenbaum; heute zeigt es von Laubholz nur niedriges

Birkengestrüpp. Hier, an einem der relativ wärmsten Orte der Erdoberfläche, tritt in grellster Anschaulichkeit die Verarmung uns entgegen, welche die Vegetation der nördlichen Halbkugel seit der Tertiärzeit erlitten hat. ω.

Lalenbürger im Libanon.

Bekannt ist, daß das ehrsame Völkchen der Schild- oder Lalenbürger, der Krähwinkler, der Scheppenstädter oder wie sie sich sonst nennen mögen, seine Wohnsitze keineswegs nur in Deutschland hat, sondern sich auch in den Nachbarländern, wenn auch nur sporadisch und unter anderem Namen, bis tief in den Süden und Westen hinein eines guten Gedeihens erfreut, und daß von diesen außerdeutschen Narrenstädten häufig fast genau dieselben Histörchen berichtet werden, wie von denen unseres Stammes. Wie Schwaben seine Sensenschmecker, seine Mondfänger, seine Gelbfüßler, seine Bopfingen und seine Ganslosen hat, so besitzt die französische Landschaft Berry ihre Moutons, und die Begabung der Gascogner, schnell zu denken und große Worte gelassen auszusprechen, ist sprichwörtlich geworden. Wie Schleswig-Holstein seine Büsumer und seine Fockbecker, Mecklenburg seine Teterover, Westpreußen seine Domnauer, Franken seine Dinkelsbühler, Mähren seine Iglauer, Kurhessen seine Schwarzenborner ironisch als Schlauköpfe rühmt, das Elsaß wenigstens ein Dutzend Orte kennt, in denen das Pulver unter keinerlei Umständen erfunden werden konnte, so gilt in Italien der Lombarde für einen Pinsel und unter den Lombarden wiederum spricht man sehr respectwidrig von „ankonischen Eseln". Wer hätte nicht von der Dummpfiffigkeit der Irländer gelesen, und wer wüßte nicht, um ins Alterthum zurückzugreifen, daß Griechenland nicht blos, wie wir unsre sieben Schwaben, seine sieben Weisen, sondern auch in Aetolien sein Kyme, in Böotien sein Haliartus, dann sein Abdera und in den Arkadiern einen ganzen großen Stamm von Querköpfen besaß?

Aber die Lalenbürgerschaft ist nicht nur in Europa eine altehrwürdige und weit verbreitete Gemeinde, sie hat ihre Colonien auch über Asien ausgebreitet, und da dies weniger bekannt sein wird, so mag eine Notiz hierüber nicht unwillkommen sein.

Schon unter den alten Juden scheinen Ansätze zu einen Narrenthum, das sich auf gewisse Oertlichkeiten beschränkte, vorhanden gewesen zu sein. Simson, ein weitläufiger Verwandter des „starken Hans“ unserer Märchen, und wie dieser halb Gott, halb Eulenspiegel, spielt bestimmten Städten der Philister seine Streiche. Galiläa war in Jerusalem zu Jesu Zeit nicht viel besser angeschrieben als in norddeutscher Volksvorstellung Schwaben, und von Nazareth fragte man sich wohl nicht blos seiner Kleinheit wegen, was von da Gutes kommen könne. Lassen wir aber auch diese alten Verhältnisse dahin gestellt, da die Bibel sonst nicht viel von Humor enthält, so zeigt doch das heutige Asien an verschiedenen Orten, daß der Volkswitz auch hier thätig war, gewisse Städte, Inseln und Gegenden als der Narrheit verfallen darzustellen.

So spricht man in Palästina und namentlich in dessen Hauptstadt unter den Türken und Arabern nur lächelnd von dem Verstande, der unter den Turbanen der Biedermänner von Nablus wohnt. So werden ferner von den braven Leuten, welche die Stadt Sivri Hissar in Kleinasien bevölkern, eine große Anzahl von Anekdoten erzählt, die eher alles Andere als deren Weisheit beweisen. So geht unter den anatolischen Neugriechen das grobe Wort um, daß man eher ein grasgrünes Pferd als einen Scioten zu sehen bekommen könnte, der kein Hanswurst wäre. Noch verschiedene andere Städte und Landschaften des westlichen Asien ließen sich aufzählen, an denen der Makel der Lächerlichkeit haftet. Die nächsten orientalischen Vettern unserer germanischen Lalen oder Schildbürger aber scheinen nach Wetzsteins und Petermanns Berichten im östlichen Libanon angesiedelt zu sein.

Nicht fern von Damaskus liegt in einem malerischen Bergkessel das Städtchen Chelbun, bewohnt von etwa fünfhundert muhammedanischen Arabern, äußerlich durch nichts ausgezeichnet als durch seine anmuthige Umgebung. Auch die Chelbunier scheinen dem durchreisenden Fremden kaum irgend absonderliche Eigenschaften zu haben; im Gegentheil sie kommen ihm, ganz wie unsre Polkwitzer, Wasunger oder Schildaer, als in ihrer Art ganz respectable Leute vor, die den Kopf an der rechten Stelle haben und Brot essen wie er selbst. Sie versehen die Hauptstadt Syriens mit den Feigen, Granaten und Trauben ihrer wohlgepflegten Gärten, verfertigen Spinnräder, die recht praktisch sind, bereiten aus dem Mark einer Gebirgspflanze gute Lampendochte und sind als tüchtige Holzhacker gesucht und willkommen. Auch Muth sollen sie in nicht gewöhnlichem Maße besitzen. Nur Eins will den Herren in Damaskus an ihnen nicht gefallen, und das ist ungefähr dasselbe, was der Volkswitz an den Lalenbürgern des Nordens belacht: „sie haben so gar große Ideen“, oder mit unhöflicheren Worten: sie repräsentiren in Syrien die verkehrte Welt, begehen, wie man sagt, häufig Schwabenstreiche und fangen, wie man wissen will, ungewöhnlich wichtige Dinge immer am unrechten Ende an.

Einige Beispiele aus der Fülle lustiger Geschichten, welche Damaskus sich von ihnen erzählt, mögen ihre Weltanschauung charakterisiren und ihnen die Stellung anweisen, die sie in der Classenordnung der wunderlichen Käuze einzunehmen haben. Wie sie in den Libanon gekommen sind, bleibt Gegenstand bloßer Vermuthung. Möglich, daß die Chelbunier Nachkommen germanischer Lalen sind, die durch die Kreuzzüge in diesen Winkel Syriens verschlagen wurden. Möglich auch, daß sie, welche der Sage nach früher Christen waren, bei den Rechtgläubigen eine levis notae macula behalten haben, mit der sich im Laufe der Zeit allerlei in der Luft schwebende Anekdoten verbanden. Gewiß oder doch sehr wahrscheinlich ist nur, daß diese in der Luft schwebenden Anekdoten und Schwänke nicht hier zu Lande gewachsen sind, sondern aus der Urheimath unsrer Culturgeschichte, d. h. aus Indien stammen, woher ja auch eine gute Anzahl unsrer Märchen gebürtig sind. Die Aehnlichkeit mehrer der folgenden Geschichtchen mit denen, die uns das Buch von den Schildbürgern meldet, springt so in die Augen, daß es eines ausführlichen Hinweises auf sie nicht bedarf, und andere wieder erinnern sogar in manchen Nebenumständen an Schwabenstückchen, die von verschiedenen noch heute existirenden und blühenden Orten Deutschlands berichtet werden.

Einst verbarg sich der Vollmond in Chelbun hinter dichten Wolken, so daß er vollständig verloren gegangen zu sein schien. Alles gerieth in Aufregung, und man rief nach dem Mudebbir (dem klugen Mann und Allerweltsrathgeber) des Ortes, um seine Meinung zu vernehmen. Er kam, und seine Ansicht ging dahin, daß die Bauern eines Nachbardorfes den Mond gestohlen hätten. Sogleich luden sämmtliche Mannen von Chelbun ihre langen Flinten und machten sich nach dem besagten Dorfe auf, um den Dieben ihren Raub wieder abzujagen. Noch aber waren sie nicht bis zur Stelle gelangt, als der Mond wieder in vollem Glanze aus den Wolken trat. Triumphirend zogen die Tapfern heim, überzeugt, daß jene aus Furcht vor ihren kriegerischen Anstalten den Mond wieder herausgegeben hätten.

Ein ander Mal war den Chelbuniern ein Berg nicht recht, da er ihnen die Mittagssonne entzog. Rasch entschlossen machten sie sich daran, ihn ein Stück bei Seite zu rücken, aber unglücklicherweise riß ihnen der um einen Baum geschlungene Strick, mit dem die Versetzung des Berges bewerkstelligt werden sollte, und viele thaten dabei einen bösen Fall.

Ferner wollte das Volk von Chelbun einst eine Republik begründen, und fast hätten sie dieselbe fertig bekommen. Der Plan scheiterte nur daran, daß das Städtchen nicht so viel Männer besaß, um die Aemter zu besetzen, welche man zu schaffen gedachte.

Eine vierte Geschichte. Lange schon wurmte es die Chelbunier, daß die Damascener sie über die Achsel ansahen. Endlich kam der Verdruß zum Aus-

bruch. Es wurde Rath gehalten, wie man der hochmüthigen Großstadt einen recht handgreiflichen Beweis geben könne, daß sie Unrecht habe, die Nachbarn von Chelbun geringzuschätzen, und der Mudebbir schlug vor, man solle derselben seine Lampendochte bis auf Weiteres vorenthalten. Der Rath gefiel; denn man meinte, nun müßten die Leute von Damaskus des Nachts im Dunkeln herumtappen. Leider war diese Rechnung ohne den Wirth gemacht; denn die Damascener fanden Mittel und Wege, der ihnen angedrohten allgemeinen Verfinsterung vorzubeugen. Ja die Chelbunier waren durch ihr Verfahren sogar aus dem Regen in die Traufe gerathen. Noch heute rufen die Straßenbuben von Damaskus ihnen, die längst wieder mit ihren Dochten zu Markte kommen, die Neckerei nach: „Was wäre Damaskus ohne eure Lampendochte!"

Noch besser sind folgende drei Anekdoten, die Petermann von Chelbun mittheilt.

Ein würdiger Bürger des Städtchens wollte Holz auf seinem Esel nach der Hauptstadt führen. Er war aber ein Mann von barmherzigem Gemüth, und da er bemerkte, daß dem Esel die Last zu schwer wurde, so nahm er ihm die Scheite ab, lud sie sich selbst auf den Rücken und setzte sich damit auf den Esel, auf diese Weise artig und verständig Rücksicht gegen sein Vieh mit Bequemlichkeit für sich selbst verbindend.

Ein andrer Bewohner des syrischen Lalenburg war von seiner Gattin mit einem Kinde beschenkt worden, und so mußte er eine Wiege haben. Was that er, um sie nicht zu groß, aber auch nicht zu klein zu kaufen? Er maß die Länge des Kindes mit beiden Händen und ging dann so mit ausgebreiteten Armen die drei Stunden bis Damaskus. Hier aber litt sein kluger Gedanke sehr bald Schiffbruch. Er gerieth in das Gedränge der Basars, wurde von den ihm Begegnenden bald rechts, bald links an den Ellbogen gestoßen und verlor so das Maß. Ein echter Mann von Chelbun indeß weiß sich immer zu helfen, und so wußte es auch der unsere. Er ging nach Hause zurück, band einen Stock, welcher genau die Länge der erforderlichen Wiege hatte, sich zwischen die beiden ausgebreiteten Arme und gelangte so glücklich zu einem Tischler und durch diesen zu seinem Begehr.

Ein Knabe von Chelbun hatte einst seine Hand in einen enghalsigen Krug gesteckt, um sich einige von den in diesem aufbewahrten Walnüssen zu nehmen, und konnte, da er die Hand voll hatte, sie nicht wieder herausbringen. Er schrie jämmerlich, so daß die gesammte Bürgerschaft darüber zusammenlief. Aber wie sehr man sich auch anstrengte, der Hand mit den Nüssen einen Ausweg aus ihrer Gefangenschaft zu ersinnen, es ließ sich keiner finden. Endlich erschien der Mudebbir, legte den Finger an die Nase und entdeckte nach einigem Nachdenken den Ausweg. Seine Meinung ging kurz und schlicht dahin, man müsse die Hand abhauen. Schon war man im Begriff, dieser Weisheit mit

einem Säbel die Ehre zu geben, als ein Fremder des Wegs vorüberzog, welcher den Knaben dadurch aus seiner Gefahr befreite, daß er ihn die Nüsse fallen lassen und dann die Hand herausziehen hieß.

Diese Auswahl aus der Chronik von Chelbun wird hinreichen, zu zeigen, weß Geistes Kinder die Leute dort sind. Die Geschichte von der Knabenhand im Kruge beruht auf derselben Anschauung, wie die von den Ulmern, die den Balken durchaus nicht durch das Stadtthor bringen konnten, weil sie ihn nicht anders als der Breite nach hindurchtragen zu können meinten, und die sich, wie die Chelbunier durch einen Fremden, durch einen Sperling belehren lassen mußten, der einen Strohhalm zu Neste trug. Der Mudebbir wird bei den deutschen Schildbürgern Bürgermeister genannt. Die Geschichte von der Wiedereroberung des Mondes hat ihr Seitenstück in den Hiebinger Mondfängern. Alle andern könnten sich auch in den Orten zugetragen haben, wo sie den Ochsen mit einem Strick um den Hals auf die Stadtmauer winden, daß er das dort wachsende Gras abweide, oder wo sie versuchen, die unbequem gelegene Kirche ein Stück fortzuschieben, und das Werk für gelungen halten, als ein Spaßvogel die Jacke, die er sie zum Zeichen, wie weit, hat hinlegen lassen, heimlich weggeschafft hat. Andrerseits könnten sich in Chelbun der Kauf des Kürbisses als Eselseis und die Ausbrütung desselben durch den Mudebbir, die schöne Historie von der Sonnenuhr, die gegen den Regen mit einem Dach versehen wird, und die schlaue Brunnenmessung, wo der Bürgermeister, an den die Andern sich anhängen, losläßt, um in die Hände zu spucken, recht wohl ereignet haben, ohne daß Damaskus sich darüber allzusehr verwundern würde. Der Tenor der Schwänke ist hier wie dort der gleiche, und wenn man in Damaskus genauer nachfragte, möchten sich auch wohl Anekdoten von den Chelbuniern finden lassen, die noch mehr mit denen zusammenfallen, welche der Volksmund von unsern Lalenbürgern erzählt.

Vermischte Literatur.

Anno 1724. Zur Charakteristik der polnischen Herrschaft von Fr. Clar. Bromberg, Verlag von C. M. Roskowski 1863.

Eine Novelle, welche die Vorgänge schildert, die zu dem bekannten blutigen 7. December in Thorn führten, nicht übel erzählt und vorzüglich denen zur Lec-

türe zu empfehlen, welchen, wie dem Herrn Dr. Metzig, polnische Wirthschaft gleichbedeutend mit Musterwirthschaft ist.

Dante Alighieri. Die göttliche Komödie. Für das deutsche Volk bearbeitet von Julius Braun. Berlin, Verlag von T. Ch. Fr. Enslin. 1863. Erster Band.

Nach der vorliegenden Probe dieser neuen Verdeutschung Dantes zu urtheilen (der erste Band enthält die Uebertragung des Inferno), wird dieselbe von allen uns bekannten dem Urbild am nächsten kommen. Der Uebersetzer eines derartigen Gedichts muß vor Allem selbst eine Ader vom Dichter haben, er muß ferner das betreffende Werk nicht nur nach allen seinen Beziehungen übersehen, sondern sich auch in dasselbe hineinempfunden haben. Er bedarf ferner gründlicher Kenntniß der Sprache des Originals und nicht weniger derjenigen Beherrschung des Gebiets seiner eignen, die überall leicht den entsprechenden Ausdruck trifft. Er muß sich sodann die Gesetze des Wohlklangs, die Technik von Vers und Reim dermaßen zu eigen gemacht haben, daß er sie ohne sichtbare Mühe in schönem Fluß der Gedanken zu handhaben vermag. Endlich verlangen wir von ihm zwei Eigenschaften: zunächst, daß er seinen Dichter liebe, und dann, daß er sich über den Genius der beiden Sprachen, mit denen er arbeitet, über das Verhältniß dieser beiden zu einander und über das rechte Maß der Opfer, welche eine Uebersetzung nun einmal einerseits dem Inhalt, andrerseits der Form nach zu bringen hat, hinreichend klar geworden sei. In allen diesen Rücksichten verdient die braunsche Nachbildung des großen mittelalterlichen Dichterwerkes Lob. Sie ist das Ergebniß liebevoller Versenkung in den tiefen Sinn des Originals, sie ist möglichst vollständig, und sie gibt das ursprüngliche Gedicht in wohlklingenden Rhythmen und Reimen wieder.

Von den bisher erschienenen Uebersetzungen der danteschen Schöpfung haben nur zwei Anspruch, noch jetzt beachtet zu werden: die von Philalethes und die von Streckfuß, jene in ungereimten fünffüßigen Jamben, diese in Terzinen, dem Versmaß des Originals. Eine dritte, von Kopisch und ebenfalls in reimlosen fünffüßigen Jamben, ist ein flüchtiges Machwerk, welches aller Harmonie der Sprache entbehrt und selbst in seiner verbesserten Auflage noch von groben Mißverständnissen und Schnitzern wimmelt. Eine vierte, von Kannegießer geliefert, verdient zwar die Anerkennung, daß der Nachbildner Dantes bemüht gewesen ist, alle Einzelnheiten wiederzugeben, auch enthält sie nicht selten gelungne Stellen, als Ganzes aber kann man sie schwerlich als Muster bezeichnen. Zwischen dem Zwang, den die Terzine auferlegt, und dem Streben, das Originalwerk mit allem Detail seiner Gedanken und Bilder nachzuschaffen, bewegt sich der Uebersetzer in einer Sprache, die dem Leser oft mehr zu rathen gibt als der italienische Text, und die nicht nur schwer verständlich, sondern in ihrer Geklemmtheit und Verrenktheit hart, unmelodisch und unbeholfen ist. Streckfuß bewies mehr Geschmack als Kannegießer und besseres Verständniß als Kopisch. Doch stand bei ihm der poetische Ausdruck in erster Linie, und so liest sich seine Uebertragung zwar sehr angenehm, opfert aber der Form zu viel von dem Gedankeninhalt des Urtextes und ist so an vielen Stellen nicht viel mehr als ein ausführlicher Auszug. Philalethes endlich hat, was den Sinn des Gedichts betrifft, sich unzweifelhaft als fleißigsten und unterrichtetsten Arbeiter auf diesem Gebiet bewährt. Er ist der zuverlässigste Führer durch die zahlreichen Schwie-

rigkeiten und Geheimnisse desselben. Aber uns poetisch zu erheben und zu erwärmen, scheint ihm versagt. Sein Werk ist die hochverdienstliche Arbeit eines Gelehrten, aber keine Nachdichtung; denn sie ermangelt nicht blos des Reimschmucks und der Musik wohlgefügter Verse, sondern auch des Herzschlags echter poetischer Empfindung.

Vergleichen wir diese Vorgänger Brauns mit der hier vorliegenden Uebertragung, so scheint uns letztere, indem sie sich in ihrer Tendenz zwischen Streckfuß und Philalethes in der Mitte hält, viele von den Vorzügen beider zu vereinigen. Die Grundsätze, nach denen der Bearbeiter technisch verfährt, sind durchaus richtig. Nicht blos der fünffüßige Jambus des Originals mußte beibehalten werden, auch der Reim war nicht zu entbehren, wenn die Nachbildung sich nicht zu weit von dem Urtext entfernen sollte. Dagegen mußte von der Terzine abgesehen werden, da sonst nothwendig zu viel vom Inhalt zu opfern war, und da andrerseits diese Versform zwar im Italienischen ein harmonisches Klangsystem, für uns anders redende und anders hörende Deutsche aber ein fremdartiger Zwangstuhl ist. Die durch Lossagung von dieser Regel gewonnene Freiheit der Bewegung ist benutzt, um Wesentlicheres von der Urdichtung nachzubilden. Namentlich hat der Uebersetzer mit Sachkenntniß, Sorgfalt und meist auch mit Erfolg sich angelegen sein lassen, seine Verse immer mit demselben Worte zu schließen wie Dante, und nicht ohne guten Grund; denn das Wesen des Reims liegt bei dem Dichter der Göttlichen Komödie ganz vorzüglich in der Betonung des bedeutenden Wortes, in der Hervorhebung des Gegensatzes und in dem Zusammenklang des Gleichartigen. Ebenso richtig ist, daß der Uebersetzer sich nach Möglichkeit an die ursprüngliche Stellung der Worte in den Versen hält, da in ihr ein guter Theil der wunderbaren Wirkung des Gedichtes liegt. Endlich ist zu loben, daß uns der alte Dichter durchaus in modernem Deutsch vorgeführt wird; denn die Sprache Dantes ist keineswegs veraltet, sondern noch heute die Sprache der italienischen Dichter.

Eine dankenswerthe Beigabe ist die Einleitung, welche in ausführlicher Weise die Zeit der Entstehung der Göttlichen Komödie, die Entwickelungsgeschichte ihres Schöpfers und den Plan derselben bespricht. Auch die jedem einzelnen Gesang vorausgehenden Inhaltsangaben sind eine nützliche Zugabe; doch hätte der Ausfall auf Goethes geringes Interesse an Dante (Seite 340) wegbleiben können.

Können wir so das Buch bestens empfehlen, so möchte doch zu bezweifeln sein, daß die Absicht, die der Verfasser hat, Dante wie Shakespeare in Deutschland einzubürgern, sein Werk zu einem Volksbuch zu machen, sich verwirklichen wird. Dante, so gewaltig und erhaben er vor uns steht, ist der Dichter des Mittelalters, Shakespeare ein Dichter für alle Zeiten.

Die preußische Expedition nach China, Japan und Siam in den Jahren 1860 bis 1862. Reisebriefe von Reinhold Werner. Mit 7 Abbildungen und einer lithographirten Karte. 2 Theile. Leipzig F. A. Brockhaus. 1863.

Der Verfasser hat die Expedition als Commandant des Schiffes „Elbe" mitgemacht, in dieser Stellung reichliche Gelegenheit zu beobachten gefunden und diese Gelegenheit mit gutem Auge benutzt. Seine Mittheilungen enthalten eine große Anzahl interessanter Einzelnheiten über ostasiatische Verhältnisse, mancherlei verständige Urtheile und nützliche Winke für die Praxis des deutschen Handels und Gewerbs-

fleißes und nicht wenige Schilderungen von Land und Leuten, welche bekunden, daß er auch die Gabe, anmuthig und anschaulich zu beschreiben besitzt. Wir geben in nächster Nr. einen Auszug aus dem, was das Buch über Japan und seine Bewohner sagt. Aber auch die Nachrichten über China und Siam und die großen commerziellen Interessen, die Deutschland im Osten hat, sind sehr lesenswerth. Das größere Publicum außer der kaufmännischen Welt wird mit freudiger Ueberraschung daraus inne werden, wie deutscher Handel und deutsche Schifffahrt von den indischen Küsten bis nach Nordchina hinauf ohne Schutz und Förderung unserer Regierungen und gegenüber der mächtigen Concurrenz der Engländer und Amerikaner in ausgebreitetem Maß festen Fuß gefaßt haben, und die Bedeutung der preußischen Expedition nicht blos für Preußen, sondern für ganz Deutschland ist dadurch in das klarste Licht gestellt.

Max v. Schenkendorfs Leben, Denken und Dichten. — Unter Mittheilungen aus seinem schriftstellerischen Nachlaß dargestellt von Dr. A. Hagen. Berlin, 1863. Verlag der k. Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Bringt eine beträchtliche Anzahl interessanter bisher unbekannter Mittheilungen über die innere Entwickelungsgeschichte und den äußeren Lebensgang des Dichters, über sein Verhältniß zu der Familie v. Auerswald, zu den Gröbens, zu dem barclayschen Hause, zu der Königin Louise während ihres Aufenthalts in Königsberg, zu Frau v. Krüdener und Jung-Stilling, über seinen Antheil an den Freiheitskriegen und seine Versuche, durch Smidt, den Vertreter Bremens beim wiener Congreß, zu einer den realen Verhältnissen angemessenen Neugestaltung Deutschlands beizutragen. In letzterer Beziehung flößt er uns, namentlich im Vergleich mit andern Romantikern, alle Achtung ein, und die Seite 165 bis 176 abgedruckte Denkschrift, in welcher er im Januar 1815 dem Senator Smidt seine Meinungen und Wünsche in Betreff dessen, was in Wien zu erstreben, vorlegte, läßt sich in ihren Grundzügen und abgesehen von einigen Unklarheiten, die aber mehr im Ausdruck, als in den Gedanken selbst liegen, noch jetzt unterschreiben. Weniger günstig denken wir von der Mehrzahl seiner Poesien und noch weniger günstig von seinem religiösen Leben, auf welches die Krüdener und Stilling Einfluß hatten, und welches vielfach in ungesunde süßliche katholisirende Schwärmerei ausartete, weshalb auch keines seiner zahlreichen geistlichen Lieder Gesangbuchslied geworden ist. Er, der Protestant, feiert die katholischen Heiligen und besingt Maria, „die allerreinste Frau“, die auf einem Sternenbogen sitzt, während Englein wie Blüthenflocken um sie schweben und „Priester, Mönch und Ritterheld traulich unter ihr auf- und niedergehn“. Sein Ideal ist eine germanisch katholische Kirche mit einem vom ganzen protestantischen Deutschland gewählten Bischof als sichtbarem Haupt an der Spitze. Für Luthers Größe, für den großen Friedrich hat er kein Wort, desto mehr für den blutigen Ferdinand und den „festen treuen Max von Bayern“, der „zum Kaiser treu gehalten“. Hochkomisch klingt die Strophe eines Gedichts, womit er die Wittwe eines Kürassiers tröstet:

„Dein Liebling steht gekleidet,
Wo Christ die Schafe weidet,
Noch jetzt in Weiß und Himmelblau.“

Weiß und Himmelblau war, wie der Dichter in einer Anmerkung zu besserem Ver-

ständniß mittheilt, die Farbe des Regiments, bei dem der selige Panzerreiter gestanden. Auch seine Vorstellung von der Freiheit, dem „süßen Engelsbild", das „seinen Reigen nur am Himmelszelt führet", ist ein wesenloser Schemen, für den sich jetzt nur noch die unreife Jugend zu echauffiren vermag. Um so mehr muß es aber bei dieser Richtung seiner Poesie auffallen, daß er in nationalen Fragen im Ganzen ein richtiges Urtheil besaß, und nicht unmöglich ist, daß er, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre (er starb schon im dreiunddreißigsten Lebensjahr) die ungesunden Eindrücke seiner Jugend überwunden und auch als Dichter größere Klarheit gewonnen hätte.

Die amerikanische Union; ihre Einwirkung auf Nationalcharakter und Politik. Aus dem Englischen des James Spence von A. P. Wetter. Barmen, W. Langewiesches Verlagsbuchhandlung. 1863.

Der Verfasser, mit den Zuständen der Vereinigten Staaten aus eigner Anschauung bekannt, gibt uns hier eine Darstellung der Einflüsse, welche Constitution und Union auf die Entwickelung der Nordamerikaner geübt haben, führt uns die Ursachen des gegenwärtigen Bürgerkriegs vor und versucht dann zu beweisen, daß die Secession nach der Verfassung ein berechtigter Act gewesen, und daß es Pflicht und Interesse Europas, besonders Englands sei, die conföderirten Staaten ohne Verzug anzuerkennen. Der Beweis, daß die Losreißung des Südens ein verfassungsmäßiger Schritt gewesen, scheint uns nicht genügend geführt, und ebensowenig können wir das milde Urtheil über die Sklaverei in den Südstaaten in allen Stücken unterschreiben. Endlich scheint uns auch die Zweckmäßigkeit einer Anerkennung der neuen Republik nicht hinreichend motivirt. Dagegen nehmen wir in Betreff der meisten übrigen Grundgedanken des Buchs dieselbe Stellung ein, wie der Verfasser. Wir bekennen und haben dies wiederholt ausführlich begründet, daß wir die Union des sklavenhaltenden und auf Freihandel angewiesenen Südens mit dem freien und protectionistischen Norden für unwiderruflich zerrissen halten, daß wir dem Norden trotz seiner größeren Macht nicht das Vermögen zutrauen, den Süden zu unterwerfen, und daß wir, wenn dieses Vermögen vorhanden wäre, in der erfolgten Wiedervereinigung weder für den Norden, noch für die Sklaven des Südens, noch für die übrige Welt einen Vortheil erblicken würden. Eine Wiedervereinigung der getrennten Theile würde nur einerseits den Süden wieder in Washington herrschen lassen, andrerseits (trotz Lincolns Emancipationserlaß) die Sklaverei verewigen, während die Trennung mit passenden Grenzen den Norden zu einer einigen, nicht vor diametral entgegengesetzten Interessen factisch zerrissenen Macht werden ließe und bewirken müßte, daß im Laufe der Zeit die Sklaverei von selbst sich in Uebergangsstadien zu bessern Zuständen umgestaltete. Eine Wiedervereinigung bedürfte, um sich zu befestigen, auf lange Zeit ein starkes Heer und eine Dictatur, die nur zu leicht bleibende Form annehmen würde. Sie schüfe endlich eine Weltmacht, die in wenigen Jahrzehnten Dimensionen annehmen und Gelüste entwickeln würde, wie sie so bedrohlich für die Freiheit der übrigen Nationen seit der Römerzeit nicht dagewesen wäre.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die bevorstehenden Wahlen in Hannover.

Gleich der bayerischen Regierung hat auch die hannoversche geglaubt, die fälligen Wahlen zur Ständeversammlung vornehmen lassen zu sollen, so lange das bismarcksche Regiment in Preußen der Nationalpartei ihre hauptsächliche Hoffnung zu entziehen scheint. Wie in Bayern, so ist in Hannover den Wahlausschreiben eine lebhafte Thätigkeit der großdeutschen Partei in ihren neugebildeten Vereinen vorhergegangen. Auch ist die hannoversche Fortschrittspartei durch den Entschluß der Regierung ebenfalls ein wenig überrascht worden. Ohne ein volles Maß von Energie und Takt wird sie im Wahlkampf geschlagen werden. Im Uebrigen aber hat sie die Gunst eines gründlich vorbereiteten Bodens und einer leicht zu benutzenden alten Organisation vor ihrer bayerischen Schwester voraus, so daß sie nicht wie diese blos für eine numerisch und moralisch verstärkte Minderheit, sondern für die Mehrheit in der Volksvertretung kämpft.

Die Erinnerung an das pfordten-reigersbergsche Regiment, das 1858 fiel, ist in Bayern schon ziemlich erloschen; das Gedächtniß der Grafen Borries und Kielmansegge ist in Hannover noch frisch genug, um auf die politische Haltung des Volks seinen Einfluß zu üben. Die bayerische Reaction hatte sich zudem wenigstens der Octroyirungen enthalten, in denen die hannoversche Reaction förmlich geschwelgt hat. König Max endlich hat die Nothwendigkeit des Liberalismus offenbar bis auf einen gewissen Punkt begriffen und verwendet ihn unter anderm auch als ein Element seiner auswärtigen Politik, während von König Georg noch nicht feststeht, ob er den Absolutismus wirklich für eine überwundene und unmöglich gewordene Staatsform ansieht. Diese Unterschiede lassen in dem nördlichen Mittelstaat noch kein volles Behagen im Innern aufkommen, so angenehm man auch den Gegensatz zwischen Hammerstein und Borries, zwischen Erxleben und Kielmansegge, zwischen Lichtenberg und Bothmer empfindet, und so wenig man gewilit ist, einem versöhnlichen Entgegenkommen der neuen Minister gegenüber lediglich ablehnend aufzutreten.

Die schwache Seite der Regierung ist ihre großdeutsche particularistische Politik in vaterländischen Fragen. Aber diese wird jetzt einigermaßen gedeckt

durch die mindestens zeitweilige Lücke, welche Preußens Verfinsterung in das Programm des Nationalvereins gerissen hat. Es ist sonst durchaus nicht zufällig, daß Hannover sich gleich an den ersten Anfängen dieses Vereins hervorragend betheiligt und ihm seinen Präsidenten geliefert hat. In Hannover hatte sich, von Stüve verführt, ein großer Theil der Bevölkerung eingebildet, das Ereigniß von 1837 könne sich nicht wiederholen, und der allgemeine Umsturz der 1848 errungenen Volksrechte werde an ihrem Lande unschädlich vorübergehen. Die Enttäuschung, welche 1855 eintrat, war gründlich. Aber vollständig war auch ihre Wirkung. Das Gefühl der Abhängigkeit vom übrigen Deutschland, die Schicksalsgemeinschaft mit allen andern deutschen Stämmen war bereits allgemein geworden, als die Aufregung des Jahrs 1859 Gelegenheit gab demselben Ausdruck und Folge zu geben. Es war deswegen kein Wunder, wenn hannoversche Vaterlandsfreunde sich dem Versuch, durch friedliche und gesetzliche Agitation mit der Begründung der nationalen Einheit zugleich die verfassungsmäßige Freiheit sicherzustellen, mit besonderer Wärme und Ausdauer hingaben. Da sie kein Stammesvorurtheil gegen ihre preußischen Nachbarn zu überwinden hatten, so nahmen sie auch an der bevorzugten Stellung keinen Anstoß, welche das einmal gegebene Verhältniß der Macht der Dynastie Hohenzollern im künftigen deutschen Reiche einzuräumen nöthigte. Die Dynastie Hohenzollern setzt indessen die Geduld des deutschen Volks auf eine harte Probe; und es wird sich fragen, ob man im Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen so lange auf sie warten mag, als es dauert, bis sie ihre Zeit und Umgebung einigermaßen begriffen hat. Es fragt sich ferner, ob die bis jetzt betrogene Rechnung auf sie das Reformstreben des Nationalvereins nicht überhaupt hoffnungslos macht, und ob sich in Folge dessen nicht die Bevölkerung selbst in sonst zugänglichen Gegenden von demselben abwenden wird. Dies ist die wichtigste Frage unter denen, über welche der Ausgang des hannoverschen Wahlkampfes entscheiden wird. Es liegt auf der Hand, daß das Zusammentreffen der preußischen Krisis mit einem leidlich liberalen Regiment im Innern der hannoverschen Fortschrittspartei ihre Aufgabe so gut erschwert wie das in Bayern der Fall gewesen ist und nur in Nassau Dank der hartnäckigen Verblendung des Fürsten hintangehalten wird.

Indessen darf man nicht glauben, daß ein etwaiger politischer Bankerott des Nationalvereins in Hannover schon gleichbedeutend sein würde mit der Herrschaft der particularistischen großdeutschen Richtung. Die Koryphäen des Nationalvereins sind hier auch seit Jahren die anerkannten und beliebten Führer des activen Liberalismus, von denen man nicht abfallen, mit denen man vielmehr gemeinschaftlich alsdann neue Ziele sich stecken und aufsuchen würde. Etwas Anderes wäre es vielleicht, wenn der König sich entschlossen hätte oder noch entschließen könnte, der Freiheit im Innern alle überhaupt populären Zu-

geständnisse zu machen, um die Behauptung seiner vollen Souveränetät auf die Dankbarkeit und Liebe der Bevölkerung zu stützen. Aber das ist weder von Georgs des Fünften Charakter und Denkweise noch von seiner augenblicklichen Lage zu erwarten. So umfassenden Ansichten ist sein aufs Detail gerichteter Geist nicht zugänglich, und er schätzt das unumschränkte Belieben zu sehr, als daß er sich desselben ohne handgreifliche Noth entäußern sollte. Insbesondere wird er derjenigen Maßregel, welche von allen vielleicht am nothwendigsten dazu gehören würde, um das öffentliche Vertrauen wiederherzustellen, der Auslieferung der durch den Grafen Borries für ihn ausgeschiedenen Domänen, nur unter dem äußersten Druck der Umstände seine Zustimmung geben. Die Ausscheidung gewährt ihm rund 200,000 Thaler jährlich mehr als seine frühere Civilliste betrug, und muß bei den angenommenen niedrigen Berechnungsmaßstäben noch fortwährend im Werthe steigen — kein Wunder, wenn das Land sie ebenso unbedingt rückgängig gemacht zu sehen verlangt, wie der König sie bei dem zerrütteten Haushalt des Hofes nicht missen mag. Für den letzteren zeugt es, daß man zu Anfang dieses Jahres schon von den Einnahmen des Jahres 1864 zehrte. Und das bei einer erst kürzlich eingetretenen Erhöhung der Einkünfte um dreißig Procent oder mehr! Der neue Hausminister, Herr v. Malortie, ist zwar als ein sparsamer Wirth bekannt, während Graf Kielmansegge das ihm anvertraute fremde Vermögen nicht weniger leichtsinnig verwaltete als sein eigenes; aber ob er im Stande sein wird, den vorhandenen Trieben zur Verschwendung wirksam zu steuern, muß erst die Erfahrung lehren. Stemmt sich hier also anscheinend sogar das Interesse des Königs gegen das, was zu einer vollkommnen Aussöhnung mit seinem Volke erforderlich wäre, so werden die übrigen Forderungen des in der öffentlichen Meinung jetzt allmächtigen Liberalismus sich an seinem zur Einmischung und Unumschränktheit neigenden Sinn stoßen. Die Beeinträchtigungen der Gemeindefreiheit gibt er vielleicht preis, aber aus den „königlichen Dienern", wenn auch nicht dem Namen, so doch den Rechten und Pflichten nach wieder Staatsdiener werden zu lassen, wird ihm einen schweren innern Kampf kosten. Dasselbe wird es mit den wieder abzustellenden Uebergriffen der Verwaltung in der Sphäre der Rechtspflege sein und mit vielem Andern. Zugeständnisse, die ein anderer einmal zum Nachgeben aufgelegter Monarch ohne alle Schwierigkeit sich selber abgewinnt, werden ihm als ebenso viele neue Erniedrigungen unter den geringgeschätzten Willen von Unterthanen erscheinen.

Dies Alles aber um so mehr, als er an der ersten Kammer eine nie fehlende Stütze für sein Non possumus haben wird. Der in dieser allein vertretene Adel, der dem mecklenburgischen und preußischen Junkerthum an gemeiner Selbstsucht wenig nachgibt, ist bisher nur durch die unmittelbare Angst vor der Revolution zur Nachgiebigkeit zu bringen gewesen. Den Reformministerien

Stüve, Münchhausen und Schele hat er einen trägen Trotz entgegengesetzt, der 1855 die Regierung zum Staatsstreich hindrängte und jetzt voraussichtlich das Volk zur Aufnahme des Verfassungskampfes nöthigen wird. Um der armen und auf die Staatspfründen angewiesenen hannoverschen Ritterschaft etwas abzugewinnen, müßten die neuen Minister Männer von ganz anderer Energie und Stellung sein, als sie sind. Sie werden also auf die Dauer schwerlich im Stande sein das Land von dem Entschlusse abzuhalten, von der aussichtslosen Reform der jetzigen octroyirten Verfassung überzugehen zur Zurückforderung der widerrechtlich aufgehobenen Verfassung von 1848. Man wird ihnen eine Frist zu ihrem Experiment gönnen; wäre es auch nur um die ganze Bevölkerung mit der Ueberzeugung zu durchdringen, daß nur der Verfassungskampf überhaupt Erfolge verspricht. Aber da man Preußens Beispiel vor Augen hat, so werden wenigstens die denkenden Köpfe an diesen Versuch von vornherein mit einem Mißtrauen herantreten, das falsche Hingebung, damit eine Verlängerung des nicht zum Ziele führenden Weges, und die Zeit und Kraft raubende Umbildung der liberalen Partei erspart. So werden die nicht zu überspringenden Stufen mindestens ungleich rascher und sicherer, als in Preußen zurückgelegt werden.

Indem die Liberalen sich also vorbehalten, im Nothfall auf die noch immer zu Recht bestehende Verfassung von 1848 zurückzugreifen, werden sie das Ministerium in allen vernünftigen Reformen unterstützen, welche es seinerseits in Vorschlag bringen mag, und etwaige Lücken durch eigne Initiative ergänzen. Sie werden der Regierung also nicht im Voraus eine scharfe und unerbittliche Opposition ankündigen, wohl aber als eine vollkommen unabhängige Volkspartei zu einer solchen sich bereit halten, wofern die Regierung dieselbe durch verkehrtes Thun oder auch durch Nichtsthun herausfordert. Auf dieser Grundlage die Mehrzahl der wählenden Bevölkerung zu sammeln, kann bei einiger der Bedeutung der Stunde angemessener Thätigkeit und Beweglichkeit nicht schwer halten. Das Ministerium hat zwar die Vermuthung des guten Willens erweckt, aber es fehlt ihm nicht nur an Vertrauen zu seiner Energie in der Ueberwindung höfischen und ritterschaftlichen Widerstandes, sondern auch an Namen von alter und allgemeiner Popularität. Der Justizminister Windthorst ist von den Exministern, welche 1856 die Opposition gegen Borries führten, zwar der rührigste und gewandteste, aber auch der, welchem man durchweg am wenigsten traut. Sein sehr hervortretender unruhiger Ehrgeiz und seine ultramontanen Verbindungen verhindern, daß er über einige katholische Kreise hinaus Anhang im Lande gewinne. Den katholischen Politikern freilich ist er schon als Minister ihrer Confession — eine von Georg dem Fünften eingeführte Neuerung in dem altprotestantischen Lande Hannover — ein Gegenstand der Verehrung und des unbedingten Gehorsams; aber deren Einfluß reicht nicht weit. Herr

v. Hammerstein erfreut sich der Liebe seiner vormaligen Amtseingesessenen, aber über diesen kleinen Kreis hinaus ist er kaum bekannt. Auch den Cultusminister Lichtenberg kennen nur die eigentlichen politischen Kreise als einen wohlgesinnten ängstlichen Ehrenmann; den erregten protestantischen Massen hat er eher Anstoß gegeben durch die vermittelnde Thätigkeit im Kirchenstreit, welche er bisher zu entwickeln hatte. Den neuen Finanzminister Erxleben kannten vor seiner Ernennung nicht einmal die Politiker. Bleiben der Graf Platen im auswärtigen Amt und der „dauerhafte" Kriegsminister von Brandis, die als Mitschuldige des Systems Borries-Kielmansegge natürlich nicht dazu beitragen, dem Ministerium Popularität zu verschaffen. Nun scheint es freilich, daß dasselbe bei den Wahlen auch auf den Einfluß der übrigen Exminister rechnet. Stüves Collegen Braun haben sie zum Landdrosten in Stade gemacht — den Grafen Bennigsen wenigstens zum königlichen Commissär bei der internationalen landwirthschaftlichen Ausstellung in Hamburg. Liberal und großdeutsch-particularistisch, wie sie sind, haben sie Ansprüche auf Stüves Unterstützung, den keine Erfahrung hat zum Deutschen erziehen können, sondern der immer noch in erster Linie Osnabrücker und in zweiter lediglich Hannoveraner ist. Sollte diese Verbindung noch rechtzeitig in verständlichen Zeichen an die Oeffentlichkeit treten, so hätte die Fortschrittspartei allerdings den Nachhall der Verdienste gegen sich, welche jene Männer sich in früherer Zeit um das Land erworben haben. Allein auch dieses Hinderniß würde sie überwinden; es ist doch allenthalben ein starkes Gefühl von der Unfähigkeit dieser altliberalen Größen verbreitet, der wachsenden Schwierigkeiten und ganz neuen Verwickelungen der Lage Herr zu werden.

Zwei starke Strömungen auf Nebengebieten der eigentlichen Politik unterstützen die Fortschrittspartei: die handelspolitische und die kirchliche. Was die erstere betrifft, so ist die Gefahr des Zollvereins zwar noch zu entfernt, um die Gemüther schon in ihren Tiefen aufzuregen. Zum Theil deswegen werden — in Hannover wie in Bayern — die Wahlen so früh ausgeschrieben worden sein. Allein auch von den Handelsverträgen mit Frankreich und Belgien hat das Land nur Vortheil zu erwarten. Dies steht so fest, daß der großdeutsche Parteihäuptling v. Rössing im vorigen Herbst in Frankfurt bekanntlich geradezu erklärte, Hannover würde mit der Verwerfung des „Franzosenvertrags" seinen großdeutschen Freunden ein Opfer bringen, und daß die Regierung selbst sich nicht getraut, ihre Abneigung gegen den Vertrag auf angebliche Landesinteressen zu stützen. Dies zu thun blieb der komischen Figur des hauptstädtischen großdeutschen Vereins vorbehalten, einem gewissen Dr. Bärens, der den bremischen Landwirthen, als sie sich für den Vertrag aussprachen, zurief, sie wollten also französische Einquartirung haben? Die Agitation zu Gunsten des Handelsvertrags und des durch dessen Verwerfung bedrohten Zollvereins wird jetzt mit allem Ernst ins Werk gesetzt werden, und es ist nicht zu bezweifeln, daß sie

der Fortschrittspartei eine namhafte Zahl von Wählern, Wahlmännern und sachkundigen Abgeordneten zuführen wird.

Noch größere Hoffnungen darf die Fortschrittspartei auf den Zuwachs gründen, welchen sie aus der kirchlichen Bewegung ziehen wird. Sie ist in der Lage, sich die Beschlüsse der celler Versammlung vom 22. April einfach aneignen zu können — Beschlüsse, welche in jedem Dorfe des Königreichs ihren Widerhall gefunden haben. Damit strömen ihr Anhänger zu, welche keine politische Frage, selbst die höchst unpopuläre Ausscheidung des Kronguts nicht, ihr erwerben würde. In den Geistlichen, welche an der Spitze dieser Bewegung marschiren, hat sie Agitatoren von so viel Einfluß als Eifer, auch wenn dieselben auf ihr Amt alle die Rücksicht nehmen, welche sich ziemt. Die Großdeutschen, zum guten Theil aus „Papisten" bestehend, andrerseits mit einem hierarchisch gesinnten König an der Spitze und mit der orthodoxen Geistlichkeit im Bunde, sind nicht im Stande, sich von allen diesen Vortheilen das Geringste anzueignen. Sie müßten geschehen lassen, daß aller Orten im Namen des echten protestantischen Glaubens für ihre Gegner geworben wird.

Sogar auf dem Felde der eigentlichen Politik ist nicht Alles, was die äußeren Umstände angeht, wider die Fortschrittspartei. Es kommt ihr zu Statten, daß die Regierung und ihr folgend der hannoversche großdeutsche Verein sich in ein falsches Verhältniß zur schleswig-holsteinischen Frage verbissen haben. Die erstere glaubte wohl besondern Dank dafür zu ernten, daß sie so rasch bei der Hand war, Maßregeln gegen Dänemark beim Bunde zu beantragen; aber ihr Interesse für den dänischen Gesammtstaat, eingegeben durch die Connexionen zwischen dem Minister Platen und der holsteinischen Aristokratie, ist wenig mehr geeignet, die tieferregte öffentliche Stimmung zu befriedigen. Wenn die Fortschrittspartei nur einige Wärme für die Sache Schleswig-Holsteins entwickelt, wird auch die alte Popularität dieser Angelegenheit ihren Candidaten zu Gute kommen. Und das ist bei R. v. Bennigsens auf das Ganze gerichteten Sinn in Hannover am wenigsten zu bezweifeln.

So erwarten wir zwar eine immerhin heiße und wechselvolle, aber eine siegreiche Wahlschlacht.

Von der polnischen Grenze.

Den 4. Mai.

Gestern, am 3. Mai, dem Jahrestage der großen Constitution von 1791, sollte es wieder einmal hier „losgehn“ und da mein Unglaube daran, daß sich irgendwo in Zydowo oder Mielzyn eine provisorische Regierung aufthun oder die kleine Garnison ersteren Ortes überfallen werden könne — so ließ ich mir von einem der Gläubigen den Begriff „losgehn“ erklären — starken Widerspruch erfuhr, so mußte ich den heutigen Tag abwarten, um Ihnen anzuzeigen, daß wir noch leben und daß die Provinz Posen noch ungetheilt im Besitz Sr. Majestät ist. Freilich nicht unbewegt, ja ehrlich gesagt, auch nicht ganz unangefochten.

Die Zuzüge freilich, von denen ich Ihnen neulich schrieb und über die hier noch einige Ergänzungen folgen sollen, sind nur gegen Rußland gerichtet. Indeß haben sie, von Patriotismus, Abenteuerlust und starkem moralischen Zwang zusammengebracht, bis in diese Woche hinein fortgedauert. Wie weit der Zwang dabei geht, läßt sich kaum beschreiben. Dort liegt der Brief eines Schülers von dem nun definitiv aufgehobenen Gymnasium in Trzemeszno. Der gute Junge verdankt die Möglichkeit zu studiren zwei wohlthätigen Oheimen, und da er noch das närrische Ding, welches man Gewissen nennt, sprechen hört und dies ihm etwas von Pflichten gegen seine Mutter und gegen seine Wohlthäter erzählt, so bittet er einen derselben um Rath. „Er will ja nicht mit, aber die Mitschüler beschimpfen ihn, drohen „ihm ins Auge zu spucken“, und der Schutz der Lehrer ist nicht allzustark. Ja zum Theil stehen diese selbst unter dem Druck. Wenn z. B. jetzt berichtet wird, daß wegen der fatalen Vorgänge auf dem Gymnasium zu Ostrowo der dasige Religionslehrer in Anspruch genommen werden solle, so ist derselbe gewiß invita Minerva an die Sache gegangen; noch vor acht Monaten war er ein Feind der Agitationen. Ich habe jedoch mehr den Zwang ins Auge gefaßt, den Gutsbesitzer, Amtsleute und Geistliche auf die Bauern und, da sie bei denen nicht viel ausrichten, auf das ländliche Gesinde ausüben. Wenn der Herr Decan auf der Kegelbahn des von ihm zusammengebrachten Handwerkervereins von entwaffneten preußischen Bataillonen erzählt, und wenn er, der dem „preußischen Könige“ Treue geschworen, an diese Jubelkunde die Aufforderung knüpft, nun doch ja recht zahlreich „hinüberzuziehen“, so versagt dieser Puff leider seine Wirkung. Desto kräftiger ist diese aber auf dem hochadligen Dominium, dessen Amtmann vergeblich zugeredet hat. Die Ansprache des Geistlichen, die Erinnerung an sein eignes Martyrium, Verheißungen für dieses und das zukünftige Leben schlagen durch.

Der Zwang ist aber auch nöthig. Die Landleute haben durchaus kein Herz zur Sache. Ein polnischer Edelmann, welcher vorübergehend an einem der Zuzüge Theil nahm, schrieb u. A.: „Etwa um ein Uhr Nachts hörten wir in der nächsten Umgegend die Trommel schlagen und blasen. Wir mußten vermuthen, daß wir verrathen seien und Militär heranrücke, um uns zu umzingeln. Es entstand eine förmliche Verwirrung. Das gemeine Volk verlor zuerst den Muth, obgleich alle von ihnen Eins getrunken hatten. Wir hatten Noth sie zu beruhigen; denn alle schrien und behaupteten: die Herren haben uns verrathen, verkauft. Man sieht, daß es bei dem gemeinen Mann an Muth und einem ernsten Willen fehlt; er ist durch schädlichen Einfluß zu sehr demoralisirt. Am allerwenigsten dürfen wir daher auf unsere Bauern rechnen; die meisten von ihnen sind Preußen, die zwar polnisch sprechen, aber deutsch fühlen und denken. Diese Erfahrung habe ich schon oft gemacht."

Er hätte die Erfahrung auch bei den jungen Leuten machen können, welche um ihre Einstellung ins Heer bitten, damit sie nicht nöthig haben „hinüberzugehen", bei dem Bauer, der neulich seinem Arzte zu danken kam, daß er sich nicht wärmer um die gewünschte Invaliditätserklärung seines Sohnes bemüht habe, der ja nun als Soldat am allerbesten bewahrt sei; er konnte sie aus der Thatsache entnehmen, daß das Generalcommando wagen durfte, polnische Rekruten und Reservisten in der Provinz zu lassen, ohne auch nur eine Desertion beklagen zu dürfen. Sie hätte ihm endlich in den vielen kräftigen jungen Bürgern entgegentreten können, die sich trotz allen Agitationseifers noch durchaus nicht zum Zuzuge rüsten. Und aus was für Leute besteht das freiwillig herzugelaufene Volk, namentlich das mit deutschem oder jüdischem Namen! Abscheuliche Physiognomien, unter denen ein Polizeiauge nicht Wenige als gute Bekannte herausfinden möchte.

Uebrigens gewährt der Fang, welchen das Militär vor etwa siebzehn Tagen in Pleschen gethan hat, einen ohngefähren Ueberblick über das Verhältniß der Betheiligung nach den Ständen. Unter 54 Verhafteten waren 9 Edelleute, 9 Oekonomen, 11 Fornals, 1 Kutscher, 1 Vogt, 2 Knechte, 1 Bedienter, 13 Handwerker aus kleinen Städten, 1 Organist*), 1 Müllergesell, 1 Schänker, 4 erwerblose Personen; also von 59 Männern 13, die nur mittelbar vom Adel abhängen.

Der Adel ist wirklich mit großer Opferfreudigkeit betheiligt, und aus seinen Reihen, wie aus denen junger Literaten (freilich meist solcher, die mit Prüfungen oder andren Fatalitäten in Kampf liegen), sind dem Aufruhr schon

---

*) Organisten sind vom Kirchenpatron auf Kündigung angestellt.

viele Opfer gefallen, so in den letzten Tagen ein Candidat der Philologie, der die einzige Hoffnung und der Stolz einer sehr armen Wittwe war. Sie hatte das Aeußerste für seine Ausbildung aufgebracht und geht nun bösen Tagen entgegen. Er war, weil er nach abgelegter einjähriger Dienstzeit in Preußen Landwehroffizier geworden war, drüben ebenfalls Offizier und zwar von einer Abtheilung von Sensenmännern geworden, als solcher kühn vorgegangen und geblieben.

Auch die Geldopfer des Adels sind so erheblich, daß er, wenn die Bewegung mißglückt, theilweis zu Grunde gerichtet sein wird. Man versichert mir, daß ich auf Edelhöfen, wo sonst Tausende zu finden waren, vergebens nach funfzig Thalern suchen würde.

Wie schon erwähnt, blieben auch die polnischen Damen nicht zurück, ja sie entwickeln bisweilen sogar ganz besondere Künste. Mit den Geistlichen wetteifern sie in der Beförderung von Waffentransporten. So geriethen neulich zwei von ihnen auf den Einfall, die Crinoline mit Pulverbeuteln und Revolvern auszuhängen und in dieser peinigend schwerfälligen Situation eine Fahrt nach der Grenze zu unternehmen, deren Abkürzung sie nur der Militärpatrouille verdanken. Denken Sie, die garstigen Soldaten waren ungalant genug, die Damen zur Ablegung dieser noch nicht dagewesenen Unterröcke zu nöthigen. Daß auch christliche Geistliche mit großen Waffenvorräthen über die Grenze zu fahren bemüht sind, beweist unter Andern das Beispiel des Ortspfarrers von Staw im Kreise Wreschen. Diesem wurden am 3. Mai aus seiner Briczka $6^1/_2$ Centner gehacktes Blei, 1 Centner Pulver, 15 Pfund Kupferhütchen, 13 Revolver, etwa zu 50 Thaler das Stück, abgenommen. Ein anschauliches Bild von den Sendungen an Kriegsmaterial, welches die diesseitigen Polen den Brüdern über die Grenze zuzuführen suchten, gibt die pleschener Confiscation. Man nahm dort 76 Pferde, 24 Wagen, 1 Fahne, roth mit Silbereinfassung, auf der einen Seite das Muttergottesbild mit der Inschrift Pod twoję obronę uciekamy się, auf der andern Seite ein weißer Adler, 111 Büchsen, 59 Gewehre, 39 Doppelflinten, 14 Pistolen, 14 Revolver, 16 Haubajonnete, 23 dreieckige Bajonnete, 2 Terzerole, 107 Pulverhörner, 48 Kugelformen, 118 Patrontaschen, 30 Koppel, 8 Tornister, 65 Kochgeschirre, 26 Gewehrriemen, 76 Cavalleriesäbel, 20 Hirschfänger, 12 Paar Stiefeln, 19 Paar Hosen, 59 Hemden, 147 Futtersäcke, 6 Futterbeutel, 114 Gemüse- und Brotbeutel, 14 vollständige Cavalleriesättel, 6 Ueberzieher, 9 Mäntel, 4 chirurgische Amputationsbestecke, einige Centner Pulver, Blei, Kupferhütchen u. s. w. Aehnliche Vollständigkeit treffen wir auch bei anderwärts confiscirten Sachen an. Die Gewehre sind gut, namentlich die Miniébüchsen, aber für ungeübte Krieger etwas zu schwer. Viele sind neu und auf einzelnen der neuen Stücke fällt die Jahreszahl 1861 auf, als ein deutliches Zeichen, daß es sich damals wirklich,

wie Sanct Montalembert uns gesagt, nur um Beten und Singen handelte, und daß der Aufruhr 1863 lediglich durch die Aushebung verschuldet worden ist. Andre Waffen sind schon gebraucht, und eingeprägte Zeichen, wie „2te Comp." oder dergl. erregen die Vermuthung, daß in Ländern, wo die ausrangirten Kriegsbedürfnisse verauctionirt werden, Freunde Polens schon lange gesammelt haben.

Die diesseitigen Recruten für den Aufstand ziehen immer wehrlos bis zur Grenze. Ihre Lagerplätze, die sie manchmal in Wäldern nehmen, machen einen sehr friedlichen, an Wallfahrten erinnernden Eindruck. Einige Zelte, Strohlager, ein paar zerbrochne Flaschen, ein Eimer Wasser, ein Tüchel mit Brot: voilà der ganze Fund, den die Patrouille gewöhnlich macht.

Uebrigens hat sich auch der Schwindel der Sache schon eifrig bemächtigte Vagabunden hausiren und sammeln für den Aufstand, für einzelne Aufständisch. und verjubeln dann den Erwerb. Das ist oft schon dagewesen, aber der Dieb war gewiß erfinderisch, welchem man zusteckte, daß der Knecht, den er mit gestohlenem Getreide zu Markte geschickt, in Miloslaw verhaftet sei. Derselbe eilte zur Post, zur Polizei seiner Kreisstadt und setzte Telegraph und Gendarmerie in Bewegung, ihm sein Gespann wieder zu schaffen; mit dem der Knecht gewiß zu den Insurgenten durchgegangen sei. Es half ihm leider nichts; er theilt den Gewahrsam mit dem angeblichen Kosszynier.

Bemerkenswerth ist, daß sich die Bewegung, die anfangs auf die Grenzkreise beschränkt war, jetzt auch in den innern lebhafter zeigt; Schroda, Schrimm, Buk und Kosten — letzteres, sagt man, am wenigsten — sind seit der Osterzeit viel lebendiger und bewegter. Die Posener Zeitung, welcher wir für ihre Haltung während der ganzen Zeit zu danken haben, die aber bisweilen in ihren Provinzialcorrespondenzen etwas stark aufträgt, erzählt von einem natürlich nicht zur Ausführung gekommenen Attentat auf den Militärpulverkasten in Schrimm; jedenfalls steht fest, daß der Kreis Schrimm sich vorzugsweise engagirt, und daß in demselben eine Insurgentenschaar die Waffen erst nach versuchter Gegenwehr gestreckt hat.

Die kleinen Städte selbst können sich bei den Polen für etwas mehr Leben bedanken, das in sie gekommen. Da stehen Kanonen auf dem Markte, freilich nur, um morgen weiter zu gehen — aber gewiß ein Ereigniß an einem Orte, wo sonst die Kinder schon ans Fenster laufen, wenn ein beurlaubter Recrut durch die Straße geht. Kaum sind Menschen und Pferde untergebracht und jedes Haus ist mit Einquartirung versehn, so steht eine Compagnie auf dem Markte, von der keiner weiß, woher sie kam und die nun geraume Zeit zu warten hat, ehe die Quartierzettel geschrieben sind. Aber die Soldaten sind friedlich, genügsam, dankbar und gefällig; die Quartiergeber — auch die polnischen — mit geringen Ausnahmen freundlich und willig, und Polens Ju-

gend bekommt zum tiefen Schmerz ihrer Erzieher heißes Verlangen nach dem blau und rothen Tuche.

Ich habe jetzt noch der letzten Enthüllungen zu gedenken, die wir den Haussuchungen im Hotel Dzialynski zu Posen verdanken. Die Unvorsichtigkeit, mit welcher die Herren, die sich täglich gehaussucht sehen, ihre Papiere finden lassen, ist unbegreiflich. Aber man hat sie gefunden, und was man erfahren hat, reicht vollständig aus, um jeden, der nicht von vornherein beschlossen hat, Farbe zu halten und gar nichts zu glauben, von seinem Optimismus zu bekehren. Eine vollständige Organisation der Verschwörung über die ganze Provinz; Generalcommissäre für diese, speciale für die einzelnen Kreise, zum Theil dieselben, die 1848 ihr Wesen trieben. Eine eingehende Instruction, welche vorläufig noch nicht in die Oeffentlichkeit kommen soll, aber doch die Behauptung, es sei nur auf Zuzüge abgesehn, sehr unglaublich macht. Eines kann ich Ihnen versichern: Richter, vorurtheilsfreie, liberale Richter meinen, die Entdeckung sei keine „Seeschlange“.

Mir aber ist es leid, daß ich nicht im Wahlbezirk Schrimm-Schroda-Wreschen wohne. Der ist doch im Landtage am besten vertreten. Herr Bentkowski, der Minister von Langiewicz, hat schon niedergelegt. Guttry, der zweite Abgeordnete, war unser künftiger Oberpräsident, der Generalcommissär für Posen. Jan Dzialynski, der dritte, gab sein Hotel und seinen Namen für die Verschwörung her.

Guttry, der nach Belgien entflohen sein soll, ist ein Mann in den besten Jahren; seine Herrschaft Paryz ist eine Musterwirthschaft, auf der namentlich auch viel Bienenzucht getrieben wird. Vorzüge des Geistes und des Charakters haben ihm jene Achtung unter seinen Landsleuten verschafft, die ihn für die ihm zugedachte Stellung qualificirte; aber nicht weniger auch reiche Erfahrungen auf dem Gebiete der polnischen Agitation, in der er kein Neuling ist.

Jan Dzialynski, Schwiegersohn Czartoryskis, ist nur jung und reich. Sonst hat er nicht einmal das Maß allgemeiner Bildung erworben, welches die Führer unseres Adels zu erstreben pflegen, d. h. er hat nicht einmal den Gymnasialcursus absolvirt. Bei den Wahlen hat er indeß gewandt gesprochen. Man sagt, daß er mit Niegolewski und dem gleichfalls compromittirten, ihnen Beiden sehr weit überlegenen Herrn v. Wolniewicz auf Dembicz ins Lager Taczanowskis gegangen sei, nachdem er sich in Berlin überzeugt, daß der Landtag die Erlaubniß zu seiner Verhaftung nicht verweigert haben würde. Wolniewicz ist Demokrat, Dzialynski natürlich Aristokrat; auch sonst zeigt sich aus der Liste der Verhafteten und Flüchtigen, daß das Comité die verschiedenen Parteien vereinigte.

Gern möchte ich Ihnen noch den Schuhmacher Hoffmann in Kosten vorstellen, der sich für Plon-Plon mit Wielopolski jun. schlagen will. Aber es

genügt Ihnen wohl zu erfahren, daß er bei den Vorfällen von 1830 und 1831 betheiligt war und ein kräftiger, sonst nicht excentrischer Mann ist, womit ich mich für heute empfehle, um Andre zu Wort kommen zu lassen.

n.

Zur Beleuchtung der reactionären Aera in Mecklenburg-Schwerin.

2.

Die Reaction begann ihr Werk zunächst in der Presse. Der „Norddeutsche Correspondent", gegründet und geleitet von Individuen, welche bald nachher von ihrer politischen Logik sich in die römische Kirche treiben ließen, stellte sich zur Hauptaufgabe, die constitutionellen Minister um das Vertrauen und die Achtung des Großherzogs zu bringen. Fast in jeder Nummer des Blattes ward, mit einem Mißbrauch der Preßfreiheit, wie ihn selbst die radicalsten Blätter in Mecklenburg sich niemals erlaubt haben, in den verletzendsten Ausdrücken von ihren Fähigkeiten und ihrem Charakter geredet. Es ward ohne Umschweif verkündigt, daß sie den Großherzog „belogen und betrogen" hätten, indem sie ihm zur Publication des Staatsgrundgesetzes riethen. Als das Staatsgrundgesetz publicirt war, umgab der „Norddeutsche Correspondent" den Theil, welcher die Nachrichten aus Mecklenburg enthielt, mit einem schwarzen Trauerrand, gleich als ob Mecklenburg einen tiefen Fall gethan, während es doch nur den verderblichen Feudalismus von sich ausgestoßen hatte. Dieses Zeichen der Trauer ward durch die ganze Zeit beibehalten, wo das den Feudalen verhaßte Staatsgrundgesetz die Herrschaft behauptete. Einzelne freche Gesellen der Partei gingen aber noch weiter und verstiegen sich bis zu öffentlicher Verhöhnung des Großherzogs selbst. Sie benutzten die Festlichkeiten, welche in Anlaß der Vermählung der Schwester des Großherzogs, der Herzogin Louise, mit dem Fürsten Hugo v. Windisch-Grätz und der acht Tage später folgenden Vermählung des Großherzogs mit der Prinzessin Auguste v. Reuß bei Hofe stattfanden, um in ihrem Organ, dem „Norddeutschen Correspondenten", mit der Unterschrift ihres Namens ihren

Freunden die Anzeige zu machen, daß sie zu diesen Festlichkeiten sich nicht einfinden würden. Man zählte denn auch wirklich an der fürstlichen Festtafel kaum ein halbes Dutzend adliger Gutsbesitzer. Wie vom Hofe überhaupt, so zog sich die Junkerschaft namentlich auch von den fürstlichen Jagden zurück. Man rechnete darauf, daß der Großherzog in dieser Isolirtheit von seinen früheren Getreuen sich unbehaglich fühlen und nach einem Mittel suchen würde, die Kluft zu beseitigen. Es war dies aber um keinen geringeren Preis als durch Wiederherstellung des alten Ständewesens zu erlangen.

Auch gegen die junge Gemahlin des Großherzogs wandte sich die Verfolgungssucht der erbitterten Aristokratie. Sie gehörte einer Seitenlinie des mehr durch die große Zahl seiner Heinriche als durch politische Bedeutung bemerkenswerthen kleinen reußischen Fürstenhauses an, und diese Seitenlinie ward, als der Großherzog sich verlobte, in dem sonst vollständigen genealogischen Theile des mecklenburg-schwerinschen Staatskalenders vergeblich aufgesucht. Erst im nächsten Jahrgang desselben konnte diese Lücke in den Nachrichten über das Haus Reuß ausgefüllt werden. Schon in dieser Obscurität der Linie, welcher die Prinzessin angehörte, fand der Adel erwünschten Stoff zu pikanten Bemerkungen, und man konnte in junkerlichen Kreisen in sehr sarkastischen und respectwidrigen Ausdrücken von der Verlobten des constitutionellen Großherzogs reden hören. Man erkühnte sich sogar, die Ebenbürtigkeit dieser Linie des Hauses Reuß in Zweifel zu ziehen. Man glaubte sich zur Unterstützung dieser Ansicht auf den Umstand berufen zu dürfen, daß unter den Ahnen der Prinzessin sich eine geborene Freiin v. Geuder, genannt Rabensteiner, als Großmutter väterlicherseits, und eine geborene Gräfin zu Stolberg-Wernigerode als Mutter fand.

Zu den Machinationen der politischen Reaction gesellten sich die nur etwas leiser einhergehenden der kirchlichen Reaction. Die Kirchenmänner fanden, daß der constitutionelle Staat mit seinen Grundrechten, seiner Unabhängigkeit der staatsbürgerlichen Rechte vom religiösen Bekenntniß, seiner Verselbständigung der Schule, seiner Civilehe u. s. w. in vielen Punkten zu den Vorstellungen in Gegensatz stand, welche sie sich über das Wesen der Kirche und den diesem Wesen entsprechenden Verfassungsorganismus gebildet hatten. Sie fühlten sich durch Sonderung der Grenzen zwischen Staat und Kirche in ihren hierarchischen Neigungen bedroht und hielten die Kirche für gefährdet, wenn sie ihre Herrschaft über die Menschen nicht mehr auf die Mitwirkung des weltlichen Armes und des polizeilichen Zwanges stützen könne. Hieraus leiteten sie ihre Aufgabe ab, für die Rückgängigmachung des auf politischem Gebiet Geschehenen alle Kräfte aufzubieten.

Im December des Jahres 1848 hatte der Großherzog eine „Kirchencommission" eingesetzt, welche den Auftrag empfangen hatte, die aus der Veränderung der Staatsform sich als nothwendig ergebenden Veränderungen im

Kirchenorganismus durch Berufung einer Landessynode einzuleiten. Zu Mitgliedern dieser Commission wurden der Justizrath Kaysel als Dirigent, der Superintendent des schweriner Kirchenkreises Theodor Kliefoth und ein Präpositus berufen. Die Seele dieser Commission war Kliefoth, ein Mann von bedeutenden Fähigkeiten und Kenntnissen, aber von leidenschaftlichem Ehrgeiz und maßloser Herrschsucht beseelt. Anfangs ein Schüler Schleiermachers hatte er im weiteren Verlauf seiner Entwickelung, wie er selbst es ausdrückt, den damals eingegangenen „Compromiß zwischen System und Gottes Wort ungenügend befunden, um endlich unter heißem Dank gegen Gott sich zu Gottes thatsächlichen Werken und Worten hindurchzufinden, an dieselben sein Selbst zu verlieren und so in demselben göttlich frei zu werden." Diese Stufe lutherischer Rechtgläubigkeit, zu welcher er für seine Person es erst nach zwanzigjähriger Arbeit gebracht hatte, machte er von nun an zur Bedingung jeder pastoralen Wirksamkeit, und während er selbst in früherer Zeit keineswegs eine schroffe Stellung gegen abweichende Ansichten eingenommen und kein Bedenken gefunden hatte, sogar Jahre lang mit reformirten Geistlichen in einem und demselben Missionsvereine zusammenzuwirken, wollte er doch jetzt solche Laxheit nicht mehr dulden. Alles sollte die Uniform der Orthodoxie anlegen, die alten kirchlichen Formulare sollten in ihrer Reinheit hergestellt werden und in Kirche und Schule nichts Anderes gelten, als was das Kirchenregiment von Gottes Gnaden als heilsam und mit dem Wesen der lutherischen Kirche übereinstimmend bezeichnet hatte. Um diesen Einfluß dem landesherrlichen Kirchenregiment zu retten, erschien es vor allen Dingen nothwendig, diejenige Form der Kirchenverfassung nicht aufkommen zu lassen, zu deren Vorbereitung Kliefoth als Mitglied der Kirchencommission den Auftrag empfangen und angenommen hatte.

Die beiden andern Mitglieder der Kirchencommission waren so ausgewählt, daß sie diesem Plane nicht hinderlich werden konnten. Der Präpositus war ein Mann, welcher der überlegenen Intelligenz Kliefoths nichts entgegenzusetzen hatte, obgleich er mit seiner theologischen Richtung keineswegs harmonirte. Der juristische Dirigent, Kaysel, brachte zu seinem Amte gleichfalls keine Spur von durchgebildeter und gereifter religiöser Ueberzeugung, wohl aber den guten Willen mit, sich mit der Glaubenslehre der lutherischen Kirche bekannt zu machen und sich den kliefothschen Standpunkt äußerlich anzueignen. Von seiner Orthodoxie hatte er bisher nicht die geringsten Proben gegeben. Früher Advocat, dann als ständischer Präsentat zu einem Richteramt an der großherzoglichen Justizcanzlei zu Schwerin berufen, war er nur als ein etwas ehrgeiziger oder vielmehr eitler Weltmensch bekannt, der sich gern vornehmen Umganges erfreute, wohlgefällig in der knappen Justizrathsuniform, den Galanteriedegen an der Seite, den Einladungen an die fürstliche Tafel Folge leistete und Abends im

adligen Club seine Partie L'hombre spielte oder Stadtneuigkeiten besprach. Seiner religiösen Denkweise nach huldigte er dem Rationalismus vulgaris, und ward dabei von einer großen Todesfurcht beherrscht, die ihn namentlich in Zeiten von Epidemien arg plagte. Im Jahre 1848 befolgte er, gleich vielen seines Gleichen, die Politik, sich lange Zeit ganz still zu verhalten, da ja sonst der richtige Cours leicht hätte verfehlt werden können. Später, im September des Jahres 1848, hielt er es für zeitgemäß, sich dem constitutionellen Vereine in Schwerin anzuschließen und von dieser Position aus eine Schwenkung nach links oder nach rechts, je nach Umständen, sich vorbehaltend, dem weiteren Laufe der Dinge zu folgen. Indessen veranlaßte ihn ein kleiner rednerischer Unfall, der ihn in einer der ersten Versammlungen traf, sich bald wieder von dem Vereine zurückzuziehen. Er wollte nämlich über einen auf der Tagesordnung stehenden Gegenstand, die Gemeindeordnung, einen wohlvorbereiteten längeren Vortrag halten, blieb aber bald in diesem Unternehmen stecken und mußte unvollendeter Sache von der Rednerbühne abtreten, was für die Zuhörer wie für ihn selbst eine recht peinliche Scene war. Seitdem gab er den Constitutionalismus auf und schloß sich an die Männer an, welche als Gegner des constitutionellen Wesens auf dem Kampfplatz erschienen. Wie der Constitutionelle, so war plötzlich und ohne einen Tag von Damaskus auch der Rationalist in ihm untergegangen, und er tauchte jetzt als orthodox-lutherischer Dirigent der Kirchencommission hervor.

Diese hatte nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als die Aufgabe von sich abzuschütteln, welche ihr zugewiesen war, und man kann nicht behaupten, daß es sehr künstliche Wege waren, welche sie zu diesem Zwecke einschlug. Statt einer Landessynode wurden der Oberappellationsrath v. Schröter und der Professor Krabbe nebst etwa zwanzig andern von Kliefoth ausgewählten Personen nach Schwerin berufen. Diese Versammlung, welcher der Name „Kirchenconferenz" beigelegt ward, stand so sehr unter der Leitung der Kirchencommission, von welcher sie berufen war, daß selbst die Bildung der Abtheilungen und die Wahl der Berichterstatter dieser Abtheilungen unter der bestimmenden Einwirkung jener Commission erfolgten. Schröter und Krabbe waren die Berichterstatter. Was sie vorschlugen, wurde von der sogenannten Kirchenconferenz unbedingt sanctionirt. Das Ergebniß war, daß die Conferenz der Commission den von dieser gewünschten Anrath ertheilte, ihren Auftrag nicht auszuführen, sondern vor allen Dingen dafür Sorge zu tragen, daß anstatt des provisorischen Organs für die Leitung der Kirche eine ständige Behörde als Organ der landesherrlichen Kirchengewalt geschaffen würde. Es hielt nicht schwer, die Genehmigung des Großherzogs für diesen Plan, dessen Tragweite man ihm verheimlichte, zu gewinnen. Im December 1849 ward die Kirchencommission aufgelöst und ein „Oberkirchenrath" eingesetzt, dessen theolo-

gische Intelligenz natürlich wieder Kliefoth und dessen Dirigent wieder Kaysel war. Man hatte auf diese Weise das landesherrliche Kirchenregiment bei Bestand erhalten und sich damit einen festen Punkt gesichert, von wo man um so eher den constitutionellen Staat zu untergraben hoffen konnte, als der Oberkirchenrath an der Spitze einer Landeskirche stand, deren Gemeinden nicht organisirt waren und mit ihren Pastoren in der absolutesten Abhängigkeit vom Oberkirchenrath sich befanden. Dieser Schritt ward auch schon damals als in feindlicher Act der kliefothschen Partei gegen das Staatsgrundgesetz aufgefaßt. Aber die Partei wollte den wahren Sinn desselben noch nicht eingestehen, indem sie ein Interesse hatte, den Großherzog unvermerkt und allmälig durch die Conservirung seines oberbischöflichen Amts in Conflicte mit seinen constitutionellen Pflichten zu bringen. Erst zwölf Jahre später ist Kliefoth mit dem offenen Bekenntniß hervorgetreten, daß er den modernen Rechtsstaat, das heißt den constitutionellen Staat, für unverträglich mit der Institution des landesherrlichen Kirchenregiments halte und daß er es für die Aufgabe der Kirche ansehe, den modernen Rechtsstaat zu bekämpfen und dadurch das jener Institution entgegenstehende Hinderniß zu entfernen. (Vgl. Kliefoth, über das Verhältniß der Landesherrn als Inhaber der Kirchengewalt zu ihren Kirchenbehörden. Schwerin, 1862.)

Kliefoth stand aus seinem früheren Verhältniß als Lehrer und Erzieher des Großherzogs diesem fortwährend sehr nahe. Der Großherzog zog ihn nicht blos in allgemeinen Angelegenheiten, sondern auch in Gewissenszweifeln zu Rath. Kliefoth benutzte diese Stellung, um den Großherzog auf das Bedenkliche und Gefährliche einzelner Bestimmungen des Staatsgrundgesetzes vom kirchlichen Standpunkt aus hinzuweisen und Zweifel in ihm zu wecken, ob er es wohl vor Gott verantworten könne, die Bekenner Christi so zu betrüben, wie es ihm als unausbleibliche Folge der Durchführung jener Bestimmungen vorgestellt ward. Damit war denn die Bahn für Weiteres geebnet. Das Festhalten an dem gegebenen Wort und der gelobten Treue konnte als ein Bruch der schuldigen Treue gegen Gott, und der Abfall von Gesetz und Recht als ein Gott wohlgefälliges Werk und als ein dem Volke geleisteter Dienst ausgemalt werden. Die Lehre der Kirchlichen von der übergesetzlichen Stellung des Fürsten von Gottes Gnaden bot einen Hebel dar, um die Bedenken wegen der durch das Gelöbniß eingegangenen Verpflichtungen aus den Angeln zu heben.

An dieser kirchlichen Agitation gegen das Staatsgrundgesetz ist allem Anscheine nach auch die junge Gemahlin des Großherzogs nicht unbetheiligt geblieben. Als Erbtheil ihrer Familie, welche in beiden Ascendentenlinien die zinzendorfischen Einflüsse stark hatte auf sich einwirken lassen, hatte sie ein Christenthum mitgebracht, welches auf die Beurtheilung weltlicher Dinge wenig eingerichtet war, und in Werken der Wohlthätigkeit, in der Stiftung von christ-

lichen Pflegehäusern u. s. w. aufgehend, im Uebrigen die im Kreise der „Christlichen" herrschenden Vorurtheile gegen constitutionelle Staatseinrichtungen vollständig in sich aufgenommen hatte. Die religiösen Antipathien der Großherzogin Auguste gegen das drei Wochen vor ihrer Vermählung verkündigte Staatsgrundgesetz und dessen Consequenzen können nur um so mehr dazu beigetragen haben, auch den Großherzog mit Zweifeln zu erfüllen, als das eheliche Verhältniß zwischen beiden ein außerordentlich glückliches war.

Vielleicht aber würden alle diese verschiedenen Einwirkungen, zu welchen noch der von außen geübte diplomatische Druck hinzugerechnet werden muß, mindestens nicht so rasch zum Ziele geführt haben, wenn es nicht gelungen wäre, zum Zwecke der Emancipation von der constitutionellen Verfassung ein Verfahren aufzufinden, welches freilich für jedes klare Auge sich als eine nur zu durchsichtige Umhüllung darstellte, doch oberflächlich oder aus weiter Ferne betrachtet fast mit einem geordneten Rechtsverfahren einige Aehnlichkeit hatte. Der Großherzog ward dafür gewonnen, mit den renitenten Rittern vor ein von beiden Theilen erwähltes Schiedsgericht zu gehen und von dem Spruche dieses Schiedsgerichts die Entscheidung über die Rechtsbeständigkeit und Beibehaltung des Staatsgrundgesetzes abhängig zu machen.

Von diesem Entschlusse des Großherzogs ward die mitten in ihren Arbeiten begriffene Abgeordnetenkammer am 4. April 1850 in Kenntniß gesetzt. Zugleich ward ihr angezeigt, daß infolge dessen die sämmtlichen Minister ihre Entlassung eingereicht hätten, und eine Verfügung verlesen, durch welche die Kammer auf drei Monate, den längsten nach der Verfassung zulässigen Zeitraum, vertagt ward. Den constitutionellen Ministern gebührt die Anerkennung, daß sie ihre Ehre wahrten, indem sie es verschmähten, sich zu Werkzeugen der Inscenesetzung dieser processualischen Aufführung herzugeben; und nur darin haben sie gefehlt, daß sie dem Großherzog und ihren bereits hinter demselben stehenden Nachfolgern die Durchführung ihres Planes durch die dreimonatliche Vertagung der Abgeordnetenkammer erleichterten.

Die Männer, welche es übernahmen, als vorläufig noch auf dem Boden des Staatsgrundgesetzes stehende Minister dieses letztere durch einen sogenannten Rechtsweg zu vernichten, welcher dem Bereich der altständischen Verfassung angehörte und den Rechtsboden des Staatsgrundgesetzes principiell negirte, heißen Graf v. Bülow, v. Schröter und v. Brock.

Der Erstgenannte, Minister des Auswärtigen und des Innern und Präsident des Gesammtministeriums, war ein bisher in preußischem Staatsdienst gestandener Diplomat der manteuffelschen Schule. Von den mecklenburgischen Verhältnissen verstand er nichts und hat dieselben auch während seiner achtjährigen Wirksamkeit in Mecklenburg nicht kennen gelernt. Einen großen Theil des Jahres pflegte er auf seinen Gütern in Pommern zu verleben, während

welcher Zeit dann v. Schröter die beiden Departements mitversah. War er an dem Sitze der Regierung anwesend, so blieb seine Thätigkeit doch fast gänzlich auf die Unterzeichnung von Decreten beschränkt, welche von seinen Ministerialbeamten oder von seinem Collegen v. Schröter inspirirt waren. Auch ward er durch seine große Passion für das Angeln, welche ihn halbe Tage lang an die Ufer des schweriner Sees fesselte, vielfach von Staatsgeschäften abgezogen. Nur im Departement des Auswärtigen, wo ihm die Arbeit zufiel, Mecklenburg im Gefolge Preußens aus der Union heraus und in den Bundestag zurückzuführen, scheint er einige eigene Thätigkeit entfaltet zu haben.

Von dem Staatsrath v. Brock, welcher das Finanzministerium übernahm, läßt sich nur sagen, daß er bisher großherzoglicher Domanialbeamter gewesen war.

Die eigentliche Seele des neuen Ministeriums war der Staatsrath August Wilhelm v. Schröter, welchem die Justiz in Verbindung mit dem Kirchen-, Schul- und Medicinalwesen zufiel. Er gehört einer aus Dänemark stammenden Familie an, deren im Lauf der Zeit etwas dunkel gewordener Adel erst auf seinen Betrieb wieder einen Anerkennungsbrief erhielt. Seine akademischen Freunde von Jena her kannten ihn als einen wilden Burschenschafter, der mit entblößtem Halse und wallendem Haar, den gezückten Dolch in der Hand, auf offenem Markte excentrische Reden für die deutsche Freiheit und die Herstellung eines deutschen Reiches gehalten hatte. Auch gehörte er zu jenen zwanzig Burschen, welche auf einem Ausfluge in die Schweiz den Rütli besuchten und hier die Hände in einander legten und mit feierlichem Schwur sich zur Rettung Deutschlands von seinen Tyrannen verbündeten. Im Anfange der zwanziger Jahre ließ er sich als Privatdocent an der Universität Jena nieder, wo er späterhin eine Professur zu erlangen wußte. Von da ward er an das mecklenburgische Oberappellationsgericht nach Parchim berufen und siedelte mit diesem im Jahre 1840 nach Rostock über. Zur Empfehlung dieser von ihm sehr gewünschten Verlegung des Gerichts ließ er damals, unter strengster Geheimhaltung seiner Autorschaft, eine anonyme Schrift erscheinen, in welcher er sich als „namhaften Gelehrten von europäischem Ruf“ bezeichnete. Außer diesem „europäischen Ruf“, den er sich selbst beilegte, genoß er noch den weniger zweifelhaften, daß er an die Regierung über seine Collegen berichtete, weshalb ihn diese mit einiger Befriedigung aus ihrer Mitte scheiden sahen. In kirchlicher Beziehung stand er auf Seiten der modernen orthodoxlutherischen Fraction und verkehrte hauptsächlich mit dem Landrath v. Maltzan auf Rothenmoor, der als Ketzerrichter schon längst eine hervorragende Stelle eingenommen hatte, und mit dem Professor Krabbe. Bei aller Frömmigkeit aber war er weit entfernt, den Werth der weltlichen Güter zu verkennen.

Das Princip, welches mit diesem Mann an die Spitze der Staatsleitung

trat, schuf sich sein erstes Denkmal in der von den drei neuen Ministern contrasignirten großherzoglichen Proclamation vom 15. April 1850, in welcher dem Lande verkündigt ward, was der Großherzog, unterstützt von seinen neuen Ministern, mit dem Staatsgrundgesetz vorhabe. „Durch die Gewährung dieser Compromißinstanz, die zugleich zu einem Wechsel Meines Ministeriums geführt hat, habe ich nur dem Rechte seinen Lauf gelassen, das in Mecklenburg stets heilig gehalten worden ist.“ Mit dieser Phrase führt Herr v. Schröter den Großherzog sanft über die Thatsache hinweg, daß hier über Rechte ein schiedsrichterlicher Spruch eingeholt werden sollte, die keineswegs zur alleinigen Verfügung des Großherzogs standen, und schon dadurch verletzt wurden, daß der Großherzog einseitig dieselben zum Gegenstand eines Schiedsspruches machte. Es war auch nur eine weitere Phrase des Herrn v. Schröter, wenn zur Beruhigung das Versprechen hinzugefügt ward: „Um so mehr werde Ich inzwischen den bestehenden Rechtszustand nicht einseitig verändern und, wie auch die Rechtssprüche ausfallen mögen, an dem durch Meine Proclamation vom 23. März 1848 von Mir betretenen Wege festhalten.“

Das processualische Drama begann. Jeder Theil, der Großherzog und die renitenten Ritter, wählte seine Schiedsrichter und diese ihren Obmann; von jedem Theile ward ein Advocat angenommen, der die Sache seines Mandanten regelrecht in langen Deductionen vertheidigte. Der Großherzog hatte dazu den damaligen Advocaten, jetzigen Justizrath Schliemann erwählt, der unter Leitung des Herrn v. Schröter die Rechtsbeständigkeit eben jenes Staatsgrundgesetzes nachzuweisen hatte, dessen entschiedenster Gegner Herr v. Schröter war, und zu dessen Beseitigung er gerade sein neues Amt übernommen hatte. Inzwischen suchte man den Schein zu wahren, als ob einstweilen die Bestimmungen des Staatsgrundgesetzes noch respectirt würden; aber in vielen dieser Bestimmungen ward es dennoch schon verletzt und gebrochen, ehe es durch den Schiedsspruch im September 1850 als Ganzes fiel. Mit besonderer Vorliebe ward in dieser Zeit der Paragraph des Staatsgrundgesetzes ausgebeutet, welcher in dringlichen Fällen unter Vorbehalt der später einzuholenden Genehmigung der Abgeordnetenkammer das Ministerium zum Erlaß von Gesetzen ermächtigt. Obgleich der Paragraph nur solche Minister im Auge hat, welche auf das Staatsgrundgesetz beeidigt sind, was Herr v. Schröter und seine Collegen nicht waren, und obgleich er den späteren Zusammentritt der verfassungsmäßigen Abgeordnetenkammer voraussetzt, deren Nichtwiedereinberufung schon feststand, trug doch Herr v. Schröter kein Bedenken, sich dieses Paragraphen zu bedienen, um das Land, in welchem „das Recht stets heilig gehalten worden ist“, mit einem Preßstrafgesetz zu beschenken.

Die rechtliche Hinfälligkeit des Verfahrens, durch welches Herr v. Schröter und Genossen sich der constitutionellen Verfassung entledigten und dem Feudalis-

mus wieder zum Leben verhalfen, ist in staatsrechtlichen Schriften genügend nachgewiesen. Für den einfachen Volksverstand bedurfte es solchen Nachweises nicht. Es leuchtete jedem ein, daß ein gegebenes Wort, ein geleistetes Gelöbniß, ein verkündigtes Gesetz nicht in einem Wege rückgängig gemacht werden konnte, welcher es ganz unbeachtet ließ, daß ein Wort gegeben, ein Gelöbniß geleistet, ein Gesetz verkündigt war. Der Rechtssinn des Volkes ward durch das von den neuen Ministern mit dem Volksrecht getriebene Spiel auf das tiefste verletzt und empört, und gewiß hätte ein offener Gewaltact, gestützt auf die ausgesprochene Ueberzeugung von seiner Nothwendigkeit, viel weniger verderblich auf die öffentliche Sittlichkeit eingewirkt, als die zum Zweck der Wiederherstellung des Feudalismus aufgebotene Rechtskünstelei.

Der drohende Conflict mit Japan.

Während im continentalen Europa die polnische Frage den Gesichtskreis verdüsterte, England einem verhängnißvollen Kriege mit Amerika entgegen zutreiben schien, traf um die Mitte des vorigen Monats auch aus dem fernen Ostasien unerfreuliche, mehr als eine der Mächte in ihren Interessen bedrohende Kunde ein. Längst schon herrschte in Japan, dem kaum erst unserm Handel und Gewerbfleiß erschlossenen, bedenkliche Gährung gegen die einem einflußreichen Theile des Volkes verhaßten und selbst der Regierung jedenfalls unbequemen Fremden, die sich durch mancherlei Feindseligkeit kundgab. Eine Zeit lang konnte man glauben, diese Aufregung werde sich legen. Aber die neueren Nachrichten haben dargethan, daß dazu wenig Hoffnung ist, daß die Unzufriedenheit täglich wächst und daß eine allgemeine Revolution im Anzuge ist. Zunächst wiederholte Mordversuche gegen die Mitglieder der neuerrichteten Consulate und Handelshäuser. Dann Auswanderung des Adels aus Jeddo, der den Ausländern geöffneten und den Angriffen derselben bloßgestellten Residenz des Teikun, nach Miako, der Stadt im Innern, in welcher der Mikado, der sogenannte geistliche Kaiser Japans, jetzt das Haupt, wenigstens das Panier der Mißvergnügten, Hof hält. Endlich eine gebieterische Aufforderung des letzteren an die weltliche Regierung, die westlichen Barbaren ohne Verzug aus dem Lande zu treiben.

Noch schlimmere Nachrichten brachten die letzten Posten. Die fremdenfeindliche Partei hat mit keckster Verletzung des Völkerrechts das Haus der britischen Gesandtschaft zu Jeddo in die Luft gesprengt, und die Regierung des Teikun hat ihre bisher bezweifelte Schwäche gegenüber dieser Partei offen und unzweideutig bekannt: sie hat die angeblich zur Befestigung der mit den europäischen Mächten abgeschlossenen Verträge im vorigen Jahre zu uns abgeordneten, in unsern Hauptstädten als Boten schöner Hoffnungen vielfach gefeierten Gesandten bei ihrer Rückkunft ihrer Würden und Aemter entsetzt, weil ihnen ihre eigentliche Aufgabe, Aufschub des Vollzugs der Bestimmungen jener Tractate zu erlangen, mißlungen war. Ein solcher Vertrag besteht auch zwischen Preußen und Japan, und da derselbe sehr wesentliche Interessen betrifft und in den Kreisen der Sachkenner zu großen Erwartungen für die Zukunft Anlaß gab, so wird eine Erörterung der hier in Frage kommenden Verhältnisse von Nutzen sein.

Wir betrachten, indem wir dabei vorzüglich den neuesten Mittheilungen über Japan*) folgen, zuerst die Bedeutung dieses Reiches, welches nicht mit Unrecht das „Großbritannien Ostasiens" genannt worden ist, für den Handel Europas, dann die Ursachen der jetzt dort sich entwickelnden Krisis und schließlich die Widerstandsmittel der Japanesen für den Fall eines Angriffs von europäischer Seite.

Wenn manche Reisende von der commerziellen Bedeutung Japans geringe Begriffe hegten, so ist unser Berichterstatter entschieden anderer Meinung, und die Thatsachen, die er anführt, stellen die Richtigkeit seiner Erwartungen außer Zweifel. Bis 1857, wo die Holländer durch Vertrag größere Handelsfreiheit erlangten, bestand ein Haupttheil ihrer Einfuhr in Rohseide, die sie aus China holten. Bis dahin baute man in Japan nur nothdürftig so viel Seide, als für den Bedarf der höhern Stände erforderlich war; denn die Regierung bestimmte die Preise, und so blieb dem Erzeuger nur ein geringer Gewinn, der nicht zu größerer Anstrengung bewegen konnte. Jetzt aber findet der japanesische Landmann, daß er mindestens das Fünffache der frühern Einnahme für seine Seide erzielen kann, und die Folge ist, daß schon 1860 allein von Jokuhama 6000 Ballen Rohseide nach Europa verschifft wurden, abgesehen von den großen Quantitäten Manufacturseide, die alljährlich aus Nangasaki zu uns kommt, und nicht zu vergessen, daß von Seiten des Staates nichts für, wohl aber von Seiten der dabei interessirten Beamten manches gegen das Emporblühen dieses Handelszweigs geschehen ist, und daß andrerseits die ausgeführte Seide bisher

*) Die preußische Expedition nach China, Japan und Siam in den Jahren 1860, 1861 und 1862. Reisebriefe von Reinhold Werner, Lieutenant zur See 1. Classe. Zwei Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1863.

lediglich aus den Theilen Japans kam, welche dem Teikun vollständig unterworfen sind und welche nur etwas über ein Achtel des ganzen Landes ausmachen. Die übrigen sieben Achtel, von Fürsten beherrscht, die zu dem Kaiser nur in einem sehr losen Abhängigkeitsverhältniß stehen, sind dem Verkehr mit dem Ausland völlig verschlossen, werden demselben aber ohne Zweifel mit der Zeit sich ebenfalls öffnen, da die Mächte, auf dem betretenen Wege beharrend, die Interessen des Volkes und somit dessen guten Willen für sich haben würden, falls jene Fürsten bei ihrem Absperrungssystem beharren wollten.

Aber schon unter den jetzigen Beschränkungen wird man von Jahr zu Jahr mehr Seide auf Kosten des Reis bauen. Java und Siam liefern letzteren so reichlich, daß der Japanese ihn von dorther nur wenig theurer als aus dem Lande selbst bezieht, während ihm eine Maulbeerpflanzung jetzt das Fünffache von früher einträgt. Die Rohseide Japans ist übrigens besser als die chinesische, und dasselbe gilt von der verarbeiteten. „Das Stück vom schwersten weißen Krepp," erzählt unser Gewährsmann, „33 Ellen lang und $1^1/_2$ Elle breit, kauften wir zu Jeddo im Laden zu 36 Itzebu, also die Elle zu etwa $17^1/_2$ Silbergroschen, schwarzen Atlas, $1^1/_4$ Elle breit, ein ebenso schöner, fast unverwüstlicher Stoff, in Nangasaki zu demselben Preise. Die Muster sind japanische, aber so geschmackvoll, daß sie auch in Europa außerordentlich gefallen."

Ein anderes Product hat gleichfalls Aussicht, ein Handelsartikel von Bedeutung zu werden: der Thee. Derselbe stand bisher hinter dem chinesischen an Güte zurück und wurde deshalb nicht verlangt. Nachdem sich jedoch herausgestellt hat, daß der chinesische und der japanische Theestrauch sich von einander nicht unterscheiden und daß die schlechtere Qualität der Blätter des letzteren lediglich eine Folge der ungeschickten Behandlung ist, haben europäische Häuser mit der Bereitung und Röstung des Thees vertraute Chinesen kommen lassen, und im Jahre 1861 wurde bereits eine halbe Million Pfunde nach den westlichen Häfen versandt.

Sodann ist Japan ein sehr metallreiches Land, und namentlich die Kupferminen könnten, eifriger und geschickter betrieben, eine ungeheure Masse dieses Erzes für die Ausfuhr liefern. Trotz jenes nachlässigen Betriebs der Bergwerke ist das Kupfer hier außerordentlich wohlfeil, und nirgends wird es so viel in der Hauswirthschaft verwendet. Eine gleiche Zukunft haben die japanesischen Steinkohlen, die sich namentlich in Kiusiu in unerschöpflichen Lagern finden. Bis jetzt erreichten sie allerdings nicht die Güte der englischen, es ist aber sichere Hoffnung vorhanden, daß sie jenen vollkommen gleich kommen werden, wenn man tiefer gräbt; denn die, welche man jetzt gewinnt, sind bereits hundert Procent besser als die vor einigen Jahren gelieferten. Uebrigens aber ist der Preisunterschied so erheblich, daß bei rationeller Bearbeitung der Schachte, wie

sie jetzt begonnen hat, Ostasien sehr bald seine Kohlen statt aus England von hier beziehen wird. „Wir haben," berichtet unsre Quelle, „in Singapore, Hongkong und Schanghai 17 bis 20 Dollars für die Tonne Wales-Kohlen bezahlt, während wir eine Quantität japanesischer von demselben Nutzeffect in Nangasaki für 4½, in Hongkong für 10 bis 11 Dollars kauften. Schon jetzt gehen jährlich über hundert Schiffe nach Nangasaki, um Kohlen für China zu holen, und alle Kriegsdampfer, welche in der Nähe vorbeipassiren, versehen sich damit."

Ein anderer beachtenswerther Ausfuhrartikel wird mit der Zeit Rapsöl werden, von welchem der Pikul — 120 Zollpfund — jetzt 8 Thaler kostet. Ferner Wachs, welches aus den Beeren des allenthalben wildwachsenden Wachsbaums gepreßt wird und an Weiße, Festigkeit und Brennfähigkeit unserm Bienenwachs kaum nachsteht. Dann besitzt Japan treffliches Bauholz, namentlich einen großen Reichthum von Cedern, Kampherbäumen, Eschen und Eichen. Endlich eignen sich eine Anzahl der Manufacturartikel des Landes zur Ausfuhr nach Europa. Seine Seidengewebe sind bereits erwähnt. Nicht minder wichtig aber sind seine Lackwaaren, sein Porzellan, seine Stahl- und Bronzewaaren und sein Papier. Der japanische Lack, aus dem Lackbaum, Rhus vernica gewonnen, ist der beste der Welt, er wird weder von kochendem Wasser noch von Säuren angegriffen, letztere müßten denn ätzend sein, und die Kunsttischler des Landes verstehen ihn auf das Geschmackvollste zu verwenden. Das Porzellan ist ebenfalls vorzüglich, feiner und durchsichtiger als das chinesische und dabei ungemein fest. Die Bereitung desselben erfordert viel Mühe, man rechnet, daß ein Geschirr bis zu seinem Fertigwerden durch nicht weniger als 72 Hände geht, und so ist sein Preis ziemlich hoch. Indeß ist letzterer im Vergleich mit dem Preis unsres Porzellans immerhin 30 bis 40 Procent niedriger, und außerdem hat das Porzellan Japans einen viel höhern innern Werth als das beste europäische. Die Malerei war bisher nicht so geschmackvoll und fein wie die unsere. Indeß sind die Fortschritte darin seit Eröffnung des Landes außerordentlich groß gewesen, und ebenso hat man seit vier Jahren die Formen europäischer Tafel- und Theeservice mit Glück nachgeahmt. Unser Berichterstatter sah Vasen, die durch ihre originelle Schönheit, ihre gefälligen Formen und ihre feine Malerei allgemeine Bewunderung erregten. Die Bronzewaaren, theils ciselirt, theils getriebne Arbeit, sind prachtvoll und dabei höchst wohlfeil. Selbst bei der feinsten Ciselirarbeit kauft man die großen Bronzesachen zu einem Preise, der kaum die Hälfte des Kupferwerths übersteigt, welche dieselben bei uns haben.

Das japanische Papier unterscheidet sich von dem unsern durch seidenartige Weichheit und merkwürdige Haltbarkeit, infolge deren es zu vielen Zwecken verwendet wird, zu denen wir das unsere nicht gebrauchen können. Es wird aus der Rinde der jungen Zweige eines eigenthümlichen Maulbeer-

baums gemacht und zwar vorzüglich in Miako, wo Millionen von Centnern fabricirt werden. Nicht geleimt, läßt es sich mit Dinte nicht beschreiben, wohl aber eignet es sich vortrefflich für den Druck. Man bedient sich seiner als Serviette und Taschentuch, man dreht daraus Bindfaden, der fast ebenso haltbar ist, wie der unsere von Hanf. Aus Papier bestehen sämmtliche Fensterscheiben in den japanischen Städten. Ferner tragen die Japanesen im Winter Mäntel von gefirnißtem Papier, die sehr dauerhaft und vollständig wasserdicht sind, und von denen das Stück nur drei Thaler kostet. Besondre Erwähnung verdient endlich noch das ebenfalls zu allen möglichen Zwecken und in großen Massen verbrauchte Lederpapier, da es später vermuthlich zu den Ausfuhrartikeln gehören wird. In allen Dimensionen und Farben zu haben, läßt es sich vom Leder kaum unterscheiden. Es ist fast ebenso fest und zäh wie dieses, und da es sehr billig ist, würde es für unsere Buchbinder und Galanteriearbeiter von Wichtigkeit werden. Von dem gewöhnlichen guten Papier kaufte unser Gewährsmann in Jeddo für einen Thaler achthundert Bogen, von jenem Lederpapier für denselben Preis fünfundzwanzig Quadratfuß in den prächtigsten Farben und Mustern. Nur eine bei uns sehr gebräuchliche Verwendung des Papiers kennen die Bewohner Japans bis jetzt noch nicht: sie haben keine Banknoten und Kassenbillets.

Wir sehen, Japan hat uns sehr werthvolle Erzeugnisse zu bieten, und demgemäß wird sich auch ganz von selbst ein Importhandel bilden, der von Jahr zu Jahr wachsen und sich mit der durch die Ausfuhr steigenden Wohlhabenheit auf immer mehr Artikel erstrecken muß. Der Japanese hält durchaus nicht so streng auf das Herkommen wie der Chinese, er kauft im Gegentheil sehr gern europäische Waaren, aber bis jetzt war die consumirende Masse des Volks noch zu arm, um in großem Maßstab kaufen zu können. Allerdings wird vielen europäischen Fabrikerzeugnissen in Japan selbst Concurrenz erwachsen. Die außerordentliche Anstelligkeit und das Nachahmungstalent der Japanesen lassen dies mit Gewißheit voraussagen, und man darf nicht glauben, den japanischen Markt mit allen denkbaren europäischen Erzeugnissen überschwemmen zu können. Aber es gibt einzelne Artikel, welche im Lande nicht erzeugt werden können und wofür sich dennoch bedeutende, besonders für Deutschland wichtige Absatzquellen eröffnen werden. Dahin gehört vor Allem Tuch, das man in Japan nicht fabriciren kann, da das Land keine Schafe hat. Seide und Baumwolle sind gegen die hier herrschende Winterkälte, die Eis und Schnee mit sich bringt, kein hinreichender Schutz, Pelze sind zu kostspielig, und so hatten sich die Fremden nicht zu wundern, daß die Japanesen an ihnen nichts wohlgefälliger betrachteten und beneidenswerther fanden, als ihre Tuchkleider. Das bisher von deutschen Häusern eingeführte Tuch wurde mit 100 bis 150 Procent Nutzen verkauft. Ebenso werden Shirtings und

Kattune von bestimmten Mustern mit der Zeit beträchtlichen Absatz finden, da der hiesige Baumwollenbau nicht von Bedeutung ist; ferner Glas, Teppiche, Decken und Droguen. Letztere werden schon jetzt in großen Quantitäten importirt. Teppiche und Decken erfordern lebhafte Muster und quadratische Form; auch dürfen sie nicht zu theuer sein. Plüschteppiche liefert England und macht gute Geschäfte damit.

Von höchster Wichtigkeit kann endlich Japan für die deutsche Schifffahrt werden. Wie bekannt, ist bei weitem der größte Theil der Küstenschifffahrt Chinas in den Händen deutscher Rheder; mehr als zweihundert Fahrzeuge aus Hamburg, Bremen, Oldenburg, Hannover und Mecklenburg fahren das ganze Jahr hindurch für chinesische Kaufleute, und ihr Anlagecapital verzinst sich hierbei auf durchschnittlich fünfzig Procent. Ein Handels- und Schifffahrtsvertrag Preußens mit China hat diese Vortheile für alle Schiffe aus Zollvereinsstaaten sicher gestellt. Mißlang es dem Grafen Eulenburg, den preußischen Vertrag mit Japan auf ganz Deutschland auszudehnen, so ist diese Beschränkung von keiner Erheblichkeit. Selbst wenn die deutschen Schiffe nicht die preußische Flagge führen wollten und infolge dessen für die nächsten Jahre von der Verbindung mit Japan ausgeschlossen blieben, könnte dies nur kurze Zeit währen. Schon zur Wahrung der materiellen Interessen werden sich die deutschen Fürsten über kurz oder lang genöthigt sehen, eine allen seefahrenden Deutschen gemeinsame Flagge zu schaffen, und die japanische Regierung wird, wenn Preußen mit dieser Flagge erscheint, der ursprünglichen Fassung des Vertrags ihre Zustimmung nicht mehr versagen. Die deutsche Schifffahrt wird dann sicher auch in Japan die Concurrenz andrer Nationen allmälig aus dem Felde schlagen.

Mit dem Jahre 1863 sollte nach den Verträgen der Hafen von Osaka dem Verkehr mit den Fremden geöffnet werden, und alle Kenner des Landes erwarteten schon von dieser Maßregel einen höchst bedeutenden Aufschwung des Handels. Osaka ist mit seinen hunderttausend Einwohnern eine der wichtigsten Städte des Reiches und durch seine Lage vorzüglich geeignet, Haupthandelsplatz von Japan zu werden. Es liegt zwischen Nangasaki und Jeddo an dem Binnenmeere, welches durch die Inseln Kiusiu, Sikoff und Nipon gebildet wird, und nur drei Meilen von Miako, der Residenz des Dairi oder Mikado entfernt. Von Miako aber hat sich die Civilisation über Japan verbreitet, und die alte Metropole gilt noch immer als der Mittelpunkt des Culturlebens der Nation. Alles, was von besondrer Güte, besonders feiner Arbeit ist in den Läden der Küstenstädte, kommt von Miako, so die besten Lacksachen, die schönsten Seidenstoffe, die kostbarsten und anmuthigsten Bronzevasen. Bis jetzt wurden diese Dinge größtentheils über Land von Miako nach Nangasaki, Jokuhama und Jeddo gebracht, und der Transport vertheuerte ihren Preis um min-

bestens fünfzig Procent. Mit der Eröffnung von Osaka ändert sich dies vollständig. Nangasaki wird zum bloßen Kohlenhafen werden, Jokuhama sehr viel einbüßen, Jeddo mit seiner seichten Rhede für Ein- und Ausfuhr nur noch sehr wenig benutzt werden. Die durchgreifende Umwandelung der commerziellen Verhältnisse Japans, welche die Eröffnung des Hafens von Osaka zur Folge haben muß, wird von der Regierung nicht verkannt, und da dieselbe auch ihre bedenkliche Seite hat, so ging daraus der Wunsch nach Aufschub des Eröffnungstermins hervor, der bei den Vertragsmächten durch die obengedachte Gesandtschaft angebracht wurde. Jene haben nur in einen Aufschub von zwei Jahren gewilligt, und die Gesandten wurden bestraft, weil sie nicht mehr durchgesetzt hatten.

Daß das Eindringen fremder Elemente in das ausländischen Einflüssen seit 1638 hermetisch verschlossene Land für letzteres mancherlei Unbequemlichkeiten haben und namentlich der Regierung Verlegenheiten bereiten, ja endlich eine vollständige Umgestaltung der bisherigen Verhältnisse hervorrufen würde, konnte von Anfang an keinem Einsichtigen verborgen bleiben. Mußte dies von jedem der ostasiatischen Reiche erwartet werden, welche mit Europa in Verkehr traten, so kamen in Japan Verhältnisse hinzu, welche von vornherein Keime zu Mißhelligkeiten und Zerwürfnissen enthielten, und dahin gehörten zunächst die Münzverhältnisse.

Als die westlichen Nationen, zuerst bekanntlich die Amerikaner, jenen Verkehr anzubahnen begannen, besaß Japan ein ganz eigenthümliches Münzsystem, welches von den Grundzügen unsrer Münzsysteme vollständig abwich. Es hatte Goldmünzen, die einen viel niedrigeren, und Silbermünzen, die einen viel höheren Curs hatten, als ihr Metallwerth nach unsern Begriffen betrug. Der Metallwerth des Kobang, der oblongen Goldmünze des Landes, war 6 Thaler 17 Silbergroschen, sein Curs dem Silber gegenüber aber nur $4^3/_4$ Thaler. Der Metallwerth des länglich viereckigen Itzebu, der Silbermünze, nach welcher hauptsächlich gerechnet wird, betrug dagegen ungefähr 15 Silbergroschen, sein Verhältniß zum Kobang und ebenso das Verhältniß aller größeren Silbermünzen, wie des Nibu (= 2 Itzebu) das Saubo (= 3 Itzebu) und des Riu (4 Itzebu) war der Art, daß der Kobang bei Handelsgeschäften eben nur den obigen Curswerth hatte. Wie seltsam uns dies vorkommen mag, hatte es doch in Japan keine Unbequemlichkeiten, so lange die Regierung, die sich im ausschließlichen Besitze der Silberbergwerke befindet, kein ausländisches Silber in das Land kommen ließ. Mit Eröffnung der Häfen aber trat eine heillose Verwirrung ein. Sowohl der amerikanische als der englische Vertrag mit dem Teikun enthielt die Bestimmung, daß alles ausländische Geld in Japan gemäß seinem G e w i c h t im Verhältniß zum Gewicht der entsprechenden japanischen Geldmünzen in Japan Curs haben sollte, und die japanische Regierung

verpflichtete sich für die Dauer eines Jahres gegen ausländisches Geld ein gleiches Gewicht japanischen Geldes zu liefern. Weder Name noch Werth der Münzen war in Betracht gezogen, noch irgend eine Beschränkung, nicht einmal eine zeit- oder stufenweise, stipulirt. Schlaue Rechner in Amerika und England entdeckten bald diese Lücke in den Vertragsdocumenten und gelangten zu dem angenehmen Schluß, daß, wenn sie sich an den Buchstaben und nicht an den Geist derselben hielten, sie dem Schatz des Teikun einen Dollar, 1 Thaler 13 Silbergroschen, überreichen, dafür fast drei Itzebus erhalten und für diese Kobangs einwechseln konnten, welche ihnen also nicht viel über 1½ Thaler kosteten, während sie einen Goldwerth von mehr als 6½ Thaler hatten.

Die Regierung durchschaute dieses lucrative Geschäft allmälig und traf dagegen Maßregeln. Sie tauschte nicht nur keine Kobangs mehr aus, sondern erließ, um die Goldausfuhr zu hindern, ein Edict an ihre Unterthanen, in welchem denselben befohlen wurde, sämmtliche im Umlauf befindliche Goldmünzen gegen Erstattung des landesüblichen Curses in Silber oder Kupfer abzuliefern. Das Volk hatte indeß durch seinen kurzen Verkehr mit den Fremden den Werth des Goldes besser schätzen gelernt und verkaufte seine Kobangs lieber jenen, welche ihm dafür 20 Procent mehr gaben, als die Regierung. Letztere hatte sich demnach gründlich verrechnet. Sie würde weit richtiger verfahren sein, wenn sie den Curs des Goldes erhöht hätte. So aber ging alles Gold aus dem Lande, die Fremden allein zogen den Nutzen davon, und jetzt ist in Japan der Kobang fast zur Mythe geworden.

Die Minister des Teikun versuchten nun ihren Verlust auf anderem Wege wieder einzubringen. Der amerikanische Commodore Perry hatte in seinem Vertrag festgesetzt, daß der mexicanische Dollar als gangbare Münze und zwar zum Werthe von 1600 Seni oder Cash angenommen werden sollte. In China rechnet man auf den Dollar, je nach dem Curs, 1000 bis 1200 Cash, und Perry glaubte deshalb kein übles Geschäft gemacht zu haben. Allein in Japan sind 1600 Cash nur ein Itzebu, dessen Silberwerth, wie bemerkt, nur 15 Silbergroschen beträgt, und wenn somit der Dollar dem Itzebu gleichgestellt war, so bezahlte jeder, der einen Gegenstand für Dollars kaufte, fast das Dreifache des eigentlichen Preises. Dabei war an einen Handelsverkehr nicht zu denken, und so reclamirten die Gesandten der Mächte dagegen. Aber Alles, was sie erreichten, war, daß ihnen, den Consulaten und dem Personal der Kriegsschiffe gestattet wurde, sich bei den Staatskassen so viele Itzebus gegen Dollars einzuwechseln, als sie zu ihrem Bedarf nöthig hätten, und zwar zu dem Curs von 3 Itzebus für 1 Dollar mit Abzug von 4 Procent für die Umprägung. Die Kaufleute blieben von dieser Vergünstigung ausgeschlossen, die Begünstigten aber legten den Passus „als zu ihrem Bedarf gehörig" unredlich aus. Es kamen Massen von Dollars aus China, die von den Consulaten

und den Besatzungen der Kriegsschiffe bei den Regierungskassen gegen Itzebus umgewechselt wurden, welche letzteren man alsdann den Kaufleuten gegen einen Profit von 20 bis 30 Procent überließ. Die indirecte Steuer, welche die Regierung auf Grund des niedrigen Curses des amerikanischen Silbers im Vergleich mit ihrem Silber von den Fremden zu erheben gedachte, war somit illusorisch gemacht, und die Staatskasse hatte nur die Mühe, die Dollars umzuprägen.

Es fanden infolge dessen fernere Verhandlungen statt, die zu folgender Modification führten. Die Gesandten, Consuln und Kriegsschiffe wurden im Wechseln beschränkt. Von letzteren sollte fortan der Offizier pro Tag nur drei, jeder sonstige Mann der Besatzung einen Dollar umwechseln dürfen. Dagegen wurde für die Kaufleute der Curs des Dollars auf zwei Itzebus erhöht, so daß sie jetzt nur noch einen Verlust von etwa 30 Procent hatten. Dies ist immer noch ein fühlbarer Uebelstand, indeß wird sich das Mißverhältniß mit dem Wachsen des Imports von Jahr zu Jahr mehr ausgleichen und der Dollar schließlich den seinem Silberwerth angemessenen Curs erhalten. Schon jetzt ist das zu merken; denn wenn ihn auch die Regierung nur zu 2 Itzebus nimmt, steht er im Handel und Wandel bereits um ⅙ höher.

Aehnlichen Verdruß wie mit dem Golde und Silber hatte die japanische Regierung auch mit ihren Kupfermünzen, den Seni oder Cash. Die Chinesen führten dieselben schiffsladungweise aus dem Lande und machten damit in Schanghai und andern Orten die trefflichsten Geschäfte, da sie in Japan für einen Itzebue 1600 Cash bekamen, in China aber für 1000 bis 1200 Cash einen Dollar einwechseln konnten, eine Operation, die einen Nutzen von reichlich 300 Procent abwarf, und der die Japanesen nur dadurch ein Ende machen konnten, daß sie statt der bisherigen kupfernen Scheidemünze, die in Cash und Tempos (1/16 Itzebu) bestand, eiserne einführten.

Ehe diese Verhältnisse einigermaßen geordnet werden konnten, herrschte in allen Kreisen Japans eine grenzenlose Verwirrung. Alle Preise, alle Gehalte, alle Contracte waren ins Schwanken gerathen, Viele erlitten erhebliche Verluste, mancher fand sich betrogen, und die Mehrzahl der Benachtheiligten schob die Schuld auf die fremden Eindringlinge, die schon aus andern Gründen ganzen Classen verhaßt waren und bisher eigentlich nur dem niedern Volke, dem Ackerbauer und Handwerker Nutzen gebracht hatten.

Wir sehen ab von dem ungebührlichen Auftreten einzelner von den neuen Bekannten der Japanesen und von dem Unbehagen, welches der Zwang hervorrufen mußte, dem man bei Eröffnung der Häfen in Jeddo nachgab. Jenes Auftreten mußte einer tüchtigen, ehrliebenden Nation sehr verletzend erscheinen, und dieses Unbehagen mußte bei einer Regierung, die bis dahin Zwang nur geübt, nicht erduldet hatte, doppelt so groß sein, als bei einer andern. Indeß würde sich der daraus entsprungne Widerwille gegen den Ver-

kehr mit dem Auslande allmälig gelegt haben, wenn nicht Befürchtungen in Betreff der Zukunft hinzugetreten und gewisse Classen des Volkes von den durch die Fremden ins Land gebrachten Neuerungen ganz besonders empfindlich betroffen worden wären.

Wie bereits angedeutet, hat der Teikun oder Siogun im Grunde genommen nicht das große Ansehen, welches man ihm gewöhnlich zuschreibt. Wie wenig er über seine Vasallen vermag, geht schon daraus hervor, daß einer derselben, der Fürst von Satzuma keinem Unterthan des Teikun gestattet, die Grenzen seines Gebiets zu überschreiten, und daß er sich im Jahr 1860 erlauben konnte, kaiserlichen Gesandten den Eintritt in sein Land zu wehren. Die mit dem Teikun abgeschlossenen Verträge haben also nur für einen Theil Japans volle Giltigkeit, und sie werden auch in diesem von dem hohen Adel, den Daimios, nur theilweise gebilligt. Die Mehrzahl dieser Feudalherren erblickt in den Fremden Feinde ihrer Privilegien und Interessen, und viele derselben sind ebenso reich als mächtig. Fürsten wie der von Satzuma besitzen ein Einkommen von jährlich 6 bis 7 Millionen Thalern und können Kriegsheere von 30,000 Mann ins Feld stellen. Bis zur Eröffnung des Reichs war fast alle Macht in den Händen der Daimios. Aus ihrer Mitte wurden die Minister und die Statthalter der Provinzen genommen. Ihnen gehörte beinahe der ganze Grund und Boden. Sie fixirten die Preise der Lebensmittel und aller Industrieerzeugnisse, nahmen von Allem ihre Rente und ließen den Producenten nur so viel, um nothdürftig leben zu können. Da die Bevölkerung Japans nicht sehr dicht ist und bis jetzt kein Export stattfand, so waren alle Producte sehr wohlfeil, und so konnten die Feudalherren mit geringem Aufwand ein großes Gefolge von Vasallen und Söldnern halten. Ein Jakonin (Gendarm oder Soldat) erhielt jährlich außer einem Quantum Reis nicht mehr als 40 Itzebu Sold, und davon hatte er nicht nur seine Familie zu ernähren, sondern mußte sich auch in Seide kleiden.

Der Verkehr mit dem Ausland hat diese patriarchalischen Zustände bedeutend umgestaltet. Während die Bauern früher nur Reis und andere Feldfrüchte bauten und davon nicht mehr erzeugten, als nöthig war, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten und die ihnen auferlegten Abgaben zu gewinnen, verlocken sie jetzt die hohen Seidenpreise Maulbeerbäume zu pflanzen und andere lohnende Anlagen vorzunehmen. Die Folge ist eine erhebliche Vertheuerung der Lebensmittel. Das niedere Volk leidet hierunter nicht; denn der erhöhte Gewinn aus ihren Aeckern setzt die Producenten in den Stand, auch ihre Bedürfnisse theurer zu bezahlen und dem Arbeiter mehr Lohn zu geben. Der nicht producirende Adel dagegen und dessen nur consumirendes Gefolge wird von jener Veränderung der Preise empfindlich berührt, und neue Steuern aufzulegen würde bei dem conservativen Wesen des Landes ein gewagtes Unter-

nehmen sein. So blieb den Daimios nichts übrig als möglichste Verminderung der Zahlen ihres Gefolges, und eine solche hat schon mehrmals stattgefunden. Während der Anwesenheit der Preußen in Jeddo entließ der Fürst von Mito 500 seiner Jakonins, die, nun brotlos geworden, sämmtlich nach Jeddo kamen und hier die Verlegenheiten der Regierung vermehren halfen. Der Kaiser — oder vielmehr sein Cabinet, denn dieses allein regiert — bekam dadurch so viel Feinde mehr, da die Daimios nicht ermangelten, alle Schuld auf die Verträge zu schieben, die ihre Ausgaben vermehrt und sie zur Beschränkung ihres Hofhalts genöthigt hätten. Fast wäre hieran der preußische Vertrag gescheitert, und nur einem Ministerwechsel, welcher Männer an das Ruder brachte, welche das Ausland und seine Macht kennen gelernt hatten und außerdem Energie besaßen, war der günstige Ausgang der Verhandlungen zu danken. Die entlassenen Jakonins aber kühlten ihren Haß durch Ermordung des amerikanischen Legationssecretärs Heuskens, und nur die kühne Haltung der Preußen bei der Beerdigung desselben ließ die Partei von dem Plane abstehen, bei dieser Gelegenheit sämmtliche Fremde niederzumetzeln.

Ein anderer wichtiger Umstand, welcher die Daimios, die Beamten und die Jakonins auf das heftigste gegen die Ausländer erbitterte, ist folgender. Vor Ankunft der Amerikaner hegte das gemeine Volk vor allen Höhergestellten mit Einschluß der Jakonins eine knechtische Ehrfurcht. Ja diese Unterthänigkeit hatte sogar zwei verschiedene Redeweisen geschaffen, die man fast verschiedene Sprachen nennen könnte, und von denen die eine, von Höhern gegen Niedere gebraucht, hart, scharf und rauh ist, während die andere, von gemeinen Leuten gegen Vornehme oder von Gleichen gegen Gleiche gesprochen, weich, angenehm und melodisch klingt. Begegnete ein Untergebener einem Vorgesetzten auf der Straße, so stand er sofort still, hockte nieder, legte die Hände auf den Boden, beugte den Kopf und verharrte in dieser Stellung, bis jener vorüber war. Kam aber ein Daimio mit seinem Gefolge von Hunderten oder Tausenden, so mußte sich Alles auf die Erde werfen, das Gesicht auf den Boden drücken und in dieser demüthigen Positur verbleiben, bis der Zug die Straße passirt hatte. Hätte jemand gewagt, den hergebrachten Tribut der Ehrfurcht zu verweigern, so würde er unfehlbar sofort unter den Schwertern der Jakonins gefallen sein. Auch hierin wurde es mit dem Eintritt der neuen Aera Japans anders. Die Europäer nahmen von den Herren mit zwei Schwertern — zwei Schwerter zu tragen, ist Privilegium und Zeichen des japanischen Adels — durchaus keine Notiz. Sie grüßten weder, noch traten sie auf die Seite, ja einzelne begingen absichtlich die Ungezogenheit, mitten durch einen solchen Zug hindurchzureiten. Die Jakonins, welche, wie überall die kleinen Herren, das Volk wo möglich noch mehr knechteten, als der höhere Adel, und die für sich mindestens denselben Grad von Ehrerbietung beanspruchten, der den Fürsten

erwiesen wurde, erfuhren von den Europäern geradezu eine verächtliche Behandlung und wurden namentlich da, wo sie diesen als Späher folgten, was bei jedem Spaziergang geschah, häufig mit Fußtritten regalirt. Sie rächten sich für solche Ehrenkränkung zwar durch einzelne Morde, und in Jokuhama fielen binnen wenigen Wochen zwei holländische und zwei russische Offiziere durch ihre Hand. Allein das durch die Drohungen der Gesandten und Kriegsschiffsbefehlshaber eingeschüchterte Gouvernement setzte solchen in der Regel bei Nacht unternommenen Ueberfällen bald ein Ziel, und die Drehpistolen der Fremden thaten, was sonst noch nothwendig war, um die Mordgesellen in Schach zu halten. Die Jakonins wurden fortan nur noch wegwerfender behandelt. Das Volk aber gewöhnte sich allmälig daran, dies mit anzusehen, ohne, wie zu Anfang, in stummem Entsetzen darüber zu erstarren. Es begann die Entwürdigung zu empfinden, die darin lag, daß es sich von diesen kleinen Machthabern geduldig unter dem Joch halten, hudeln und mißhandeln ließ, und bald war zu bemerken, daß die Lehre, die jenen über ihre Bedeutung ertheilt worden war, auch für das Volk nicht verloren sei. Das Ansehen der Doppeltbeschwerteten sank von Tage zu Tage, während das der bisher verachteten Kaufleute und Handwerker in gleichem Verhältniß stieg. Waren doch fast alle in Japan ansässig gewordene Europäer auch nur Kaufleute! Jene Jakonins wurden, weil ihr Gehalt troß der steigenden Preise der Bedürfnisse derselbe blieb, viel ärmer, diese Handelsleute und Handwerker dagegen täglich wohlhabender, und da Geld, wie überall, auch in Japan — obwohl hier etwas weniger — seinen Einfluß übt, fühlten die Jakonins binnen Kurzem, daß sie fortwährend auf eine tiefere Stufe in der Gesellschaft herabrückten. Das einmal geweckte Selbstgefühl blieb aber hierbei nicht stehen, sondern trat auch äußerlich mehr hervor und wagte sich auch dem höhern Adel gegenüber zu zeigen. „Nicht allein in Jokuhama", so erzählt unsre Quelle, „sondern auch in Jeddo sahen wir in den letzten Wochen die Leute nicht nur nicht mehr wie früher ihr Haupt bis in den Staub beugen, wenn ein Daimio durch die Straßen zog, sondern sich schleunigst in die Häuser begeben, um sich der Verpflichtung ganz und gar zu entziehen."

Die Aristokratie müßte blind sein, wenn sie nicht eine Empfindung davon hätte, daß es, wenigstens in den der Herrschaft des Teikun völlig unterworfenen Theilen des Landes, mit ihrer Macht raschen Schrittes zu Ende geht. Sehr erklärlich ist daher, daß sie schon seit langer Zeit mit schlecht verhehltem Ingrimm auf die Fremden als die Hauptursache ihrer Benachtheiligung blickt und alle Anstrengungen macht, um die Regierung zu stürzen und den alten Zustand der Dinge zurückzuführen. Wie mächtig sie dem Teikun gegenüber ist, wurde schon bemerkt und wird durch einige Vorgänge der letzten drei Jahre weiter bewiesen. Durch ihre Machinationen wurde bewirkt, daß einer der Commissare,

welche mit Graf Eulenburg verhandelten, wegen zu großer Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Preußen, zu der bekannten Strafe verurtheilt wurde, „einen plötzlichen Blutsturz zu bekommen", zu deutsch: sich selbst den Bauch aufzuschlitzen. Durch sie erhielt der letzte Kaiser den Befehl, sich desgleichen zu thun, lediglich aus dem Grunde, weil er sich durch Abschluß des Vertrags mit den Amerikanern bei seinen scheinbar unterwürfigen, in Wirklichkeit aber den Kaiserthron beherrschenden Vasallen mißliebig gemacht. Durch einen aus der Mitte dieser Aristokratie wurde 1860 der wegen Minderjährigkeit des Thronfolgers eingesetzte Regent ermordet. Auf offner Straße mitten in Jeddo griffen die Leute des Fürsten von Mito die Sänfte des Regenten an und schlugen letzterem den Kopf ab, und es gelang nicht einmal der Mörder habhaft zu werden.

Indeß so groß die Macht des Adels auch ist, scheint derselbe dennoch mit einem allgemeinen Losbruch zu zögern, und sicher in richtiger Erkenntniß, wie viel er damit wagen würde. Sollte die feudale Partei den Kampf wagen, so kann derselbe nur mit ihrer Niederlage endigen, da sich die fremden Mächte auf die Seite der Regierung des Teikun stellen werden, und andrerseits ein großer Theil des Volks für diesen eintreten wird. Durch den wachsenden Handel und das beständige Zuströmen fremder Elemente bereitet sich eine sociale Revolution vor, und selbst ohne äußern Anstoß muß über kurz oder lang das geistig so begabte und so weit in der Cultur fortgeschrittene Volk Japans die Fesseln, die es jetzt trägt, abschütteln und die Freiheit gewinnen, welche es auf Grund jener Eigenschaften beanspruchen kann.

Der schlimmste Fall, der sich denken läßt, ist, daß die Regierung sich gezwungen glaubt, den Daimios nachzugeben und mit ihnen gemeinschaftliche Sache gegen die Fremden zu machen. Der Kampf wird dann ein harter werden und starke Heere werden nothwendig sein, um Erfolge wie in China zu erzielen. Aber das Ende wird dennoch der entschiedene Sieg der Civilisation sein.

Die militärischen Verhältnisse des Landes sind allerdings noch wenig bekannt. Zur Zeit der Portugiesen zählte das Heer des Teikun 100,000 Mann Fußvolk und 20,000 Reiter. Dazu kamen die Contingente der Vasallenfürsten, im Ganzen 368,000 Mann Infanterie und 39,000 Mann Cavallerie. Bei dem conservativen Charakter des Landes ist es möglich, daß die Armee desselben noch jetzt diese Stärke hat, doch ist wahrscheinlicher, daß die eigentlichen kaiserlichen Truppen nicht mehr so zahlreich sind; wenigstens sieht man in Jeddo nur wenige von ihnen. Dagegen mögen die Vasallencontingente dieselbe Zahl haben, wie einst; denn die Feudalfürsten haben sich stets darin gefallen, so viel Militär als möglich zu halten.

Nach dem Aeußern zu urtheilen, sind die japanischen Soldaten den chine-

fischen weit überlegen. Sie sind besser uniformirt und bewaffnet und zeigen einen jüngern und kräftigern Menschenschlag. Ob sie sich besser schlagen werden, ist eine andere Frage, die bis auf Weiteres dahingestellt bleiben muß. Wenn in dem Volke ein hohes Ehrgefühl und ein gewisser ritterlicher Sinn lebt, so kann doch ein fast zweihundertjähriger Friede schädlich gewirkt haben. Die Bewaffnung der Truppen des Teikun ist noch ziemlich urthümlicher Natur. Einige Bataillone sind mit Percussionsgewehren versehen, welche die Holländer gegen Kupfer geliefert haben, von denen jetzt aber schwerlich mehr als etwa 10,000 Stück ins Land gelangt sind. Wieder andere führen Luntenflinten, noch andere Piken, die meisten aber außer den allen gemeinsamen zwei Schwertern nur Bogen und Pfeile. Die Feldartillerie ist nach dem, was unser Gewährsmann davon sah, wenig werth, doch schien sie sich damals mit ihren alten eisernen Neunpfündern fleißig zu üben. Das Exercierreglement der mit Percussionsmusketen bewaffneten Infanterie ist das holländische. Die Uniform der Truppen ist unpraktisch: der lange weitärmelige Rock hindert schnelle Bewegungen, die Strohsandalen, welche nur durch einen Lederbügel zwischen der großen und der zweiten Zehe festgehalten werden, lassen keinen raschen und festen Tritt zu. Die Truppen einzelner Feudalfürsten sollen besser sein, und namentlich erzählt man von dem Prinzen von Satzuma, daß er sein ganzes Heer mit Miniébüchsen bewaffnet habe, von denen in seinen eignen Fabriken allein schon 40,000 angefertigt worden seien. Von europäischer Taktik und Strategie aber ist auch hier selbstverständlich nicht die Rede, obwohl man den Preußen in Jeddo die brandtsche „Taktik der drei Waffen" in japanischer Uebersetzung zeigte.

Mit ihrer Marine sind die Japanesen ebenfalls noch weit zurück, ja bis zur Ankunft der Amerikaner besaßen sie nicht ein einziges Kriegsschiff, was freilich auch nicht nothwendig war, da ihre Schiffe keine fremden Häfen besuchten und die Regierung allen Gelüsten ihrer Unterthanen nach Seeräuberei dadurch einen Damm vorgebaut hatte, daß ihre Gesetze jeden, der sich aus Sicht der Küsten entfernte, bei der Rückkehr mit dem Tode bestraften. In früheren Jahrhunderten aber waren die Bewohner der japanischen Inselgruppe kühne und bis nach den indischen Gewässern und Gestaden gefürchtete Seefahrer.

Nach Eintritt der Absperrung des Landes änderte sich dies völlig, und um den Seeleuten jede Möglichkeit zu weiteren Touren zu benehmen, ließ die Regierung fortan nur noch kleine Dschonken bauen, die an gewissen Punkten so schwach construirt waren, daß ein hoher Seegang ihren sofortigen Untergang herbeiführen mußte, und die Besatzungen schon ihrer eignen Sicherheit halber gezwungen waren, sich stets in unmittelbarer Nähe der Küste zu halten. Der Abschluß des amerikanischen Vertrags machte diesem System ein sofortiges Ende. Mit der alten Politik war gebrochen, und die leitenden Staatsmänner besaßen

hinreichende Klugheit, um Alles aufzugeben, was nur eine Consequenz dieser Politik gewesen war. Zunächst gestattete man den Japanesen, Schiffe nach europäischem Modell zu bauen, dann geschah dies von Seiten der Regierung selbst. Die Minister begriffen, daß jener Vertrag nur der Vorläufer vieler andern sein, daß Japan in die Reihe der Seehandelsstaaten eintreten, und daß sein Handel dann den Schutz einer Kriegsflotte bedürfen werde.

Schon 1856 begann man in Japan Fregatten zu bauen, zunächst drei. Nichts wurde gespart, das schönste Holz, das beste Metall dazu verwendet, die tüchtigsten Baumeister dazu ausgesucht, und nach zwei Jahren schwammen die neuen mächtigen Schiffe stolz auf dem Wasser. Nur ein Fehler war daran zu finden, aber freilich ein großer. Da den Baumeistern kein europäisches Modell zu Gebote stand, suchten sie Ersatz in Zeichnungen, und diese fanden sich auf einer der öffentlichen Bibliotheken in einem russischen Werke über Schiffsbaukunst sehr genau und ins Einzelne gehend. Alle Schwierigkeiten schienen damit gehoben, die Fregatten entstanden als getreue Abbilder der Zeichnungen. Aber diese Zeichnungen waren aus der Zeit Peters des Großen, und so sahen die Europäer eines Tages plötzlich drei höchst wundersame Fahrzeuge in der Bucht von Nangasaki erscheinen, Schiffe, wie man sie vor hundert Jahren schon in Europa nicht mehr geschaut hatte.

Die Regierung ließ sich durch diesen ersten Mißerfolg nicht abschrecken. Holland und England lieferten, indem sie als Zugabe zum Vertrage jedes einen Kriegsdampfer schenkten, Modelle. Man verschrieb Maschinen aus Europa, und nach Verlauf von abermals zwei Jahren erschienen unter der rothen Flagge mit der weißen Kugel zwei treffliche neue Kriegsdampfer, bemannt mit wohlgeübten einheimischen Matrosen auf der Rhede von Jeddo. Das Lob, das dieselben ernteten, ermunterte zu energischem Weiterschreiten. Man besorgte sich von Holland Ingenieure zum Bau einer Maschinenfabrik in Hakanora bei Nangasaki, 1860 im Herbst war diese im Gange, und 1861 hatte sie bereits eine Dampfmaschine für eine Corvette sowie eine zweite für eine schwere Fregatte, deren Hölzer schon behauen wurden, fertig gebracht.

Jedenfalls ist es Japan vorbehalten, in nicht ferner Zeit in maritimer Beziehung eine Rolle zu spielen. Jetzt freilich hat seine neue Seemacht noch nicht einmal der kleinsten europäischen gegenüber Bedeutung. Und ebenso wenig würden die Befestigungen, welche die Hafenstädte und namentlich Jeddo gegen Angriffe zu Wasser schützen sollen, auch nur ein kleines europäisches Geschwader abhalten können, jene einzunehmen oder doch zu zerstören. Die fünf Forts, welche Jeddo auf der Wasserseite vertheidigen, können einer Flotte von größeren Kriegsschiffen europäischer Construction keinen vollen Tag Widerstand leisten. Unser Berichterstatter äußert sich über sie sogar noch geringschätziger. Er sagt: „Sie liegen auf aufgeschütteten Inseln in einer Ost- und Westlinie vor

der Stadt und derselben noch nahe genug, um nöthigenfalls diese selbst bombardiren zu können. Diese Forts sind zusammen mit dreihundert Geschützen armirt und decken sich gegenseitig. Sie bestehen aus Mauerwerk mit einer Brustwehr von Erde ohne Schießscharten (d. h. die Geschütze schießen über Bank) und alle fünf sind kreisförmig und fast gleich groß. Nach ihrem Aeußern zu urtheilen, sind sie nicht über fünfzig Jahre alt, doch habe ich nicht erfahren können, wann sie gebaut wurden. Man sagt, die Japanesen haben russische Ingenieure dabei gehabt. Dies bezweifle ich. Aber wenn es wahr ist, so haben die Russen daran gedacht, daß sie über kurz oder lang selbst in den Fall kommen könnten, die Forts zu erobern, und sie für diesen Zweck eingerichtet. Von Außen sehen sie furchtbar genug aus, hat man sie jedoch in der Nähe betrachtet, so wird ein muthiger Mann sich keinen Augenblick besinnen, sie mit ein paar hundert Leuten anzugreifen und in wenigen Stunden alle fünf zu nehmen. Die Eingänge öffnen sich sämmtlich nach Norden. Ein hölzernes Thor verschließt sie, und sie führen ohne Zugbrücke oder Graben direct ins Innere. Vom Thor leitet ein circa funfzig Fuß langer und zwölf Fuß breiter Steindamm in das Wasser, an dem zehn Boote zu gleicher Zeit anlegen und mehre hundert Mann nebst Artillerie ausschiffen können. Dies kann in dunkler Nacht geschehen, ohne daß es von den Forts bemerkt wird, und sollte es auch bemerkt werden, so läßt es sich von Seiten der Besatzung nicht hindern, da die Angreifer bis dicht unter die hohen Mauern rudern können und dann sowohl gegen Geschütz- als Gewehrfeuer geschützt sind, während eine ihrer zwölfpfündigen Bootskanonen sofort den schwachen Kehlverschluß zu sprengen und ihnen den directen Marsch ins Innere der Forts zu erzwingen vermag. Als während unsrer Anwesenheit sich eine Zeit lang die Verhältnisse für die Fremden so drohend gestalteten, daß alle Gesandten mit Ausnahme des preußischen und des amerikanischen Jeddo verließen und man nach der Ermordung des amerikanischen Legationssecretärs Heusken, unsres Dolmetschers, eine allgemeine Niedermetzelung der Europäer erwartete, lag es im Plane der auf der Rhede liegenden Kriegsschiffe, bei dem Eintritt eines solchen Ereignisses sofort auf jene Weise die Forts zu erstürmen und dadurch ganz Jeddo in die Hand zu bekommen."

Wir kommen zum Schluß. Als im Jahre 1640 nach Erstürmung von Simabara die letzten Christen in Japan in einer großen Metzelei durch die Truppen des Teikun ausgerottet und alle Spuren des früher so weit verbreiteten Einflusses der Portugiesen grausam vernichtet waren, errichtete das triumphirende Japan über dem gemeinschaftlichen Grabe der Getödteten eine Denksäule mit folgender frevelhaft stolzen Inschrift:

„So lange die Sonne die Erde erwärmen wird, möge kein Christ so kühn sein, nach Japan zu kommen, und sei es Allen kund und zu wissen, daß selbst

der König von Spanien oder der Christen Gott oder der große Gott über uns Allen mit seinem Kopf büßen soll, wenn er wider diesen Befehl handelt."

Die Sonne erwärmt die Erde noch, aber die Christen wohnen jetzt schon zu vielen Hunderten in Japan, und sie werden dort bleiben und sich von Jahr zu Jahr mehren. Die Sonne der Civilisation von heute duldet unter sich auch in den entferntesten Theilen der Welt keine Absperrung mehr. Japan wird, mag sein Adel wollen oder nicht, mag seine Regierung fördern oder wie bisher nach Kräften hemmen, dem Verkehr mit dem Westen geöffnet bleiben zu unserm Vortheil und nicht weniger zu seinem eignen. Gewaltsamer Widerstand würde einen Krieg entzünden, der binnen wenigen Wochen nicht blos Jeddo, sondern auch Miako und alle wichtigen Theile der Küste in die Hände der Angreifer bringen müßte. Man darf annehmen, daß die Regierung dies begreift, und wenn die Feudalfürsten sich dieser Einsicht auf die Dauer verschließen, so ist mit Sicherheit vorauszusagen, daß sie in nicht langer Zeit eine Revolution gegen sich haben werden, welche, von der Regierung benutzt und von den Fremden unterstützt, ihre Macht für immer brechen wird.

Der Spielberg.

Im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts hat fast in allen Staaten das Gefängnißwesen eine vollständige, den Grundsätzen der Humanität entsprechende Umgestaltung erfahren, und die längere oder geringere Frist, welche diese Reformbestrebungen bis zu ihrer Verwirklichung bedurften, könnte als ein sicherer Maßstab für die Entwickelung der Gesetzgebung und der Aufklärung in den betreffenden Staaten gelten. Wenden wir dies auf Oestreich an, so ist das Resultat nicht günstig. Hier haben im Gefängnißwesen während der gedachten Periode zwar mehre Verbesserungen stattgefunden, aber eine gründliche Reform läßt noch immer auf sich warten. Die nur für leichte Vergehen bestimmten Arrestlocale der Bezirks- und Landesgerichte, die gewöhnlich von den Ständen der einzelnen Provinzen erhaltenen Arbeitshäuser, Besserungsanstalten und Strafhäuser befanden sich schon früher in einem besseren Zustande, als die Gefängnisse für schwere gemeine — aber auch für politische Verbrecher und die Kerker der Militärsträflinge.

Uebrigens waren selbst die Gefängnißlocale einer und derselben Gattung nicht überall gleich, und der Unterschied zwischen dem Criminal in Wien, Prag oder Gratz und den finstern Kasematten einiger Festungen und Bergschlösser war auffallend genug*).

*) Wie es im Gefängnißlocal des wiener Landgerichts aussieht, hat vor kurzem der Journalist Max Falk, Mitarbeiter des „Wanderer", im „Magyarorzag" erzählt. Derselbe war wegen Preßvergehen einige Wochen hier detinirt, wurde aber fast ganz wie ein gemeiner Sträfling behandelt. Mit Mühe und nur durch besondre Begünstigung blieb er von dem gewöhnlichen Sträflingsanzug befreit, während der Pole Osinsky, ebenfalls wegen Preßvergehen verurtheilt, diesen anlegen mußte. Falks Zelle war sehr unwohnlich; sein Bett bestand aus drei Bretern, die auf Eisenstangen ruhten, einem Strohsack, Strohkopfkissen, Leintuch und Wolldecke; außerdem gab es hier noch zwei Bänke, ein hölzernes Wassergeschirr und das bekannte unaussprechliche Möbel. Der Gefangne bat um die Erlaubniß, sich eine Feder-

Zwar wurden die Letztern im Allgemeinen nur für Militärsträflinge benutzt, und wie man die Verbrecher geringeren Grades in den verschiedenen größeren und kleineren Civil-, Straf- und Zuchthäusern vertheilt, gefangen hielt, wurden auch die zur Schanzarbeit verurtheilten Soldaten gewöhnlich in die nächstgelegene Festung geschickt. Doch wurden einige kleinere Festungen fast ausschließich zur Verwahrung besonders gefährlicher gemeiner und politischer Verbrecher bestimmt, und man glaubte daselbst den Aufenthalt der Unglücklichen nicht entsetzlich genug wählen und gestalten zu können.

Das Schloß Munkacz in Ungarn, die kleine Bergfestung Kufstein in Tirol und der Spielberg bei Brünn sind die bekanntesten Orte dieser Art.

Munkacz war hauptsächlich für solche Persönlichkeiten bestimmt, welche man, ohne sie zu verurtheilen, festhalten zu müssen glaubte. Man erinnere sich an den Fürsten Alexander Ypsilanti und andere Opfer der argwöhnischen Politik Metternichs. Die Gefängnisse in diesem Bergneste waren vergleichsweise etwas wohnlicher beschaffen und auch nicht besonders zahlreich. Seit 1848 wird Munkacz nicht mehr als Strafort benutzt. Kufstein dagegen birgt noch jetzt mehre Gefangne in seinen Kerkern. Es sind theils Civil-, theils Militärsträflinge, doch sind dieselben fast durchaus schwerer Verbrechen halber verurtheilt, z. B. der berüchtigte Rozsa Sandor, und selten wird ein politischer Verbrecher nach Kufstein gebracht. Der bedeutendste Strafort endlich war der furchtbare Spielberg, den wir vor Kurzem besuchten.

Der Spielberg befindet sich vor der Stadt Brünn, von den Vorstädten der letzteren und dem Flecken Altbrünn begrenzt. Auf einem ziemlich steilen, etwa 200′ hohen Berge liegt das Fort, dessen Umfassung ein Viereck bildete und durch einige Befestigungen mit den gegenwärtig theilweise geschleiften Wällen der Stadt zusammenhing. Eine Kaserne mit drei ungleich großen Hofräumen ist das einzige Gebäude in der Festung.

Dieselbe galt in älterer Zeit für sehr fest und leistete bekanntlich im dreißigjährigen Kriege gegen die Schweden und die ungarischen Insurgenten ersprießliche Dienste, verlor jedoch bei der fortschreitenden Ausbildung der Artillerie ihren Werth und wurde seit der Regierung Karls des Sechsten hauptsächlich als Staatsgefängniß benutzt. Seit dem Jahre 1809 wurde der Spielberg nicht mehr als Festung betrachtet, bis man nach der wiener Octoberrevolution die halbzerfallenen Werke wieder herstellte, mit einigen Kanonen bespickte und mit einer kleinen Besatzung versah. Für Brünn war die Herrichtung dieser Citadelle überflüssig; denn von der vorherrschend industriellen Bevölkerung war keine ernste Erhebung zu besorgen. Gegen einen äußern Feind aber waren diese Vorkehrungen ganz nutzlos, da die Werke von den nahen Anhöhen beherrscht werden und wegen ihrer mangelhaften Anlage selbst ohne

decke kommen zu lassen, wurde aber abschlägig beschieden, „weil das zu viel Aufsehen errege“. In Betreff der Beköstigung mußte der Gefangne sich mit der „Hauskost“ begnügen, da es nicht gestattet war, sich für sein Geld selbst zu speisen. Herr Falk erhielt demnach früh und Abends ein Stück schwarzes Brot und Mittags in unglasirten Töpfen eine Suppe und Gemüse, die er mit einem hölzernen Löffel essen sollte. Fleisch wurde nur des Sonntags gegeben. Der Gefangne reclamirte dagegen, erhielt aber vom Präsidenten des Landesgerichts zunächst den Bescheid, eine Aenderung könne nicht concedirt werden; „die Herren seien nicht zum Vergnügen hier“, und erst als Herr Falk mehre Tage die „Hauskost“ unberührt gelassen und der Oberarzt energische Schritte gethan, wurde dem Gefangnen täglich ein Stück Rindfleisch zugestanden. Andere anmuthige Dinge übergehen wir, da das Mitgetheilte zur Genüge zeigt, wie man auch in Neuöstreich, im Jahre zwei der constitutionellen Aera noch, Männer aus den gebildeten Ständen behandelt, die wegen eines Preßvergehens das Gefängniß beziehen müssen. D. Red.

vorausgegangene Beschießung einem entschlossenen Feinde nur geringe Hindernisse geboten hätten. Daher wurde auch schon 1861 die Schleifung der Wälle angeordnet und sogleich ins Werk gesetzt. Staatsgefängniß blieb der Spielberg bis 1858, wo man die daselbst befindlichen Gefangenen nach Murau, Stein, Karthaus in Böhmen und nach andern Strafanstalten abführte. Gegenwärtig wird er blos als Kaserne benutzt.

Der Zutritt zu diesem merkwürdigen Orte war ehedem sehr schwierig zu erlangen, ja zuweilen, wenn sich gefährliche Individuen in den Kerkern befanden, gänzlich untersagt. Selbst jetzt, obgleich der Spielberg weder in dieser, noch in fortificatorischer Hinsicht eine Bedeutung besitzt, bedarf man zum Besuche der innern Räumlichkeiten eines von der Militärbehörde ausgestellten Erlaubnißscheines; und auch da wird dem Besucher nur ein kleiner Theil der Gefängnißlocalitäten gezeigt. Nur besonders Begünstigten gelingt es zuweilen, Alles zu sehen.

Ein Theil der Erdgeschosse und des ersten Stockwerks der Kaserne wurde zu Gefängnissen benutzt, während die übrigen Räume des Gebäudes dem Aufsichtspersonale und der jeweilig als Wache hieher beorderten Militärabtheilung zur Wohnung dienten. Diese Gefängnisse waren im Allgemeinen ziemlich große und theilweise auch lichte Räume. Sie zerfielen in Arbeitsstuben und Schlafstellen. In den Ersteren wurden die Sträflinge, gewöhnlich nach den Geschlechtern gesondert, zu verschiedenen Arbeiten angehalten, während in den Letzteren eine oder zwei Personen Unterkunft fanden. Der Aufenthalt, die Kost und die Behandlung in diesen Gefängnissen waren, wenn auch keineswegs übermäßig human, doch um nichts schlechter, als in den übrigen aus der neueren Zeit herstammenden östreichischen Strafanstalten. Der Gefangene wurde wenigstens zu einer nützlichen Arbeit angehalten, wurde dem Tageslicht nicht gänzlich entzogen, befand sich während der kalten Jahreszeit in einem leidlich erwärmten Raume, hatte reinliche Kleidung und eine trockene, wenn auch harte Lagerstätte. Endlich aber konnte er mit seinen Mitgefangenen ziemlich ungehindert verkehren und empfing zuweilen geistlichen Zuspruch und Unterricht, sowie er auch an den Sonn- und Festtagen in die Kapelle des Gefangenhauses geführt wurde. Wenn sich die Wärter zuweilen roh und gewaltthätig benahmen und das Administrationspersonal, um seinen Beutel zu füllen, sich verschiedener Unterschleife schuldig machte, so waren diese Uebelstände eben nur die Folgen des herrschenden Systems und der höchst mangelhaften Ueberwachung des Gefängnißwesens überhaupt, da man Aehnliches in allen übrigen östreichischen Strafanstalten finden konnte. Es waren gewöhnlich zu geringerer Strafe verurtheilte Verbrecher, dann Weiber, endlich die einige Besserung zeigenden von den ursprünglich zu schwererer Haft Verurtheilten, denen das vergleichsweise günstige Loos, ihre Strafe in diesen Gefängnissen abzubüßen, zu Theil wurde. Hie und da traf man auch einzelne Zellen, in welchen politische Sträflinge, deren Vergehen man für nicht besonders gefährlich hielt, gefangen gehalten wurden. Reisende, welche den Spielberg besichtigen wollten, wurden nur in diese oberirdischen Gefängnisse geführt und auch die zu verschiedener Zeit zur Inspicirung abgesendeten Beamten beschränkten gewöhnlich ihre Thätigkeit auf den Besuch dieser Räume, daher sie denn mit gutem Gewissen berichten konnten, „daß sie an dem Aufenthalte und der Behandlung der Gefangenen nichts gegen die bestehenden Vorschriften Verstoßendes bemerkt hätten.“

Gräßlich waren die übrigen Kerker, von deren Existenz damals nur wenige Eingeweihte Kenntniß hatten. Und der größere Theil der Gefangenen befand sich in diesen Verließen! Es genügt die Schilderung einer Reihe dieser Höhlen, um dem Leser einen Begriff von der Schrecklichkeit des Ganzen zu geben.

Aus dem Erdgeschoß der Kaserne führt eine Art Ausfallsthor zu einer etwa achtzehn bis zwanzig Stufen zählenden Treppe, auf welcher man in einen breiten Gang gelangt, der sich in dem Walle befindet und sich längs der äußeren Futtermauer desselben an jeder der vier Seiten des Forts hinzieht. Durch einige enge, gegen das Außenfeld führende und stark vergitterte Oeffnungen fällt ein spärliches Licht in diesen Raum, dessen Besucher sich mit Windlichtern zu versehen pflegen. Doch kann ein Mann, dessen Augen an die Dunkelheit gewöhnt sind, sich hier ohne besondere Noth zurechtfinden. Auf der den Lichtöffnungen entgegengesetzten Seite befinden sich die Eingänge der verschiedenen Kerker. Dieselben erhalten Luft — von Licht darf man wohl nicht sprechen — nur durch eine kleine über der Thüre angebrachte Oeffnung. Einige dieser Kerker waren — ein besonderer Luxus — mit Oefen und Betten versehen. Noch sieht man die eisernen Ringe, an welche die mit schweren Fesseln belasteten Unglücklichen an die Mauer oder an den Boden angeschmiedet wurden. Mit geläufiger Zunge berichtet der Führer, ein ehemaliger Wärter, von den Opfern, welche in diesen Höhlen schmachteten. Da fällt zuerst ein etwa 18′ langes, 9′ breites und 8′ hohes Gemach in die Augen. An einer an drei Seiten dieses Raumes hinlaufenden schweren Kette waren einst zu gleicher Zeit zweiundzwanzig Gefangene, die Mitglieder einer Räuberbande, angehängt. In einem kleineren Gemache nebenan befand sich zuletzt ein Förster, welcher wegen eines ihm Schuld gegebenen Mordes zu zwanzigjährigem schweren Kerker verurtheilt worden war. Ein Jahr vor Beendigung dieser Strafzeit hauchte der Unglückliche seinen letzten Seufzer aus, und wenige Tage darauf zeigte es sich, daß er — unschuldig gewesen! In einer ähnlichen Zelle büßte eine Gräfin achtzehn Jahre hindurch für die im augenblicklichen Wahnsinn der Eifersucht verübte Tödtung ihres Gatten. Sie kam an diesem Orte in den ersten Wochen ihrer Gefangenschaft mit einem Knaben nieder, und vergebens war ihre Bitte, auch nur ein Mal ihr Kind zu sehen! Ferner zeigt man ein Gemach als den Kerker des berüchtigten Pandurenobersten Franz Freiherrn v. der Trenk, vermuthlich mit demselben Rechte, womit ein pfiffiger Aufseher in dem Kastell If bei Marseille einigen spleenhaften Engländern die Zelle des Grafen Monte Christo gezeigt haben soll.

Sind diese Kerker schon schauerlich genug, so erwartet den Besucher der Anblick weit ärgerer Gräuel.

Denn von diesem Gange führt abermals eine Treppe in einen engen, fast brunnenartigen Hofraum hinab. Hier wurden in früherer, jedoch nicht allzu entfernter Zeit die heimlichen Hinrichtungen vollzogen, wozu sich dieser Ort ganz besonders eignete. Von hier gelangt man auf einigen Stufen in eine kleine Vorhalle und aus dieser über eine andere Treppe in einen, unter den Grundmauern des Walles gelegenen Gang. Hier also, in dem Innern des Berges und mindestens vierzig Fuß unter dem obern Niveau desselben, liegen die untersten Kerker. Doch mochte der vordere Theil dieses Ganges, in welchen, wenn etwa zur Mittagszeit die oberen Thüren geöffnet wurden, vielleicht für einen Moment ein schwacher Lichtschimmer eindringen konnte, noch als ein zu angenehmer Aufenthalt betrachtet werden. Denn von diesem Gange gelangt man in einen andern, welcher, 65 Klafter lang und 9′ breit, auch nicht mit einer einzigen Oeffnung versehen ist. Das grelle Licht der Fackel vermag die ewige Finsterniß, welche hier herrscht, nur auf wenige Schritte im Umkreise zu erhellen, und fortwährend tropft das Wasser von der Decke auf den Boden herab, denselben in einen nie trocknenden Morast verwandelnd.

Eine schwere Kette war längs des ganzen Raumes ausgespannt, und an

diese wurden die Unglücklichen — zweihundert an der Zahl — während der täglich bewilligten „Erholungszeit" angefesselt! Nur zwei Stunden wurde den Armen dieses Glück gegönnt. Die übrige Zeit des Tages aber mußten sie stehend zubringen, indem man sie mit der rechten Hand und dem rechten Fuße und dann wieder zur Abwechslung mit der linken Hand und dem linken Fuße an die in der Mauer angebrachten eisernen Ringe ankettete. Oft geschah es, daß ihre Füße von den Ratten, welche diesen Kerker bevölkerten, angenagt wurden. Nur ein Mal im Jahre, am Osterfeste, durften die Gefangenen ihren Kerker verlassen und wurden in kleinen Abtheilungen in die Kapelle geführt, und nur dieses eine Mal konnten sie sich reinigen und ihren feuchten Anzug trocknen.

Und welchen Verbrechern wurde dieses entsetzliche Loos zuerkannt? Die Mehrzahl der Insassen des „schwarzen Ganges" bestand aus Staatsgefangenen, die man aus dem Wege räumen wollte. Nur selten erlebte einer derselben hier das dritte Jahr.

Doch hatte man auf dem Spielberge Mittel, um eines Menschen in noch kürzerer Zeit sich zu entledigen. In dem Hintergrunde des Ganges, aus welchem man in den eben beschriebenen Kerker gelangt, zeigt man noch jetzt eine kaminartige Höhlung. In diese wurde vor etwa drei Jahrzehnten ein Gefangener, dessen compromittirendes Geständniß man fürchtete, — eingemauert und ihm durch eine über seinem Kopfe angebrachte Oeffnung die tägliche Nahrung hinabgeworfen! Erst nach drei Monaten soll der Tod den Unglücklichen erlöst haben. Nebenan befinden sich mehre Nischen, welche eben nur so groß sind, daß ein Mensch in sitzender Stellung darin Platz findet. In diese Aushöhlungen wurden die Gefangenen auf ein schmales Bret gesetzt und durch einen mächtigen eisernen Reif mit dem Rücken an die Wand geschmiedet. Die kräftigsten Männer erlagen nach sechs Wochen dieser unerhörten Marter, und nur ein Einziger soll erst nach zwei Monaten gestorben sein. Und diese entsetzliche Strafe wurde nicht etwa durch ein aus dem Mittelalter stammendes Gesetz über todeswürdige Verbrecher der ärgsten Art, sondern durch den Machtspruch des Commandanten zumal über jene verhängt, welche sich gegen ihn oder seine Schergen widersetzt oder auch nur über eine erlittene Ungerechtigkeit beschwert hatten. Man muß gestehen, daß die Schilderungen von mittelalterlichen Torturscenen und Burgverließen, wie man solche in alten Ritterromanen zu finden pflegt, von dem, was hier die Wirklichkeit bietet, weit übertroffen werden.

Und wie die hier beschriebene eine Kerkerreihe sind die drei übrigen beschaffen. Sechzehnhundert Gefangene fanden in den Kerkern des Spielbergs Platz, und zu verschiedenen Zeiten wurde diese Zahl auch wirklich erreicht, so namentlich während der ersten französischen Revolution und nach der Unterdrückung des Aufstandes der Carbonari, von welchen Hunderte hier schmachteten.

Man erzählt, Kaiser Josef der Zweite habe sich kurz vor Abschaffung der Todesstrafe in einen unterirdischen Kerker eine Stunde hindurch einsperren lassen. Bei dem menschenfreundlichen Charakter dieses Monarchen scheint eher glaublich, daß er dieses Experiment vor Wiedereinführung der Todesstrafe unternahm, da er erkennen mußte, daß die qualvollste Hinrichtung immer noch milder als solches Gefängniß sei. A. D.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Herr Lassalle und die Arbeiter.

1.

Obwohl unsrer Ueberzeugung nach die „Arbeiterbewegung", von der die Zeitungen seit einigen Monaten so viel zu berichten wissen, die ihr zugeschriebene Bedeutung nicht hat, mag es doch nicht unnütz sein, wenn wir im Folgenden einen Blick auf Ursachen und Verlauf derselben werfen, wäre es auch nur, um zu zeigen, daß die Sache im Grunde kaum der vielen Tinte und Druckerschwärze werth ist, die ihrethalben verbraucht wurde.

Verfasser dieser Zeilen spricht mit vollem Bedacht und aus langjähriger Erfahrung. Selbst Arbeiter gewesen, gegenwärtig Arbeitgeber, darf er sagen, daß er Wesen und Charakter, Bedürfniß und Streben der arbeitenden Classen Deutschlands hinreichend kennt, und aus dieser Kenntniß heraus behauptet er: jene Bewegung ist ein bloßes Kunstproduct und hat in der Masse unsrer Arbeiter keinen Boden. Von einigen Ehrgeizigen, die für ihr kleines Licht einen möglichst großen Leuchter haben möchten, angestiftet, von einer fast verschwindend geringen Minderheit der zum Anschluß Aufgeforderten beachtet, von noch Wenigeren gebilligt und unterstützt, hat sie den Schein der Wichtigkeit nur durch drei Umstände gewonnen. Einmal durch die Aengstlichkeit gewisser guter Seelen, die in jedem Windgekräusel auf der Oberfläche des sogenannten vierten Standes schon die Vorboten eines furchtbaren socialen oder politischen Orkans sehen. Dann durch die irrlichtelirende Gesinnungslosigkeit gewisser Zeitungsredactionen, welche in der steten Jagd nach Pikantem, Interessantem und Schauffirendem die wahre Kunst des Redigirens erblickt, und der es nicht darauf ankommt, aus einem Pudel einen Elephanten zu machen, wenn es nur dem Geschäft Nutzen zu verheißen scheint. Ein dritter Umstand endlich sind die Beifallsrufe, welche aus den Lagern aller Gegner der Fortschrittspartei erschallten, weil sie in der Agitation von Lassalle und Genossen einen Hebel wo nicht zum Sturz doch zur Schwächung der von ihnen allen gleich sehr, wenn auch von den Einen aus diesen, von den Andern aus jenen Gründen gehaßten Partei der Reform auftauchen sahen. Wir hörten die Junkerschaft Bravo rufen und Theilnahme am Schicksal der Arbeiter heucheln, einmal weil die Bewegung sich gegen Schulze-Delitzschs Schöpfung richtete, dann weil es immer

Taktik der Reaction war, sich mit den Radicalen gegen die Liberalen zu verbinden. Wir sahen, wie die Ultramontanen Herrn Lassalle und seinem Evangelium ihren Segen ertheilten, weil die von diesem Evangelium scheinbar bedrohte preußische Fortschrittspartei eine deutsch nationale Tendenz verfolgt und mit dieser nothwendig sich gegen das geliebte Altöstreich kehrt. Wir fanden endlich, daß die großdeutsche Demokratie, im anmuthigen Bunde die dritte, sich für die Agitatoren erkläıte, zunächst aus ähnlichen Gründen wie die Ultramontanen, dann mit dem Hintergedanken, daß ein siegreiches Wirken der Reformpartei, ein ernstlich durchgeführtes Verfassungsleben in Preußen an keine Revolution und keine gesammtdeutsche Confusionsrepublik, das Ideal jener Politiker, denken läßt, vielleicht wohl auch, weil diese Herren ihre Isolirung empfanden und hier allein die für sie geeignete Gesellschaft antrafen.

Dieses dreifache Beifallsgeschrei gab einen lauten Chorus, konnte die Sache selbst aber im Ernst nicht bedeutender machen, als sie geboren war. Vielmehr mußte der verständige Arbeiter, sofern er sich überhaupt über dieselbe täuschen konnte, jetzt deutlich inne werden, welchen Parteien er durch seine Betheiligung in die Hände arbeitete. Bliebe somit nur die einzige Befürchtung übrig, daß sich unter unsern Arbeitern nicht genug offne Köpfe und helle Augen finden möchten, und daß durch starken Zufluß von Theilnehmern in das Lager der neuen Socialdemokraten die Regierungen bedenklich werden, die Agitation nur als Ausfluß der allgemeinen liberalen Bewegung, die Ziele jener als unvermeidliche Consequenz der letzteren betrachten, demgemäß nicht blos gegen die radicalen Vereine der Arbeiter, sondern auch gegen die gemäßigten, ja gegen alle Vereine einschreiten und so die stillen Hoffnungen aller Gegner freier Entwickelung erfüllen könnten.

Indeß auch dafür ist unsres Erachtens gesorgt. Der deutsche Arbeiter ist heutzutage im Großen und Ganzen ein völlig anderer als früher. Er hat auf alle Fälle reichlich so viel gelernt, daß er der Weisheit derer, die sich ihm jetzt als Führer aufdrängen möchten, entrathen kann, zumal diese Aufdringlichen selbst jedes eignen Gedankens baar sind, und die, von denen sie ihre Rathschläge borgen, ihnen mit nichts Klügerem aufwarten können, als mit einer neuen Auflage von Redensarten, die längst durch Wissenschaft und Erfahrung gerichtet sind.

Allerdings gibt es, und zwar schon seit geraumer Zeit, in Deutschland eine Arbeiterbewegung, der kein Sachkenner bestreiten wird, daß sie eine mächtige, weit ausgebreitete und tiefgehende ist. Dieselbe besteht aber in etwas ganz Anderem als in den Faseleien der neuen Propheten von Berlin und Leipzig und den zustimmenden Erklärungen von ein paar hundert — oder sagen wir ein paar tausend — unklaren Köpfen am Rhein und in Hamburg. Selbst drei- und viermal so stark, als sie in Wahrheit sind, würden diese Bewegungs-

männer kaum in Frage kommen gegenüber jener schon seit Jahrzehnten im Gange befindlichen, ebenso gewaltigen als segensreichen Umgestaltung, die sich mittelst jener Arbeitervereine vollzieht, welche die Selbsterziehung zu Bildung und Unabhängigkeit auf ihre Fahne geschrieben haben. Diese Bewegung macht allerdings nicht viel von sich reden und gibt dem nach Wundern ausschauenden journalistischen Geschäftsmann fast nie Gelegenheit zu Leitartikeln und Correspondenzen. In ihrem Wesen liegt es, daß sie keine raschen und brillanten Erfolge zeitigt, daß sie sich nicht auf den großen Markt hinausdrängt. Ihre Erfolge sind aber um so nachhaltiger, als sie mühsam errungen werden. Sie wächst wie der Wald stetig, aber in der Stille, und wer mit offnen Augen und mit Theilnahme am Wohl und Wehe der Arbeiter unter den letzteren lebt, sieht, daß sie nicht blos wächst, sondern in der Werkstatt, im Geschäftsleben und nicht am wenigsten im Hause des Arbeiters bereits schöne Früchte trägt.

Wie Niemand läugnen wird, daß das Institut der Sonntagsschulen, deren Einführung den Anfang dieser berechtigten Bewegung bildete, außerordentlich viel Gutes gewirkt hat, so wird kein Vorurtheilsfreier und Wohlwollender in Abrede stellen, daß die später entstandenen Bildungsvereine der Handwerker eine große Anzahl junger Männer sehr erfreulich gehoben und gefördert und sie in ganz anderm Grade für ein tüchtiges, ihnen selbst und der bürgerlichen Gesellschaft nützliches Wirken erzogen haben, als das alte Herbergs- und Wanderleben. Ja indem diese Vereine die Erziehung des Arbeiters zur Selbständigkeit im Auge haben, müssen wir sie als einen Fortschritt über die Sonntagsschulen hinaus betrachten. Sie sind einzig und allein mit den Mitteln der Arbeiter gegründet und erhalten. In ihnen erhebt das wetteifernde Streben für die Gesammtheit den Einzelnen über die kleinlichen Verhältnisse des Lebens. Der geregelte Gang der Vereinsgeschäfte gewöhnt jedes Mitglied, in gebildeten Formen mit den Genossen sowie mit der Gesellschaft außerhalb des Vereins zu verkehren. Neben reicher Belehrung und Erweiterung des Gesichtskreises gewährt das ganze Institut Hebung des Selbstgefühls, Förderung pflichtmäßigen Sinnes und jene Erziehung zum echten Staatsbürger, die neben dem eignen Recht und Interesse auch die Rechte und Interessen Anderer anerkennen und jenes diesen mit Billigkeit und Bescheidenheit nebenordnen und eingliedern lehrt.

So haben jene Vereine bereits eine gute Anzahl von Männern ausgebildet, die sich selbst achtend Andern Achtung und Wohlwollen abgewinnen. Allerdings geht mancher hindurch, ohne sich die Vortheile anzueignen, die ihm geboten sind, und Tausende haben entweder keine Gelegenheit sich zu betheiligen, oder nicht den rechten Willen und die Energie zu ernstem Streben. Aber trotz solcher Ausfälle in der Rechnung haben diese Genossenschaften schon ungemein viel gewirkt, und trotz mancher Hindernisse von Seiten argwöhnischer

Behörden trug der gute Same sich weiter und weiter, verbreitet von thätigen Vereinsmitgliedern, die ihrerseits in den neuen Verkehrsmitteln mehr als früher Förderung fanden.

Daß die Mitglieder dieser Vereine (wenn wir von denen mit kirchlicher Tendenz absehen), soweit ihnen überhaupt ein Interesse an politischen Tagesfragen beiwohnt, sich beinahe ausnahmslos zur liberalen Partei in ihren verschiedenen Schattirungen halten, ist schon die natürliche Folge ihres Strebens. Der Arbeiter strebt nach mehr Bildung, als die Elementarschule gewährt. Der Staat hat in dieser Beziehung nicht nur nichts für ihn gethan, sondern bis auf die neueste Zeit vielfach sein selbständiges Suchen nach Kenntnissen gehemmt. Die conservative Partei ferner hat Sinn für mittelalterliche Zunftgedanken, niemals aber Sinn für das gezeigt, was dem Arbeiterstande wirklich frommt. Die Männer, welche jenen Bildungsvereinen mit Rath und That, durch Vorträge und andere Handreichung ihre Ziele erreichen helfen, welche ihnen ihre Zeit und ihre Kraft opfern, ihnen mit Selbstverleugnung die Resultate der neuern wissenschaftlichen Forschung ins Gemeinverständliche übertragen, mit einem Worte: die Freunde und Gönner der Arbeiter gehören mit sehr wenigen Ausnahmen dem liberalen Lager an, und der treueste und aufopferndste von ihnen allen, Schulze-Delitzsch, ist eines der Häupter der preußischen Fortschrittspartei, einer der Führer des deutschen Nationalvereins.

So sehen wir das, was wir die wahre und eigentliche Arbeiterbewegung nennen, bereits lange vor dem Jahre 1848 sich mit Mühe durch allerhand polizeiliche Hindernisse hindurchkämpfen, und hauptsächlich war es der Verein der berliner Arbeiter, welcher beachtenswerthe Erfolge errang, obwohl gerade ihm stark entgegengewirkt wurde. Das Jahr 1848 unterbrach mit seinem Ungestüm die ruhige Entwickelung dieser Anfänge, die Reaction folgte, und mit dem Tode des Vereinslebens überhaupt hatte es auch mit fast allen Arbeitervereinen Deutschlands ein Ende. Berlin war es wieder, dessen intelligente Arbeiterbevölkerung mit Gründung eines neuen Vereines voranging, der zäh und fest den geringen Spielraum, welcher ihm gelassen worden, benutzte und bald zu nie gesehener Ausdehnung anwuchs. Die frische Luft, die allenthalben zu wehen begann, als in Preußen die Regentschaft des jetzigen Königs proclamirt war, das neue politische Leben, welches in ganz Deutschland mit dem Jahr 1858 erwachte, ließ überall wie neue liberale Blätter, neue Turngemeinden u. s. w. so auch neue Arbeitervereine das Haupt erheben. Sie wuchsen heraus aus dem Bedürfniß, welches um so entschiedener hervortrat, je länger und energischer es zurückgedrängt worden war. Mit ebenso viel Eifer als Geschick nahmen die Arbeiter an den meisten größeren Orten ihre Angelegenheiten in die Hand, und nirgends fehlten ihnen Sympathien in anderen Berufsclassen. Wenn auch hier und dort von Einzelnen oder gemeinschaftlich das Eine oder das Andere

angestrebt wurde, was nicht recht bedacht und nicht an der Zeit war, so brachte doch überall der gesunde Sinn der großen Masse der Betheiligten den momentan gestörten Gang bald wieder in das rechte Geleis. Die Gesammtentwickelung der sämmtlichen Vereine ging erfolgreich vorwärts, und mit ihr bildete sich in ganz Deutschland bei dem immer reger werdenden politischen Leben auch unter den Arbeitern ein starkes Contingent für die liberale Partei aus — eine Zusammengehörigkeit dieser Partei und der Arbeitervereine, die von keiner Seite irgend einem Zweifel unterlag.

So standen die Dinge bis zum vergangenen Herbste. Wenn auch die Arbeitervereine keineswegs als politische Clubs aufzutreten gemeint waren, so erscholl doch aus ihrer Mitte überall der Ruf freudiger Zustimmung, als sich die große folgenreiche Einigung der liberalen Parteien im preußischen Abgeordnetenhause vollzog, und im Großen und Ganzen hat dieses Verhältniß sich auch heute nicht geändert. Wenn aus einem halben Dutzend Vereinen das Kriegsgeschrei „hie Lassalle!" ertönt, so klingt ihm aus Hunderten und aber Hunderten der Ruf „hie Schulze-Delitzsch" entgegen, der einerseits den Sympathien für eine ruhige, vernunftgemäße Entwickelung ihrer wirthschaftlichen Angelegenheiten Ausdruck gibt, anderseits das Glaubensbekenntniß der nationalen Fortschrittspartei in sich schließt.

Fragen wir nach dem Anstoß zu der Arbeiterbewegung neuen Stiles, die beiläufig ihren Höhepunkt wohl schon überschritten hat, so liegt zunächst auf der Hand, daß die Leiter und Veranstalter der Sache durchaus nicht nach einem klar gefaßten Plane handelten. Einmal hat sich der ursprünglich ausgesprochene Zweck der Bewegung im Laufe weniger Wochen völlig verändert, und anderseits haben die Führer in derselben Zeit durchweg andere Ansichten über ihre Stellung zu den politischen Vorgängen und Parteien gewonnen. Was sie bewegte, war die Empfindung, daß sie zu der Arbeit, die ihnen Geburt und Erziehung, vielleicht auch frühere Neigung angewiesen hatten, wenig, desto mehr aber für die Thätigkeit von Volksrednern paßten, und die Bemerkung, daß die Gegenwart einem Uebertritt aus jenem Kreise in diesen günstige Aussichten bot.

Eine andere Triebfeder war offenbar der mit jener Ueberzeugung, zu Besserem als bloßer Handarbeit geartet zu sein, verwandte persönliche Ehrgeiz, ein Fehler, der nur zu häufig bei Leuten, die sich dem öffentlichen Leben widmen, anzutreffen ist. Diese kleinliche Eitelkeit, die sich überall vordrängt, sich für unfehlbar hält, bei jedem auftauchenden Bestreben das Wort ergreift und an die Spitze tritt, und wo keine Bewegung in Stadt oder Staat existirt, eine schafft, lediglich um zu präsidiren, sich selbst reden zu hören, maßgebend zu sein, ist eine der ärgsten Feindinnen unsres politischen Lebens, eine der häufigsten Ursachen unsrer Parteizerklüftung, und sie hat nun auch unter den Arbeitern Zwiespalt und Schaden angerichtet.

Dieser Uebelstand wird sich mit der Zeit verlieren, man wird auch bei uns lernen, sich mehr dem Willen der Majoritäten zu unterwerfen. Vorläufig spielt das Unwesen seine Rolle noch fort, und nicht selten mit Erfolg, namentlich in den Kreisen der weniger gebildeten Classen, die sich von jedem redefertigen Munde leicht hinreißen lassen und denen, die ihres Standes sind, auch dann leicht Beifall zurufen, wenn sie offenbaren Unsinn von sich geben, wofern dies nur fließend und mit Pathos geschieht.

Das soeben Bemerkte schwächt die oben den Arbeiterbildungsvereinen gespendete Anerkennung nicht ab; denn bei Weitem die Mehrzahl der deutschen Arbeiter gehört natürlich diesen Vereinen nicht an und hat sich bisher überhaupt nicht an irgend welchem gemeinsamen Streben betheiligt. Aber gerade diese große unklare und träge Masse ist es, auf deren Beistimmung und Hilfe die jetzt aufgetretenen Agitatoren speculiren.

Diese neue Arbeiterbewegung wurde fast zu gleicher Zeit an drei Orten Deutschlands geboren und zwar in Berlin, Leipzig und Nürnberg. In Berlin hatte ein Lackirer Eichler, der in den zahlreichen tüchtigen Handwerkervereinen Berlins nicht die Stellung finden konnte, die sein Selbstgefühl ihm zutheilte, einen neuen Verein gegründet, den Flottenverein der berliner Arbeiter, in welchem er sein Bedürfniß zu präsidiren und Reden zu halten befriedigte. Allein die Flottensammlungen kamen bekanntermaßen ins Stocken, und Herr Eichler verlor mit dem Verein seinen Präsidentenstuhl. Er mußte ihn wiederhaben, und er gewann ihn dadurch wieder, daß er Arbeiterversammlungen berief, in denen er allerlei Unverstand über die wirthschaftlichen und socialen Fragen der Zeit entwickelte und verschiedene Pläne zur Verbesserung der schnöden Welt anregte. Die Uebermacht des Capitals, der Druck der Arbeitgeber auf den Arbeiter waren die Schlagworte, mit denen er in diesen Versammlungen zu hanthieren pflegte. Die Zusammenkünfte waren in Vergleich mit den Zahlen der berliner Arbeiter, deren die Maschinenfabriken allein über zehntausend beschäftigen, sehr schwach besucht, und dafür daß sie nicht mehr Anklang fanden, sorgte Schulze-Delitzsch, indem er in einer Arbeiterversammlung, welcher außer ihm noch mehre Mitglieder des volkswirthschaftlichen Congresses beiwohnten, in seiner überzeugenden Weise darthat, wie das Capital nicht der Feind der Arbeiter sei, wie diese es sich selbst dienstbar zu machen hätten, wie sie namentlich durch Associationen ihre Lage verbessern könnten, und wie nothwendig es überhaupt sei, sich vor jedem Handeln auf diesem Gebiet über die Grundfragen der Volkswirthschaft Klarheit zu erwerben.

Am 25. August v. J. beschloß man in einer solchen Versammlung auf Antrag Eichlers einen allgemeinen deutschen Arbeitercongreß zu berufen und wählte für die Vorbereitungen ein Comité von 25 Personen. Dieses stattete in einer späteren Versammlung Bericht über seine Thätigkeit ab und trug einen Auf-

ruf an sämmtliche deutsche Arbeiter vor, der zur Beschickung des Congresses aufforderte und in Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Altersversorgungskassen, Gewerbeausstellung in Berlin und Bericht über die londoner Industrieausstellung die Gegenstände der Berathungen desselben aufzählte. Der Congreß sollte vom 18. — 25. November 1862 in Leipzig abgehalten werden, und das Comité erhielt die Genehmigung hierzu von der sächsischen Regierung. Der Plan stieß indeß auf Widerstand. Zunächst in Nürnberg, wo man auf die Kunde davon sofort einen solchen Congreß auf den 1. November berief, der in jener alten Reichsstadt selbst tagen, und auf welchem über Gewerbefreiheit, Errichtung eines allgemeinen deutschen Altersversorgungsvereines für Arbeiter und über die Frage „welches ist die Aufgabe der Arbeiter gegenüber den bestehenden Verhältnissen?“ berathen werden sollte.

In Leipzig fand die Nachricht von dem berliner Gedanken andere Verhältnisse und andere Leute vor. Die Arbeiter Leipzigs haben unter sich sehr tüchtige Kräfte und namentlich solche, die des Wortes in nicht gewöhnlichem Maße mächtig sind. Das Streben sich zu Vereinen zusammenzuschließen wurde lange Zeit durch die vielfachen Schwierigkeiten verhindert, welche von Seiten der Regierung erhoben wurden. Endlich gelang die Gründung eines Bildungsvereines, und mit ihr begann eine Zeit der Gährung und Läuterung, infolge deren sich Gegensätze entwickelten, die sich schwer vereinigen ließen und die in der Mitte vorigen Jahres zum Austritt einer Anzahl von Mitgliedern und zur Bildung eines zweiten Vereins führten. Der bestehende gewerbliche Bildungsverein hat nachträglich seine Wandelungen in sich fortgesetzt, und die Persönlichkeiten, welche bei der erwähnten Trennung an der Spitze standen, sind ebenfalls bei Seite getreten, so daß der Verein nun aus einem Mittel der Kräfte und Ansichten besteht, die sich früher gegenüberstanden. Außer diesen beiden Vereinen bildete sich ein dritter, welcher sich ausschließlich aus den in Leipzig so stark vertretenen Gewerbsgenossen der Buchdrucker rekrutirt.

Die damals aus dem gewerblichen Bildungsverein ausgetretenen Mitglieder sind heute in ihren Ansichten weit auseinandergegangen. Das Feld, auf dem sie damals gemeinschaftlich wirkten, war das der Arbeiterbildungsvereine, und dieses ist heute von den Anhängern Lassalles vollständig verlassen, ja die Betheiligung an diesen Vereinen würde von den Hauptführern jener Partei sicher als eine Jugendthorheit bezeichnet werden, wenn sie alt genug wären, um von solchen Sünden sprechen zu dürfen.

Was schon damals bei diesen jungen Herren an den Tag trat, daß sie unter allen Umständen gar zu gern an der Spitze des Vereines gestanden hätten, bewahrheitete sich im Verlaufe der Zeit entschieden. Sie gründeten jenen zweiten Verein und waren nun vorläufig an ihrem Ziele. Allein Ehrgeiz macht herrisch, und so bildete sich in dem neuen Vereine ziemlich bald Opposition, die

befürchten ließ, daß die kaum gepflückte Frucht verloren gehen könnte. Sodann aber brauchten jene mehr Spielraum für den Flügelschlag ihres Selbstgefühls, mehr Einfluß und mehr Anhang, als der kleine Verein von ungefähr zweihundert Mitgliedern zu bieten hatte. Wie gerufen kamen daher die Aufforderungen von Berlin und Nürnberg, und ohne Verzug faßte man den Entschluß, beiden Städten die Sache womöglich aus den Händen zu winden und sie in dem eigenen Nutzen zu verwenden. Seit dem Jahre 1849 zum ersten Male wieder fand in Leipzig eine Arbeiterversammlung statt, bei welcher der Schuhmacher Vahlteich präsidirte, dessen Name noch heute an der Spitze der Arbeiterbewegung in Leipzig steht. An der Versammlung betheiligten sich außer einer großen Anzahl Arbeiter und Bürger aller Classen auch mehre Mitglieder des Nationalvereins. Die beiden Hauptgegenstände der Verhandlung waren die Mittheilung des Beschlusses der berliner Arbeiterversammlung wegen Zusammentritts eines Congresses, und der Antrag, eine Resolution zu fassen, daß es dringend geboten sei, daß der Nationalverein seinen Jahresbeitrag ermäßige und die Einzahlung desselben anders einrichte, damit den Arbeitern der Beitritt erleichtert werde. Herr Vahlteich erklärte, daß das Gerücht gehe, der Nationalverein betrachte die Arbeiter als seine letzte Hilfe, möge sie indessen nicht in seinen Reihen sehen. Er bemerke, daß sich der Arbeiterstand hierzu nicht hergeben werde, und denke man gar an gewaltsames Umstürzen, so sei das nicht mehr an der Zeit und nur ein geistiger Kampf für Recht und Wahrheit geboten.

Von den anwesenden Mitgliedern des Nationalvereins wurde derselbe vertheidigt und der Wunsch ausgesprochen, daß die Beiträge durch die bevorstehende Generalversammlung des Nationalvereins ermäßigt werden möchten.

Dem Beschluß der berliner Arbeiter beschloß man beizutreten, und es wurde der Antrag angenommen, ein Comité zu wählen, welches die nöthigen Schritte zur Verwirklichung des in Rede stehenden Planes thun sollte. Man wählte durch Acclamation die Veranstalter der Versammlung als Comité der Arbeiter Leipzigs, und dieses Comité wieder wählte zu seinem Vorsitzenden Herrn Vahlteich.

Der erste weitere öffentliche Schritt war eine Bekanntmachung des Comités vom 17. October, daß es beschlossen habe, in Nürnberg auf Vertagung des Congresses deutscher Arbeiter bis zum Februar 1863, sowie auf Zurücknahme des von dort ergangenen Aufrufes anzutragen, ferner die deutschen Arbeiter aufzufordern, sich über einen Congreßort zu einigen, endlich den Vorschlag des berliner Comités, Leipzig als Zusammenkunftsort zu wählen, zu unterstützen.

Nicht öffentlich wurden von Seiten des Comités Verhandlungen mit Berlin angeknüpft, bei denen es sich vor Allem darum handelte, die Angelegenheit in der Hauptsache in die Hände der leipziger Führer hinüberzuspielen. Herr Eichler kam nach Leipzig zu einer Comitésitzung, vor ihm trafen indessen Nach-

richten von Berlin ein, welche, sei es mit oder ohne Grund, denselben als ein erkauftes Werkzeug der Reaction darstellten, dessen Aufgabe es sei, die Arbeiter zu unbedachten Schritten zu verleiten und sie andrerseits mit der liberalen Partei zu verfeinden. Wenn man damals Herrn Eichler in der betreffenden Comitésitzung diese Beschuldigung mit der Miene sittlicher Entrüstung entgegenhielt, so hätte man sich das nach dem ferneren Verlaufe der Dinge sparen können. Denn einerseits hat man bald nachher seine Feindschaft gegen die liberale Partei mit allem Pomp proclamirt, und andrerseits ist Eichler ein entschiedener Jünger Lassalles, nur etwas glücklicher als dieser, da er bereits erfolgreiche Schritte zur Verwirklichung lassallscher Pläne mittelst einer Arbeitercolonie am Plötzensee bei dem Ministerium gethan hat. Nach Beseitigung Eichlers durch die Leipziger war für diese nur noch nöthig, nach Berlin zu gehen, dort sich persönlich vorzustellen und sich ein Vertrauensvotum zu holen. Zu diesem Ende wurde eine zweite Arbeiterversammlung angesetzt, in welcher das Comité zunächst mittheilte, daß Nürnberg sich nicht füge, sondern den Congreß dort am 1. November abhalten werde, den man indeß unter jetzt obwaltenden Umständen nur als eine Vorversammlung ansehen dürfe. Ferner erklärte das leipziger Comité, daß der hier anwesend gewesene berliner Abgesandte Eichler fremden Einflüssen folge, und man daher das berliner Programm nur dann annehmen könne, wenn die Leitung des Congresses vollständig in die Hände des leipziger Comités überginge und derselbe bis Januar 1863 hinausgeschoben werde.

Bemerkenswerth ist für die spätere Stellung derselben Herren, daß von dem Vorsitzenden Vahlteich ausgesprochen wurde, wie es vor allen Dingen darauf ankäme, alle Sonderinteressen ruhen zu lassen, deren Hervorhebung möglicherweise einen Theil der liberalen Partei zurückschrecken könnte, und in jeder Beziehung Hand in Hand mit der Fortschrittspartei die gemeinsamen Ziele zu verfolgen. Heute versetzt dieselben guten Jungen die bloße Nennung der Fortschrittspartei in einen Seelenzustand, der sich nur mit dem Verdruß des Puters vergleichen läßt, welchem man ein rothes Tuch vorhält.

In jener Versammlung wurde ferner daran erinnert, daß von den Versammlungen der Nationalpartei in Weimar und Coburg die deutsche Reichsverfassung als zu erstrebendes Ziel aufgestellt worden sei, und daß unter deren Herrschaft auch die Sonderinteressen der Arbeiter Förderung erfahren würden. Die durch die Arbeiter gestärkte Fortschrittspartei werde ihr Ziel eher erreichen. Ja man wählte im Verlaufe der Versammlung zwei Deputirte, die Herren Schuhmacher Vahlteich und Cigarrenmacher Fritsche, welche in Berlin erklären sollten, man nehme das berliner Programm mit Ausnahme des Punktes, welcher die Industrieausstellung in Berlin betreffe, an, vor allen Dingen aber den Auftrag erhielten, mit den berliner Arbeitern sich dahin zu verständigen, daß der engste Anschluß an die Fortschrittspartei zu bewirken sei, wodurch man hoffe, die

Stimmen aus derselben, welche aus praktischen Gründen den Arbeitercongreß für jetzt verschoben wünschten, zum Schweigen zu bringen.

Schließlich wählte man ein Zwölfercomité, natürlich aus denselben Kräften wie das frühere und mit Herrn Vahlteich als Vorsitzendem.

Der nächste Act der Komödie, die wir als Seitenstück zu „Viel Lärmen um Nichts" angesehen wissen möchten, spielt in Berlin, in einer zahlreich besuchten Arbeiterversammlung unter Eichlers Vorsitz und unter Anwesenheit von Schulze-Delitzsch, v. Unruh, Streckfuß und anderer Abgeordneter. Auch die Deputirten aus Leipzig erschienen. In dieser Versammlung wurde zuerst eine Differenz mit der Fortschrittspartei laut, in deren Interesse man einen von Streckfuß geschriebenen und unterzeichneten Artikel annahm, welcher den Arbeitern zurief, sich jetzt zurückzuhalten und nicht mit unzeitiger Agitation dem Vaterlande, das sich in einer schweren Krise befinde, durch Entzweiung und Zersplitterung vielleicht die schlechtesten Dienste zu leisten. Streckfuß vertheidigte seine ausgesprochene Ansicht und verlangte die Berufung eines Congresses erst nach Klärung des politischen Horizontes.

Die leipziger Abgeordneten sprachen in dieser Versammlung sich für den engsten Anschluß an die Fortschrittspartei aus, gegen die man zwar auch in Leipzig Mißtrauen habe auftauchen sehen, mit der man aber dort in Anbetracht der kritischen Lage selbst gegen ihren Willen zu gehen beschlossen habe. Ueberdies habe die Fortschrittspartei die beruhigendsten Zusicherungen gegeben, und da dieselbe in ihrem Programm die allgemeinen Interessen zusammenfasse, so müsse man, absehend von den Sonderinteressen der Arbeiter, unbedingt zu ihr stehen und erst später diese speciell in Angriff nehmen.

Die Ueberhebung, die hierin liegt, kann nur mit dem beschränkten Gesichtskreis der beiden leipziger Deputirten entschuldigt werden. Man trat als eine Macht auf, die der großen, in dem ernsten Kampfe für die preußische Verfassung und damit für das Recht in ganz Deutschland begriffenen liberalen Partei gleichberechtigt und ebenbürtig sei, während diese Herren nichts als ein sehr zweifelhaftes Mandat eines verschwindend kleinen Theils deutscher Arbeiter aufweisen konnten, denen es nicht im Traum eingefallen war, Vahlteich zu solcher Großsprecherei Auftrag zu geben, sondern die mit jener Deputation nach Berlin nichts als ihr unbedingtes Vertrauen zur Fortschrittspartei hatten kundgeben wollen.

Zum besseren Verständniß des Genius, welcher bei der Agitation das Präsidium führt, schalten wir hier einen Gedankenerguß des Herrn Vahlteich ein, welcher schon einige Zeit vor dem Auftauchen der Congreßidee und der Bildung der Fortschrittspartei auf die Idee gekommen war, daß die Männer der liberalen Parteien für die Hebung des leidenden Volkes nichts Besseres thun, sich dessen Vertrauen nicht leichter erwerben könnten, als wenn sie Geld

und zwar sehr viel Geld schafften. Diese Ideen sind in einem Artikel der „Mitteldeutschen Volkszeitung“ vom 6. Juli 1862 niedergelegt, und es heißt hier unter Anderm:

„Wenn es Euch nun wahrhaft um das Wohl des Volkes zu thun ist, Ihr Fortschrittsmänner, so schafft Associationen, damit es den Arbeitern möglich ist, den bessern von beiden Wegen zu betreten. (Zur Association oder zur Fabrik). Dabei gilt es nun freilich Thaten zu thun, Opfer zu bringen und nicht blos schöne Worte zu machen. Reicht dem Volke Euren helfenden Arm, damit es Euch kennen lernt und Vertrauen zu Euch gewinnt. Aber greift diese große Sache nicht mit halber Kraft an, sucht nicht etwa oberflächlich zu helfen, sondern legt in diese Bestrebungen die ganze Wucht Eurer geistigen und materiellen Kraft. Das heißt mit anderen Worten: bringt unter Euch so viel Geld auf als immer möglich, aber es muß noch viel mehr sein, als Ihr zu den unnützen Flottensammlungen vergeudet habt, sucht intelligente Arbeiter (Hr. Vahlteich), welche zu finden Euch nicht allzuschwer werden wird, beauftragt diese, mit ihren Arbeitsgenossen Associationen zu bilden und vertraut ihnen das nöthige Geld an, indem Ihr Euch über das ganze Unternehmen ein gewisses Oberaufsichtsrecht vorbehaltet.“

Ferner heißt es dort: „Nicht blos an Eure Humanität appelliren wir also, sondern vor Allem an Eure Klugheit; bedenkt es wohl, es ist vielleicht jetzt noch Zeit, daß Ihr das Vertrauen wiedererobert, das Ihr bei den gebildeteren und vorgeschritteneren Arbeitern (wieder Hr. Vahlteich) entschieden verloren habt, und ohne welches Ihr nirgends Etwas ausrichten werdet, es ist vielleicht jetzt noch Zeit, den Sturm der socialen Bewegung, der unstreitig im Wachsen begriffen ist, in sein richtiges Bett zu leiten, aber man wähle dieses Strombett groß und breit genug, damit man nicht nöthig hat Dämme aufzuführen, die schließlich den wilden Elementen doch erliegen und die Menschheit vor entsetzlichen Verheerungen nicht schützen würden.“

Wer will es einem zweiundzwanzigjährigen Kopfe sehr übel nehmen, wenn in ihm derartiger Unsinn sich zurecht braut, kommt doch dergleichen bei viel älteren Köpfen auch bisweilen vor. Die Ueberhebung aber, mit solchen jugendlichen Gährungsproducten vor die Oeffentlichkeit zu treten und die Anmaßung, dieselben als die Meinung einer großen ehrenwerthen Classe und zwar des gebildeteren Theils derselben hinzustellen, verdiente entschiedene Zurückweisung.

Da die Drohungen die Taschen der Liberalen mittlerweile nicht geöffnet hatten, so sehen wir denselben Herrn Vahlteich in der vorhin verlassenen berliner Arbeiterversammlung trotzdem die Unterstützung der Fortschrittspartei anrathen, aber mit etwas säuerlichen Worten. Da man dort den Veranstalter der Arbeiterversammlungen Eichler natürlich auch mit dem gehörigen Denkzettel, als von der Reaction erkauft versehen hatte, und weitere Persönlichkeiten fehlten, die

37*

genug Rührigkeit uud Suade entwickelt hätten, um für sich und Berlin den Sitz des Centralcomités zu erhalten, so wurde die Versammlung ohne besondere Mühe bewogen, das leipziger Comité anzuerkennen und ihm sämmtliche Geschäfte bezüglich des Congresses in die Hand zu legen.

In derselben Versammlung sprach Schulze-Delitzsch, von der ungeheuren Mehrzahl als altbewährter Freund stürmisch empfangen, und legte den Arbeitern an das Herz, sich mit dem Congreß Zeit zu lassen und die bedeutungsvollen Fragen erst gründlich durchzuarbeiten. Man dürfe nicht ohne ganz gründliche Unterlagen vor einen Congreß treten, und die Arbeiter seien wohl in den großen Städten, aber in den meisten kleineren Orten solcher Aufgabe nicht gewachsen. Vor dem Congreß müsse man allerwärts belehrende Vorträge halten, wozu er sich für Berlin erbiete, so wie zur Bearbeitung eines Statuts für Invaliden- und Versorgungskassen. Wer in Wahrheit den Fortschritt wolle, der müsse ihn in Beförderung der Humanität, der Bildung und der Wohlhabenheit unter den arbeitenden Classen suchen, und wer dies thue, dem sollen sich die Arbeiter anschließen. Dies würde aber immer die Partei sein, die den politischen Fortschritt wolle.

Diese Mahnung aus dem Munde des wohlbekannten getreuen Arbeiterfreundes, dessen ernstes Streben Tausenden im deutschen Vaterlande zu gut gekommen ist, hat ein weit hallendes Echo in den Herzen deutscher Arbeiter gefunden; den leitenden Persönlichkeiten des leipziger Comités dagegen, welche durchaus eine Arbeiterbewegung nach ihren Ansichten haben mußten, konnte sie natürlich nicht passen.

Man ging nun in Leipzig an die Vorberathungen wegen des Congresses, nachdem auch die Nürnberger sich gefügt hatten. Das Comité verstärkte sich durch einige Vertrauensmänner, Prof. Roßmäßler, Adv. Winter und Dr. Albrecht. Ein Aufruf erging an sämmtliche deutsche Arbeiter, welcher zur Bildung von Localcomités aufforderte und den letzteren empfahl, im Anschluß an das in Berlin angenommene Programm, welches namentlich Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Associationen und Altersversorgungskassen zur besonderen Berücksichtigung vorschlägt, durch Vorträge und Berathungen das Interesse an der Arbeiterfrage anzuregen und zu erhalten. Diese Comités sollten an das leipziger Centralcomité bis Mitte Februar 1863 Berichte über ihre Thätigkeit und die Ergebnisse ihrer Vorarbeiten einsenden. Außerdem enthielt der Aufruf die Aufforderung, überall Kassen zu bilden, um die großen umfangreichen Vorarbeiten für den Arbeitercongreß ohne persönliche Opfer für die Beauftragten bewältigen zu können.

So hatte denn die Arbeiterangelegenheit, wenn auch diejenigen, welche in Berlin und Leipzig die Dinge in die Hand genommen, sie sich gewissermaßen selbst und ohne eigentliches Mandat zurecht gelegt hatten, immerhin ein ge-

wisses greifbares Ziel erhalten. Aber freilich das Programm, die Hauptsache, fand in dem Comité keine kundige Hand, welche die in ihm aufgeführten Gegenstände mit Eifer und Sorgfalt bearbeitet hätte, und die, welche den Ton angaben, dachten sicher überhaupt mehr an ihre eigne Wichtigkeit, als an die des Programms.

Die Wendung auf den gegenwärtigen Standpunkt fand daher bald statt, wenn man auch in der ersten Zeit das Programm festhalten zu wollen schien. Vor allen Dingen erachtete man nun für nothwendig, die Kunde von einer energischen Arbeiterbewegung in die Welt hinauszurufen, die vorhanden sein sollte, während sie sich in Wahrheit immer noch auf einen sehr engen Kreis, das heißt hauptsächlich auf ein paar Hundert Berliner und Leipziger beschränkte. Weitere Versammlungen wurden in Leipzig veranstaltet, in denen es nicht an Warnungen vor unreifen Unternehmungen und falschen Freunden, sowie an Hinweisen auf den Umstand fehlte, daß man durch unbedachtes Auftreten nur der Reaction in die Hände arbeiten werde. Diese Redner machten ferner darauf aufmerksam, daß das Reden von Bourgeoisie, von einem vierten Stand u. d. sinnlos sei. Sie empfahlen den Anschluß an die Arbeiterbildungsvereine. Erst nachdem der Arbeiter etwas Ordentliches gelernt und sich ein Urtheil erworben, könne er mit Selbstvertrauen und ohne Ueberhebung an die Lösung der ihm gestellten Aufgabe gehen. Erst dann werde es eine wahre und erfolgreiche Arbeiterbewegung geben, geboren von dem Drange klar erkannten Bedürfnisses, geleitet von der Erkenntniß der rechten Mittel, geregelt von dem Geiste der Selbstbeherrschung und beseelt von dem Streben nach Wissen und Bildung.

Wir haben länger bei diesen Vorgängen in Leipzig verweilen müssen, weil die so viel besprochene und von Manchen so sehr gefürchtete Arbeiterbewegung in dieser Zeit eben in nichts Anderem bestand, und weil andrerseits die allseitige Anerkennung, welche die angeführten Rathschläge wirklicher Arbeiterfreunde fanden, den Beweis liefert, daß die Masse der Arbeiter damals ihr Interesse durchaus anders auffaßte, als es heute die allerdings wenigen Anhänger Lassalles thun. Man beschloß auch in der soeben erwähnten Versammlung, Vorarbeiten zur Gründung eines Consumvereines zu machen und beauftragte mit denselben das Comité, von welchem indessen in dieser Beziehung durchaus nichts geleistet worden ist — natürlich nicht; denn das hätte Mühe und Eingehen in scheinbar kleine Dinge verursacht und vielleicht Dank, aber keinen Ruhm und kein solches Ansehen gebracht, wie die großen Phrasen, mit denen die Herren sich in das politische Parteileben hineinzudrängen gedachten. Die Hauptpersonen des Comités waren jetzt dessen Vorsitzender, der wiederholt schon erwähnte Schuhmacher Vahlteich und ein gewisser Dr. Dammer. Das Mitglied Fritsche, welches bei der Ambassade nach Berlin mit gewesen, hatte austreten müssen,

und zwar infolge von persönlichen Antipathien, die sich ihm gegenüber nicht zum ersten Mal geltend machten. Immer ließ das Comité merken, daß es mit großen Arbeiten, bedeutenden Plänen beschäftigt sei, nur kam davon nichts zum Vorschein. Und mit der Agitation außerhalb Leipzigs wurde ebenso wenig erzielt. Im Gegentheil, von vielen Orten und Vereinen trafen Proteste gegen die Competenz des Comités ein. Man versuchte in auswärtigen Vereinen und in veranstalteten Arbeiterversammlungen Propaganda zu machen, allein diese Versuche kosteten nur das von einer Anzahl leipziger Arbeiter gesteuerte Geld; denn die auswärtigen Sammlungen, zu denen man aufgefordert, blieben aus.

Den ersten Anlaß, daß man von der Arbeiterbewegung wieder sprach, gab die Rede, welche Schulze-Delitzsch im Januar im Tivoli zu Leipzig in Folge einer Interpellation hielt, welche nach Schluß seines Vortrages über die Ziele des Nationalvereines von Dr. Dammer an ihn erging, und die auf die Frage hinauslief, wie er sich das Verhältniß der Arbeiter zum Nationalverein denke. Die Antwort Schulzes befriedigte die Fragsteller und ihre Anhänger sehr wenig. Ja man nahm es ihm im Gegentheil ungemein übel, daß er die Arbeiter aufforderte, lieber den Thaler Beitrag zum Nationalverein zu sparen und ihn zu den Opfern zu werfen, welche für Versorgungskassen, Bildungsmittel oder andere dem materiellen Wohle dienende Vereinigungen nothwendig werden würden. Hatte er damit doch gegen die hohen Begriffe verstoßen, welche die Herren sich von der Würde und Wichtigkeit des Arbeiterstandes und zunächst von ihrer eignen Bedeutung für das Vaterland gebildet hatten. Aber wunderbar: was man damals mit aller Gewalt den Arbeitern erleichtern wollte, den Eintritt in den Nationalverein, daran denken jene Leute heute nicht entfernt mehr, ja mit Hohn würde man von ihrer Seite die Zumuthung zurückweisen, Mitglieder dieses Vereins zu werden.

Schulze-Delitzsch wurde privatim, da eine Arbeiterversammlung, welche Tags darauf stattfinden und in der er sprechen sollte, wegen Collision mit dem Gottesdienst untersagt worden, von den betreffenden Comitémitgliedern wegen seiner Rede angegriffen. Selbstverständlich konnte dies seine Ansichten nicht erschüttern. Wohl aber war es zu den Zeugnissen zu registriren, bis zu welchem Grade von Wahnwitz die Einbildung und Ueberhebung der guten Leutchen vom Comité gediehen war, die sich ohne Bedenken schlankweg als Herolde und Sachwalter der Millionen deutscher Arbeiter ansahen, der Nationalpartei unter Bedingungen ihre nicht einmal erbetene Hilfe zusagten und für den Fall des Nichteingehens auf diese Bedingungen mit einer Absage drohten. Die Wirklichkeit war völlig anders angethan. War es überflüssig und darum lächerlich, wenn einige leipziger Arbeiter der in ernstester Arbeit und einem die ganze Nation erschütternden Kampf um die höchsten staatlichen Güter begriffenen liberalen Partei des preußischen Abgeordnetenhauses ihren Beifall und Bei-

stand anboten, so waren die Drohungen, welche diese zwei oder dritthalb hundert-Arbeiter daneben hören ließen, gegenüber der einmüthigen Anerkennung des Strebens jener Partei, welche sich in ganz Deutschland, in allen Schichten der Gesellschaft kundgab, noch unendlich unangemessener und lächerlicher.

Zur Beleuchtung der reactionären Aera in Mecklenburg-Schwerin.

3.

Der Friede des Großherzogs mit den renitenten Rittern war um einen hohen Preis erkauft. Er hatte nun zwar wieder die Freude, sie bei seinen Hoffesten zu sehen; aber dafür war die ganze übrige Bevölkerung durch eine tiefe Kluft von ihm geschieden. Es war sonst Alles in den alten Stand zurückgekehrt; nur das Verhältniß zwischen Fürst und Volk blieb gestört, da die Erinnerung an das Geschehene sich durch kein Decret vertilgen ließ. Beim Antritt seiner Regierung, am 7. März 1842, hatte der Großherzog mit gewinnenden Worten sich über den Werth ausgesprochen, den er auf die Erwerbung der Liebe seines Volkes lege. „Möge," so lauteten die Worte des Patents, „die göttliche Vorsehung Uns dazu (zur Erfüllung Unseres schweren Berufes) ihren Beistand verleihen; so dürfen Wir hoffen, auch in der Liebe und Anhänglichkeit Erbe zu werden, die Unserm verklärten Herrn Vater in so hohem Grade zu Theil wurde, die noch auf dem Sterbebette Ihn beglückte und deren Erwerbung die treue Vatersorge Uns noch dringend an das Herz legte." Er war ein Erbe dieser Liebe und Anhänglichkeit, aber mit dem Restaurationsministerium zur Seite mußte er selbst bald gewahr werden, daß seit seinem Regierungsantritt sich hierin Vieles geändert hatte.

Die Wiederaufrichtung der Feudalverfassung war mit der ausdrücklichen Zusicherung verbunden worden, daß der Großherzog unter allen Umständen an dem Wege festhalten werde, welchen er mit der Proclamation vom 23. März 1848 betreten habe. In dieser Proclamation hatte der Großherzog seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit ausgesprochen, daß Mecklenburg in die Reihe der constitutionellen Staaten eintrete, und seinen festen Vorsatz, daß dieser Schritt unverzüglich geschehe. Hiernach konnte die Wiederherstellung der Feudalverfassung nur eine provisorische sein sollen, und der Großherzog hatte

sich verpflichtet, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln für eine möglichst beschleunigte Beendigung dieses Provisoriums zu wirken. Allein die mattherzigen und ganz ziellosen Versuche, welche von Herrn v. Schröter im ersten Jahre seiner Amtsführung in dieser Richtung unternommen wurden, konnten nicht einmal den Schein retten. Es ist gewiß, daß gar nichts geschah, um das bei der Restauration erneuerte Versprechen der Einführung Mecklenburgs in die Reihe der constitutionellen Staaten zu erfüllen.

Man würde sich jedoch im Irrthum befinden, wenn man diese Unthätigkeit des Herrn v. Schröter in Erfüllung der verpflichtenden Verheißungen aus einer besonderen Vorliebe desselben für die alte Verfassung und das ständische Princip erklären wollte. Daß er von einer solchen Vorliebe weit entfernt war, zeigte sich gleich anfangs in einer Vorlage des Restaurationsministeriums in Betreff eines Wahlgesetzes für die städtische Gemeindevertretung. Dieses Wahlgesetz hatte sich das preußische Censuswahlsystem mit drei Wählerclassen zum Muster genommen und stand also in einem gründlichen Gegensatz zu dem Princip ständischer Vertretung, weshalb es auch auf dem Landtage mit Entschiedenheit verworfen ward. Die Tendenz v. Schröters ist eine wesentlich bureaukratisch-absolutistische, und dabei zugleich auf Verhütung von Conflicten gerichtet, welche seinem Amte und Einfluß gefährlich werden möchten. Der Absolutismus seines Regiments ward durch die feudalen Stände nicht merklich beeinträchtigt. Die Bürgermeister waren, wie immer, so auch nach der Restauration, in die sie willenlos mit hineingezogen waren, vollkommen abhängige Leute. Die Ritter aber hatten das Bewußtsein mitgebracht, daß sie ihre Wiederherstellung nicht ihrer eigenen Kraft, sondern nur der Nachgiebigkeit des Großherzogs zu verdanken hatten, und daß sie der Regierung irgend einen nachhaltigen Widerstand nicht leisten können, weil sie im Volke keine Wurzel und bei der fortwährenden Möglichkeit, daß an entscheidender Stelle die durch die Beschreitung der Compromißinstanz begangene Rechtsverletzung zum Bewußtsein kommt, ein höchst precäres politisches Dasein haben. Die Staatsregierung hat die künstlich wiedererweckten Stände völlig in ihrer Hand, wie ein Gespenst, gegen welches sie nur einige Morgenluft spielen zu lassen braucht, um es zu verscheuchen. Ist ein etwaiger Widerstand der Stände ihr unbequem, so ignorirt sie ihn einfach und thut in verhüllter oder unverhüllter Form ihren absolutistischen Willen, vor welchem die Stände als die schon im Schattenreich wandelnden νεκύων ἀμενηνὰ κάρηνα ausweichen und sich zurückziehen müssen.

Dieser Stand der Dinge ward auch dadurch nicht wesentlich geändert, daß im Jahre 1858 zwei Mitglieder des Restaurationsministeriums ausschieden und ihre Stellen durch zwei „eingeborene“ Ritter wieder besetzt wurden. Der eine der ausscheidenden Minister war der Graf v. Bülow. Er zog sich mit der

für diesen Fall ihm bei seinem Amtsantritt zugesicherten hohen Pension aus dem Staatsdienst zurück und verließ das Land, welches ihm nichts verdankte als den an seinem Rechte begangenen Raub. Zeitungsberichten nach ist er später in eine Gehirnkrankheit verfallen. Mit ihm zugleich schied der Finanzminister v. Brock aus seinem Amt, um demnächst als Chef der Verwaltungsbehörde des großherzoglichen Haushalts wieder in Dienst zu treten. Der Nachfolger des Grafen v. Bülow ward Jasper v. Oertzen. Er hatte früher die richterliche Laufbahn erwählt, nahm als Justizrath seinen Abschied und widmete sich als Besitzer eines Ritterguts nun den ständischen Angelegenheiten als einer der Führer und Vertrauensmänner des „eingeborenen Adels". Späterhin wirkte er einige Jahre als mecklenburgischer Bundestagsgesandter und empfing in dieser Stellung die Berufung zu den bisher vom Grafen v. Bülow bekleideten Aemtern. Ungewöhnliche Gaben und Eigenschaften können ihm nicht nachgerühmt werden, und seine aristokratische Grundrichtung hat es nicht gehindert, daß er den auf die Unterdrückung ständischer und communaler Freiheit gerichteten Tendenzen des Polizeistaats sich willig zum Organ dargeboten hat. Außerdem gehört er zur kirchlich-orthodoxen Partei. Als Finanzminister ward ein Mann wieder hervorgesucht, der schon bis zum Jahre 1848 der Verwaltung der landesherrlichen Finanzen vorgestanden hatte und durch die staatliche Neugestaltung an die Seite gedrängt worden war: Theodor Dietrich v. Levetzow, ein reicher Mann und ebenso geschickter wie eifriger L'hombrespieler, durch lange Praxis mit dem Räderwerk des patrimonialen Finanzsystems vertraut, aber sonst mit keiner der Eigenschaften ausgerüstet, welche die Gegenwart einem Finanzminister wünscht und in Bezug auf staatsmännische und volkswirthschaftliche Bildung nicht einmal Dilettant zu nennen. Herr v. Schröter behielt neben diesen beiden neuen Collegen seinen früheren Wirkungskreis, und die ganze Veränderung bestand nur darin, daß jetzt alle drei Vorstände der Verwaltungsdepartements den Titel „Staatsminister" und das Prädicat „Excellenz" erhielten, und daß der bisher wenigstens noch nicht ausdrücklich zurückgenommene Gedanke an eine Verfassungsreform jetzt von der Staatsregierung geradezu perhorrescirt ward. Ein von Herrn v. Oertzen contrasignirtes großherzogliches Rescript vom 27. November 1858 erklärte in dieser Beziehung dem Landtage Nachstehendes als die landesherrliche Willensmeinung: „Wie Wir fest entschlossen bleiben, die bestehende Landesverfassung, so viel an Uns ist, kräftig aufrecht zu erhalten und zu schützen, so halten Wir das bessere Vertrauen fest, daß, wenn eine wahrhaft patriotische und einmüthige Gesinnung von den Trägern der bestehenden Verfassung bethätigt wird, dies heilsamere Resultate für das Vaterland herbeiführen wird als alles Experimentiren mit neuen willkürlichen Verfassungsformen." Mit dieser Erklärung war die landesherrliche Verheißung in der Proclamation vom 15. April 1850, daß unter allen Um-

ständen an dem in der Proclamation vom 23. März 1848 betretenen Wege, das heißt an dem Wege zu einer constitutionellen Verfassung, festgehalten werden solle, offenbar in den völligen Ruhestand versetzt. Das Werk der Verfassungsreform, für dessen Wiederaufnahme Herr v. Schröter seinen Namen verpfändet hatte, bleibt seitdem auch principiell von der Sorge der Herren Minister ausgeschlossen, und man beschränkt sich darauf, ohne irgend einen Gedanken, als den der möglichsten Abwehr jeder politischen Fortbildung, in dem bureaukratischen Fahrwasser vorwärts zu treiben. Aus den höheren Stellen der Verwaltung hat man diejenigen Elemente, welche durch Intelligenz und Rechtssinn hervorragten, aber eben dadurch für den mechanischen Handlangerdienst unbequem waren, nach und nach ausgeschieden, und nur servile Naturen und mittelmäßige Köpfe, die entweder in ihrer adligen Geburt oder in ihrer Theilnahme an christlichen Vereinen oder in ihrer Verwendbarkeit als Arbeitsmaschinen ihren Empfehlungsbrief hatten, beibehalten und in erledigte Stellen einrücken lassen. So wurden anfangs Karsten und neuerdings Prosch als Regierungsräthe verabschiedet, obgleich beide noch rüstige Arbeitskräfte waren, was der Erstere durch seine auf die mecklenburgische Verfassungssache bezügliche Schrift: „Gedruckte und ungedruckte Zeitungsartikel" (Berlin 1859, 1862, 2 Hefte), der Letztere durch mehre Werke über die mecklenburgische Steuerreform, die in den Jahren 1860 und 1861 den Reformplan der Regierung einer vernichtenden Kritik unterzogen, bewiesen hat. Eben diese Schriften wurden für Prosch der Anlaß zu seiner Versetzung in den Ruhestand.

Es versteht sich von selbst, daß das Restaurationsministerium nach dem Sturz des Staatsgrundgesetzes und der unter Anwendung von thätlicher Gewalt gegen die legitimen Vertreter des Volks erfolgten Wiederherstellung der Feudalverfassung es eine seiner ersten Sorgen sein ließ, die während der constitutionellen Zeit eingedrungenen freiheitlichen Gesetze und Einrichtungen zu vernichten und in ihr Gegentheil zu verwandeln. Es blieb dabei unbeachtet, daß der Schiedsspruch, welche Autorität auch immer ihm beigelegt werden mochte, doch nur die Rechtsgiltigkeit des Staatsgrundgesetzes vom 10. October 1849 zum Gegenstand hatte, den Großherzog also nicht nöthigte noch ermächtigte, solche Gesetze und Einrichtungen außer Wirksamkeit zu setzen, welche von dem Fortbestande des Staatsgrundgesetzes unabhängig waren, und dadurch mit ausdrücklichen, am 23. März 1848 gegebenen und am 15. April 1850 wiederholten Zusicherungen in Widerspruch zu treten. Die Reihe dieser Acte eröffnete die Aufhebung des Reichsgesetzes vom 27. December 1848, betreffend die Grundrechte des deutschen Volkes, am 5. October 1850. Es erfolgte dann am 27. Januar 1851 eine Verordnung, durch welche Versammlungen und Vereine zu politischen Zwecken von ministerieller Genehmigung abhängig gemacht wurden, am 26. Februar 1851 die Aufhebung des Gesetzes zum

Schutz der persönlichen Freiheit, am 12. Juli 1851 eine Verordnung, welche der Staatsregierung das Recht beilegte, die im Lande erscheinenden Zeitschriften in administrativem Wege zu unterdrücken. Das hiermit anfangs nur provisorisch sanctionirte Princip willkürlichster Eingriffe in die Eigenthumsrechte der Einzelnen erhielt in dem verschärften Preßgesetz vom 4. März 1856 dauernde Geltung. Durch großherzogliche Verordnung vom 17. Juni 1853 wurden die noch bestehenden Bürgerwehren aufgehoben. Das Gesetz vom 11. Januar 1849 wegen Aufhebung der körperlichen Züchtigung ward durch großherzogliche Verordnung vom 29. Januar 1852 außer Wirksamkeit gesetzt und damit die Anwendung dieses in den deutschen Grundrechten und in dem mecklenburgischen Staatsgrundgesetz untersagten Strafmittels in einem sehr weiten Umfange wieder eingeführt. Da sich angeblich herausgestellt hatte, daß in dieser Verordnung das Maß der Dicke und Länge der für die Execution der körperlichen Züchtigung anzuwendenden „Röhrchen“ zu niedrig gegriffen war, so ward durch eine nachträgliche großherzogliche Verordnung vom 27. Januar 1853 dieses Maß dem Bedürfnisse entsprechend erhöht. Auch die in den deutschen Grundrechten und dem Staatsgrundgesetz abgeschaffte Todesstrafe wurde unter dem Restaurationsministerium wieder zur Anwendung gebracht.

Gegen die ohnehin spärlich gesäete periodische Presse des Landes ward sodann der Krieg mit Postdebitsentziehungen, Preßprocessen und administrativen Unterdrückungen eröffnet. In einem Zeitraum von noch nicht zwei Jahren wurden vier Blätter, die „Mecklenburgische Dorfzeitung“, das „Reformblatt“, das „Rostocker Wochenblatt“ und das „Wiedergeborene Mecklenburg“ im Wege der Unterdrückung unschädlich gemacht. Verboten wurden, um auch der auswärtigen Presse Schrecken einzuflößen, im Jahre 1853 zwei hamburger Blätter, die „Reform“ und der „Freischütz“, und im Jahre 1862 die „Nationalzeitung“ und die „Volkszeitung“. Unter den Bücherverboten ragt das am 19. Februar 1853 gegen die Buchhandlung von Hoffmann u. Campe in Hamburg erlassene hervor, weil es nicht blos das im Verlage derselben erschienene Buch: „Neujahrsgruß aus Mecklenburg an Deutschland“, sondern gleichzeitig auch alle künftig in diesem Verlage erscheinenden Bücher traf.

Alle diese Mittel wirkten aber nach Ansicht der jetzigen Rathgeber des Großherzogs viel zu schwach und zu langsam für den Zweck, dem sie dienen sollten. Sie wurden daher durch schärfere Mittel ergänzt, welche direct gegen die Personen gerichtet waren, die in irgend einer hervorragenden Weise an den Bestrebungen zur Herbeiführung einer constitutionellen Verfassung betheiligt waren oder auch nur dafür galten. Dieselbe Thätigkeit, mit welcher am 23. März 1848 der Großherzog selbst vorangegangen, und welche durch sein Beispiel begünstigt und gefördert war, ward jetzt zum Anlaß genommen, um die Personen, welche sie geübt hatten, zum Gegenstand politischer Verfolgung zu machen.

Die nicht heimathsberechtigten mißliebigen Personen wurden aus dem Lande gewiesen. Im August des Jahres 1850 traf diese Maßregel gleichzeitig drei in der behmschen Officin zu Rostock angestellte Männer: den Redacteur der „Rostocker Zeitung" Friedensburg, den Factor Kornacker und den Setzer Felsing. Der Maßregel konnte nur die Absicht zu Grunde liegen, die einzige größere politische Zeitung, welche durch Rechtssinn und mit Besonnenheit gepaarte Freimüthigkeit sich unbequem gemacht hatte, durch plötzliche Entziehung ihrer Hauptkräfte zu vernichten oder, wenn dies nicht gelang, den Verleger gründlich einzuschüchtern. Sie war so wenig überlegt, daß sie in dem Factor sogar einen Mann traf, welcher ein Gegner der demokratischen Richtung war und dies bald nachher durch Begründung eines reactionären katholischen Blattes in seiner Vaterstadt Hildesheim bekundete. Anderer in Rostock sich aufhaltender Ausländer entledigte man sich indirect, indem man den nur allzuwillfährigen Magistrat zu Rostock zu deren Ausweisung vermochte. Auf demselben Wege wurden auch Inländer von diesem gefürchteten Hauptsitze der Demokratie entfernt und in ihrer literarischen Thätigkeit gehemmt. Einmal mit den Ausweisungen im Zuge, blieb man mit denselben nicht bei den politisch Mißliebigen stehen, sondern entledigte sich durch dieses Mittel auch jeder anderen unbequemen Persönlichkeit, z. B. des römisch-katholischen Priesters Holzammer, welcher auf dem Landgute des Herrn von der Kettenburg, eines der mecklenburgischen Ritterschaft angehörigen Convertiten, als dessen Hauskaplan einen katholischen Privatgottesdienst zu verrichten begonnen hatte. Mochte zur Uebung dieser priesterlichen Function gesetzlich auch eine Concession erforderlich sein, so blieb bei dem vom Minister angeordneten, durch Gensdarmen ausgeführten Transport des Priesters über die Landesgrenze doch jedenfalls der Umstand unbeachtet, daß ihm von dem Gutsherrn das Heimathsrecht verliehen und er dadurch nach damaligem Gesetz mecklenburgischer Staatsbürger geworden war.

Wer von den politisch Mißliebigen in einem kündbaren Amte stand, ward jetzt gekündigt und dadurch in den meisten Fällen in eine bedrängte Lage gebracht oder zur Auswanderung genöthigt. So wurden Reinhard und Wöhler, jener aus dem Schulamt, dieser aus dem Postdienst entfernt, weil sie ihr von den Wählern empfangenes Mandat als Abgeordnete zur deutschen Reichsversammlung treu bis zu Ende durchgeführt hatten. Wenzlaff, zweiter Vicepräsident der mecklenburgischen Abgeordnetenkammer, verlor gleichfalls durch Kündigung sein Schulamt. Dieses von der Regierung im weitesten Umfange zur Anwendung gebrachte Verfahren fand begreiflich auch bei den wiederhergestellten ständischen und gutsherrlichen Obrigkeiten und bei den städtischen Gemeindebehörden reichliche Nachahmung.

Wer durch die Kündigung nicht zu erreichen war, gegen den suchte man Stoff zu einer Disciplinaruntersuchung zu gewinnen, und es gelang auch auf

diese Weise sich einzelner Personen zu entledigen, welche sich nur dadurch vergangen hatten, daß sie von der gesetzlichen Freiheit Gebrauch machten. Das Ziel der Wünsche aber blieb darauf gerichtet, die Mitglieder der Linken der unter Anwendung von Gewalt beseitigten Abgeordnetenkammer mittelst einer Criminaluntersuchung ins Verderben zu bringen und sich dadurch dieser lebendigen Protestation gegen die Wiederherstellung der vormärzlichen Zustände zu entledigen. Dies ward dadurch sehr erleichtert, daß an der Spitze des Criminalcollegiums, des Untersuchungsgerichts für Hochverrath und andere schwere Verbrechen ein Mann stand, welcher es für seine richterliche Pflicht hielt, zur Ausrichtung jedes ministeriellen Auftrags die Hand zu bieten. Dies war der durch die „Vierundvierzig Monate Untersuchungshaft“ von Julius Wiggers als eine Art von mecklenburgischer Jeffreys bekannt gewordene Criminaldirector Bolte. Seine Charakteristik liegt in den Mittheilungen des genannten Buches vor. Es ergibt sich daraus die eigenthümliche Auffassung, welche dieser Richter von seiner Stellung zu den oberen Regierungsbehörden hatte. Er hielt sich für verbunden, jeden Befehl derselben, ohne Prüfung seiner Gesetzmäßigkeit, zur Ausführung zu bringen, und sah dies als eine Obliegenheit an, die aus den Grundsätzen der „conservativen“ Partei, die er für die einzige im Staate berechtigte hielt, mit Nothwendigkeit folge. Er huldigte dieser Partei bei jeder Gelegenheit mit Ostentation, fand aber das Wesen derselben in der unbedingten Unterordnung unter den jedesmal herrschenden Geist der Zeit. Man erinnert sich in Bützow sehr wohl, wie dieser „conservative“ Mann im Jahre 1848 die Versammlungen des dortigen Reformvereins besuchte und den demokratischen Rednern seinen Beifall spendete. „Ich bedaure,“ so äußerte er sich nach einem Vortrage des Dr. Genzke, eines entschiedenen Demokraten, „daß mir die Gabe der Rede versagt ist; sonst würde ich sofort auf die Rednerbühne eilen und dem gediegenen Vortrage, mit welchem ich in allen Punkten einverstanden bin, hier öffentlich meine Anerkennung zollen.“ Im Criminalcollegium, welches außer ihm noch zwei andere Mitglieder zählte, hatte er sich durch sein rücksichtsloses und despotisches Wesen eine dominirende Stellung gesichert, welche ihm, zumal in denjenigen Untersuchungen, in welchen er sich selbst als Inquirenten constituirt hatte, um so größeren Einfluß gab, als auch die Geschäftsordnung des Collegiums dem Inquirenten einen weiten Spielraum und bedeutende Selbständigkeit gab.

Eine erste Gelegenheit, die ganze Linke der früheren Abgeordnetenkammer in einen Criminalproceß zu verwickeln, glaubte Herr v. Schröter in dem Umstand gewonnen zu haben, daß das Criminalcollegium durch eine eingegangene Denunciation sich hatte bestimmen lassen, den früheren Abgeordneten Pastor Ritter wegen Verbreitung eines Aufrufs von Johannes Ronge in Criminaluntersuchung zu ziehen. Das Criminalcollegium hatte jedoch in dieser Sache

nichts aufzufinden vermocht, was sich mit irgend einem Schein zu einem Verbrechen stempeln ließ, und die Untersuchung war bereits durch das Decret Reponantur Acta für eine resultatlose erklärt worden. Da erfuhr Herr v. Schröter, der jüngst seinen Ministerposten angetreten hatte, durch seinen Freund Bolte von dieser Angelegenheit, forderte die Acten ein und bewies darauf dem Criminalcollegium in einem Rescript, daß die Untersuchung nicht blos gegen den Pastor Ritter wieder aufgenommen, sondern auf sämmtliche Mitglieder der Linken der Abgeordnetenkammer ausgedehnt werden müsse. Das Criminalcollegium überzeugte sich sofort von der Richtigkeit der ministeriellen Ansicht und bereitete gegen die designirten Verbrecher einen allgemeinen Angriff mittelst gleichzeitig anzustellender Haussuchungen vor, welche, wie man hoffte, das noch fehlende Material zu einer Anklage liefern würden. Am 25. Juli 1850 ward dieser im Geheimen vorbereitete Angriff durch ein aufgebotenes zahlreiches Personal von Richtern und Gerichtsdienern gleichzeitig in Rostock, Schwerin und mehren anderen Orten ausgeführt. Man belegte alle möglichen vorgefundenen Papiere mit Beschlag und dirigirte dieselben in großen Massen nach Bützow, um sie hier der zweckdienlichen Prüfung zu unterziehen.

Indessen sollte das Criminalcollegium dieser That nicht froh werden. Das Oberappellationsgericht, an welches die von der Haussuchung Betroffenen sich beschwerend gewandt hatten, erkannte, daß das Criminalcollegium sowohl seine Competenz überschritten, als auch die gesetzlichen Bedingungen der Haussuchung und der durch dieselbe bezweckten Beschlagnahme außer Acht gelassen habe, und daß daher den Beschwerdeführern die ihnen abgenommenen Papiere zurückzugeben und die Querelkosten zu erstatten seien.

Seine Competenz hatte das Criminalcollegium, welches im Allgemeinen erst dann als Untersuchungsgericht thätig ward, wenn ein vorbereitendes Verfahren des zunächst competenten Forum vorangegangen war, daraus abzuleiten versucht, daß es ein Gesetz vom 29. April 1848, welches in Fällen des Aufruhrs ihm die unmittelbare Competenz zuwies, auch auf Fälle des Hochverraths bezog, wogegen das Oberappellationsgericht ausführte, daß nach Gesetz und Doctrin, insbesondere nach der mecklenburgischen Gesetzgebung Hochverrath und Aufruhr wesentlich von einander verschieden seien, und daß daher die in Bezug auf den Aufruhr eingeräumte Competenz nicht schon von selbst auch auf den Hochverrath Anwendung leide.

Herr v. Schröter wußte jedoch in diesem Punkt zu helfen. Er legte, mit der Aufforderung zu schleunigster Genehmigung, dem soeben wiederhergestellten Engeren Ausschuß der Ritter- und Landschaft ein Gesetz vor, welches das Gesetz vom 29. April 1848 in dem Sinne declarirte, wie es für die Intentionen des Ministers paßte. Dem Engeren Ausschuß gegenüber bezeichnete er diese Vorlage als „Erweiterung und Declaration" des früheren Gesetzes; bei der

am 7. Nov. 1850 erfolgten Verkündigung aber ward das neue Gesetz nur als Declaration des früheren rubricirt. Auf diese „Declaration“ gestützt mußte nun das Criminalcollegium gegen den Querelbescheid des Oberappellationsgerichts repräsentiren, und das letztere war jetzt genöthigt, die nachträglich „declarirte“ Competenz des Criminalcollegiums für den vorliegenden Fall anzuerkennen. Dessenungeachtet ward das Criminalcollegium mit seiner Auffassung auch zum zweiten Male zurückgewiesen, da der von den mangelnden Indicien hergenommene Entscheidungsgrund sich nicht mittelst einer Declaration beseitigen ließ. Am 29. April 1851 wurden die Papiere den Gehaussuchten zurückgeliefert und ihnen demnächst auch die Querelkosten aus der Kasse des Criminalcollegiums erstattet.

Von der Rückgabe blieben vorläufig nur einige dem Advocat Moritz Wiggers und dem Professor Türk gehörige Papiere ausgeschieden, welche auf den demokratischen Congreß in Braunschweig im Juni 1850 sich bezogen. In seiner ersten Entscheidung hatte das Oberappellationsgericht verfügt, daß diese Papiere an das competente Gericht zur Prüfung abzugeben seien. Nach Publication der „Declaration“ mußte dies dahin abgeändert werden, daß das Criminalcollegium selbst die Papiere vorläufig zurückbehalten dürfe. Inzwischen hatte das Criminalcollegium diese Papiere schon benutzt, um eine Haussuchung bei dem Gutsbesitzer Dr. Schnelle auf Buchholz zu veranstalten. Diese auf Grund der Papiere eingeleiteten weiteren Schritte waren eben das Motiv für deren vorläufige Ausscheidung von der Rückgabe, da der Erfolg jener Schritte erst abgewartet werden sollte. In Folge einer Beschwerde Schnelles stellte sich nun heraus, daß mit der Zurückbehaltung jener Papiere es auf nichts Geringeres abgesehen war, als auf Einleitung einer Untersuchung wegen „hochverrätherischer Unternehmungen zur gewaltsamen Einführung der demokratischen Föderativrepublik in Deutschland“ gegen Schnelle, Moritz Wiggers und Türk. Indessen bewies die Entscheidung des Oberappellationsgerichts auf die Beschwerde Schnelles, vom 20. März 1851, daß auch dieses neue Unternehmen sich nicht auf solider Grundlage bewegte, sondern wiederum nur das Verlangen nach Einleitung einer Criminaluntersuchung documentirte. Das Oberappellationsgericht hob das eingeleitete Verfahren, wegen völligen Mangels an Indicien eines Verbrechens, auf und verfügte die Zurückgabe der dem Dr. Schnelle abgenommenen Papiere.

Obgleich durch diesen Bescheid indirect auch schon über die noch zurückbehaltenen Papiere von Moritz Wiggers und Türk entschieden war, indem das Oberappellationsgericht auch sie als durchaus ungenügend zur Einleitung einer Untersuchung bezeichnet hatte, verweigerte das Criminalcollegium doch auch jetzt noch die beantragte Zurückgabe mit der Bemerkung, daß es sich verpflichtet achte, auf Grund derselben weitere Vernehmungen zu veranstalten. Es erfolgte

denn auch, nach einigen Zwischenfällen, am 22. März 1852 eine Vernehmung des Professor Türk durch den Criminaldirector Bolte. Der Letztere suchte aus einem bei Türk vorgefundenen Briefe des Dr. Trittau in Hamburg das Verbrechen des versuchten Hochverraths, welchen Türk durch Nichtanzeige begangen haben sollte, herzuleiten. Es bedurfte erst einer neuen Beschwerde beim Oberappellationsgericht, um den zwei Jahre lang mit größter Hartnäckigkeit fortgesetzten Bestrebungen Boltes, die Mitglieder der Linken der früheren Abgeordnetenkammer wegen Hochverraths unter Anklage zu bringen, endlich ein Ziel zu setzen. Durch ein Decret des Oberappellationsgerichts vom 12. Juli 1852 ward auch dieser letzte Versuch vereitelt. Durch dasselbe ward die eingeleitete Untersuchung aufgehoben, nunmehr auch die einstweilen noch zurückbehaltenen Papiere binnen acht Tagen bei Strafe der gestractesten Execution, herauszugeben, so wie die durch die Querel erwachsenen Kosten binnen gleicher Frist und bei gleicher Strafe zu erstatten.

Herr v. Schröter war durch diesen Ausgang sehr unangenehm berührt. Er hatte acht Tage nach der großen Razzia des 25. Juli 1850 in seinem Blatt, dem „Nordd. Corr." (Nr. 183) erklären lassen, daß der Inhalt der aufgefundenen Papiere die in Untersuchung gezogenen Personen auf das Schwerste compromittire. Der Artikel beweist, mit welchem Eifer der Minister sich für das Gelingen des von Bolte übernommenen Auftrages interessirte und wie emsig er schon selbst in den Papieren herumgestöbert haben mußte. Wegen des Lichtes, welches er auf die Stellung des Herrn v. Schröter zu der Sache wirft, wollen wir ihm hier die Ehre eines vollständigen Abdrucks erweisen. Der Artikel lautet:

„Es lag in der bekannten Taktik der demokratischen Presse, die Nachrichten von den bei den mehrsten Mitgliedern der Linken vorgenommenen Haussuchungen mit der dreisten Behauptung zu begleiten, daß dieselben zu keinem Resultat geführt. Die Voreiligkeit und Absichtlichkeit dieser Angaben konnte keinen Sachverständigen täuschen, dem der Umstand bekannt geworden war, daß die Masse der vorgefundenen verdächtigen Papiere von einem Umfange gewesen, der gar kein sofortiges Urtheil über die Erheblichkeit ihres Inhaltes gestattet hatte. Vielmehr war erst ein bedeutender Aufwand von Zeit und Kräften zu der demnächstigen Durchforschung dieser Massen erforderlich. Nachdem diese bewirkt worden, hat sich ein ganz entgegengesetzter Erfolg herausgestellt. Es sind nicht allein die gesuchten Aufschlüsse über die specielle in Frage stehende Untersuchung wirklich gefunden worden, sondern es ist auch ein überaus reichhaltiges anderweitiges Material in die Hände des Untersuchungsgerichts gefallen, dessen Früchte die Zukunft enthüllen wird. Mecklenburg würde staunen und schaudern, wenn diese Zeugnisse von dem, was in und außer ihm vorgegangen ist, schon jetzt vor ihm aufgedeckt werden könnten."

Der Erfolg bezeugte, daß in allen diesen Behauptungen nur die in den ministeriellen Kreisen herrschenden Wünsche sich abspiegelten. Anstatt aber später das Unrecht einzugestehen, welches durch die über den Inhalt der Papiere ausgesprengten Unwahrheiten den Gegnern zugefügt war, fand das Blatt es angemessen, den Ausgang der Verfolgung zu verschweigen. Die Leser des „Norddeutschen Correspondenten" haben durch diese Zeitung selbst niemals erfahren, daß der Querelbescheid des Oberappellationsgerichts die vollständige Unverfänglichkeit des Inhalts der Papiere anerkannte, deren Rücklieferung anordnete und, zum Beweise, daß eine grobe Verschuldung des Criminalcollegiums vorlag, dieses in die Kosten verurtheilte. Die erlittene Niederlage ward mit Schweigen übergangen, weil es zu große Ueberwindung kostete, der Wahrheit die Ehre zu geben.

Die Herren v. Schröter und Bolte wollten indessen ihre Arbeit doch nicht ganz umsonst gethan haben, und so wurden denn noch vor Ausführung des obergerichtlichen Erkenntnisses in aller Heimlichkeit beglaubigte Abschriften von denjenigen Papieren veranstaltet, deren Inhalt sie für gravirend ansahen; und während das Criminalcollegium demnächst den Schein annahm, als befolge es die rechtskräftige Entscheidung des Oberappellationsgerichts durch Zurückgabe der Papiere an ihre Eigenthümer, brachte Herr v. Schröter die ihm von Bolte zugefertigten beglaubigten Abschriften im Ministerialarchiv in Sicherheit, um sie zu gelegener Zeit doch noch einmal gegen die von ihm verfolgten Männer zu verwerthen.

Da es an Bolte nicht gelegen hatte, wenn die intendirte Hochverrathsuntersuchung fehlgeschlagen war, so wünschte der Minister ihm einen Beweis seiner Erkenntlichkeit für den dargebrachten Eifer zu liefern und ihn dadurch zur Fortsetzung desselben anzuspornen. Er legte sogleich dem ersten Landtage nach der Restauration, welcher im Februar des Jahres 1851 zusammentrat, eine großherzogliche Proposition vor, welche auf Bewilligung einer Gehaltszulage von 200 Thlr. für Bolte gerichtet war. Indessen walteten damals noch die üblen Eindrücke bei der Ritterschaft vor, welche Bolte durch seine Flucht bei Gelegenheit eines Aufruhrs ländlicher Tagelöhner hervorgerufen hatte, und die Landtagsversammlung lehnte die dem Schützling des Ministers zugedachte Belohnung ab. Ein Seitenstück zu dieser dem einen Richter bewiesenen Dankbarkeit bildet die Pensionirung eines anderen, welcher in der gleichen Sache thätig gewesen war, jedoch nicht zu Ungunsten, sondern zu Gunsten der Männer, auf welche der Minister es mit einer Criminaluntersuchung abgesehen hatte. Der älteste Rath im Oberappellationsgericht, Ackermann, mußte durch die über ihn verhängte Pensionirung dafür büßen, daß er als Referent in der Sache nicht im Stande gewesen war sich davon zu überzeugen, daß Verdachtsgründe wegen eines Verbrechens gegen die Männer obwalteten, die man in Untersuchung

zu ziehen entschlossen war. Da diese Pensionirung nach Ansicht der Landschaft mit den gesetzlichen Vorschriften nicht in Einklang stand, so protestirte dieselbe gegen die Zahlung der Pension und wiederholte diesen Protest viele Jahre hindurch auf jedem Landtage. Aber Herr v. Schröter ließ sich dadurch nicht beirren und beharrte so lange auf seiner Maßregel, bis die Landschaft, ermüdet, im Jahre 1861 sie auf sich beruhen und sich durch eine Vereinbarung über die streitige Frage für künftige Fälle abfinden ließ. Herr v. Schröter pflückte inzwischen die Früchte der von ihm beliebten Purification des höchsten Gerichts.

Eine anderweitige Vorbereitung auf die vorbehaltene Ausführung der im Jahre 1850 hervorgetretenen Intentionen lag darin, daß Herr v. Schröter im Jahre 1851, ohne die ständische Zustimmung einzuholen, ein Reglement für die Vollziehungsweise der Zuchthaus- und der Festungsstrafe in der Strafanstalt zu Dreibergen ausarbeiten ließ, welches im Auszuge unter dem 5. Dec. 1851 veröffentlicht ward. Es ward damit der Festungsstrafe ein von dem bisherigen grundverschiedener Charakter aufgedrückt und dadurch dafür gesorgt, daß, wenn es auch nur gelingen wollte, die Mitglieder der verfolgten Linken zur Verurtheilung in Festungsstrafe zu bringen, doch diese der Zuchthausstrafe sich in möglichst hohem Grade annäherte.

Die Vegetation der Jetztzeit und die der Vorwelt.

2. Pflanzengeographie.

Seit der Erlangung genauerer Kenntniß der geographischen Vertheilung jetzt lebender Pflanzenformen hat auf viele Forscher die Aufgabe einen mächtigen Reiz geübt, aus den vorliegenden Thatsachen Schlüsse zu ziehen auf die Abstammung und Entstehung der Arten. Sah man ab von auf dogmatische Ueberlieferung begründeten Anschauungen; setzte man voraus, daß die organischen Wesen, in ihren Lebenserscheinungen bedingt durch das Zusammenwirken der Materie innewohnender Kräfte, von der Art dieser Kräfte in ihren Formen und Eigenschaften abhängig seien, so war die Folgerung unabweisbar, daß unter völlig gleichen äußeren Umständen die gleichen Formen von Pflanzen oder Thieren auftreten mußten. An diesen, für sich berechtigten Standpunkt tritt die Versuchung nahe heran, annähernd ähnliche äußere Bedingungen der Existenz für völlig identische zu halten, und dann das Vorkommen der nämlichen Form auf weit entlegenen, durch scheinbar unübersteigliche Hindernisse getrennten Punkten der Erdoberfläche durch die Annahme des selbständigen Auftretens, der wiederholten Erschaffung der gleichen Form in ihren verschiede-

nen Wohnbezirken zu erklären. Die Pyrenäen, Alpen, Sudeten und Karpathen haben unter sich, mit den Hochgebirgen Asiens, den arktischen Regionen und selbst mit den weißen Bergen Nordamerikas eine Anzahl von Pflanzenarten gemein. Mikroskopische Wasserpflanzen einfacher Organisation sind in den nämlichen Arten in Europa, in Nordamerika und am Cap der guten Hoffnung heimisch. Wie verlockend ist es nicht, den Grund dieser und vieler ähnlicher Erscheinungen darin zu suchen, daß unter gleichartigen physikalischen Verhältnissen auch gleichartige Organismen sich ausbildeten. Ist doch die Abhängigkeit der Existenz der einzelnen Pflanzenarten von klimatischen Bedingungen eine alltägliche Wahrnehmung. Vor Allem die Abhängigkeit von der Temperatur, die in sehr mannigfacher Weise sich äußert. Die Pflanzen wärmerer Klimate sterben bei längerem Verweilen in einer Temperatur, die noch um mehre Grade über den Gefrierpunkt sich erhebt. Ihre Wurzeln halten unter solchen Umständen in ihrer Thätigkeit inne. Sie hören auf, den oberirdischen Theilen Flüssigkeit in ausreichender Menge zuzuführen. Die Blätter und Stengel aber fahren fort, zu verdunsten: die Pflanze verdorrt, selbst bei überreichlichem Feuchtigkeitsgehalte des Bodens, in dem sie wurzelt. Andere vertragen nicht den raschen Wechsel einer unter den Gefrierpunkt gesunkenen Temperatur mit einer höheren. Der Erfrierungstod der Pflanzen ist nicht eine Folge des Erstarrens der in ihrem Innern enthaltenen Flüssigkeit zu Eis, sondern das Resultat einer Aenderung der physikalischen Eigenschaften ihrer Membranen, einer sehr gesteigerten Durchlässigkeit derselben für Flüssigkeit und der Vernichtung ihrer Spannung, die in Folge des raschen Aufthauens der gefroren gewesenen Pflanzentheile eintreten (Sachs). Diesen Schädlichkeiten sind Pflanzen eines rauheren Klimas in dem häufigen Witterungswechsel der Winter ebener Gegenden der milderen gemäßigten Zone mehr ausgesetzt, als in ihrer Heimath. Einige milde Winterwochen wecken ihre leicht erregbare Vegetation; der wieder eintretende Frost bringt die hervorgelockten, des Schutzes der Knospenhüllen entbehrenden Triebe zum Frieren; das nächste Thauwetter tödtet sie: die gewöhnliche Todesursache für die, einer dicken Schneedecke gewohnten Alpenpflanzen bei Verpflanzung in tief gelegene Gegenden. Der Verbreitung der über die winterliche Schneedecke hervorragenden Gewächse, der Bäume, nach den Polen hin setzt nicht die gesteigerte Winterkälte eine endliche Grenze, sondern die mangelnde Sommerwärme. Während eines kühlen Sommers erhalten Zweige und Knospen nicht den Grad der Ausbildung und das Maß des Schutzes durch einhüllende Gewebe, deren sie bedürfen, um der Einwirkung des raschen Aufthauens im nächsten Frühlinge zu widerstehen. Island ist waldlos bei einer mittleren Wintertemperatur von nur — 4° R., der freilich auch nur eine mittlere Sommertemperatur von + 4° R. gegenübersteht. Am Sklavenflusse im britischen Nordamerika gedeiht im dichten Nadelholzwald die nord-

amerikanische weiße Fichte noch zu riesiger Größe in einem Winter, dessen mittlere Temperatur unter — 16° R. liegt; bei einer Kälte von solcher zeitweiliger Intensität, daß sie das Innere der doppelt mannsdicken Stämme unter den Gefrierpunkt des Quecksilbers abkühlt (Bourgeau war wochenlang in seinen Beobachtungen des Standes von Thermometern, welche fußtiefen Bohrlöchern der Stämme eingefügt und dem directen Einfluß der äußeren Temperatur thunlichst unzugänglich gemacht waren, durch das Gefrieren der Quecksilbersäule gehindert); — dafür aber auch bei einer mittleren Sommerwärme von + 8° R. Die Curve dieser Sommertemperatur bezeichnet überhaupt ziemlich genau die polare. Grenze der Wälder, ohne Rücksicht auf die, in den mannigfachsten Winkeln sie schneidenden Linien verschiedener mittlerer Winterkälte.

In kaum minderer Abhängigkeit stehen die Pflanzen zu dem Feuchtigkeitsgrade von Boden und Luft. Von der absoluten Vegetationslosigkeit der völlig regenlosen Gebiete, in denen nur der Hinzutritt von Wasser, gesammelt aus in weiter Entfernung gefallenen, atmosphärischen Niederschlägen, den Wuchs von Pflanzen ermöglicht, führen allmälige Uebergänge, je nach dem Maße und der jährlichen Vertheilung des Regenfalls, durch die Gras- und Kräutersteppen der wärmeren gemäßigten Zone beider Halbkugeln, die Strauchsteppen (the scrub) Australiens, die offenen Wälder der Ukraine und der Prairienränder zu dem dicht geschlossenen Waldlande. Und auch diesem fehlen noch, in einem der Steppe annähernd parallelen, breiten Gürtel gewisse Baumformen, die ein höheres Maß atmosphärischer Feuchtigkeit begehren, als andere; so z. B. östlich von Weichsel und Dniester die Buche, östlich von den Karpathen und nördlich vom Kaukasus die Weißtanne.

So hat denn die Ansicht von einer unbedingten Abhängigkeit der Verbreitung, ja selbst der Entstehung der Organismen von äußeren, zunächst klimatischen Verhältnissen, von der mehrfachen Entstehung der Arten zahlreiche und eifrige Vertheidiger gefunden. Aber zwei Thatsachen genügen, eine solche Auffassung als unhaltbar hinzustellen. Die Aehnlichkeit der Vegetation gleicher oder ähnlicher Klimate beschränkt sich auf den Theil unserer Hemisphäre nördlich vom Wendekreis des Krebses. Und auch innerhalb dieser Region nimmt sie nach Süden rasch ab. Schon innerhalb der Tropen ist die Zahl identischer Formen sehr klein; sie verschwindet so gut wie ganz bei weiterem Vordringen nach Süden; und nur an den Südspitzen der Continente und auf den antarktischen Inseln treten wieder gemeinsame Formen auf, gering an Zahl. Dabei ist das Klima der Pampas, der südafrikanischen Karoo und der Ebenen des mittleren Australiens so gleichartig, es ist dem der wärmeren Prairien, Arabiens und Persiens so ähnlich, daß die tief durchgreifende Verschiedenheit der Pflanzendecke nicht anders als im höchsten Grade überraschen kann. — Noch schlagender ist eine zweite Wahrnehmung. Die Theorie der Abhängigkeit und Bedingt-

heit der organischen Formen lediglich von den auf sie wirkenden äußeren Einflüssen setzt nothwendig voraus, daß jede Art den Bedingungen ihrer natürlichen Heimath aufs denkbar Vollkommenste angepaßt sein müsse, da ja alle Eigenschaften des Organismus eben nur als Producte der auf ihn wirkenden Kräfte seiner Umgebung aufgefaßt werden. Nun liegt aber eine lange Reihe festgestellter Thatsachen vor, die alle darauf hinaus gehen, daß Pflanzen, von weit her zufällig oder absichtlich durch den Menschen in Landstriche eingeführt, denen sie bis dahin völlig fremd waren, hier sich vollständig einbürgerten. Die fremde Pflanze langt auf einem Boden an, den sie von den vorausgesetzt eingeborenen Pflanzen bis auf den letzten Raum schon eingenommen findet. In den Fällen zufälliger Einschleppung von Unkräutern ist der Fremdling zuverlässig zuerst in nur wenigen, vielleicht nur in einem einzigen Individuum in das Land gelangt, welches ihm heute eine zweite Heimath ist. Jedes neue Individuum mußte seinen Standort durch die Verdrängung einheimischer Pflanzen sich erkämpfen; es mußte sie überwuchern, rascher und kräftiger vegetiren als sie. Und diesen Kampf hat in sehr zahlreichen Fällen der Eindringling siegreich bestanden. Der kanadische Erigeron bedeckt unsere Sandfelder, die nordamerikanische Nachtkerze unsre Flußufer, die mexicanischen Agaven und Cactus alle felsigen Hänge des Mittelmeergebiets, die kanadische Hydrilla füllt die Flüsse und Kanäle Englands und Hollands. Diese Einbürgerungen geschahen oft überraschend schnell. Die Nachtkerze wird 1680 von Morison als exotische Pflanze abgebildet. Linné nennt sie 1737 in Holland allenthalben gemein. Die kanadische Hydrilla wurde 1842 zum ersten Male auf britischem Boden (bei Berwick) beobachtet. Zehn Jahre später war das lästige Wasserunkraut zur Landplage geworden. Sie und andere der eingebürgerten Pflanzen sind jetzt in Europa viel häufiger und massenhafter anzutreffen, als in ihrer amerikanischen Heimath. Ein noch viel stärkeres Contingent erfolgreicher Einwanderer hat die alte Welt für die neue gestellt, für Nordamerika nicht weniger als 184; in der Mehrzahl allerdings einjährige Unkräuter, aber auch viele perennirende Gewächse, manche Sträucher (Berberitze, Faulbaum), selbst einige Bäume (Weiden, Orangen); viele von weitester Verbreitung, allmälig mit der Cultur nach Osten vorrückend, wie denn z. B. die gemeine Gartennessel in den neuen (nordwestlichen) Staaten noch selten ist. Noch zahlreicher und massenhafter ist die europäische Pflanzeneinwanderung in das gemäßigte Südamerika. In den Pampas von Buenos Ayres bedecken südeuropäische Disteln (die Mariendistel und die wilde Artischoke) unermeßliche Strecken Landes. Um Montevideo trägt die Vegetation bereits ein völlig europäisches Gepräge. Die purpurblühende Natterkopfart begleitet alle Wege. Der gemeine Hafer ist auf vielen Weideplätzen so häufig, als sei er von Menschenhand gesäet. Eine europäische Art von Myagrum (dem Leindotter ähnliche Pflanze)

zeigte sich vor etwa zwanzig Jahren in einzelnen Exemplaren unter den Mauern von Montevideo. Binnen zehn Jahren hat sie den Raum zwischen dieser Stadt und ihrer Vorstadt völlig überdeckt. Die Pflanzendecke des Cerro de Montevideo, des einzigen Hügels in der Nähe dieser Stadt, besteht zum größeren Theile aus europäischen Pflanzen. Und selbst die Tropengegenden sind von den europäischen Eindringlingen nicht verschont geblieben. Unsere Walderdbeere hat sich auf den höheren Bergen von Jamaika, Mauritius und Bourbon vollständig eingebürgert. Auf St. Helena haben eingeschleppte europäische Pflanzen (darunter vorwiegend häufig Brombeeren, Stechginster) die einheimische Vegetation arg beeinträchtigt, wenn auch noch nicht in dem Grade, wie eine aus Neusüdwales eingewanderte Akazie, die jetzt etwa ein Drittel der Insel bedeckt. Mancherlei europäische Unkräuter, Eisenkraut, Hühnerdarm, Schierling z. B., sind den Europäern nach Brasilien gefolgt. In Australien walten ähnliche Verhältnisse ob, wie in Nordamerika. In der jungen Colonie Victoria waren schon 1854 über funfzig Fremdlinge völlig eingebürgert; um Sidney haben außer zahlreichen europäischen auch manche amerikanische und afrikanische Pflanzen sich angesiedelt. Die (aus Südamerika stammende) Sensitive, die bekannte Mimosa pudica, und eine Passiflora von den Antillen, von der man Datum (1834) und Urheber der Einführung genau kennt, sind dort gemeine Unkräuter geworden.

Endlich ist überhaupt die Zahl der Pflanzenarten nicht groß, welche in mehren, von einander durch weite Räume getrennten Wohnbezirken vorkommen. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl unzweifelhaft wildwachsender Pflanzen wächst zwar zugleich auf der östlichen und westlichen Halbkugel. Aber die Mehrzahl derselben sind Pflanzen sehr weiter Verbreitung. Sie haben einen sehr großen, aber zusammenhängenden Wohnbezirk. Bei weitem die meisten der hierher gehörigen Gewächse sind circumpolare, in einem breiten Gürtel rings um den Nordpol verbreitete; viele von ihnen sehr weit nach Süden herabreichend. So findet sich unsere Krötenbinse außer in der ganzen kalten und gemäßigten nördlichen Zone auch in Abyssinien, in Neugranada, Chile, Uruguay, dem südwestlichen Neuholland, Neuseeland, am Cap. Eine ähnliche Verbreitung, aber nur auf der östlichen Halbkugel, hat der schmalblättrige Rohrkolben. Der gemeine Thymian reicht vom Nordcap und Nordsibirien bis Madera, Algerien, Abyssinien und zum Himalaya, von Grönland bis in die mittleren Vereinigten Staaten. Eine ähnliche Verbreitung hat der Löwenzahn. Die meisten der Gewächse so großer, mehr als ein Drittel der festen Erdoberfläche einnehmender Verbreitung sind Wasser-, Sumpf- oder Schuttpflanzen. — Von den Pflanzen mit eng begrenzten, weit von einander entlegenen Wohnbezirken bilden die Gewächse der höheren Gebirge und der Polargegenden, die man gemeinhin als Alpenpflanzen zu bezeichnen pflegt, die große Mehrzahl. Die

Vertheilung dieser, im Allgemeinen betrachtet, zeigt viel Sonderbares; eine scheinbare Willkür in der Vergesellschaftung der Arten. So z. B. wächst eine Saxifraga, die S. cernua, in Lappland, auf den Gebirgen der skandinavischen Halbinsel; in Daurien und Kamtschatka; im arktischen Amerika; ferner auf den Shetlandinseln, im schottischen Hochlande; stellenweis in den schweizer und steyrer Alpen; in den Hochgebirgen Siebenbürgens. Eine andre Art derselben Gattung, die S. adscendens, findet sich ebenfalls in Skandinavien, den Alpen; ferner auf den Pyrenäen und den Hochgebirgen der Balkan-Halbinsel, fehlt aber dafür Schottland und Siebenbürgen. — Die Verbreitung einzelner Alpengewächse ist merkwürdig durch die ungeheuern Lücken zwischen den Standorten. Die Wohnorte beispielsweise der Gentiana prostrata sind: Alpen, Kaukasus, Altai, Ostsibirien, Unalaschka, russisches Amerika, Felsengebirge, Ostseite der südamerikanischen Anden unter 35° südl. Br., Meeresufer am Cap Negro in Chile und an der Magellansstraße. Pedicularis asplenifolia wächst in den östreichischen Alpen und auf dem Himalaya; sie fehlt im Taurus, Libanon Kaukasus und Sibirien.

Auch einige Pflanzen ebener Gegenden haben weit von einander entlegene, eng umschriebene Wohnplätze innerhalb jeder der gemäßigten Zonen wie innerhalb der Tropen. Einige wenige sogar in der nördlichen gemäßigten Zone einerseits, der südlichen andrerseits. Die Zahl dieser Arten ist verschwindend gering, verglichen mit der der bekannten Arten überhaupt. Sie sind vereinzelt dem einander fremdartigen Pflanzengemisch ihrer weit auseinandergelegenen Standorte eingestreut. Je zwei solche Wohnbezirke pflegen nur eine derartige Pflanze gemein zu haben, nicht mehre. Auch unter diesen Gewächsen herrschen die feuchten und nassen Standorte vor.

Diese Vereinsamung der Pflanzen gleicher Art an weit entlegenen Wohnorten schließt die Wahrscheinlichkeit der Hervorrufung gleicher Formen durch gleiche äußere Einwirkungen aus. Die Seltenheit des Vorkommens mehrer getrennter Wohnplätze derselben Art, der als von nur wenigen Ausnahmen gestörte Regel giltige stetige Zusammenhang der Wohnbezirke der Pflanzenarten spricht deutlich für die Verbreitung jeder einzelnen Form von einem einzigen Entstehungsorte aus. Die durch vielfältige Beispiele erhärtete Möglichkeit der durch menschliche Thätigkeit vermittelten Einbürgerung von Pflanzen in fernen Ländern weiset darauf hin, daß an der gegenwärtigen Vertheilung der Pflanzen geschichtliche Vorgänge den wesentlichsten Antheil haben. Geschichtliche Vorgänge in des Wortes weitestem Sinn, auf die Geschichte des Erdballs, nicht auf die des Menschengeschlechts bezogen.

Die Verbreitung jeder Art von einem einzigen Entstehungsorte aus zugegeben, entsteht zunächst die Frage nach den Mitteln dieser Verbreitung. Ihre Beantwortung ist leicht für die Landpflanzen eines zusammenhänden Continents, für die Wasserpflanzen eines und desselben Flußgebiets, für die Strandpflanzen (seien es solche, die über oder die unter dem Wasserspiegel wachsen) eines und desselben Meeres. Die Samen verbreiten sich durch den Wind oder durch Wasserströmungen fortgeführt, auf mäßige Entfernungen. Viele gehen erfolglos zu Grunde; einzelne aber gelangen an günstigen Standorten zur Entwickelung. Die aus ihnen entsproßten Pflanzen werden die Ausgangspunkte neuer Verbreitung. Die Samen von Wasserpflanzen haben in Folge der Gleichartigkeit der Standorte der Wassergewächse, durch die das Wurzelschlagen schwimmender Keimpflanzen begünstigenden Einrichtungen die größte Wahrscheinlichkeit des Eintretens ihrer Entwickelung günstiger Zufälle für sich. Bei zufälliger Verschleppung auch einzelner Samen durch Thiere in neu gebildete oder an pflanzlichen Bewohnern arme Wasseransammlungen liegt die Möglich-

keit der Entfaltung und der Vervielfältigung der übertragenen Keime nahe genug. Es ist eine alljährlich leicht zu wiederholende Beobachtung, daß frisch gebildete Wasserlachen, die außer aller Verbindung mit anderen Wassermassen stehen, von Sumpf- und Wasserpflanzen besiedelt werden. Wasservögel sind es, die gewöhnlich die Uebertragung der Samen vermitteln. Der Schlamm des Bodens seit lange bewachsener stehender Gewässer ist voll von Samen von Wasserpflanzen. Schwimm- und Watevögel tragen solchen samenhaltigen Schlamm an Füßen und Federn von einem Wasserbecken zum anderen. Viele Fische fressen Samen von Wassergewächsen. Im Darmkanal dieser Fische werden solche Samen verdaut. Sie widerstehen aber der Verdauung fischfressender Vögel. Wenn ein solcher Vogel einen von Samen sich nährenden Fisch verzehrte, unmittelbar nachdem dieser Samen verschluckt hat, so bleiben die Samen keimfähig in den Auswurfsstoffen des Vogels. Sie können auf die eine oder auf die andere Art in weit entlegene Gewässer gelangen, über Meeresarme, selbst über Oceane hinweg. Alljährlich werden amerikanische Vögel nach Europa, europäische nach Nordamerika verschlagen. So erklärt sich ungezwungen die weite Verbreitung der Wasser- und Sumpfpflanzen.

Die Verbreitung der Pflanzen trockener Standorte ist weit minder begünstigt. Die Erfahrung zeigt, daß sie mit Hilfe der Mittel, welche die Natur zur Fortführung ihrer Samen aufbietet, selbst einen schmalen Meeresarm kaum zu überschreiten vermögen. Sehr belehrend ist in dieser Beziehung das Verhältniß der Flora der britischen Inseln zu der des Continents. Unter den heutzutage wildwachsenden Gewächsen Großbritanniens sind 83 zuverlässig erst in geschichtlicher Zeit angesiedelt und verwildert. Aus der Art der Vertheilung auf britischem Boden ist dies mit höchster Wahrscheinlichkeit auch für diejenigen unter ihnen zu erschließen, in Bezug auf welche geschichtliche Zeugnisse nicht vorliegen. Sie finden sich nur in der Nähe bewohnter Orte. Manche von ihnen sind nicht über die Mitte Englands hinaus vorgedrungen; viele fehlen in Schottland, noch mehre in Irland. Für die Mehrzahl der betreffenden Pflanzen ist aber der fremde Ursprung außer allem Zweifel. Neun sind amerikanischen Ursprungs, 46 sind in England erst seit Ablauf des ersten Viertheils des vorigen Jahrhunderts eingebürgert, seit der Zeit, aus welcher genaue Verzeichnisse der englischen Pflanzen (von Ray und Dillenius) vorliegen; Verzeichnisse, in denen jene Eindringlinge, meist in das Auge fallende, bekannte Culturgewächse fehlen. Beispielsweise seien der blaue Sturmhut, die Päonie, die rothe Taubnessel erwähnt. Diese dreiundachtzig Pflanzen sind alle bis auf eine zuverlässige durch menschliche Thätigkeit nach England übergeführt worden. Die Mehrzahl dieser Einwanderer sind unzweifelhaft Gartenflüchtlinge; die übrigen Unkräuter, die den Menschen überall hin zu folgen pflegen; ein einziger, eine Hauhechelart, bei Bayonne und in Portugal heimisch, die auf einem öden Vorgebirge Südwestschottlands, dem Mull of Galloway sich angesiedelt hat, könnte ebensogut von Vögeln als von Menschen eingeschleppt sein. — Aehnliche Verhältnisse walten auf Inseln des Mittelmeers ob. Auf Ischia fehlen Pflanzen, die auf der nahen Küste des Festlands ganz gemein sind, und die auf der Insel günstige Standorte in Menge finden würden. Eine davon ist der gewöhnliche Schierling. Eine Anzahl Arten, die auf den Felsen der calabrischen Seite der Straße von Messina massenhaft wachsen, fehlen auf Sicilien ganz und gar.

Der Thatsache gegenüber, daß das Meer der Pflanzenwanderung in der Gegenwart eine feste, nur durch Menschenhilfe mit Erfolg überschreitbare Schranke setzt, ist die Beobachtung um so auffallender, daß die Pflanzendecke von Continenten durch nur schmale Meeresarme getrennter Inseln im Großen

und Ganzen mit der des Festlandes übereinstimmt. Die britischen Inseln haben keine ihnen eigenthümliche Pflanzenart. Die weit überwiegende Mehrzahl ihrer Gewächse ist in Norddeutschland verbreitet. Eine mäßige Anzahl hat ihre nächsten, außerbritischen Standorte im nordwestlichen Frankreich; eine sehr kleine Zahl in Asturien. Für keine diesseits oder jenseits des britischen Kanals unzweifelhaft altheimische Art ist die Küste die Verbreitungsgrenze. Diese Grenze läuft z. B. für die wilde Karthäusernelke in etwa zehn Meilen Entfernung der nordfranzösischen und norddeutschen Küste im Binnenland parallel. Für die übelriechende Nieswurz geht sie quer durch die Mitte Englands. Die England und Nordwestfrankreich gemeinsamen Pflanzen gehen in England eine kurze Strecke landeinwärts. Es ist in dieser Beziehung, als ob das Meer nicht da wäre. Aus diesen Verhältnissen ergibt sich zunächst die Vermuthung einer einstigen festländischen Verbindung Großbritanniens mit dem südöstlich ihm gegenüberliegenden Continente. Die Geologie erhebt diese Vermuthung zur Gewißheit. Daß zwischen England einerseits, den Niederlanden und Nordostfrankreich andererseits das Meer wogt, das hat seinen Grund in geologisch spät erst eingetretenen Senkungen des festen Landes. Mitten im Pas de Calais findet sich auf einer Untiefe ein versunkener Wald; einer der vielen, welche die englischen und die deutschen Nordseeküsten begleiten. Er besteht aus Kiefern, identisch mit unsern heute lebenden, ist also aus spätester geologischer Zeit, muthmaßlich aus einer Zeit, zu der bereits Menschen auf der Erde lebten.

Von Erwägungen solcher Art ging Edw. Forbes aus, als er vor achtzehn Jahren seine epochemachende Untersuchung über den Ursprung der Pflanzen der britischen Inseln veröffentlichte. Er zeigte, daß für das Vorkommen der arktischen und alpinen Arten auf den Hochgebirgen Schottlands eine befriedigende Erklärung in der völlig festgestellten Thatsache gefunden wird, daß nach Ablauf der Tertiärzeit in Europa eine lange dauernde Erniedrigung der Temperatur eintrat, während der in allen Hochgebirgen Gletscher von ungeheurem Umfang sich bildeten. Der Ocean bedeckte gleichzeitig die norddeutschen und russischen Ebenen bis zum Ural, auch ein beträchtlicher Theil des heutigen England lag unter der Meeresfläche. Die Küstenländer dieses großen Nordmeeres mußten eine, bei der Aehnlichkeit der klimatischen Verhältnisse sehr gleichartige, durch die Wanderung der Samen über das Eis und mit den Eisbergen sich immer gleichförmiger gestaltende Vegetation beherbergen. Als die Wärme wieder zunahm, das untergetauchte Land aus dem Meere sich hob, da besiedelten sich die trocken gelegten Gegenden vom heutigen Festlande aus, bis an welches sie zusammenhängend reichten, mit Pflanzen milderer Klimate. Der Südwesten Englands erhielt Einwanderer aus Westfrankreich, der Osten aus den Niederlanden. Die specifisch nordischen Formen zogen sich mehr und mehr auf die Gipfel der Berge zurück. Nach langer Dauer dieser Verhältnisse begann die Reihe von Senkungen, welche dem Frankreich von England trennenden Meeresarme sein Bett bereitete; von Westen nach Osten her vorschreitend, so daß der Zusammenhang mit den Niederlanden länger erhalten blieb, als der mit Westfrankreich. — Die westlichsten Punkte Großbritanniens und Irlands beherbergen einige wenige Gewächse, deren außerbritische Wohnorte im südwestlichen Frankreich, in Nordspanien, auf den Azoren und auf Madeira liegen. Gestützt auf die Thatsache, daß in der späteren tertiären Zeit im Gebiete des Mittelmeeres und westlich noch über die Straße von Gibraltar hinaus gewaltige Aenderungen der Höhe des Landes stattfanden, nimmt Forbes zur Erklärung des örtlichen Vorkommens jener Pflanzen in Irland und England an, daß einst eine Landverbindung zwischen England, Asturien, den Azoren und Madeira bestanden habe: die Einführung der unter die Wogen des Meeres versunkenen Atlantis in die Naturwissenschaft.

Der von Edw. Forbes gebahnte Weg ist von allen den Forschern betreten und weiter verfolgt worden, die seither mit diesem Gegenstande sich beschäftigt haben, wie J. D. Hooker, Alph. de Candolle, Unger, Heer, Darwin. Ueber das Zutreffende einzelner Schlüsse, welche aus den vorliegenden Thatsachen gezogen sind, mag noch eine Verschiedenheit der Meinungen obwalten. Mit Recht hebt z. B. Darwin gegen die letzterwähnte Annahme Forbes' und deren von Anderen versuchte weitere Ausführung hervor, daß es unzulässig erscheint, lediglich auf pflanzengeographische Erfahrungen gestützt, großartige Aenderungen in der Vertheilung des Festen und Flüssigen auf der Erdoberfläche anzunehmen, die nicht anderweit, durch geologische Beobachtung, beglaubigt sind. Auch unter der Voraussetzung der Verbreitung der Arten von einem einzigen Entstehungscentrum aus, und bei Einräumung des Erfahrungssatzes, daß gegenwärtig die Einbürgerung fremder Arten kaum je vermittelst der Uebertragung der Samen durch Winde, Strömungen, Thiere erfolgt, liegt kein zwingender Grund vor, die theilweise Uebereinstimmung der Flora oceanischer Inseln mit der gewisser Gegenden der nächsten Continente durch die Annahme des einstigen unmittelbaren continentalen Zusammenhanges beider zu erklären. Allerdings erweisen sich gegenwärtig die natürlichen Transportmittel, bei ihrer im Vergleich mit der Thätigkeit der Menschen in verkehrsreichen Ländern seltenen und vereinzelten Einschleppung fremder Samen als unfähig, seit Jahrtausenden von Pflanzen dicht bevölkerten Gebieten neue Bürger zuzuführen, die im Kampfe mit alteingebürgerten, ihren Standorten genau angepaßten sich einen Wohnplatz erst erringen müßten. Nur ein Zusammentreffen günstiger Umstände vermag die Entwickelung aus der Fremde kommender Samen zu ermöglichen; nur ein fortgesetztes Eintreten solcher Begünstigungen zur Ausbreitung der neuen Art zu führen. Es liegt auf der Hand, daß eine Unzahl der Fremdlinge, selbst wenn ihre Samen zur Keimung gelangten, wieder zu Grunde gehen; daß sie, selbst wenn sie durch einige Generationen sich fortpflanzten, wieder verschwinden werden, überwuchert, erstickt und verdrängt durch ihre altheimischen Mitbewerber um Licht, Luft und Boden. In der Regel wird nur eine fortgesetzte und massenhafte Einführung von neuen Individuen diesen ungünstigen Wahrscheinlichkeiten zu begegnen vermögen; eine Einführung, wie sie der Mensch theils mit, theils wider Willen übt. Allein diese Verhältnisse sind andere auf einem noch vegetationslosen, vor nicht langer Zeit erst aus dem Ocean emporgetauchten Boden. Hier hat jeder von Außen kommende Keim eine leidliche Wahrscheinlichkeit für sich, sich zu entwickeln, fortzupflanzen und zu vermehren, dafern nur die physikalischen Verhältnisse seinem Gedeihen nicht hinderlich sind. Die Concurrenz anderer Pflanzen hemmt ihn nicht. Die Arten, welche eine vereinzelt im Meere liegende Insel oder Inselgruppe mit dem ihr nächsten, wenn auch ziemlich fernen Festlande gemein hat, können demnach recht wohl durch Ursachen ihr zugeführt worden sein, welche lange vor dem Auftreten des Menschen auf der Erde thätig waren. — In der Hauptsache aber sprechen die festgestellten Thatsachen so deutlich und mit so zwingender Gewalt, daß eben nur in untergeordneten Einzelfragen die Ansichten auseinandergehen können. Die nächste in die Augen springende Folgerung ist die des hohen Alters der gegenwärtigen Arten. Die Pflanzenreste aus den älteren quaternären, vor Eintritt der Eiszeit abgelagerten Schichten sind identisch mit jetztlebenden. In ebensolchen Schichten haben sich von Menschenhand bearbeitete Werkzeuge gefunden, ganz neuerdings, an einem derselben Fundorte, auch menschliche Gebeine. Die Zeit dieser Ablagerungen ist, nach Jahren bemessen, eine überaus weit zurückliegende. Zwischen ihr und der Gegenwart liegt eine Senkung des größeren Theiles des Festlandes der nördlichen Halbkugel, welche auf dem europäischen Continent z. B. alles Land

von den mitteldeutschen Gebirgen nordwärts bis zu dem damals weit ferneren Meer, ostwärts bis zum Ural unter Wasser setzte; und eine darauf folgende Hebung, welche einen Theil des versunkenen Landes, die nordeuropäischen Ebenen, wieder trocken legte. Jene Senkung betrug in Mitteldeutschland mindestens 1000 Fuß unter dem gegenwärtigen Meeresspiegel; denn so hoch herauf reichen am deutschen Hügellande die während der Eiszeit auf dem Boden jenes Meeres abgelagerten nordischen Geschiebe. Anderwärts noch höher, in den Gebirgen von Wales bis 1400 Fuß. Es ist gewiß, daß die ganze Schwankung der Erdrinde, die Senkung wie die Hebung, nur langsam vor sich ging. Nimmt man zum Maßstabe der Schnelligkeit dieser Niveauänderungen die in neuerer Zeit an den nordeuropäischen Küsten beobachtete Ab- oder Zunahme der Höhe des Wasserstandes des Meeres von $2^1/_2$ bis 4 Fuß im Jahrhundert, so ergibt sich für eine Oscillation der Höhe des Festlandes mit einer Amplitude von 1000 Fuß ein Zeitraum von 50,000 bis 80,000 Jahren. Ungleich längere Zeiträume gibt die Berechnung der Zeit, welche zu umfangreichen Alluvionen an Flußmündungen seit dem Eintritt der gegenwärtigen Niveauverhältnisse nöthig gewesen sein würde, bemessen nach der Mächtigkeit der gegenwärtigen Schlammablagerungen. Aber diese langen Reihen von Jahrtausenden, wie unendlich sie uns auch im Vergleiche mit Perioden der überlieferten Geschichte der Menschheit erscheinen müssen, sind nur ein kurzer Abschnitt der geologischen Epoche, in welche das Bestehen der gegenwärtigen Formen von Pflanzen und niederen Thieren weit hinaufreicht. Ueber die Gleichheit der Arten (den Begriff der Art in der Weise gefaßt, welche der modernen Systematik geläufig ist) sehr vieler Conchylien der späteren, und einer nicht unerheblichen Anzahl selbst der frühesten tertiären Schichten herrscht völlige Uebereinstimmung der Sachverständigen. Und in Bezug auf die tertiären Pflanzen wird auch von denen, welche die Identität der Art selbst derjenigen tertiären Formen, welche Pflanzen der Jetztzeit am ähnlichsten sind, mit den heute lebenden nicht zugeben, die Verwandtschaft beider, die Abstammung dieser von jenen nicht in Zweifel gezogen. Ein so hohes Alter der Formen bedingt eine ereignißreiche Geschichte. Prüfen wir die Einflüsse, welche anderweit festgestellte geologische Vorgänge auf die in ihren Hauptzügen bekannte geographische Vertheilung der Pflanzen der Tertiärzeit gehabt haben müssen, so treten die anderswie unerklärlichen auffallendsten Thatsachen der Pflanzengeographie der Gegenwart plötzlich in helles Licht.

Von dem Beginn der Tertiärzeit bis in die diluviale hat die Temperatur der nördlichen Halbkugel fortwährend abgenommen. Dies ist bewiesen durch die Verminderung der Zahl und das endliche Verschwinden der Typen tropischer Vegetation von den älteren tertiären Schichten aufwärts zu den jüngeren und den quaternären. Noch in der mittleren und späteren Tertiärzeit (über deren Vegetation zahlreiche Beobachtungen aus sehr verschiedenen Oertlichkeiten der alten und neuen Welt vorliegen) war die Vegetation der heute von dem kalten bis zu dem wärmeren gemäßigten Klima eingenommenen Zone der nördlichen Hemisphäre weit gleichmäßiger als jetzt. Viele Arten reichten in breiten Gürteln rings um die Erde; viele sehr weit von Norden nach Süden. Aber schon bestanden beträchtliche klimatische Unterschiede. Sie mußten sich mehr und mehr steigern bei der zunehmenden und vom Pole nach dem Aequator langsam vorrückenden Abkühlung der Erde. Die vorschreitende Kälte duldete nur die Pflanzenformen, die auch unter dem immer rauher werdenden Klima auszudauern vermochten, und trieb die Typen wärmerer Zonen vor sich her, dem Aequator zu. Ihr Gang mag langsam gewesen sein. Muthmaßlich nahm in Jahrtausenden die mittlere Temperatur des Jahres noch nicht um einen Grad ab. Aber mit unwiderstehlicher Gewalt mußte sie den Charakter der Flora ändern. Zunächst verödeten die arktischen Gegenden und der ihnen an-

grenzende Erdgürtel. Auf den weiten Strecken fast zusammenhängenden festen Landes rings um den Pol konnten nur wenige Arten aus dem einst reichen Pflanzenkleide der Erde sich erhalten. Die besonders lebens- und verbreitungsfähigen davon mochten, bei der continentalen Verbindung der Wohnorte weithin, rings um den Pol sich verbreiten. Die arktische Flora mußte eine sehr gleichförmige werden. Wenn endlich auch die pflanzlichen Bewohner der hohen Breite unter Schnee und Eis begraben wurden, dann waren sicher ihre Nachkommen schon weit südlich gewandert. Die vordringende Kälte hatte inzwischen den größeren Theil der Arten auch der gemäßigten Zone verdrängt. Die Keime der an rauhes Klima gewöhnten polaren Pflanzen fanden auf dem herrenlos gewordenen Boden die günstigen Bedingungen des Gedeihens. Wie die Pflanzen der polaren Zone zu denen der gemäßigten, so mußten auch die der gemäßigten zu denen der warmen, die der warmen zu denen der heißen sich verhalten. Eine allgemeine Wanderung der Pflanzen vom Pole nach dem Aequator hin fand statt, und Schritt vor Schritt traten die Pflanzen der kälteren Regionen in die Fußtapfen der fliehenden Arten der milderen Klimate.

Vielfach mußte diesen Flüchtlingen der Weg abschnitten sein. Wo kein Festland, keine fast zusammenhängende Inselgruppe äquatorwärts sich erstreckte, da wurde die weichende Art an die äußerste, unüberschreitbare Südgrenze ihres einstigen Wohnlandes gedrängt und endlich vernichtet, ohne daß ihr die Möglichkeit gegeben gewesen wäre, in ihren Nachkommen unter einem günstigeren Himmelsstrich fortzuleben. Nur in vereinzelten Fällen mochte es einer geringen Zahl von Individuen der bedrängten Art gelingen, an örtlich besonders begünstigten Standplätzen auszudauern bis zum endlichen Wiedereintritt gedeihlicherer Vegetationsbedingungen. Dies die Geschichte des Aussterbens sehr zahlreicher tertiärer Formen, vor allen in Europa und im nordwestlichen Asien, wo das Mittelmeer und die vom schwarzen Meere ostwärts damals weit ins Binnenland reichenden Fluthen der Flucht südwärts eine unüberschreitbare Schranke setzten. Immer tiefer sank die Temperatur. Skandinavien ward von einem einzigen, ungeheuren Gletscher bedeckt, wie heutzutage Grönland. Von den Alpen herabsteigend flossen die Gletschermassen in der weiten hügeligen Mulde zwischen Alpen und Jura zu einem Eismeere zusammen, das hoch an den Kämmen des Jura hinaufreichte und auf dessen Abhängen die von den Alpen herübergeführten Felsblöcke seiner Moränen zurückließ. Gletscher füllten die Hochthäler deutscher Mittelgebirge und des Altai. An den Flußmündungen Sibiriens und des nördlichsten Amerika häuften sich Eismassen, die heute noch der Einwirkung der wärmer gewordenen Sommer widerstehen und eine geologische Formation darstellen, in der die Leichen ausgestorbener riesiger Säugethiere mit Haut und Haaren, unverwest erhalten worden sind. Die von den ins Meer reichenden Eisströmen des skandinavischen Gletschers sich ablösenden, südwärts treibenden Eisberge überschütteten den Boden des die norddeutsche Tiefebene bedeckenden Meeres mit den mitgebrachten Steinen und Grus. Damals trug die Mitte unsres Continents nothwendig eine arktisch-alpine Flora. Von Norden her waren die arktischen Formen eingewandert; den Weg fanden sie über den Archipel, den die Hochgipfel der britischen Inseln bildeten; über das Wintereis des Meeres, über welches der Sturm weither ihre Samen führen konnte; auf dem Rücken der Eisberge — wie heute noch die auf Neufoundland strandenden Eisberge aus der Baffinsbai nicht selten mit lebendiger Vegetation bekleidete Schutt- und Erdmassen mit sich führen. Den arktischen Formen mochten Arten der früher in Mitteleuropa auf Berghöhen an niedere Temperatur gewöhnten Pflanzen sich beimischen; auch einzelne der Niederungen, die selbst der tiefsten Erniedrigung der Temperatur zu widerstehen vermochten. Wie in Europa und Asien, so in Nordamerika, wo ebenfalls die nordischen Geschiebe alles niedere

Land bis zum mexicanischen Golfe bedecken; wo ebenfalls die Hochthäler des Felsengebirges die Spuren einstiger großartiger Ausdehnung von Gletschern zeigen.

Wir haben Belege dafür, daß eine solche Eiszeit nicht auf die nördliche gemäßigte Zone sich beschränkte. Im südöstlichen Himalaya sah J. D. Hooker auf den Moränen einstiger Gletscher Mais wachsen. Hohe Moränenwälle durchsetzen quer die chilenischen Andenthäler innerhalb des Bereiches der Wein- und Oelcultur. In den Gebirgen Neuseelands, in den Thälern des Hochgebirges Neuhollands finden sich die unzweifelhaften Spuren einstmaliger Gletscherthätigkeit. Es ist sicher, daß die Eiszeit der nördlichen und die der südlichen Hemisphäre in die nämliche, sehr neue geologische Periode fällt, und es liegt kein Grund vor zu bezweifeln, daß sie in beiden Erdhälften gleichzeitig war.

Die von den Polen nach dem Aequator hin vorrückende Abkühlung der Erdoberfläche erkältete die äquatorialen Gegenden nicht in dem Maße, daß in den Tiefländern die Pflanzen kälterer Klimate Alleinbesitz vom Boden hätten ergreifen können. In den günstigsten, wärmsten Lagen mochte ein beträchtlicher Theil der Gewächse auch der heißesten Zone sich erhalten. Die Erfahrung der Gegenwart zeigt uns, daß die Pflanzen, an welche man bei dem Worte tropische Vegetation zunächst zu denken pflegt, wie Palmen, Pisang u. s. w., in ihrem Gedeihen nicht so sehr an eine sehr hohe Temperatur der Luft, als an einen hohen Feuchtigkeitsgehalt derselben, bei einem Wärmegrad geknüpft sind, der in trockenen Gegenden der Erde oft überschritten wird. Die Verhältnisse mußten die Pflanzenarten der gemäßigten Zonen dem Aequator näher bringen, als die der kalten. Die letzteren konnten nur da bis in die heiße Zone gelangen, wo von höheren Breiten aus hohe Gebirgsketten in derjenigen der Meridiane sich annähernder Richtung bis unter niedere Breitengrade sich erstreckten. Unter solchen Umständen aber, wie sie der Westküste Amerikas, der Ostküste Afrikas entlang, in einigermaßen ähnlichem Grade zwischen der hinterindischen Halbinsel und den Sundainseln obwalten, konnten leicht Formen der nördlichen und der südlichen gemäßigten Klimate, ja selbst arktische und antarktische Formen auf den Gebirgskämmen sich begegnen und nebeneinanderwachsen.

Die allgemeine Gestaltung der Festländer der Erde, die seit der Eiszeit in den Hauptzügen bis heute die nämliche geblieben ist, mußte es mit sich bringen, daß die nordischen Formen, aus weit ausgedehnten Heimathbezirken herkommend und auf breiteren Wegen wandernd, in ungleich größerer Menge in den äquatorialen Gegenden anlangten, als die südlichen. Aus der Minderzahl der letzteren werden nur einzelne Arten unter ganz ausnahmsweise begünstigenden Verhältnissen im Stande gewesen sein, einige Verbreitung nordwärts vom Aequator sich zu erringen.

Endlich kam eine bessere Zeit. Die Temperatur begann wieder zu steigen. Die Gletscher der Gebirge verkleinerten sich und verschwanden. Gleichzeitig begannen weite Strecken bisherigen Meeresbodens über die Wasserfläche sich zu erheben. Jetzt hob die Zeit der Vergeltung an für die den Pflanzen der wärmeren Klimate widerfahrene Unbill. In dem Maße, als die Wärme der Landstriche, aus denen sie durch die von kälteren Ländern gekommenen Eindringlinge verdrängt worden waren, der früheren Temperatur sich wieder näherte, nahmen sie ihre früheren Wohnplätze wieder ein. Diejenigen eingewanderten Arten, welche unter den zu Gunsten der Pflanzen wärmeren Klimas geänderten äußeren Umstände in üppigem Wuchs und in Verbreitungsfähigkeit mit diesen nicht wetteifern konnten, wichen allmälig zurück nach den Polen hin und auf die Bergeshöhen. So vollzog sich eine langsame Wiedereroberung der verlornen Gebiete. Aber nur eine unvollständige; um so unvollständiger, je weiter ab vom Aequator das wiederzugewinnende Land lag, je zahlreicher örtliche Begünstigungen des Gedeihens der Arten kälterer Zonen auf Gebirgen, Mooren, in der Nähe

großer, die Sommerhitze mildernder Wasserflächen es darbot. Und die wieder einziehenden früheren Bewohner kehrten in der Zahl der Arten furchtbar gelichtet zurück. Wie viele Formen mußten nicht während der langen Wanderung äquatorwärts an unüberschreitbaren Hindernissen angelangt, durch langsames Aussterben vernichtet worden sein. Und viele der ehemaligen Standorte waren den rückkehrenden Vertriebenen durch Aenderungen der Oberflächengestaltung unzugänglich geworden. Hatte doch die Wiedererhebung der nordeuropäischen Tiefländer nicht das Maß der vorausgegangenen Senkung erreicht. Inseln und Halbinseln, deren Landverbindung in arktischen Breiten liegt, Länder, die nach Süden durch breite Wüstengürtel von andern Theilen des Continents geschieden werden, konnten von den heimkehrenden Pflanzen kaum wieder erreicht werden.

Mit diesen Voraussetzungen stimmen aufs Schlagendste die thatsächlichen Verhältnisse überein. Die Wanderung der, den polaren und den kühleren gemäßigten Zonen angehörigen Pflanzen äquatorwärts während der Eiszeit, das Zurückdrängen derselben auf die Hochgebirge und nach den Polen hin während der Wiederzunahme der Temperatur erklärt vollständig die Uebereinstimmungen der polaren und alpinen Floren. Noch in den Einzelnheiten dieser Verhältnisse werden uns eine Menge Fingerzeige, alle in der angegebenen Richtung. Die einzelnen alpinen Floren der nördlichen Hemisphäre haben mit den ihren Meridianen nächsten arktischen Gebieten vorzugsweise zahlreiche Arten gemein. Die weißen Berge der nördlichen Vereinigten Staaten haben in ihrer alpinen Vegetation Pflanzen aus Labrador, welche in Lappland und Sibirien einerseits, auf den Bergen Schottlands und des südlichen Skandinaviens andrerseits fehlen und umgekehrt. Auf dem Riesengebirge finden sich einige wenige Lappland und Nordsibirien angehörige Arten, welche Schottland und den Alpen mangeln. Schottland und die Pyrenäen beherbergen eine in Grönland und den Hudsonsbailändern heimische Art, welche in den Alpen, den deutschen und skandinavischen Gebirgen und in Lappland nicht vorhanden ist. Ferner verlieren die alpinen Floren unserer Hemisphäre um so mehr den arktischen Charakter, je näher sie dem Aequator liegen. Je südlicher ein Hochgebirge, um so geringer die Zahl der Arten, die mit solchen des Polargebiets identisch sind, um so zahlreicher (bei übrigens gleichen Verhältnissen der Erhebung, Ausdehnung und Feuchtigkeit) die der eigenthümlichen, wenn auch arktischen noch nahe stehenden Formen. In den dem Aequator nächsten Gebirgen von Alpenhöhe besteht die Vegetation der Hochregion weit überwiegend aus Arten, die solchen des gemäßigten Klimas des nämlichen meridianen Streifens der Erde identisch oder analog sind; die arktischen Formen treten bis zum Verschwinden zurück. Aehnlich auf der südlichen Halbkugel. Pflanzen von Vandiemensland wachsen auf dem Hochgebirge des australischen Continents, mehre südaustralische Formen auf den Gipfeln von Borneo, einige wenige davon reichen bis auf die Gebirge der Halbinsel Malakka; eine Art der Neuholland beinahe ausschließlich eigenen Gattung Stylidium, die durch die merkwürdigen Bewegungserscheinungen ihrer Geschlechtsorgane bekannt ist, verbreitet sich bis in den mittleren Himalaya. Die Höhen der äquatorialen Anden von Südamerika beherbergen Pflanzenformen, die in Südchile oder noch weiter südlich bis zur Meeresküste herabsteigen. Repräsentanten der nämlichen Formen wachsen auf den, durch weite Tiefebenen von den Cordilleren getrennten, Hochgipfeln der Gebirge von Caraccas. In den abyssinischen Gebirgen wachsen Pflanzen der Capflora. Auch erklären jene Erwägungen die auf den ersten Blick höchst wunderbare Thatsache, daß antarktische Gegenden mit arktischen Regionen und solchen des gemäßigten nördlichen Klimas eine nicht unbeträchtliche Zahl von Pflanzenarten gemein haben, bei denen jeder Verdacht einer Einschleppung durch Menschen fernliegt. Die allerdings sehr artenarme Flora der Insel Feuerland besteht zu einem Fünftel aus

Arten, die sie mit Großbritannien gemein hat. Dieses Verhältniß erklärt sich daraus, daß während der Eiszeit solche Pflanzen in den höheren und mittleren Lagen der, Amerika von Norden nach Süden mit nicht nennenswerthen Unterbrechungen durchziehenden, Gebirge und Hochländer sich leicht in Richtung des Meridians zu verbreiten vermochten. Nach dem Wiedereintritt wärmeren Klimas mochten sie in die Mitte der langen Kette von Hochländern von andern Pflanzen verdrängt werden, an den Endpunkten aber sich erhalten. — Isolirte Berggipfel, die erst nach Ablauf der Eiszeit Alpenhöhe erreichten, konnten von den eben erwähnten Vorgängen nicht berührt werden. Ein schlagendes Beispiel eines solchen ist der Aetna. Seine Hauptmasse ruht auf geologisch ganz jungen, der Jetztzeit angehörigen, pflanzenführenden Tuffen. Sein schneegekrönter Gipfel hat also erst nach der diluvialen Zeit seine Erhebung erlangt. Dem gewaltigen Berge fehlt durchaus eine alpine Vegetation; auf den unfernen, viel niedrigeren Berggipfeln des südlichen Calabriens ist eine solche vorhanden.

Die vergleichsweise Häufigkeit der für die spätere Tertiärzeit charakteristischen Pflanzenformen im südlichen und mittleren Nordamerika, in Nordchina und Japan; die Seltenheit derselben Typen in Europa und dem westlichen Nordasien folgt unter den oben ausgesprochenen Voraussetzungen aus der Gestaltung der Continente. Auf dem Rückwege aus Süden und Südosten nach Europa und Kleinasien stießen die während der Eiszeit südwärts geflüchteten Pflanzen wärmeren Klimas auf das Meer, weiter ostwärts in Asien und in Nordafrika auf breite Gürtel regenlosen oder regenarmen Landes, die der Wanderung der Samen der meisten Gewächse, namentlich der baumartigen, eine nicht minder unüberschreitbare Grenze ziehen als ein breiter Meeresarm. Was unter solchen Umständen in der Westhälfte der gemäßigten Zone der alten Welt von jenen Formen sich erhalten und wieder verbreitet hat, das werden in den meisten Fällen Abkömmlinge der vereinzelten Individuen sein, die auch während der schlimmsten Zeit der Eisperiode in irgend einem warmen Winkel der Südabhänge von Gebirgen des Mittelmeergebiets ihr Dasein gefristet haben. Anders an der Ostküste Asiens und in Nordamerika, wo dem Wiedervordringen nordwärts der einst vertriebenen Formen kein wesentliches Hinderniß im Wege stand. Der größere Formenreichthum hier, der geringere dort erklärt sich unter solchen Umständen leicht.

Eine der bei Betrachtung der Vertheilung der Pflanzen auf der Erdoberfläche im Großen und Ganzen am weitesten hervortretenden Thatsachen ist die Gleichartigkeit der Vegetation der nördlichen Hemisphäre, die Ungleichartigkeit der einzelnen Welttheile der südlichen. Bei aller Verschiedenheit der Arten und Gattungen beherrscht doch ein gemeinsamer Typus die Vegetation von den Nordgrenzen der Continente aus bis weit jenseits des Aequators. Beim Vorschreiten nach Süden treten allmälig neue Typen hinzu, aber einzeln, und nicht allzu schroff von den bereits vorhandenen geschieden. Es ist, als ob im Norden entspringende Quellen zu einem Flusse zusammenträten, der, durch zahlreiche kleine Zuflüsse nach und nach zu einem gewaltigen Strome angeschwellt, bis gegen den Wendekreis des Steinbocks hin alles Land überfluthet. Aber schon nördlich vom Aequator reichen in ihn herein vereinzelte, schwache Gegenströme. Hier und da zeigt sich eine Pflanzenform eines weit abweichenden Typus. Solche Formen, in den durch Meere getrennten Ländermassen der südlichen Halbkugel großentheils verschiedenartig, mehren sich weiter südwärts, bis endlich die nordische Fluth auf ihre geschlossene Masse trifft, von dieser gestaut wird. Derartige Länder, die gegenwärtigen Heimathbezirke der südlichen Typen, sind das Capland, Südaustralien, das Südende Amerikas. Auch diese Wahrnehmung erklärt sich schon aus der Configuration der Continente. Aus den weiten, zusammenhängenden Landstrichen im Norden der Erde mußten, auch unter übrigens ganz gleichen Umständen, unter den Tropen mehr zugewanderte

Formen und Individuen von Norden her anlangen, als von den schmalen, spitz zulaufenden Südenden der Festländer her. Der continentale Zusammenhang der nördlichen Wohnbezirke gestattete die Vermengung der Formen und beförderte die Gleichmäßigkeit der Vegetation der einzelnen meridianen Streifen; die Bewohner der südlichen Vegetationsgebiete aber blieben im Allgemeinen getrennt bei ihrer Wanderung nordwärts, und bei der Rückwanderung südwärts.

Sind wir am Ende derartiger Aenderungen des Klima und der Vegetation unseres Planeten angelangt? Dies anzunehmen, würde der wohlberechtigten Tendenz der neueren Geologie zuwiderlaufen, die sich bemüht, darzuthun, daß fortdauernd, allmälig, langsam, aber sehr lange Zeiträume hindurch wirkende Ursachen die Veränderungen der Gestaltung und Bevölkerung der Erdoberfläche durch alle geologischen Perioden hindurch bewirkt haben. Wenn einmal, in verhältnißmäßig neuer Zeit, eine Abnahme und Wiederzunahme der Temperatur der ganzen Erde stattgefunden hat; wenn noch nach Auftreten des Menschen auf der Erde weite Strecken Landes über die Oberfläche des Meeres sich hoben oder unter sie sanken; — warum sollen ähnliche Vorgänge nicht heute noch in fast unmerklicher Langsamkeit sich vollziehen? Blicken wir auf die in dieser Beziehung uns vorliegenden Erfahrungen, so kommen wir zu dem unerfreulichen Schlusse, daß wir uns wahrscheinlich in einer Periode der Abkühlung der Erde, und was Norddeutschland betrifft, auch in einer Periode der Senkung befinden. Für den letzten Punkt gibt das Vorhandensein der untermeerischen Wälder von geologisch ganz neuem Datum unseren Küsten entlang, die der Nordseeküste vorliegende Kette von Düneninseln, den Resten des zerrissenen einstigen Strandes, ebenso beredtes Zeugniß, wie die geschichtliche Ueberlieferung von den Eingriffen des Meeres in das Festland, die Ostfriesland bis auf wenige Reste zerstörten, die Jahde und den Zuydersee bildeten, und gegen welche die örtlichen Anschwemmungen von Schlickland gar nicht in Betracht kommen. Für eine fortschreitende Abkühlung sprechen die vegetabilischen Funde in den nur wenige Jahrtausende alten Torfmooren nordischer Länder deutlich genug. Auf den Shetlandinseln finden sich im Torf Haselnüsse und Fichtenzapfen; jetzt ernährt die Inselgruppe keinen andern Baum mehr als die Birke. In Dänemark hat die Buche, deren Gedeihen an einen hohen Feuchtigkeitsgrad des Sommers geknüpft ist, die Kiefer verdrängt, die zu ihrer kräftigeren Entwickelung einer höheren Sommerwärme bedarf. Aus Irland ist die Fichte verschwunden, die in den Torfmooren noch häufig sich findet. In allen arktischen Ländern und auf vielen Hochgebirgen Europas ist die Baumgrenze sichtlich im Zurückweichen süd- oder abwärts. Historische Berichte über diesen Gegenstand sind minder verläßlich. Vielleicht aber thun wir dem Geschmack unserer Vorfahren unrecht, wenn wir annehmen, die einst um so viel weiter nach Norden (nach England, West- und Ostpreußen) reichende Weincultur sei nur darin begründet gewesen, daß man im Mittelalter bei einem Getränke sich erfreuen mochte, dessen Säure uns Grausen erregen würde. — Ein Trost aber bleibt bei so schmerzlichen Betrachtungen nicht nur dem Einzelnen, auch Völkern. Die Veränderungen des Klima und der Höhe über der See geschehen sehr langsam. Fußen wir auf Lyells Rechnungen (siehe oben, S. 315), so verflossen 40,000 Jahre während einer Erniedrigung der mittleren Jahrestemperatur um 4° R. und der Seehöhe um 1000 Fuß. Macht auf 5000 Jahre ½ Grad Wärme und 125 Fuß Höhenunterschied, Differenzen, welche unsere Heimath, wenn auch schädigen, doch nicht entfernt unbewohnbar machen würden; — und selbst das erst im Verlaufe eines Zeitraums, der hinreicht, daß eine Nation den ganzen Kreis ihrer Entwickelung durchlaufe, bis zur einstigen endlichen Auflösung. — α.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Das preußische Abgeordnetenhaus und die Regierung.

Der preußische Minister, welcher neulich hervorhob, es sei ein Unterschied zwischen der Stellung des Königs von Preußen und des Königs der Belgier, hat seinen Gegnern einen Dienst erwiesen, wenn er in der gegenwärtigen verzweifelten Lage der preußischen Regierung auf den schneidenden Contrast zwischen ihren Erfolgen und denen des Königs Leopold aufmerksam machte. Es ist allerdings für jeden Preußen, der die heimischen Zustände mit denen Belgiens vergleicht, ein großer Unterschied in der Stellung beider Fürsten zu ihren Völkern, und es ist nicht unnütz, darzustellen, worin der Gegensatz liegt. Beide Souveräne haben einen militärischen Lieblingsplan, den sie gegen Wunsch und Willen ihres Volkes durchzusetzen bemüht waren. Gerade so wie König Wilhelm seine Heeresorganisation, forderte König Leopold seit Jahren die Befestigung von Antwerpen. Die neue preußische Organisation kann nicht unpopulärer sein, als dieser Lieblingsplan des belgischen Königs seinem Volke war. Denn dieser Plan legte nicht nur für alle Zukunft dem Militärbudget eine neue nicht unbedeutende Last auf, er forderte auch sofort zu seiner Realisirung die hohe Summe von etwa achtzig Millionen Franken. Das belgische Volk aber hat seinem Könige diese höchst unpopuläre, unbequeme, kostspielige Neuerung bewilligt, gegen das eigene Wünschen und Empfinden, als ein großartiges Geschenk, welches mit Selbstüberwindung einem populären Fürsten gebracht wurde. Nicht die Erkenntniß von der — für uns unläugbaren — politischen Nothwendigkeit dieses kostbaren und lästigen Unternehmens hat in Belgien den Ausschlag gegeben; man darf sagen, daß nur die Persönlichkeit des Regenten dem Volke die Beistimmung abgerungen hat.

In Preußen aber ist unter diesem Regiment die gesetzliche Feststellung der Heeresorganisation ohne jede Aussicht, und alle nichtswürdigen Mittel, welche öffentliche Organe der feudalen Partei zur völligen Durchführung der Heeresorganisation anrathen: Eidbruch, neues Octroyiren, ein Zwingen und Fälschen der Volksmeinung, werden nur die eine Wirkung ausüben, daß Widerwille und Haß gegen die heimische Militärverfassung immer tiefer fressen und zuletzt noch anderen Gewalten Gefahr drohen als dem Corpsgeist der preußischen Regimenter und der patriarchalen Frömmigkeit der preußischen Cadettenhäuser.

Der Minister also hat ganz Recht gehabt: es offenbart sich gerade in der

Gegenwart ein sehr großer Unterschied zwischen Preußen und Belgien, zwischen der Autorität, welche König Wilhelm und König Leopold behaupten. Wer aber fragen wollte, wie die große Kraft des Königs der Belgier und die Rathlosigkeit der preußischen Regierung zu erklären sind, dem würden die gegenwärtigen Minister Preußens schwerlich eine befriedigende Antwort zu geben wissen. Das belgische Volk hat in dieser Frage durchaus nicht größeres Verständniß militärischer Bedürfnisse gezeigt, als das preußische in seiner Militärnoth. Wer den Kampf um diese Befestigungen verfolgt hat, die Journalartikel und Kammerreden, welche an die peinliche Frage rührten, dem wird die allgemeine und innerlichste Abneigung des industriellen Volkes und seiner kaufmännischen Hauptstadt sehr lebhaft gegenwärtig sein. Hat nun das preußische Haus der Abgeordneten, haben die Wähler derselben weniger Empfindung für Preußens Ehre und Vortheil? Das loyalste Volk des Continents, opferfähig, patriotisch, seit Generationen stolz auf militärischen Ruhm? — Und wer mit dreister Stirn eine so schwere Schuld dem Volke aufbürden wollte, wie könnte er solche Verirrung und Verkümmerung der Volkskraft bei einer loyalen, patriotischen, kriegerischen Nation erklären? Auf wessen Haupt würde die ungeheure Schuld lasten, daß das große preußische Volk kleiner empfindet als das kleine belgische?

Es gibt für diese Fragen nur eine Antwort, eine kurze und bündige. Weil König Leopold, seit er König ist, niemals eine „persönliche" Regierung der parlamentarischen entgegengestellt hat, weil er nie unpopuläre Minister der Majorität seiner Volksvertreter zu kläglichem innern Kampfe entgegengestellt hat, weil er immer staatsklug die eigenen Neigungen und individuellen Wünsche dem gesetzlich ausgesprochenen Willen seines Volkes untergeordnet hat, deshalb, und nur deshalb darf er, der parlamentarische König, jetzt in einer Lebensfrage seines Staates die volle Wucht einer persönlichen Ueberzeugung mit Erfolg zur Geltung bringen. Und diese persönliche Ueberzeugung vermochte er gerade deshalb durchzusetzen, weil er auch hierbei die sorgfältigste Rücksicht nicht allein auf den Buchstaben der Verfassung, sondern auf Sinn und Wesen des parlamentarischen Regiments nahm, das heißt, weil er ein Ministerium für seine Pläne gewann, welches die Majorität der Volksvertreter an sich gefesselt hatte.

Und ferner wurde diese Lebensfrage für Belgien durchgesetzt, weil die Minister des Königs ihr Amt nicht als „Diener" antraten, nicht als gefügige Werkzeuge eines zufälligen königlichen Willens, nicht als Männer, welche es Diensttreue nennen, wenn sie sogar ihre persönlichen Ueberzeugungen den Privatansichten ihres Fürsten zum Opfer bringen, und welche es Selbstverleugnung im Dienste nennen, wenn sie gegen besseres Erkennen den Meinungen ihres Fürsten nachgeben. Denn die belgischen Minister sind in der maßgebenden Mehrzahl Parteiführer gewesen, sie sind die populären Vertreter feststehender Volksüberzeugungen und Wünsche, sie dienen ihrem König als Minister, so lange und

so weit ihr politisches Gewissen dies erlaubt, und sie finden einen sichern, unablässigen und strengen Regulator ihres Gewissens in den Ansichten und dem Beifall ihrer Parteigenossen, welche derzeitig die Majorität der Volksüberzeugung vertreten. Sie sind Männer, die zuerst ihre eigene politische Ehre ins Auge fassen, erst dann den Gehorsam gegen ihren Souverän; und nur, weil sie so handeln, vermögen sie in Wahrheit treue Diener ihres Königs zu sein. Denn die Art von Diensttreue, welche hier und da in Deutschland noch gefordert und angeboten wird, ist keine Tugend, sondern im letzten Grunde ein fadenscheiniger Deckmantel für Charakterlosigkeit und rohen Egoismus.

Leicht schmeichelt es der Schwäche eines Herrn, Werkzeuge zu finden, welche ihren eigenen Willen dem seinen unterordnen, sein Selbstgefühl wird dadurch besonders angenehm befriedigt, und er mag geneigt sein, ihnen sogar zum besondern Verdienst anzurechnen, daß sie sein Urtheil höher schätzen als das eigene. In der That aber bezahlt ein Fürst diese schmeichelhafte Unterwürfigkeit mit einem furchtbaren Preise. Er wird der geheime Sklave seiner Sklaven. Denn, wer als Minister gegen seine Ueberzeugung den Wünschen des Herrn nachgibt, thut es, wenn er überhaupt eigenen Willen hat, deshalb, um den Einfluß zu erringen, welcher ihm gestattet, bei andern Gelegenheiten den Herrn zu beherrschen.

Ein solcher Rathgeber der Krone aber handelt gewissenlos, wenn er ausführen hilft, was er nicht billigt, d. h. was nach seiner Ueberzeugung zum Nachtheil seines Herrn und des Staates gereicht, und das stille Contractverhältniß, in das er zu seinem Gebieter getreten ist, besteht im letzten Grunde auf einem Belauern der Schwächen des Herrn, in stillem Intriguiren und unwürdigem Spiel mit der Person desselben. Den Fürsten führt ein solches Verhältniß unrettbar abwärts. Denn der Souverän in seiner einsamen Höhe, selten von bedeutenden Menschen umgeben, von Jugend auf an unterwürfigen Gehorsam gewöhnt, fast immer ohne genaue Kenntniß des geschäftlichen Details und der factischen Zustände im Volk, bedarf, um sein Selbstgefühl vor Selbstüberschätzung zu bewahren, seinen Willen vor Willkür, sein Urtheil über Menschen vor Menschenverachtung, zu Ministern im modernen Staat gerade ebensosehr selbständiger Männer, welche ihm mit einem festgefügten Charakter und sicherem Gewissen gegenübertreten, wie die Minister selbst ihre Partei und das Volk als Controle und Regulator ihrer eigenen Thätigkeit bedürfen. Je fester die Rathgeber der Krone in Willen und Gemüth des Volkes wurzeln, desto sicherer werden sie dem Regenten zur Seite stehn; je männlicher sie ihre Ueberzeugung im Nothfall gegen ihren Fürsten zu vertreten wissen, um so besser, stärker, größer werden sie ihn selbst machen. Wo dieses hohe sittliche Verhältniß zwischen dem Herrn und seinen ersten Dienern fehlt, wird die Regierung kläglich zwischen despotischen Gelüsten und Entschlußlosigkeit schwanken.

Das Haus der Abgeordneten war seit der Polendebatte nicht ohne eigene Schuld in eine gefährliche Lage gekommen, welche seine Bedeutung für den Verfassungskampf zu verringern drohte. In der letzten Woche hat das Ministerium reichlich das Seine gethan, um dem hohen Hause in der unruhigen und aufgeregten öffentlichen Meinung seine Wichtigkeit als Vorkämpfer für das parlamentarische Leben in Preußen zurückzugeben.

Das Haus war nach der Polendebatte in die schwierigen Verhandlungen über die Heeresorganisation eingetreten, und diese Verhandlungen drohten auch die liberale Majorität zu spalten. Wie mißlich es für eine Versammlung von Volksvertretern ist, sich in eine Lösung technischer Fragen einzulassen, das hat die Berathung der Heeresorganisation wieder schlagend bewiesen. Darüber, ob Preußen 60.000, 66.000, oder gar nur 40.000 Rekruten jährlich ausbildet, sollen die Volksvertreter jedenfalls mitzusprechen haben, insofern sie das Geld dafür bewilligen. Aber sie werden weise handeln, wenn sie nicht vom militärischen Standpunkt die Opportunität und Zweckmäßigkeit dieser Zahlen untersuchen, sondern allein auf dem Grundsatz stehen, daß sie nur solchen Ministern den Militäretat bewilligen, welche ihr Vertrauen besitzen. Wenn aber das hohe Haus seine Weigerung motiviren wollte, so bliebe ihm die bequemere Form übrig, die tief empfundenen Uebelstände in der factischen Heeresorganisation als Motive für seine Weigerung aufzuzählen.

Dies Verfahren würde wahrscheinlich unter allen Umständen das zweckmäßigste gewesen sein, bei der gegenwärtigen außerordentlichen Lage des Staates machten noch besondere Gründe diese kurze Entschlossenheit nothwendig. Die äußeren Gefahren, von denen Preußen umringt ist, machten breite Verhandlungen und Zwistigkeiten über die Höhe des künftigen stehenden Heeres zuweilen besonders peinlich und erinnerten auf das Lebhafteste an die Debatten der deutschen Nationalversammlung von 1848 über Grundrechte in einer Zeit, wo nur schnelles und unaufhörliches Umsichgreifen der nationalen Sache Erfolg versprach.

Zweitens aber ist die Stellung des Abgeordnetenhauses zu der Regierung von der Art, daß Jedermann schmerzlich das Unfruchtbare langer Berathungen empfand. Daß es unmöglich sein werde, das gegenwärtige Ministerium zu einem ehrlichen Eingehen auf die Forderungen des Abgeordnetenhauses zu bewegen, war wohl Keinem zweifelhaft. In dieser gespannten Lage aber waren auch Compromisse zwischen den gegenwärtigen Ansichten der Abgeordneten ziemlich unnütz. Wenn es in Preußen einmal besser wird, so kann der Frieden über die Heeresorganisation zwischen populären Ministern und Volksvertretern nur mit Berücksichtigung der in dieser Zeitlage maßgebenden Verhältnisse geschlossen werden. Andere Minister werden mit einem neuen Hause sich vereinigen, in jedem Fall wird noch ein neuer Factor bei Regelung dieser Frage eine gewisse Geltung beanspruchen: die Ueberzeugungen und das Organisations-

talent eines neuen liberalen Kriegsministers. Deshalb haben die technischen Berathungen der gegenwärtigen Militärcommission keine Aussicht, in ihrem Detail unverändert angenommen zu werden, selbst wenn dasselbe Haus in nicht ferner Zukunft aus seiner Majorität ein neues Ministerium zu bilden hätte.

Endlich ist der Kampf des Abgeordnetenhauses gegen das Ministerium gar kein Streit, welcher durch eine einzelne Organisation beendigt werden kann. In Wirklichkeit steht die Frage in Preußen nur so, ob persönlicher Wille, ob parlamentarische Regierung die Geschicke des Landes bestimmen soll. Diese Frage ist so schroff und hart in alle Seelen gedrückt worden, daß ganz Europa mit Mißtrauen und Widerwillen auf die Zustände eines Staates blickt, der vor Kurzem noch für so frisch und hoffnungsvoll galt. Nun erscheint allerdings dem, der die Preußen kennt, weder der aufgeregte Streit so abenteuerlich, noch die Krankheit des Staatskörpers so bedenklich, als sie von Fremden beurtheilt wird. Die Preußen sind von je ein knorriges Volk gewesen, ihrer Tüchtigkeit ist ein herbes Element beigemischt, und das Leben ihres Staates hat sich von je in Gegensätzen von Kraft und Schwäche, Haß und Liebe, Abspannung und Begeisterung entwickelt, welche weniger junge und weniger robuste Organisationen schwerlich überwunden hätten. Aber wer den gegenwärtigen Conflict zweier Staatsgewalten zum Frieden führen will, vermag das allerdings nicht dadurch, daß er die Tiefe des Risses, der jetzt durch den ganzen Bau geht, mit gemüthlicher Tünche verdeckt. Und mit fester Ueberzeugung wird ausgesprochen, es ist fast nur Zufall, daß bei der Militärfrage die Unfertigkeit preußischer Staatsverhältnisse zu Tage gekommen ist; dasselbe persönliche Regiment würde sich mit derselben Selbstwilligkeit der nothwendigen Purification des Herrenhauses, einer neuen zeitgemäßen Kreisordnung entgegengestellt haben. Dem gegenwärtigen Hause der Abgeordneten und jedem künftigen bleibt deshalb nichts übrig, als sein Recht und sein Gewicht ohne jede Nebenrücksicht in die Wagschale zu werfen. Es ist jetzt weder möglich Concessionen zu machen, noch mit den entgegenstehenden Ansprüchen zu verhandeln. Seine traurige Aufgabe ist vielmehr, die Hindernisse, welche dem parlamentarischen Leben in Preußen entgegengestellt werden, durch alle gesetzlichen Mittel zu brechen.

Deshalb hat in diesem Momente diejenige liberale Partei die beste Berechtigung, welche die bestehende Regierung mit der geringsten Schonung angreift. Und es ist kein Zufall, daß die liberalen Parteien aller Staaten außerhalb Preußens den Kampf ebenso auffassen. Wenn man an der letzten Adresse des Abgeordnetenhauses etwas aussetzen soll, so ist es wieder nur, daß sie noch nicht durchweg mit der erforderlichen stolzen Offenheit die gegenwärtige hilflose Lage des Staatsregiments charakterisirt.

Kaum wird Jemand auch von der zweckmäßigsten Adresse eine unmittelbare günstige Folge erwarten, aber der seltsame Zweikampf, den die Volksver-

tretung mit der Regierung auszukämpfen hat, ist nur siegreich durchzufechten durch fortgesetzte Schläge bis zur Ermattung des Gegners.

Das Haus der Abgeordneten hat, so scheint es, jetzt keine andre Aufgabe, als dem Ministerium seine Auflösung nothwendig zu machen. Jedes Mittel, welches dazu hilft, und den Abgeordneten die Sympathien ihrer Wähler vermehrt, soll uns willkommen sein. Welchen Weg das Haus dafür einschlagen werde, wissen wir nicht. Die Lage, in welche die Minister sich und die Volksvertretung dadurch gebracht haben, daß sie ihr Erscheinen im Hause versagen, als ob dies eine unter Umständen zu versagende Gunst und nicht eine ihrer unabweisbaren Pflichten wäre, legt dem Haus die Nothwendigkeit auf, andere schwebende Fragen bei Seite zu lassen, um sich gegen die demüthigenden Ansprüche des Ministeriums zu schützen. Wenn das Haus eine Commission niedersetzen sollte, um Vorschläge zu machen, wie die Ehre und Würde des Hauses gegenüber dem Ministerium zu wahren sei, so könnte diese Commission der Ausgangspunkt für eine neue Reihe politischer Kämpfe werden. Die Verfassung enthält darüber zur Zeit noch nichts, das Haus darf sich aber nicht nehmen lassen, daß es in Beschlüssen über seine eigene innere Ordnung vollständige Autonomie hat.

Die stärksten Maßnahmen, welche dem Hause jetzt irgend möglich sind, geben zugleich die beste Bürgschaft für eine friedliche Zukunft und für eine endliche Versöhnung des preußischen Volkes mit seinem Fürstenhause. Wer den loyalen Wunsch hat, das Geschlecht des großen Kurfürsten dauerhaft und sicher über Preußen herrschen zu sehen, der muß vor Allem wünschen, daß der Kampf im Abgeordnetenhause nicht maßlose und unberechenbare neue Kräfte auf den Kampfplatz führe, daß der Streit von den gegenwärtigen Führern der Opposition zu Ende geführt werde. Andererseits aber, daß er dem Volke nicht nur bittere, niederbeugende und demoralisirende Empfindungen gebe, sondern daß ihm Vertrauen und Hoffnung auf eine hellere Zukunft bewahrt bleibe. Endlich aber, daß das Gefühl des großen Conflictes Muth und Hingabe des Volkes in der bisherigen Weise innerhalb der Schranken des Gesetzes noch steigere. Denn nur unter diesen Bedingungen wird der Hohenzollern, welcher seine Aufgabe zeitgemäß erfaßt, im Stande sein, das zu thun, was für das Heil des Staates unbedingt nothwendig ist: mit allem Unhaltbaren zu brechen und durch einen gründlichen Personenwechsel die Regierung seines Staates mit neuem Leben zu erfüllen. Man vergesse nicht, daß für einen Fürsten ein hohes Wogen der Volkskraft nothwendig ist: um Entschlüsse zu fassen, welche ihn selbst mit Manchem aus seiner Vergangenheit in tiefen Gegensatz bringen. Nicht der kräftige Zorn der Gegenwart ist für das Leben des Staates gefährlich, sondern das lange schlaffe Hinschleppen des Siechthums. Denn in solcher Zeit wird zuletzt das Höchste in Frage gestellt. Deshalb ist jetzt vor Allem

dem Kampf ein schneller Verlauf, starke Schläge, dauernde Popularität der gegenwärtigen Opposition und dem Volke dauerhafte Entschlossenheit und Vertrauen zu seinen Führern zu wünschen. ♀.

Herr Lassalle und die Arbeiter.

2.

Hatten sich die Entrepreneure der wie beschrieben in Scene gesetzten Arbeiterbewegung den Verständigen schon früher dadurch übel empfohlen, daß sie die Arbeiter in fortwährender Wiederholung durchaus zu einem besondern „vierten Stande“ stempeln wollten, während die neue Zeit sich angelegen sein läßt die Schranken zwischen den Ständen möglichst zu entfernen, so arbeiteten jene jetzt in dieser Weise weiter. Man redete sich ohne Grund in Hitze über ein Phantom, und das Wort bourgeois spielte wieder seine Rolle, obwohl kein rechtes Verständniß eines Gegensatzes zwischen dem damit bezeichneten besitzenden und dem besitzlosen Arbeiter vorhanden war und auch nicht vorhanden sein konnte. Solche Phrasen förderten indeß die Bewegung nicht, und den Gegenständen des früher aufgestellten und noch geltenden Programms, die allerdings viel Studium, Arbeit und gründliches Bekümmern um das Detail erfordert hätten, konnte man keinen Geschmack abgewinnen. Wuchs doch dabei der Einfluß nicht, und konnte man doch dabei nicht so bequem das oratorische Pfauenrad schlagen wie bei Betheiligung an politischer Discussion. Die Folge war, daß man sich nach etwas Neuem umsah, und siehe da, wieder kam der Retter aus der Noth von Berlin.

In einem der berliner Handwerkervereine hatte bereits im April 1862 der Doctor Ferdinand Lassalle, den meisten Arbeitern bisher gar nicht, einigen vielleicht von einem gewissen Proceß her bekannt, einen von ihm selbst als streng wissenschaftlich bezeichneten Vortrag: Ueber den besonderen Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der „Idee“ des Arbeiterstandes gehalten. In diesem seltsam verschrobenen Sermon entwickelt er, wie im Mittelalter die Macht nach und nach aus den Händen des Adels in die des Bürgerthums übergegangen sei, und wie die Anerkennung des dritten Standes durch die französische Revolution die thatsächliche Macht der Bourgeoisie zur rechtlich begründeten umgeschaffen habe. Allein die Sache des dritten Standes sei nicht die der ganzen Menschheit gewesen, dieser habe in sich noch den vierten Stand, den der Arbeiter getragen, welchen er als privilegirter Stand politisch

unterworfen und ausgebeutet habe. Es sei nun an der Zeit, daß besagter vierter Stand zur Herrschaft gelange, in dessen Herzen kein Keim einer neuen Bevorrechtung mehr enthalten sei, der daher gleichbedeutend sei mit dem ganzen Menschengeschlechte. Seine Sache sei die Sache der gesammten Menschen, seine Freiheit die der Menschheit selbst, seine Herrschaft die Herrschaft Aller. Wer die Idee des Arbeiterstandes in diesem Sinne als das herrschende Princip der Gesellschaft anrufe, der stoße nicht einen die Classen der Gesellschaft trennenden Schrei aus, sondern einen Ruf der Versöhnung, der Einigung und der Liebe, der selbst dann ein Ruf der Liebe bleiben werde, wenn er als Schlachtruf des Volkes ertönte. Der herrschende Stand, die Bourgeoisie, geleitet von dem persönlichen Interesse seine Privilegien zu erhalten, stehe in einer principiell feindlichen Stellung zu der Entwickelung des Volkes, zu dem Umsichgreifen der Bildung und Wissenschaft, zu den Fortschritten der Cultur, zu allen Athemzügen des geschichtlichen Lebens.

Dieser Gegensatz der höheren Stände zu der Culturentwickelung der Nation sei es, welcher die hohe und nothwendige Unsittlichkeit derselben hervorrufe. Dieses tägliche Sichwidersetzenmüssen allem Großen und Guten gegenüber, dieses fortgesetzte Betrüben über das, was dennoch davon gelinge, dieses Sichfreuen über dessen Mißlingen, dieses Hemmen und Rückgängigmachen jedes Fortschrittes erzeuge für die Bourgeoisie ein Leben wie in Feindes Land, und dieser Feind sei das eigene Volk und die sittliche Gemeinschaft mit ihm.

Nun müsse aber dieses feindselige Verhältniß verheimlicht, mit aller List und mit künstlichen Vorhängen verkleidet und die Stimme des Gewissens übertönt werden, gegen welche die Religion des eigenen Vortheils eingetauscht werde. Natürlich bleibe an solchem Geschlechte auch nicht das geringste Gute übrig, sondern Untergang aller sittlichen Elemente in der Leidenschaft des selbstsüchtigen Vortheils und der Genußsucht, Unempfänglichkeit und Widerwillen gegen alles Schöne und Große sei die natürliche Folge.

„Dieser Gegensatz, meine Herren, des persönlichen Interesses und der Culturentwickelung der Nation ist es, der bei den unteren Classen der Gesellschaft zu ihrem Glücke fehlt", ruft der Prophet der neuen Sittlichkeit aus; und daher falle mit der Entwickelung des gesammten Volkes, mit dem Siege der Idee, mit dem Fortschritte der Cultur, mit dem Lebensprincip der Geschichte, welches nichts Anderes als die Entwickelung der Freiheit sei, das persönliche Interesse des Arbeiterstandes, die Verbesserung seiner Lage als Classe zusammen. Mit andern Worten: die Sache der Arbeiter sei eben die Sache der Menschheit.

Das Mittel, welches Herr Lassalle zur Verwirklichung der „Idee" des Arbeiterstandes empfiehlt, ist das allgemeine Wahlrecht; die Berechtigung leitet er aus dem sittlichen Einklang der Bestrebungen des Arbeiterstandes mit der Entwickelung der Cultur der Menschheit her, die Nothwendigkeit der Verwirklichung

liegt ihm aber besonders noch in der Auffassung der Arbeiter oder des vierten Standes von dem sittlichen Zwecke des Staates. Die angebliche Idee der Bourgeoisie vom Staate beschränkt sich nach Lassalle auf die Annahme, daß der Staat jedem Einzelnen die ungehinderte Selbstbethätigung seiner Kräfte garantiren müsse, mit andern Worten: der Staat habe keinen anderen Zweck als die persönliche Freiheit des Einzelnen und sein Eigenthum zu schützen. Das laufe, sagt er, einfach darauf hinaus, daß, wenn die Bourgeoisie ihr letztes Wort sprechen wollte, sie gestehen müßte, nach diesem Gedanken sei der Staat, wenn es keine Räuber und Diebe gäbe, überhaupt ganz überflüssig.

Dieser angebliche Bourgeoisstaat wäre nach Herrn Lassalle ein ausreichender, sittlicher, wenn wir Alle gleich stark, gleich gescheidt, gleich gebildet und gleich reich wären. Da das aber nicht der Fall, so führe dieser Staat in seinen Consequenzen zu einer tiefen Unsittlichkeit; denn er führe dazu, daß der Stärkere den Schwächeren, der Klügere den weniger Klugen, der Reichere den Aermeren ausbeute. Die sittliche Idee des Arbeiterstandes dagegen sei die, daß die ungehinderte und freie Bethätigung der individuellen Kräfte durch das Individuum nicht ausreiche, sondern daß zu ihr in einem geordneten Gemeinwesen noch hinzutreten müßte: die Solidarität der Interessen, die Gemeinsamkeit und die Gegenseitigkeit der Entwickelung. Der Arbeiterstand habe durch die Hilflosigkeit, in welcher sich seine Mitglieder als Einzelne befänden, den tiefen Instinkt, daß die Bestimmung des Staates sein müßte, dem Einzelnen durch Vereinigung Aller zu einer solchen Entwickelung zu verhelfen, wie sie ihm als Einzelnem nicht ermöglicht sei.

Was bisher in der Entwickelung des Menschengeschlechts geschehen sei, das sei Alles durch den Zwang der Umstände, durch die Natur der Dinge und wider den Willen der Menschen geschehen. Dem Staat, welcher unter der Idee der Herrschaft des Arbeiterstandes errichtet werden solle, sei es vorbehalten, aus freier Lust mit vollkommenster Consequenz Alles zu vollbringen für die Entwickelung der Menschheit, was bisher nur stückweis, in den dürftigsten Umrissen dem widerstrebenden Willen abgerungen worden. —

Wir meinen, Herr Lassalle hätte seine Rede ebenso gut hebräisch halten können, als in dieser Sprache. Wer möchte bei der Lectüre der herausgehobnen Sätze glauben, daß sie einem Publicum von Arbeitern vorgetragen wurden? Wer möchte sich dabei nicht vielmehr daran erinnert finden, daß der Redner vor einiger Zeit ein Buch über „Herakleitos den Dunkeln“ herausgab? Ob derselbe sich wohl vorher seine Leute angesehen hat, und ob er wohl eine Ahnung davon hatte, wie es mit deren Begriffsvermögen beschaffen war? Ob er wohl überhaupt eine klare Vorstellung von dem Charakter und Wesen unsres Arbeiterstandes besaß? Wir denken: nein, und nun halte man dazu, daß das Gerücht geht, Herr Lassalle habe den Wunsch gehegt, bei Gelegenheit einer

Neuwahl zur preußischen Volksvertretung berücksichtigt zu werden, und sich Hoffnung gemacht, auf den Schultern der Arbeiter, die in Preußen auch ohne das allgemeine Wahlrecht des Herrn Lassalle einen entscheidenden Einfluß auf die Wahlen ausüben können, wenn sie nur von ihrer Befugniß Gebrauch machen wollen, in die Kammer getragen zu werden. Die soeben im Auszug mitgetheilte Rede wäre, da sie unverstanden bleiben mußte, spurlos verhallt, wäre ihr nicht eine Anklage des Staatsanwaltes wegen Aufreizung zu Haß und Verachtung der Stände unter einander, die der Oeffentlichkeit anheimgefallene Vertheidigung und schließlich die Hingebung einiger leipziger Schwärmer zu Hilfe gekommen, die in ihrer Rath- und Haltlosigkeit zu dem berliner Propheten, der so dunkel und doch so wissenschaftlich, so vornehm und doch so schmeichelnd zu den Arbeitern zu sprechen verstand, wie zu einem Heiland aufblickten.

Den Mann konnten sie brauchen, der ihnen rundweg erklärte: die ganze Welt taugt nicht so viel, daß sie werth ist zu existiren, aber wenn Ihr an die Spitze tretet und meine Ideen ausführt, so kann sie aus all ihrem Jammer noch gerettet werden und zwar in circa ein bis zwei Jahrzehnten.

Das Comité in Leipzig wendete sich persönlich an Herrn Lassalle und ersuchte ihn um Rath, was in der Arbeiterangelegenheit zu thun sei. Die Herren stellten sich freilich damit ein Armuthszeugniß aus, indem sie bekannten, daß sie nicht wußten, was sie wollten, daß sie jedenfalls die mit so vielem Lärm in die Welt geschobene Arbeiterfrage selbst nicht anzufassen vermochten. Indeß winkte andrerseits die Hoffnung, durch eine passende Auskunft die ins Stocken gerathene Bewegung wieder in Fluß zu bringen und an ihrer Spitze weiterzuschwimmen. Ins Stocken aber war die Bewegung gerathen; denn auf den Aufruf des Comités, den Congreß überall in Vorberathung zu nehmen und Gelder zu sammeln, waren, wie wir sahen, eitel Proteste gekommen, die das leipziger Comité nicht anzuerkennen erklärten, und natürlich blieben auch die Gelder aus.

Ehe die Antwort des berliner Orakels einlief, verbreitete man mit Rührigkeit die Rede und Vertheidigung Lassalles, um seine Ansichten und seinen Namen bekannt zu machen, und dabei ist von ersterer gewiß manches Exemplar verkauft worden, völlig durchgelesen aber wurden wohl die wenigsten.

Endlich langte das neue Evangelium an und wurde als Broschüre unter dem Titel „Offnes Antwortschreiben an das Centralcomité zur Berufung eines allgemeinen deutschen Arbeitercongresses zu Leipzig von Ferdinand Lassalle" zu billigstem Preise in Massen unter den Arbeitern verbreitet. Die leipziger Führer und ihr nächster Anhang flossen über von Begeisterung für die neue Lehre, und die in der Schrift selbst nicht gezogenen Consequenzen wurden in weitester Ausdehnung verfolgt. Zur Klärung der Ansichten hat die lassallesche Schrift entschieden geführt, und wo man dies nicht annehmen kann, mindestens

zur Auseinandersetzung der Blindgläubigen und derjenigen, welche das, was sie glauben sollen, auch begreifen wollen. Der größte Vorzug der gedachten Schrift liegt in ihrer apokalyptischen Dunkelheit in Betreff der Hauptfragen, so daß jeder sich vor der Zeit des Eintritts der darin in Aussicht gestellten Zustände von dem Wie und Wodurch des zukünftigen Staates sein eigenes Bild machen kann. Ferner ist der offene Brief in einer Sprache geschrieben, welche die große Masse der Arbeiter nicht versteht; schadet jedoch nichts, da sie auf Viele gerade wegen ihrer Unverständlichkeit den Eindruck tiefster Wissenschaftlichkeit macht. Vor Allem flößt aber der kurz angebundene kategorische Ton der Epistel der Masse Respect ein. „Ein ernster Mann von Stirne kraus — wirft Alles gleich zum Fenster 'naus." Wer nicht das will, was Herr Lassalle für richtig hält in Sachen der Politik, der gibt dem Volke das „Schauspiel einer Schwäche und Würdelosigkeit ohne Gleichen". Wer das von Herrn Stirnekraus aufgestellte Gesetz über die Regelung des Arbeiterlohnes nicht anerkennt, will die Arbeiter „täuschen" oder befindet sich in der „allerkläglichsten Unerfahrenheit in der nationalökonomischen Wissenschaft". Was Andere im Gegensatze zu dem Herrn Doctor behaupten, sind „hohle Declamationen", „Gemeinplätze", „Geschwätz" — fort damit!

Diese allerhöchste Unfehlbarkeit imponirt so entschieden, daß man gern übersieht, mit welcher Leichtigkeit dem Leser erklärt wird, daß eine weitere Ausführung des „Wie" nicht möglich sei, da ihr eine finanztheoretische Erörterung der socialen Function des Geldes und Credits vorausgeschickt werden müßte. Jedenfalls für den Arbeiter ein äußerst verständlicher und überzeugender Grund. Also glauben vor der Hand, das Andere findet sich zur rechten Zeit; denn diese nothwendigen Erörterungen verstände ja doch der Arbeiter nicht. Nun, die Gläubigen haben sich gefunden und zwar zuerst im leipziger Arbeitercomité. Zur Ehre einer Anzahl der Mitglieder bemerken wir, daß dieselben nicht gewillt waren, ihr Urtheil einem plötzlich auftauchenden, angeblichen Arbeiterfreunde Preis zu geben und sofort auf die von ihm ausgegebene Parole zu schwören. Die Vertrauensmänner sprachen sich entschieden gegen das Hineinziehen alles Weiteren in den Kreis der Berathungen des Comités aus und riethen zu einfachem unverrücktem Festhalten an dem erhaltenen Mandat. Umsonst, der offene Brief wurde in Vereinen und Versammlungen vorgelesen und commentirt, man ging mit ihm nach anderen Städten und suchte, allerdings mit wenig Erfolg, die Vereine dafür zu begeistern. Endlich hielt man es an der Zeit, im Comité selbst den Antrag zu stellen, sich als solches aufzulösen, sofort aber ein anderes an seine Stelle wählen zu lassen, dessen Aufgabe es sei, einen großen deutschen Arbeiterverein auf Grund des im lassalleschen Sendschreiben enthaltenen Programms zu gründen. Der Verein sollte in Art und Weise des Nationalvereins seine Mitglieder durch ganz Deutschland ohne Zweig-

vereine zusammenfassen, und seine Ziele durch eine rege Agitation zu erreichen suchen. Als der gedachte Antrag im Comité die Majorität erhielt, trat sofort eine Anzahl von Mitgliedern aus, und zu gleicher Zeit zogen sich die Vertrauensmänner Prof. Roßmäßler und Advocat Winter von der Sache zurück.

Der Majoritätsbeschluß wurde in einer Versammlung, die ungemein zahlreich besucht war, zur Ausführung gebracht. Dr. Dammer, zum Vicepräsidenten gewählt, verlas die lassallesche Antwort an das Comité, worauf der Vorsitzende Vahlteich den auf Mandatniederlegung gehenden Beschluß des Comités mittheilte und äußerst naiv aufforderte, ein neues Comité zur Begründung des großen deutschen Arbeitervereines zu wählen, wozu er der Versammlung eine gedruckte Liste mit den betreffenden Namen der passenden Persönlichkeiten habe zugehen lassen, die man nun durch Acclamation sofort wählen möge.

Wieder fehlte es nicht an warnenden Stimmen, welche den Arbeitern nahe legten, welchen falschen Weg sie zu gehen im Begriffe seien. Namentlich motivirte ein Mitglied des früheren Comités, welches infolge der Annahme des lassalleschen Systems ausgetreten war, seinen Austritt in sehr energischer Weise und in klarer, jedem Arbeiter verständlicher Fassung, während Professor Roßmäßler mit Schärfe die Ueberhebung der Träger der neuen Arbeiterbeglückungslehre zurückwies und ihnen jede Berechtigung absprach, sich als Beauftragte des Arbeiterstandes zu betrachten. Die Fortschrittspartei fand warme Vertheidiger, und die Versammlung, der eine große Anzahl Nichtarbeiter beiwohnte, welche die den lassalleschen Plänen feindlichen Arbeiter verstärkte, gab den betreffenden Rednern mit ganz entschiedener Majorität ihren Beifall kund. Durch allerlei Berichte hinausgezogen, war die Versammlung endlich sehr zusammengeschwunden, und mit Erstaunen hörte man später, daß der Beschluß, das gedruckt vertheilte Comité mit Gründung eines deutschen Arbeitervereins im bekannten Sinne zu beauftragen, mit großer Stimmenmehrheit gefaßt worden sei.

So stehen wir an dem entscheidenden Wendepunkte der gegenwärtigen deutschen, oder wie wir lieber und richtiger sagen möchten, der leipziger Arbeiterbewegung. Man hatte nun etwas Positives gefunden: die Agitation für das allgemeine Wahlrecht, mit diesem für überwiegende Vertretung der Arbeiter auf den Landtagen, und mit dieser wieder für den Versuch, den Staat mit seinen Mitteln an Geld und Credit den zu schaffenden Arbeiterassociationen dienstbar zu machen. Die Abenteuerlichkeit des angenommenen Programms lag auf der Hand, und infolge dessen fanden die Anstifter und Schürer der Sache in den Arbeiterkreisen nur geringen Anhang. Die Mehrzahl in denselben begriff eben, daß, angenommen selbst, die Verwirklichung jenes Programms sei wünschenswerth, diese Verwirklichung nur nach dem schroffsten und entschiedensten Bruche mit allen naturgemäß entwickelten Zuständen des Staatslebens denkbar sein würde.

Um so mehr muß es überraschen, daß gerade eine Anzahl Arbeiter von mehr Bildung, als man durchschnittlich in diesen Kreisen findet, sich zu Trägern jener Ideen machen und dieselben in das praktische Leben einzuführen unternehmen, ohne einen Mormonenstaat gründen zu wollen. Der Schlüssel hierzu liegt in dem zu Anfang Gesagten. Es ist die nothwendig gewordene Befriedigung eines brennenden Ehrgeizes, dessen letzter Grund die äußerste Ueberschätzung des eigenen Werthes und eine entsprechende Geringachtung der Standesgenossen ist.

Bevor wir in unsrer Erzählung fortfahren, werfen wir noch einen Blick auf das in dem Antwortschreiben Lassalles an die Leipziger enthaltene Programm. Herr Lassalle benutzt hier zunächst die gute Gelegenheit, seinem Verdruß über die Fortschrittspartei im preußischen Abgeordnetenhause Luft zu machen, derselben Schwäche und Würdelosigkeit ohne Gleichen vorzuwerfen und den Kampf um die Verfassung für ein Unding zu erklären. Auch wenn sie gesiegt hätte, wäre nach ihm sehr zweifelhaft gewesen, ob sie ihren Sieg zur Aufrechterhalung der Vorrechte der Bourgeoisie, oder für die legitimen Interessen des Arbeiterstandes, d. h. zur Herstellung des allgemeinen Wahlrechts, benutzt haben würde.

Die Fortschrittspartei hat nach Lassalle gezeigt, „daß sie vollkommen unfähig ist, auch nur die geringste reelle Entwickelung der Freiheitsinteressen herbeizuführen. Sie hat gezeigt, daß sie keinen Anspruch auf die Sympathien der demokratischen Schichten der Bevölkerung hat, und daß sie ohne Sinn und Verständniß für das politische Ehrgefühl ist, welches den Arbeiterstand durchdringen muß. Sie hat endlich mit einem Worte thatsächlich gezeigt, daß sie nichts Anderes ist, als die mit einem andern Namen geschmückte Wiederauferstehung des verrufenen Gothaerthums."

Darum solle die Arbeiterpartei sich selbständig machen und die Fortschrittspartei entweder aufwärtsdrängen, oder sich von ihr entfernen und sie immer mehr in den Sumpf der Bedeutungs- und Machtlosigkeit versinken lassen, in welchem sie schon knietief angekommen sei.

Dann wendet sich der Brief zu der die Arbeiter mehr interessirenden socialen Frage und erklärt zuvörderst mit wehmüthigem Lächeln, daß man noch über Gewerbefreiheit und Freizügigkeit discutiren wolle, sei um funfzig Jahre zu spät. Freizügigkeit und Gewerbefreiheit habe man einfach zu decretiren.

Das ist jedenfalls Kraftsprache, zeigt aber eine völlige Unkenntniß des Standpunktes, auf welchem die Arbeiter stehen. Wer da weiß, wie sehr die Ansichten über Gewerbefreiheit unter den letztern auseinandergehen, und daß gerade die Massen, welche in den Fabriken arbeiten, über Mancherlei zu klagen haben mögen, aber mit der Gewerbefreiheit für ihre Person unmittelbar nichts zu schaffen haben, der wird gestehen müssen, daß gerade dies Thema unter den Arbeitern

der eingehendsten Besprechung bedürfte. Freizügigkeit aber ist heutzutage in diesen Kreisen noch ein unverstandener Schall. Allein man will ja, wie später erhellen wird, gar keinen selbständigen Arbeiterstand, man will nur eine Armee, welche einerseits überallhin folgt und auf der andern Seite imponirt.

Indem die Antwort dann von den Sparkassen, Invaliden- und Krankenkassen spricht, erkennt sie denselben einen nur höchst untergeordneten, kaum der Rede werthen Nutzen zu. Diese Institute können nach Herrn Lassalle nur das Elend der Arbeiterindividuen erträglicher machen, und diesen beschränkten Zweck muß man den localen Organisationen überlassen, nicht aber seinetwegen eine allgemeine Agitation unter dem ganzen deutschen Arbeiterstand hervorrufen. Ziel einer solchen müsse vielmehr sein: die normale Lage des gesammten Arbeiterstandes zu verbessern und über ihr jetziges Niveau zu erheben. Die schulzeschen Associationen, welche als Mittel hierzu empfohlen worden, entsprächen jenem Ziele nicht entfernt. Die Credit- und Vorschußvereine existirten für den Arbeiter im engeren Sinne, der nur bei der fabrikmäßigen Großproduction beschäftigt sei, gar nicht, sondern nur für den kleinen Handwerker, der auf eigene Rechnung arbeite. Dazu komme die nothwendige Bewegung unserer Industrie zu immer ausgedehnterer Großproduction und das stete Zurückgehen des Kleingewerbes, welches sich gegenüber der Concurrenz der ersteren durch jene Institute ebenso wenig zu schützen vermöge, wie auf die Dauer der mit hinreichenden eigenen Mitteln versehene Handwerker. Die Credit- und Vorschußvereine gewährten also nur dem unbemittelten Handwerker die Vortheile, welche dem bemittelten zu Gebote ständen, da aber beide keine Zukunft hätten, so seien sie wie die übrigen schulzeschen Organisationen nur dazu angethan, den Todeskampf der untergehenden kleinen Gewerbe zu verlängern und die Entwickelung unserer Cultur aufzuhalten.

Ganz Gleiches gilt nach Lassalles Brief von den Rohstoffvereinen. Die Consumvereine sind ebenfalls „gänzlich unfähig, die Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes zu bewirken“, da sie mit ihren Vortheilen den Arbeiter nur als Consumenten, nicht aber als Producenten treffen. Als Consumenten seien wir Alle gleich, wenn auch zugegeben wird, daß bei der beschränkten Zahlungsfähigkeit des Arbeiters und dem daraus für diesen folgenden Zwange, alle Bedürfnisse im Kleinsten zu kaufen ein besonderer Nebenschaden für denselben entsteht, dem die Consumvereine zeitweise Abhilfe schaffen können. Allein diese Abhilfe gestaltet sich zum größten Schaden für den Arbeiterstand, so bald sie demselben gemeinsam wird, da sie dann nach dem „ehernen ökonomischen Gesetze“, „daß der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den nothwendigen Lebensunterhalt reducirt bleibt, der in dem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist“, nur den Arbeitslohn in Rücksicht auf das für jeden Arbeiter billiger gewordne Leben herabdrücken wird. Diesem „ehernen Ge-

setze" zufolge wird von dem Arbeitsertrag zunächst so viel abgezogen und unter die Arbeiter vertheilt, als zu ihrer Lebensfristung erforderlich ist (Arbeitslohn). Der ganze Ueberschuß der Production — des Arbeitsertrages — fällt auf den Unternehmerantheil. Daher folgt, nach diesem grausamen Gesetze, daß die Classe der Arbeiter, der Enterbten, sogar von der durch die Fortschritte der Civilisation gesteigerten Productivität, d. h. von dem gesteigerten Arbeitsertrage, von der gesteigerten Ertragsfähigkeit ihrer eigenen Arbeit nothwendig ausgeschlossen ist. Für den Arbeiter immer die Lebensnothdurft, für den Unternehmerantheil immer Alles, was über dieselbe hinaus von der Arbeit producirt wird. Gehen auch infolge der großartigen Entwickelung der Industrie eine Menge Bedürfnisse im Preise so herab, daß sie dem Arbeiter zugänglich, ja in den Kreis der nothwendigen Bedürfnisse aufgenommen werden, so trifft das wieder den Arbeiter nur als Consumenten und nicht als Producenten und verschwindet wieder durch das Walten des „ehernen Gesetzes", welches, sich nie ändernd, den Arbeiter stets auf den äußersten Grenzen der Lebensnothdurft herum gravitiren läßt. Wenn man einwerfe, daß sich das Leben des Arbeiters von heute im Vergleich mit dem des Arbeiters von früher besser gestaltet habe, so sei das ein unstatthafter Vergleich; das Leben des Arbeiters von heute müsse vielmehr mit dem Leben der andern Classen der Gegenwart verglichen werden.

Nichts vermöge dieses grausame Gesetz zu beseitigen, als die „freie individuelle Association der Arbeiter" in ihrer Anwendung und Ausdehnung auf die fabrikmäßige Großproduction, welche den Arbeiterstand zu seinem eigenen Unternehmer machen werde. Damit falle die Scheidung zwischen Arbeitslohn und Unternehmergewinn und somit der Arbeitslohn überhaupt weg, und an seine Stelle trete der Arbeitsertrag.

Ausdrücklich wird hierbei erklärt, daß die Association den ganzen Arbeiterstand und nicht einzelne Mitglieder desselben, die emporkommen wollen, umfassen müsse, daß es sich also um Gründung von Fabriken handele, in denen der gesammte Arbeiterstand beschäftigt sei.

Betrachten wir nun kurz das lassallesche „eherne Gesetz", so mag sich dasselbe in der Theorie in der That sehr unabänderlich und sehr grausam ausnehmen. Im praktischen Leben aber zeigt es so viele Ausnahmen, daß von seiner Unabänderlichkeit wie von seiner Grausamkeit ein gutes Theil wegfällt. Vor allen Dingen bestimmt sich der Arbeitslohn, wie der Preis für alles Andere nach dem Verhältniß der Nachfrage zum Angebote, und da dieses Verhältniß auf den verschiedenen Gebieten der Industrie ein unendlich verschiedenes ist, so ergibt sich daraus eine große Abweichung der Arbeitslöhne unter einander. Es gibt z. B. Gewerbszweige, bei denen ein Arbeiter in Schlesien die Woche zwei und einen halben Thaler verdient, während dieselbe Arbeit in Berlin oder Leipzig mit vier bis sechs Thalern wöchentlich bezahlt wird. Wollte man in diesem Falle behaupten,

daß sich hier wie dort der Lohn nach der am Orte möglichen anspruchslosesten Lebensweise richte, daß also in Berlin oder Leipzig oder einem andern Orte der Arbeiter nur mit sechs Thalern die Woche zur Noth auskommen könne, der in Schlesien aber, den dortigen Preisverhältnissen gemäß, schon mit zwei und einem halben Thaler dasselbe elende Leben sich beschaffen könne, so möchte das Gesetz recht behalten. Allein in Berlin, Leipzig und allen den Orten, wo Arbeiter sechs Thaler und mehr die Woche verdienen, leben und arbeiten Menschen, die noch weniger erreichen als den Lohn, von dem der schlesische Arbeiter lebt.

Nach dem „ehernen Gesetz" müßten mindestens alle Arbeiter einer Gegend, gleichviel in welcher Branche der Fabrikation sie beschäftigt wären, um gleichen Lohn arbeiten, da für alle die äußerste Grenze der Lebensnothdurft auf derselben Linie hinliefe. Unausgesprochen muß es in den lassalleschen Projecten liegen, daß bei der Association im großen Stil, in welcher der gesammte Arbeiterstand untergebracht werden soll, alle Arbeiter auf gleiche Höhe des Arbeiterträges Anspruch haben müßten. Warum sollte auch der Arbeiter, der in einer Druckerei die Schnellpresse einrichtet und mit geübter Hand die Form in Ordnung bringt, damit die Maschine einen schönen Druck liefert mehr als der erhalten, der den bedruckten Bogen abfängt? Sind ja doch beide Arbeiter, beide die gleiche Zeit und zu gleichem Zwecke beschäftigt.

Ferner steigen die Arbeitslöhne mit den Preisen der Fabrikate und zwar ohne Rücksicht auf den Lebensunterhalt der Arbeiter und es fällt dies mit der Nachfrage nach Arbeitskräften zusammen. Endlich aber steigen sie auch zu Zeiten trotz des Rückganges der Preise der Arbeitserzeugnisse und ungeachtet der lebhaften Nachfrage nach dieser, wenn das Angebot der Rohmaterialien sich steigerte oder die Concurrenz sich ausdehnte. Dann sinkt der Unternehmergewinn gegenüber dem steigenden Arbeitslohn herab.

Und schließlich, wenn der Arbeitslohn dem „ehernen Gesetz" folgt meint man denn, daß nicht auch der Arbeitsertrag solchem Gesetze unterliegt? Die projectirte Association müßte eine auf gesunde Grundsätze basirte Concurrenz ausschließen, da hier nicht die Speculation des Einzelnen oder Einiger vereint sich ein Arbeitsfeld wählen, nicht die individuelle Begabung zu einem Unternehmen veranlassen würde. Die Association müßte Alles unterbringen, Alles treiben, weil sie einmal da wäre. Daraus aber würde sich eine unnatürliche Concurrenz entwickeln, und so würde vermöge des ehernen Gesetzes sich dann bald der Preis der Arbeit, die Höhe des Arbeitsertrages auf dieselbe Linie herabdrücken, welche von der äußersten Lebensnothdurft gezogen wird. Dann wäre das Gesetz in seiner vollen Macht wirksam geworden; denn bei dem gleichen Antheil am Arbeitsertrag würde das gleiche Elend bei Allen erreicht werden.

Wir sind keineswegs gegen Productivassociationen, und wenn irgend Jemand das Volk vorbereitet hat, solche Institute zu gründen, so ist es Schulze-Delitzsch gewesen. Allein dieselben werden nur da gedeihen, wo sich die Kräfte zusammenfinden, die zu dem bestimmten Zwecke vollkommen geeignet sind, und wo diese Kräfte frei von Zwang auf gesunder Grundlage am rechten Ort und zu rechter Zeit entstehen. Die Menschen lassen sich nun einmal nicht nach einer Schablone behandeln, nicht alle in eine beliebige Form hineindrängen. Thatkraft und Schlaffheit, Fleiß und Faulheit, Anstelligkeit und Ungeschick werden in alle Ewigkeit Unterschiede bilden und zur Folge haben. Eine den ganzen Arbeiterstand umfassende Productionsassociation wird immer ein Hirngespinst bleiben. Die menschliche Natur sträubt sich dagegen, und der Trieb nach individueller Selbständigkeit ist so mächtig, daß er mit den höchsten Opfern bezahlt wird.

Herr Lassalle gibt im weiteren Verlaufe seiner Antwort an die Leipziger selbst zu, daß diese radicale Beseitigung des ehernen Gesetzes durch allgemeine Association nicht erfolgen kann, so lange der Arbeiter auf sich selbst angewiesen ist.

„Eben deshalb ist es Sache und Aufgabe des Staates," sagt das Schreiben, „ihnen dies zu ermöglichen, die große Sache der freien individuellen Association des Arbeiterstandes fördernd und entwickelnd in seine Hand zu nehmen und es zu seiner heiligsten Pflicht zu machen, ihnen die Mittel und Möglichkeit zu dieser ihrer Selbstorganisation und Selbstassociation zu bieten."

Der Bourgeoisie sei die Hilfe des Staates in tausend Fällen mit Capital und Zinsengarantie entgegengetragen worden. Ohne Zinsgarantie des Staates würde es heute auf dem ganzen Continente keine Eisenbahnen geben. Die Wohlhabenden, die Reichen bei ihren Unternehmungen zu unterstützen, finde man ganz in der Ordnung; wenn aber der Arbeiter eine Intervention zur Abhilfe seiner Noth fordere, die unendliche Mehrheit der Bevölkerung in Frage käme, dann sei das Socialismus und Communismus. Der Staat habe aber gerade hier die entschiedene Verpflichtung, mit Geld und Garantie einzugreifen; denn der durch die Verwirklichung dieser Idee gethane Culturfortschritt sei der größte, den irgend eine Zeit aufzuweisen habe, und der Staat sei nichts Anderes als der ärmeren Classen große Association.

Um dieses große Wort zu rechtfertigen, rechnet Herr Lassalle auf Grund statistischer Nachweise seinen Adressaten vor, daß im Jahre 1851 89 Procent der Gesammtbevölkerung Preußens zu den Classen gehörten, welche sich in der gedrücktesten Lage befinden. Zähle man hierzu noch die 7¼ Procent der Classen, welche bei einem Jahreseinkommen von 200—400 Thaler immer noch als unbemittelt anzusehen seien, so erhalte man mit 96¼ Procent der ganzen Bevölkerung den großen hilflosen Arbeiterstand, dem, obgleich er selbst eben

der Staat sei, der Staat nicht helfen könnte, wenn nicht die übrigen 3¼ Procent mit ihren Reichthümern von ihm herangezogen werden dürften, um durch Geld und Garantie den Arbeiter zu seinem eigenen Unternehmer (?) zu machen.

Nun hat aber, so fährt diese Auseinandersetzung fort, gegenwärtig die Bourgeoisie den Staat in der Hand, und sie ist natürlich nicht so aufopferungsfähig, ihre Capitalien zu Versuchen mit subventionirten Arbeiterassociationen herzugeben; deswegen muß der Arbeiterstand in der Erkenntniß, daß er eigentlich der Staat ist, mit allen seinen Kräften dahin streben, auch die maßgebende Stimme im Staate zu werden. Dieses Ziel, dieser Staat des vierten Standes ist aber nur durch Einführung des allgemeinen und directen Wahlrechtes zu ermöglichen. Wenn dieses erste Ziel erreicht sein wird, dann werden die Forderungen der arbeitenden Classen in den gesetzgebenden Körpern erhoben werden, „dann werden die unbemittelten Classen der Gesellschaft es jedenfalls nur sich selbst und ihren schlechten Wahlen zuzuschreiben haben, wenn und so lange die Vertreter ihrer Sache in der Minorität bleiben."

Den Schluß des offenen Briefs, der, wie man sieht, nur eine vermehrte Auflage der Weltverbesserungstheorie ist, welche der Schneider Weitling vor dreizehn Jahren predigte, bildet die Aufforderung zur Agitation für das allgemeine und directe Wahlrecht. Zur Unterstützung und Ausbreitung derselben fordert Herr Lassalle die Bildung eines allgemeinen deutschen Arbeitervereins, dessen Aufgabe unablässiges Debattiren und Discutiren in öffentlichen und privaten Zusammenkünften über die Nothwendigkeit des allgemeinen Wahlrechtes sein soll. Seine Mittel — bei hunderttausend Mitgliedern und einem Silbergroschen Wochenbeitrag von jedem, niedrig angeschlagen 100,000 Thaler jährlich — müssen dazu verwendet werden, Flugschriften unter der Arbeiterbevölkerung zu verbreiten, Zeitungen zu gründen, welche täglich dieselbe Forderung erheben und Agenten zu besolden, welche dieselbe Einsicht in alle Winkel des Landes tragen, „das Herz eines jeden Arbeiters, eines jeden Häuslers und Ackerknechts mit demselben Ruf durchdringen," und so in wenig Jahren die obigen 89 bis 96 Procent, also die gesammte unbemittelte Classe zur Ueberzeugung bringen, daß das allgemeine Wahlrecht „eine Magenfrage" für sie ist. Der Bethätigung dieser Ueberzeugung kann nichts widerstehen.

Zur Beleuchtung der reactionären Aera in Mecklenburg-Schwerin.

4.

Als es sich nach fast zweijähriger Anstrengung entschieden hatte, daß vorläufig die Hoffnung aufgegeben werden müsse, die Mitglieder der Linken der Abgeordnetenkammer in einen Criminalproceß zu verwickeln, half die Ungeduld des Ministers sich einstweilen mit einer disciplinarischen Maßregel gegen die drei Professoren Türk, Wilbrandt und J. Wiggers. Ohne irgend eine vorgängige Untersuchung ward plötzlich deren Amtsentlassung verfügt. Bei den beiden Erstgenanten hatte man vorher versucht, sie zu einem freiwilligen Rücktritt zu bestimmen, bei welchem ihnen überdies nur ein Theil ihres Gehalts als Pension verbleiben sollte. Der Vicekanzler der Universität v. Both, welcher mit dieser Verhandlung beauftragt war, mußte ihnen im Namen der Regierung eröffnen, daß Gründe genug vorhanden seien, sie auf gerichtlichem Wege aus ihren Aemtern zu entfernen, indem sich Acten bei der Regierung befänden, welche eine Absetzung vom Amt rechtfertigen würden. Da er aber mit dieser Bedrohung nichts ausrichtete, so erfolgte jetzt durch ein großherzogliches Rescript vom 7. Juli 1852 die einfache Amtsentlassung mit vollem Gehalt als Pension. Doch hatte der Minister sich nicht versagen können, die Motivirung der Maßregel mit dem Vorwurf schwerer Pflichtverletzung auszustatten, welcher sich gegenüber der Unterlassung einer disciplinarischen Untersuchung und dem späteren in einem Rescript an das Criminalcollegium vom 29. Juni 1853 von Herrn v. Schröter abgelegten Geständniß, wonach außer dem Entlassungsrescript selbst über die Motive dieser Maßregel nichts bei den Acten des Ministeriums vorliegt, höchst seltsam ausnimmt. Wie mit diesem Geständniß die durch Herrn v. Both gemachten Eröffnungen sich vereinigen lassen, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Die Belassung des Gehalts als Pension war an verschiedene Clauseln geknüpft, von denen die eine gleichfalls beweist, daß der Justizminister fortwährend noch von dem innigen Verlangen nach dem Zustandekommen des intendirten Criminalprocesses beseelt war, und daß er nur nicht wußte, wie er dies in Ermangelung brauchbaren Materials bewirken sollte. Es ward nämlich für den Fall, daß hinsichtlich des bisherigen Verhaltens der drei Professoren seit dem Frühjahr 1848 „durch eine etwa noch einzuleitende Untersuchung noch speciellere Thatsachen festgestellt werden sollten", welche die Amtsentlassung ohne Pension gerechtfertigt haben würden, die Wiedereinziehung der Pension vorbehalten.

Erst wenn man diese Vorgeschichte kennt, wird man den Eifer ganz begreifen, mit welchem Herr v. Schröter sich auf die neue Hochverrathsuntersuchung warf, welche im Jahre 1853 durch die hinckeldey-hentzeschen Intriguen ermöglicht ward. Die Geschichte dieses Processes und die in demselben agirenden Persönlichkeiten der herrschenden Partei sind durch die „Vierundvierzig Monate Untersuchungshaft" von Julius Wiggers in Deutschland hinlänglich bekannt geworden und das mecklenburgische Ministerium selbst hat durch die gerichtliche Verfolgung, welche von ihm — nicht in Mecklenburg gegen das Buch selbst, sondern — in Hamburg gegen einen Artikel über das Buch im dortigen „Freischütz" in Betrieb gesetzt ward, und welche, Dank dem Geschick, dem Scharfsinn und der Beredtsamkeit des Vertheidigers Dr. Wex und dem Gerechtigkeitssinn des hamburger Niedergerichts, mit einer glänzenden Niederlage der klägerischen Partei endigte, wider seinen Willen für die Verbreitung des Buches gewirkt. Die Einzelheiten dieser neuen, alles Bisherige weit überbietenden Verfolgung dürfen daher als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Wir begnügen uns deshalb, hier nur einige für die Stellung der Staatsregierung zur Justizverwaltung charakteristische Einzelheiten hervorzuheben, wollen aber vorher noch das in einer angesehenen kritischen Zeitschrift, dem „Literar. Centralblatt" (1861. Nr. 38) öffentlich abgegebne zusammenfassende Urtheil eines Juristen, dessen Unparteilichkeit durch das Bekenntniß begründet wird, daß er den politischen Standpunkt des Verfassers nicht theile, über den im wiggersschen Buch mitgetheilten Proceß reden lassen. Derselbe erklärt ausdrücklich, über Schuld oder Nichtschuld der Angeklagten sich jeder Meinungsäußerung enthalten und nur die processualische Seite der Sache ins Auge fassen zu wollen, und bemerkt dann über diese:

„Die des Hochverraths Angeschuldigten und unter ihnen der Verfasser, werden vor einen Richter gestellt, der schon etliche Jahre früher gegen dieselben eines rechtswidrigen Anlaufs von dem Oberappellationsgericht zu Rostock unter Verurtheilung in die Kosten überführt war. Obgleich nach gemeinem deutschen Proceßrechte schon die Appellation in einer von mehren anhängigen Sachen den Richter der Partei verdächtig machen kann, trägt in unserm Falle das Oberappellationsgericht kein Bedenken, die Unbefangenheit des Criminaldirector Bolte durch Verwerfung des Perhorrescenzantrages auszusprechen, noch dazu in einer Zeit, wo die lange Dauer und mehr noch die Art der Untersuchung, wo nicht den guten Willen, doch mindestens die Fähigkeit des Inquirenten in Zweifel gestellt hatte. Wir haben es mit einem Manne zu thun, der uns das abscheuliche Verfahren des alten gemeinschaftlichen Inquisitionsprocesses recht eigentlich verkörpert, dessen Auftreten den lebhaftesten Tadel durch ganz Deutschland gefunden hätte, wäre es zu der Zeit in die Oeffentlichkeit gelangt, wo man überall gegen den Druck des heimlichen Verfahrens sich auflehnte. Eine

Untersuchungshaft von vierundvierzig Monaten in einer Zelle von fünf Fuß Breite, zwölf Fuß Länge und gleicher Höhe; in ihren Einzelheiten schärfer als eine Strafhaft; ins Unerträgliche erschwert durch die mangelhafte Einrichtung des Gefängnisses, durch eine unbegreifliche, völlig zwecklose Absperrung von der Außenwelt, die nicht einmal durch Blumen ihr Mitgefühl an den Tag legen darf; eine Untersuchungshaft, schärfer und gelinder nach der persönlichen Laune des Inquirenten , nach der persönlichen Ordnungsliebe des Wärterpersonals; benutzt zur Belohnung und zur Einschüchterung; getadelt von einer zur Abhilfe ohnmächtigen Inspectionsbehörde; — Verhöre in langen, unabsehbaren Zwischenräumen, gehalten ohne jeden Begriff von dem Anstande, der Würde, der Unparteilichkeit des Gerichts, begonnen mit dem Hinweise auf mögliche körperliche Züchtigung, unterbrochen von dem Inquirenten mit den Worten: daß Jeder, der kein Schafskopf sei, also auch er, einen bestimmten politischen Standpunkt einnehme; — Confrontationen, verstoßend gegen die einfachsten Grundsätze selbst des traurigen Inquisitionsprocesses; — Beeidigung eines Denuncianten, der nach seiner eigenen Angabe auf schmutzigem Wege zur Kenntniß der von ihm behaupteten Thatsachen gelangt ist; eine Beeidigung, ungeachtet des Einspruchs des Inculpaten, nicht aufgeschoben weder durch die Querel an das Oberappellationsgericht, noch durch die Angabe von Gegenbeweismitteln; — ein Indicienbeweis ohne vollbewiesene Indicien; mit solcher Einseitigkeit zusammengerafft, daß es nach der Freilassung dem einen der Inculpaten sofort gelingt, sein alibi darzuthun; gestützt zum Theil auf Aussagen von Mitschuldigen, deren im Urtheil anerkannte Willensschwäche der Inquirent durch Begnadigungsverheißungen ausbeutet; — dann eine Entscheidung durch ein Collegium, dessen maßgebende Stimme in der Hand eines amoviblen Richters ruhet, noch dazu einer Persönlichkeit, welche in ihren politischen Antecedentien weitaus einige der Inculpaten an Schroffheit übertrifft und für einen politischen Proceß schon durch diese große Umwandlung ihrer Meinung als verdächtig dasteht; — ein Urtheil, mitgetheilt ohne Entscheidungsgründe; — die Berücksichtigung des Gesuches um Begnadigung abhängig gemacht vom vorherigen Verzicht auf den weiteren Rechtsweg; — weiter eine Festungsstrafe vollstreckt im Zuchthause, mit Beschränkungen jeder Art gegen die ausdrücklichen klaren Bestimmungen des Reglements; — endlich eine polizeiliche Ueberwachung ohne Beobachtung der gesetzlichen Formen, herbeigeführt durch die Fürsorge des gesetzlich unbefugten Inquirenten; — — wahrlich das sind Züge eines Verfahrens, welches man kaum absichtlich widerlicher machen könnte. Wir wiederholen, daß über die materielle Rechtsfrage hier ein Urtheil nicht gesprochen sein soll. Aber wenn wir auch annähmen, dieselbe sei in dem unlogisch dastehenden Urtheile richtig getroffen, so ist das für die processualischen Missethaten ganz gleichgiltig. Referent theilt nicht den politischen Standpunkt des Verfassers,

aber um so lebhafter ist seine Mißstimmung darüber, daß bei Untersuchung einer Rechtsverletzung gegen die Regierung diese die einfachsten Garantien für die Ermittelung des Sachverhalts außer Augen läßt, daß ihre Organe, bestellt zum Schutze des Gesetzes, um politischer Zwecke willen das Gesetz umgehen. Geschworene bilden die einzige, die nothwendige Abhilfe; denn wer zöge es nicht vor, als Opfer einer empörten Lynchjustiz zu fallen, anstatt solcher empörenden Justizpflege unterworfen zu werden."

Das hohe persönliche Interesse, welches Herr v. Schröter dem Gelingen des neuen Unternehmens widmete, trat gleich zu Anfang darin recht deutlich hervor, daß er in eigner Person mit den hinckeldeyschen Polizisten sich nach Rostock begab, um hier eine unmittelbar eingreifende Thätigkeit bei der Einleitung der Untersuchung zu üben. Während unter den Auspicien des mecklenburgischen Ministers der Gerechtigkeit preußische Polizeidiener auf mecklenburgischem Gebiet gesetzwidrigerweise Haussuchungen und Verhaftungen vornahmen, hatte Herr v. Schröter sein Hauptquartier im „Hotel de Russie" zu Rostock aufgeschlagen, nahm hier die Rapporte des preußischen Polizeilieutenants Goldheim über den Fortgang und die Erfolge der von diesem vollführten Haussuchungen entgegen und ertheilte dem von Goldheim einzelnen Gehaussuchten auferlegten Hausarrest seine hohe Sanction. Ob Herr v. Schröter schon vorher von dem hinckeldey-hentzeschen Vorhaben wenigstens im Allgemeinen unterrichtet war, muß einstweilen dahingestellt bleiben; gewiß aber ist, daß der Gentleman, welcher in diesem Hochverrathsproceß die dreifache Rolle eines Anstifters, Denuncianten und beeidigten Zeugen auf so völlig neue Weise in sich vereinigte, seine ersten Aussagen nicht an dem Sitze des Criminalcollegiums, sondern an dem Sitze der Staatsregierung, wohin Bolte ihn bestellt hatte, zu Protokoll gab.

Von den weiteren administrativen Eingriffen in den Gang der Justiz, welche die Minister bei diesem Hochverrathsproceß sich erlaubten, möge hier nur noch einer der hervorstechendsten erwähnt werden, welcher in zwei, mit der Unterschrift des Ministers des Innern versehenen Rescripten vom 12. April und 13. Mai 1853 vorliegt, durch welche das Criminalcollegium angewiesen wird, eine Freilassung der in dieser Untersuchung zur Haft gebrachten Personen nicht anders in Ausführung zu bringen, als bis die specielle Autorisation des Ministeriums dazu eingeholt und ertheilt worden sei. Durch diese Maßregel ward eine in keinem civilisirten Lande jemals erhörte, auch mit ausdrücklichen Vorschriften der mecklenburgischen Gesetze in directem Widerspruch stehende Abhängigkeit der Personalhaft eines Angeschuldigten von dem Willen eines Ministers in die mecklenburgische Rechtspflege eingeführt. Das Criminalcollegium hatte gegen die ihm durch diese Rescripte auferlegte Verpflichtung, einen Angeschuldigten, auch wenn von Rechtswegen seine Entlassung aus der Unter-

suchungshaft erfolgen mußte, so lange in Polizeihaft festzuhalten, als es dem Minister beliebte, nicht die geringsten Bedenken. Dieses Gericht ging sogar ganz ernsthaft mit „unvorgreiflichen Erachten" über die Frage, ob Gründe für eine polizeiliche Detention der Angeschuldigten vorhanden seien, dem Ministerium an die Hand und nahm es sich heraus, in einem von Bolte verfaßten Bericht an das Oberappellationsgericht über einen Antrag mehrer Angeschuldigter auf Entlassung aus der Haft im Voraus zu erklären, daß es eine etwa günstige Entscheidung des Oberappellationsgerichts nicht zur Ausführung bringen und das Ministerium des Innern zu einer entgegengesetzten Anordnung bestimmen werde. Die bezüglichen Worte des Berichts lauten: „Im Vorstehenden halten wir unser Verfahren ehrerbietigst gerechtfertigt, dessen nicht einmal zu gedenken, daß wir vor Entlassung der Inculpaten befehlsmäßig an das Ministerium des Innern polizeilicher Maßregeln halber berichten müßten und daß Hochdasselbe so dem Staate gefährliche Individuen, verurtheilt in längere Zuchthausstrafe, bis zu rechtskräftiger Aburtheilung wohl schwerlich auf freien Fuß lassen würde." Der Absolutismus hatte selbst die Rechtspflege so vollständig in Beschlag genommen, daß die Richter nur noch „befehlsmäßig" handelten und sich um die Gesetzlichkeit des Befehls nicht kümmerten. Wenn Gerichte sich zu befehlsmäßiger Festhaltung der von Rechtswegen der Haft zu Entlassenden bereit zeigen so wird auch die Praxis für erlaubt gehalten werden, daß ein Angeschuldigter befehlsmäßig verurtheilt wird, welcher sonst nach den Rechten freigesprochen werden müßte. Das Oberappellationsgericht aber in seiner damaligen purificirten Gestalt wagte nicht, diesen ministeriellen Eingriffen in die Justiz Widerstand zu leisten. Ein mit Genehmigung des Ministers aus der Untersuchungshaft gegen Caution Entlassener erhob Beschwerde beim Oberappellationsgericht, weil die rechtskräftige Entscheidung nicht sofort, sondern erst nach der zur Einholung der ministeriellen Genehmigung erforderlichen Frist zur Ausführung gebracht war, erhielt aber darauf den Bescheid, daß das Oberappellationsgericht „wegen derjenigen Verfügungen, welche das Criminalcollegium auf Anweisung des großherzoglichen Ministeriums des Innern getroffen hat, nicht competent" sei.

Daß in der ganzen Angelegenheit nicht das Recht, sondern die Politik die herrschende und bestimmende Macht war, zeigte sich später auch in der Art, wie auf Anrathen des Justizministers die Gnadenerweisungen distribuirt wurden. Von den Angeschuldigten stand nach dem rechtskräftigen Erkenntniß Moritz Wiggers mit Dornblüth auf gleicher Stufe der Schuld und Strafe. Aber dem Letzteren ward die erkannte Zuchthausstrafe in Festungsstrafe verwandelt, an dem Ersteren aber setzte man die Zuchthausstrafe in vollen und ungemilderten Vollzug. Die Reaction wollte in Moritz Wiggers den Präsidenten der Abgeordnetenkammer, die ganze Partei, deren Führer er war, ja die Anhänger einer constitutionellen Verfassung überhaupt demüthigen und strafen und die Bestre-

bungen des Jahres 1848 in der öffentlichen Meinung erniedrigen und mit Schmach bedecken. Auch war es wohl darauf abgesehen, Moritz Wiggers durch die Wirkung der ihm auferlegten Zuchthausqualen für alle Zeit vom Schauplatze politischer Thätigkeit zu entfernen. Zugleich ward die erduldete Zuchthausstrafe, auf Anregung des Herrn v. Schröter, von der Justizkanzlei zu Rostock als Grund benutzt, um Moritz Wiggers im disciplinarischen Wege aus seiner berufsmäßigen Thätigkeit als Advocat und Notar herauszusetzen. Der Minister aber hat mit allen diesen Bemühungen das Gegentheil von dem herbeigeführt, was er beabsichtigte: die Männer, welche er als seine politischen Gegner verfolgte, sind aus dieser Verfolgung mit ungebeugtem Muth und unverletzter Ehre hervorgegangen, und die Maßregeln, welche auf die Unterdrückung der Gegner berechnet waren, haben ihre Spitze gegen die Regierung gekehrt, welche sie anordnete. Sie hätte ihre Tendenzen nicht deutlicher enthüllen können, als dies durch ihr Verhalten zu dem rostocker Hochverrathsproceß geschehen ist.

Der Criminaldirector Bolte, welcher als Belohnung seiner Dienste schon im Jahre 1856 eine Gehaltszulage von 300 Thlr. erhielt, ist neuerdings mit dem vollen Gehalt von 2400 Thlr. als Pension auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt worden. Ein Dankschreiben, welches er in Folge dieser Pensionsbewilligung an die Landtagsversammlung erließ, vervollständigt sein von Julius Wiggers gezeichnetes Charakterbild noch durch einen neuen interessanten Zug und wird daher den hier gegebenen kurzen Rückblick auf den Hochverrathsproceß angemessen abschließen. Das Schreiben lautet:

„Hohe Landtagsversammlung!

„Nicht ohne Sorge konnte ich der Entscheidung entgegensehen über den Wunsch, den ich in Hinsicht meiner Pensionirung auszusprechen mir erlaubt hatte; denn er war ein sehr bedeutender, ein ungewöhnlicher, und für mich wichtig genug.

Da, noch in dieser Stimmung, gestern Abend 9½ Uhr, ward mir von gütigen Freunden vom Landtage her die Kunde des gestrigen huldreichen Beschlusses! Meine hohe Erregung, diesen Uebergang von Sorge zur innigsten Freude kann ich nicht beschreiben.

Und einstimmig unter den gütevollsten Aeußerungen ist er erfolgt.

Einen mir ertheilten Ehrenbrief nannte ich in meiner Danksagung vom 1. Dec. 1856 den einstimmigen hohen Landtagsbeschluß, der damals meinen Gehalt um 300 Thlr. erhöhete; ein erneuerter Ehrenbrief in noch höherem Maße ist der jetzige, eine Urkunde für meine ganze Dienstlaufbahn, öffentlich mir ertheilt von den alten ehrwürdigen Landständen Mecklenburgs; — mich erhebend über manche wehe Erleidung, die besonders seit den letzten Jahren ich in Bezug auf meine öffentliche Stellung zu tragen hatte.

Und nun kann ich ohne Sorge auch in finanzieller Hinsicht fortleben, so

lange Gott der Herr es mir gewährt! — Ja, wahrlich, eine hohe Beruhigung ist mir jetzt geworden; in zweifacher Hinsicht!

Hineilen persönlich zum Landtage mit meinem dankerfüllten Herzen kann ich leider nicht; wie gerne möchte ich es! Officialgeschäfte behindern es. Bethätigen durch fernere Pflichterfüllungen im Dienste kann ich meine Dankbarkeit auch nicht; denn ich scheide aus ihm — aber ein Herz voll Dank und Liebe und treuer Hingebung an die alten Landstände, unter denen seit Jahrhunderten unser Vaterland glücklich war, — und voll Segenswünsche für Sie, ein solches Herz werde ich in mir tragen, so lange ich lebe.

In der tiefsten Verehrung beharre ich einer hohen Landtagsversammlung

Bei meiner Official-Anwesenheit zu Ludwigslust, 19. Nov. 1861.

ehrerbietigster
Carl August Friedrich Bolte."

Vielleicht ist durch dieses Schreiben, welches seinen Verfasser in völliger Extase über die Größe des ihm bewilligten Ruhegehalts zeigt, das um jene Zeit umlaufende falsche Gerücht, daß er in eine Geisteskrankheit verfallen sei, hervorgerufen worden.

Dieselbe Willkürherrschaft, welche die Rechtspflege in eine Dienerin ministerieller Politik verwandelte, übte auf allen andern Gebieten des Staatslebens ihren finsteren Einfluß. Eines ihrer vielen Opfer ward im Jahre 1858 auch der Professor Baumgarten zu Rostock. Derselbe ward ungehört und ohne irgend ein disciplinarisches Verfahren aus seinem Amte entlassen, nicht vorzugweise deshalb, weil man der Ansicht war, daß er in gewissen Lehrsätzen von dem Inhalt der symbolischen Bücher der lutherischen Kirche und der mecklenburgischen Kirchenordnung abwich — dies war nur der an die Oeffentlichkeit getretene dürftig herausgeputzte Grund seiner Amtsentlassung —, sondern weil er ein freier, offener und unerschrockener Mann war, dessen wahrheitsliebende Seele sich in das Bedientenwesen nicht schicken konnte, welches unter dem von dem Oberkirchenrath geführten Krummstab auch auf dem Boden der Kirche großgezogen ward. Die Acten über diese Angelegenheit hat Herr v. Schröter nur so weit veröffentlichen lassen, als es erforderlich schien, um das Gehässige des Verfahrens von sich ab und auf das Consistorium und dessen Berichterstatter Krabbe zu lenken. Er hat dagegen weder das Rescript, welches er an das Consistorium erließ, um nach vorgängigen mündlichen Besprechungen mit dem damaligen Director dieser Behörde, Martini, das Gutachten gegen Baumgarten hervorzurufen, noch die Schriftstücke der Oeffentlichkeit übergeben, welche zwischen ihm und dem Oberkirchenrath über die beschlossene Entlassung Baumgartens gewechselt wurden. Erst wenn die Acten einmal vollständig vorliegen werden, wird man den tieferen Zusammenhang dieser Angelegenheit durchschauen.

Ueberblickt man das Ergebniß der Wirksamkeit der Reaction in Mecklenburg seit 1858, so muß es jedem Unbefangenen klar werden, daß das Land

während dieser Zeit bis an die äußerste Grenze politischer, sittlicher und wirthschaftlicher Verkümmerung gelangt ist. In seinen Beziehungen zu Deutschland befolgt es eine Politik, durch welche es sich nach Möglichkeit isolirt und einer einheitlichen Gestaltung widerstrebt. Die Richtung des deutschen Nationalvereins erscheint der mecklenburgischen Staatsregierung so unduldbar, daß sie die Theilnahme an demselben durch ein Polizeiverbot untersagt hat. Die Absperrung gegen alle übrigen Staaten durch einen mecklenburgischen Grenzzoll ist beschlossene Sache. Im Lande selbst sind nicht blos die neuen Freiheiten wieder unterdrückt, sondern es geht auch mit den alten immer mehr zu Ende. In Bezug auf den im Mittelalter freien, aber schon seit Jahrhunderten mehr und mehr zurückgedrängten und geknechteten Bauernstand ist auf dem Landtage von 1861 die Abmeierung und Niederlegung zu Gunsten der Ritter in ein förmliches System gebracht. Die Bürgervertretungen werden mit hohen Geldstrafen für den Fall bedroht, daß sie ihre Verhandlungen auf Landesangelegenheiten erstrecken, selbst wenn es sich dabei nur um eine Petition handeln sollte. Und doch ist nach der alten Landesverfassung das landständschaftliche Recht nicht ein Recht der Magistrate, sondern der Communen, und es läßt sich, da hiernach die Commune zur Theilnahme an der Berathung von Landesangelegenheiten durch ihren Landtagsdeputirten berechtigt ist, eine Trennung der Landesangelegenheiten von den Communalangelegenheiten überhaupt nicht durchführen. So weit ist das Verständniß der ständischen Freiheit bei den jetzigen Machthabern verloren gegangen, daß sie nur noch eine Stufenfolge von Obrigkeiten kennen, von denen jede in dem ihr untergeordneten Bereiche unbedingten Gehorsam fordern darf. Auf dem Gebiet der gewerblichen Thätigkeit wird die freie Bewegung durch die starren Formen der Vorzeit eingeengt, welche dem veränderten socialen Leben und den vervollkommneten Verkehrs- und Transportmitteln gegenüber der Bevölkerung täglich zu größerem Drucke gereichen. Die Untheilbarkeit der großen Güter, das Fehlen des kleineren ländlichen Grundbesitzes in den Händen freier Eigenthümer, das Lehnswesen, die Abgeschlossenheit jeder Ortschaft in Bezug auf Niederlassungsrecht, die Unfreiheit des gewerblichen Betriebes nach allen Richtungen hin, die Art und die Ungleichheit der Besteuerung, der gänzliche Mangel eines Staatshaushalts und folglich einer Mitwirkung der Stände bei dessen Feststellung und Controle, so weit nicht einzelne Einrichtungen auf Grund von Verträgen aus gemeinsamen, landesherrlich ständischen Mitteln bestritten werden, — Alles vereinigt sich, um die Bevölkerung, wirthschaftlich und sittlich, in immer tieferen Verfall zu bringen. Unter der Aera der Restauration hat die Volkszahl sich nur um einen ganz unbedeutenden Procenttheil vermehrt und ist in einzelnen Jahren sogar gegen das Vorjahr zurückgegangen. In zehn Jahren hat das Land 50,000 Menschen, neun Procent seiner Bevölkerung, durch Auswanderung eingebüßt. Die unehe-

lichen Geburten haben trotz aller Keuschheitsverordnungen und Sabbathsgesetze und trotz einer christlichen Disciplin, welche es sogar bis zu einem Publicandum über den „geistlichen Beruf der Hebammen“ (vom 28. Nov. 1855) gebracht hat, in erschreckender Weise zugenommen und steigern sich noch von Jahr zu Jahr. Das Verhältniß der unehelichen zu den ehelichen Geburten war im Jahre 1861 das von 1 zu $3^3/_4$, eine Quote, wie sie schwerlich irgend ein anderes deutsches Land aufzuweisen hat.

In ganz Deutschland sind diese Zustände notorisch, da der Klageruf, welcher in der mecklenburgischen Presse nicht laut werden darf, in der auswärtigen Presse desto stärker und allgemeiner hervorgebrochen ist. Aber die Staatsregierung erkennt diesen Nothstand nicht an. Sie glaubt mit den hergebrachten Institutionen und mit der modernen Zuthat absolutistischer Polizeiherrschaft allen ihren Verpflichtungen genügen zu können, und hat kein Verständniß dafür, daß es bei längerem Beharren auf diesem Wege ein Ende mit Schrecken nehmen muß. Sie erklärt im „Norddeutschen Correspondenten“, welcher nach Auflösung der Actiengesellschaft, von der das Blatt begründet und erhalten ward, ein reines Regierungsorgan geworden ist, alle diejenigen für „entartete Söhne“ des Landes, welche durch den Sumpf, in welchen unter ihrer Herrschaft dieses Land gerathen ist, sich nicht befriedigt finden und mit ihren Klagen zu der auswärtigen Presse ihre Zuflucht nehmen. Das genannte Organ hat die traurige Aufgabe, die Grundsätze und Maßregeln der gegenwärtigen Minister zu vertheidigen und das berechtigte Verlangen nach Erfüllung der gegebenen Verheißungen als illoyal und verderblich zu bekämpfen. Es löst diese Aufgabe in derselben Weise, welche man bei den Blättern gleicher Tendenz schon kennt, nur daß es dabei mit weniger Geist und größerer Rohheit und Dreistigkeit verfährt als einzelne andere Organe des Feudalismus und der Reaction. Es denuncirt, verdächtigt und verleumdet, es verschweigt die Wahrheit, wo sie ihm unbequem ist, es unterdrückt Thatsachen und Actenstücke, die ihm nicht zusagen, es öffnet seine Spalten jeder leichtfertigen Beschuldigung und falschen Nachricht, wenn diese nur zur Herabsetzung der politischen Gegner dient, und unterläßt es, seine Mittheilungen zu berichtigen, auch wenn das Unbegründete derselben schlagend nachgewiesen wird. So vergiftet es die Gemüther, facht die Leidenschaften an und erweitert die Trennung zwischen Fürst und Volk. Die Perversität des Blattes wirkt um so unheilvoller, als in dem absolutistisch feudalen Mecklenburg der Fürst nicht durch die Verantwortlichkeit seiner Minister gedeckt wird und es überdies, da es eine Staatskasse nicht gibt, die landesherrliche Kasse ist, aus welcher die ganze Verwaltung bestritten wird und aus welcher daher auch die Fonds für den „Norddeutschen Correspondenten“ fließen. Dadurch wird der Großherzog selbst in den Streit der Parteien hineingezogen, und indem die Minister ihn veranlassen, für den durch dieses Blatt

ausgestreuten Samen der Zwietracht und Verfolgung seine Mittel zur Verfügung zu stellen, machen sie ihn selbst wider sein Wissen zum Urheber des gehässigen Treibens, welches in dem genannten Organ seinen Sitz hat.

In der auswärtigen Presse stehen den jetzigen Ministern nur einige ultrareactionäre Journale in Preußen und Sachsen zur Disposition, welche aus schweriner Regierungskreisen ihre mecklenburgische Correspondenz beziehen. Eine Hoffnung, welche sich an die von der würzburger Coalition in ihren Dienst genommenen zu Frankfurt a. M. von Hannibal Fischers Sohn redigirten früheren „Deutschen Blätter" knüpfte, daß sie auch eine Stütze der mecklenburgischen Regierungspolitik werden würden, hat sich bitter getäuscht gefunden. Denn selbst dieses reactionäre Journal sagte sich in einer Reihe von Artikeln über „mecklenburgische Zustände" von der in Mecklenburg noch conservirten feudalistischen Wirthschaft förmlich los und ging so weit, daß es die Zustände in Mecklenburg für „positive Angriffe auf Recht und Vernunft" und für „wahre Herausforderungen zu Widerstand und Umwälzung" erklärte. Der Minister des Auswärtigen, v. Oertzen, welcher als Theilnehmer an den würzburger Conferenzen zu den Mitbegründern dieses Organs der Coalition gehörte und in der Hoffnung, an demselben eine recht kräftige Unterstützung zu gewinnen, für Rechnung der großherzoglichen Kasse sechzig Exemplare davon bestellt hatte, soll bei dem Anblick dieser Artikel nicht wenig betroffen gewesen sein. Die sechzig Exemplare wurden eiligst bei Seite geschafft und die Fortsetzung abbestellt.

Mecklenburg steht darin hinter allen übrigen deutschen Staaten zurück, daß es dort überhaupt an der Möglichkeit fehlt, der in der Bevölkerung lebenden politischen Ueberzeugung einen gemeinsamen öffentlichen Ausdruck zu schaffen. In Kurhessen haben doch selbst zur Zeit der schlimmsten Reaction wenigstens die Abgeordnetenwahlen und die Abgeordnetenversammlung dem Rechtsbewußtsein die Gelegenheit geboten sich zu manifestiren und zu bethätigen. In Mecklenburg tagt eine Landesvertretung, welche vom Volke keinen Auftrag hat, auf welche es keinerlei Einfluß übt, und über deren Rechtsbeständigkeit sich auszusprechen es weder Anlaß noch die erforderliche Freiheit hat. Selbst in der Landtagsversammlung finden diejenigen Mitglieder derselben, welche auf eine Reform der Landesverfassung ihre Bestrebungen richten, keinen Zulaß für ihre darauf zielenden Anträge. Die letzteren werden einfach von der Verhandlung ausgeschlossen, und eine Beschwerde über solche Zurückweisung wird durch das Geschrei der Feudalen und durch tumultuarische Scenen beantwortet. Mecklenburg kann wegen dieser gänzlichen Gebundenheit seiner Bevölkerung erst dann auf Rettung mittelst eigener Kraftanstrengung hoffen, wenn das herrschende Regierungssystem nicht mehr an den verbündeten Regierungen und namentlich an Preußen einen Stütz- und Anhaltspunkt findet. Nach Beseitigung dieser

auswärtigen Unterstützung des jetzigen Systems würde es sich aber sofort herausstellen, wie schwach und hinfällig die Basis ist, auf welcher sich im Jahre 1850 der Feudalismus in Mecklenburg wieder aufgerichtet hat.

Preußens nationale Aufgabe und Oestreich.

1.

In einem frühern Artikel*) haben wir durchzuführen gesucht, wie Oestreich, um einen Conflict mit Rußland zu vermeiden, auf eine active Politik im Orient verzichtete, und wie es, von der natürlichen Richtung seiner Entwickelung abgelenkt, seine Kräfte auf Ziele wandte, zu deren Erreichung ihm die Mitwirkung, oder doch wenigstens ein freundschaftliches Gewährenlassen Rußlands nöthig war. Dies günstige Einvernehmen mit Rußland ist längst einer Spannung mit gegenseitiger Abneigung gewichen, die von beiden Seiten offen zur Schau getragen wird. Gewiß ist die gegenwärtige Feindschaft der Natur der Dinge entsprechender, als die alte, vorzugsweise den russischen Herrschaftsplänen förderliche Freundschaft; doch würde man sich täuschen, wenn man in der wiedergewonnenen Unabhängigkeit vom russischen Einfluß ohne Weiteres schon einen reellen Gewinn für den Staat sehen wollte. Ganz allgemein kann man behaupten, daß im Staatenverkehr die Lösung einer bestehenden Verbindung zunächst nur ein negatives Resultat gewährt, und daß der Werth gesteigerter Selbständigkeit ausschließlich bedingt ist von der Fähigkeit, mit sicherer Berechnung und entschlossenem Handeln den Weg aus der Isolirung heraus zu neuen, den eigenen Interessen wahrhaft entsprechenden Beziehungen zu finden.

Was für Oestreich gilt, gilt in dieser Beziehung auch für Preußen. Der Zerfall der heiligen Alliance, so verderblich ihre Wirkungen auf die innere Entwickelung der Staaten auch waren, hat doch eine große Lücke im europäischen Staatensystem hervorgebracht; die in ihr verbunden gewesenen Staaten ringen noch heute vergeblich, sie auszufüllen. Jeder faßt die Ziele ins Auge, welche die wiedergewonnene Ungebundenheit ihm bietet; jeder vermißt schmerzlich das Gefühl der Sicherheit, welches das alte Band ihm gewährte. An die Stelle sicherer Factoren, aus denen mit Nothwendigkeit die Schritte der Staats-

*) Oestreich und die orientalische Frage. Nr. 19.

kunst in jedem vorkommenden Falle hervorgingen, ist eine Reihe von Möglichkeiten getreten, die, wie sie die außer Fassung gesetzte Routine mit unruhiger Besorgniß erfüllen, so der Phantasie des unternehmungslustigen Staatsmanns eine ungemessene Fülle verführerischer Gestaltungen vorschmeicheln und ihn zu den kühnsten und mannigfaltigsten Combinationen reizen. Die Staaten streben darnach, sich ihrer eigensten Bedürfnisse, die lange Zeit den Anforderungen eines unnatürlichen Systems aufgeopfert waren, bewußt zu werden, und suchen nach den Wegen, auf welchen dieselben befriedigt werden können. Eine solche Krisis der allgemeinen Politik ist unter allen Umständen den davon berührten Staaten gefährlich, sie ist es doppelt für Staaten, die in einem inneren Entwickelungsproceß begriffen sind, und in denen die Parteien nur allzu geneigt sind, die allgemeinen Interessen des Staates nach ihren besonderen Wünschen, Bedürfnissen und Sympathien zu beurtheilen.

Eine der bedeutungsvollsten Wirkungen der großen Krisis ist, daß sie die Eifersucht der beiden deutschen Großmächte gegen einander in aller Schärfe hat hervortreten lassen. Natürlich! denn in dem System der heiligen Alliance war dieser Gegensatz keineswegs überwunden, sondern nur übertüncht und gebunden. Mit gesteigerter Schroffheit, aber doch mit der Tendenz zur Ausgleichung trat der Gegensatz von dem Augenblicke an hervor, wo das erwachende deutsche Nationalgefühl sich auf die Umgestaltung des deutschen Staatenbundes zu richten anfing. Die deutsche nationale Bewegung drebt sich um die Frage, wie das Verhältniß der beiden großen Mächte zu einander sich zu gestalten habe, um die Constituirung eines deutschen Bundesstaates zu ermöglichen. Als im Jahre 1848 die deutsche Bewegung ausbrach, hoffte man im Fluge der Begeisterung die alte zum Theil schon mit dem verschönernden Glanze des Mythus umkleidete Herrlichkeit des deutschen Reiches im neunzehnten Jahrhundert wieder erwecken zu können. Man dachte einen Bau aufzuführen, ehe man von den Umrissen seiner Gestaltung eine Ahnung hatte. Wenige Wochen genügten, um die Schwierigkeiten, über die Hoffnung und Begeisterung sich leicht hinweggesetzt hatten, zur vollen Geltung zu bringen. Man erkannte, daß man zum Baue vor Allem eines Planes bedürfe, und sodann, daß die eigenen Kräfte nicht genügen würden, um über das schwer zu handhabende Baumaterial unbeschränkt schalten und walten zu können. Die Berathung der Grundrechte sollte die Zeit ausfüllen, bis die Umstände für die Constituirung des neuen Reiches sich günstiger gestalten würden. Nach langem Mühen wurde endlich der Plan entworfen, und man glaubte in Preußen die Macht gefunden zu haben, die stark genug war, denselben auszuführen. Indessen war der günstige Augenblick zur raschen Verwirklichung des großen Werkes vorüber. Wohl hätte auch damals noch ein entschlossener Muth das Werk zum Ziele führen können. Aber statt entschlossenen Muthes fand man in Preußen abwägendes Bedenken.

Das Werk zerfiel. Um eine große Erkenntniß aber sind wir bereichert worden, daß nicht die Vielstaaterei, die vielfach lästig, aber auch ohnmächtig ist, sondern daß der Dualismus das Hinderniß der Neugestaltung Deutschlands und daß die deutsche Einheit in erster Linie eine zwischen Oestreich und Preußen schwebende Machtfrage ist. Aus der Erkenntniß dieser Thatsache ist das Programm der deutschen Nationalpartei hervorgegangen, und in den jetzigen Verhältnissen liegt kein Grund, weshalb sie von ihrem Programm abweichen und die aus einem wahrhaft staatsmännischen Volksinstinkt hervorgegangene Ueberzeugung, auf der dasselbe begründet ist, aufgeben sollte. Der ausdauernden Festigkeit, mit der die nationale Partei, unbeirrt von den jetzigen scheinbar verzweifelten Conjuncturen in Preußen an ihren Grundsätzen festhält, wird das Maß von Kraft entsprechen, das sie unter günstigern Umständen für die Verwirklichung ihrer Idee einzusetzen hat.

Vor Allem aber (und es ist wichtig, diesen Punkt aufs schärfste ins Auge zu fassen) kommt es darauf an, sich des Zusammenhanges bewußt zu werden, in dem die deutsche Frage mit der Gestaltung der allgemeinen europäischen Verhältnisse steht. So unbestreitbar die Frage der deutschen Einigung vom völkerrechtlichen Standpunkte aus eine ausschließlich deutsche Frage ist, so ist es doch eine Thatsache, daß, da jeder Schritt zur Einheit die Macht Deutschlands vermehrt und also das relative Machtverhältniß im europäischen Staatensystem verändert, die Nachbarn die deutsche Einheitsbewegung mit entschiedenem Uebelwollen und Mißtrauen ansehen. Ebenso ist es unzweifelhaft, daß sie sich durch völkerrechtliche Bedenken nicht werden abhalten lassen, ihr Uebelwollen vorkommenden Falls zur That werden zu lassen. Es ist ein altes Princip der französischen Politik, in erster Linie jede Machtconsolidirung an Frankreichs Grenzen zu verhindern, in zweiter Linie, wenn eine derartige Consolidirung sich nicht hindern läßt, Alles aufzubieten, um das dadurch verschobene Machtverhältniß durch eine Gebietserweiterung Frankreichs zu compensiren. Der Kaufpreis für die Einigung Italiens war Nizza und Savoyen, die schon Lamartine als Pfänder mit Beschlag belegt haben wollte, wenn die italienische Bewegung des Jahres 1848 einen centralistischen Charakter angenommen haben würde. Nicht anders sah die republikanische Regierung Frankreichs das linke Rheinufer als Compensationsobject gegen eine durch Centralisation gesteigerte Machtentwickelung Deutschlands an. Von dieser Anschauung werden alle französischen Regierungen beherrscht, mögen ihre Richtungen und Neigungen sonst auch weit auseinandergehen. Gerade eine friedlichen Tendenzen hingegebene Regierung wird am eifrigsten auf diplomatischem Wege die Spaltung Deutschlands zu erhalten suchen, weil sie weiß, daß jeder reelle Erfolg der Nationalpartei ihr eine kriegerische Haltung aufnöthigen würde. Und umgekehrt ist sehr wohl der

Fall denkbar, daß Frankreich unter der Herrschaft einer eroberungslustigen Politik den deutschen Unionsbestrebungen bis zu einem gewissen Punkte sich günstig erweist, um bei dem ersten Erfolge im Namen des gestörten Gleichgewichts die Forderung der natürlichen Grenzen zu erheben. Es wäre von Interesse, das Verhalten der verschiedenen Richtungen der französischen Politik zu den nationalen Bestrebungen der Nachbarvölker eingehend zu erörtern. Für unsern gegenwärtigen Zweck genügt die Hinweisung, daß keine französische Regierung sich gleichgiltig gegen die innere Erstarkung der Nachbarn jenseits des Rheins und der Alpen verhalten wird. Unter allen Umständen würden also die einheitlichen Bestrebungen der deutschen Nation sich darauf gefaßt machen müssen, daß sie, an einem gewissen Punkte angelangt, dem bewaffneten Widerstande Frankreichs zu begegnen haben werden.

Es ergibt sich hieraus, daß, je mehr der nationale Gedanke sich vertieft und läutert, je nachhaltiger und thatkräftiger die Begeisterung ist, die er in der Nation weckt, um so ernster die Verpflichtung an die Leiter der Bewegung herantritt, die deutsche Frage in den großen Zusammenhang der europäischen Politik einzureihen, d. h. zu erwägen, in welcher Weise die allgemeinen Constellationen der internationalen Verhältnisse hindernd und fördernd auf die deutschen Unionsbestrebungen einzuwirken im Stande sind. Wir verkennen nicht, daß die Abneigung, diese Seite der Frage vorzugsweise ins Auge zu fassen, aus edlen Motiven hervorgeht, und daß ein sehr achtungswerthes Selbstgefühl dem Bestreben zu Grunde liegt, jede Beziehung zwischen einer inneren Frage und den Gelüsten des Auslandes kurzweg abzuleugnen: wenn man nur eine Thatsache dadurch beseitigen könnte, daß man sie ableugnet.

Es wird also zu untersuchen sein, ob eine politische Combination möglich ist, die es Preußen gestattet, Oestreich in einer activen Politik im Osten zu unterstützen und als Entgelt dafür Oestreichs Neutralität und eventuell bei einem Conflicte mit dem Auslande, seine Unterstützung in den deutschen Angelegenheiten zu gewinnen, wobei wir uns ausdrücklich dagegen verwahren, als ob wir meinten, Oestreich werde je freiwillig und förmlich auf seine Stellung in Deutschland verzichten. Es wäre ein sehr unfruchtbares Bemühen, wenn Preußen auf dem Wege der Verhandlungen sich mit Oestreich über die deutschen Angelegenheiten auseinandersetzen wollte. Das Ziel Preußens kann nur sein, vor allen Verhandlungen eine vollendete Thatsache zu schaffen. Nur was der Anerkennung nicht bedarf, kann auf Anerkennung des Rivalen rechnen. Diese That kann aber nur eine solche sein, die vor allen Reformverhandlungen Deutschland als politisch geeinigte Macht dem Auslande gegenüberstellt. Nur eine nationale That wird uns die nationale Einigung bringen. Ehe wir aber auf diesen Punkt eingehen, ist es nothwendig, das Verhältniß Preußens zu Oestreich in Bezug auf die deutschen Angelegenheiten noch schärfer ins Auge

zu fassen, da die Charakterisirung der beiden Mächte als Rivalen zwar vollkommen richtig, aber doch viel zu allgemein ist, um ein klares Bild von den eigenthümlichen Schwierigkeiten zu geben, die jedem Vorgehen Preußens in Deutschland in den Weg treten, so wie von der zähen Widerstandskraft, mit der die bestehenden Verhältnisse noch stets über alle Reformversuche triumphirt haben.

Es ist von Seiten der nationalen Partei Preußen vielfach der Vorwurf gemacht worden, daß es die überaus günstige Stellung, die es nach dem Eintritt der Regentschaft einnahm, nicht zu einer entscheidenden That in den deutschen Angelegenheiten benutzt habe. In Preußen selbst trug die Mißstimmung über diese Versäumniß des Ministeriums Auerswald-Schwerin mit dazu bei, daß die ungeduldigeren liberalen Elemente sich mit der gemäßigten Demokratie coalisirten, um durch einen verstärkten Druck auf das liberale Cabinet in dieser wie in andern Fragen raschere Resultate zu erzielen. Wir können uns hier natürlich nicht der Aufgabe unterziehen, die Berechtigung der Entstehung der Fortschrittspartei einer Kritik zu unterwerfen, möchten aber behaupten, daß die dem Ministerium wegen seines unsichern Verhaltens in den deutschen Fragen gemachten Vorwürfe zum Theil übertrieben waren. Es fehlte die Voraussetzung, die ein energisches Handeln möglich machte, d. h. eine feste und klare Stellung Preußens zu den europäischen Fragen. Daß eine solche noch nicht eingenommen war, hatte seinen Grund hauptsächlich in dem Verhältniß zu Oestreich. Dies trägt einen Widerspruch in sich, der die preußische Politik ziellos in einem Cirkel herumtreibt. Leider wird dieser innere Widerspruch, der um so gefährlicher ist, da er nicht etwa aus willkürlichen Bestrebungen dieses oder jenes Staatsmanns hervorgegangen ist, sondern tief in den realen Verhältnissen begründet liegt, selten erkannt und noch seltener seiner ganzen durchgreifenden Bedeutung entsprechend gewürdigt. Die Natur dieses Widerspruches wird uns klar werden, wenn wir sehen, wie die nationale Partei sich ihm gegenüber verhält. Das Programm der Partei fordert den Antagonismus Preußens und Oestreichs in allen deutschen Angelegenheiten; denn daß der engere Bundesstaat nur im Gegensatze zu Oestreich hergestellt werden kann, ist an sich klar und bedarf nicht des Beweises. Das Programm fordert aber zugleich eine dauernde Verbindung zwischen dem engern Bundesstaate und Oestreich, d. h. ein Zusammengehen der beiden Großmächte in der allgemeinen europäischen Politik. Nun ist es aber klar, daß streng genommen nur der eine Theil des Programms, der den engeren Bundesstaat betreffende, eine absolute Forderung enthalten kann, daß dagegen der auf die Stellung zu Oestreich bezügliche Theil nur die Ueberzeugung von einem rein thatsächlichen Verhältnisse ausspricht, die ohne Weiteres als Forderung formulirt worden ist; die Form der Idee entspricht ihrem Inhalte nicht. Wenn das Programm, nachdem es

die Forderung des engeren Bundesstaates gestellt, hieran die Forderung des weiteren Bundes knüpft, so limitirt es offenbar die erste Forderung durch die zweite, da ja beide Forderungen in Widerspruch gegen einander treten können. Es ist ganz unzweifelhaft, daß der politische Gedanke, auf dem das Programm beruht, ein völlig richtiger, und daß das in demselben ausgesprechene Ziel mit allen Kräften zu erstreben ist. Nichts desto weniger ist der Gedanke eben wegen des inneren Widerspruchs, der in den gegenwärtig zwischen Preußen und Oestreich bestehenden Verhältnissen liegt, einer gefährlichen Mißdeutung ausgesetzt. Es liegt nämlich die Folgerung sehr nahe, daß Preußen in allen europäischen Fragen ohne Weiteres auf Seiten Oestreichs sich zu stellen habe; und in der That ist diese Forderung gelegentlich, wenn auch nicht mit voller Schärfe und klarem Bewußtsein, selbst von Anhängern Preußens gestellt worden. Oestreich hat bekanntlich stets die Neigung gehabt, in alle Verwickelungen, denen seine auswärtige Politik es aussetzt, Deutschland hineinzuziehen und bei jeder Gelegenheit die deutsche Bundeshilfe als ein Recht in Anspruch zu nehmen. Wollte ihm Deutschland dies Recht zugestehen, nun so wäre eben das Siebzigmillionenreich verwirklicht. Dieser Auffassung wird aber durch das nationale Programm selbst Vorschub geleistet, da es zu dem Mißverständniß Veranlassung gibt, als ob die östreichischen und deutschen Interessen ohne Weiteres identisch wären. Wäre dies in der That der Fall, so wäre es allerdings eine chikanöse Politik, wenn Deutschland das Zusammengehen mit Oestreich von vorhergehenden Concessionen Oestreichs abhängig macht. Es ist klar, daß bei dieser Lage der Dinge die Herstellung des Bundesstaats stets ein frommer Wunsch bleiben wird. Es ist also nothwendig, den Gedanken, daß Deutschland auf ein dauerndes Bündniß mit Oestreich angewiesen sei, auf ein richtiges Maß zurückzuführen. Wir werden in dem folgenden Abschnitte dieses Aufsatzes näher auf diesen Punkt, der lediglich im Zusammenhang mit den concreten Verhältnissen der europäischen Politik beurtheilt werden kann, eingehen. Hier nur so viel, daß die Forderung nicht eine absolute, sondern nur eine relative ist, und ferner, daß es erst von Oestreichs Verhalten in der deutschen, und der hiervon bedingten Haltung in der auswärtigen Politik abhängt, ob seine Interessen mit denen Deutschlands identisch werden können. Wer den deutschen Bundesstaat nicht blos träumt, sondern will, darf sich hierüber keine Illusionen machen. Es sind nun aber die beiden Forderungen: Herstellung des Bundesstaats und Alliance mit Oestreich noch vom Standpunkte Preußens aus zu betrachten.

Die an Preußen gestellte Forderung, die Consolidirung der nicht östreichischen Länder Deuschlands zum Mittelpunkt seiner Politik zu machen, ist eine vollkommen gerechtfertigte, da sie nicht allein den Interessen Deutschlands entspricht, sondern auch aus der klaren Erkenntniß der Preußen von dem bis-

herigen Gange seiner Geschichte vorgeschriebenen Aufgabe beruht. Es ist die Verfolgung dieses Zieles in der That eine Nothwendigkeit für Preußen. Preußen kann, wenn es sich auf der Höhe erhalten will, auf die es zwei große Regenten erhoben, und zu der es sich nach beispiellosem Falle durch die kriegerische Tüchtigkeit und Hingebung seines Volkes wieder emporgeschwungen hat, dies Ziel nicht aufgeben, es hat nicht die Wahl, beliebig ein anderes Ziel sich vorzustecken. In Bezug auf seinen Beruf, um diesen oft verkehrt angewandten Ausdruck zu gebrauchen, hat es keine Freiheit, ist es beschränkter, als irgend ein Staat. Dies zeigt sich am deutlichsten darin, daß die Bedeutung und das Ansehen des Staates in jedem Zeitpunkt von der Sicherheit bedingt ist, mit welcher er diesem Ziele zustrebt, und daß ein augenblickliches Ablenken von derselben stets zu einer die allgemeine Geltung des Staates aufs bedrohlichste gefährdenden Machtkrisis wird, oder aus einer solchen hervorgegangen ist. Hier gerade tritt aufs schärfste der große Unterschied in der Stellung Oestreichs und Preußens hervor. Oestreich kann die deutschen Interessen beliebig vernachlässigen, sie aufopfern, ihnen feindlich gegenübertreten, ohne wenigstens unmittelbare Nachtheile von einer solchen Politik zu empfinden, ja ohne auch nur den Vorwürfen undeutscher Gesinnung sich auszusetzen. Der eifrigste Großdeutsche, der nicht müde wird, Oestreichs deutschen Beruf zu predigen, wird es ganz in der Ordnung finden, wenn Oestreich in jedem einzelnen Falle lediglich seinen eignen Vortheil zu Rathe zieht. Der blinden Furcht des großdeutschen Particularismus gegen Preußen, die selbst durch eine Niederlage und Demüthigung dieses Staates nicht beschwichtigt werden kann, gilt es vielmehr als Axiom, daß jeder Gewinn für Oestreich auch ein Gewinn für Deutschland ist*).

Ganz anders ist in der Beziehung die Lage Preußens. Jedes Preisgeben deutscher Interessen, ja jedes Schwanken, jede Schwäche in der Verfolgung derselben erschüttert unmittelbar seine Geltung nicht blos in Deutschland, sondern in Europa. Die Gegner freuen sich, einen Stützpunkt für ihre Anklagen und Angriffe zu finden. Die Freunde, die auch unter günstigen Verhältnissen und einer ihren Plänen geneigten Regierung gegenüber nicht immer die Geduld zeigen, die, mit Zähigkeit des Willens verbunden, allein die Bürgschaft

*) Wir reden natürlich nur von der, bewußt oder unbewußt, ganz von östreichischen Impulsen beherrschten großdeutschen Partei, nicht von der würzburger Diplomatie, die zu fein ist, um die Intimität mit Oestreich für etwas Anderes anzusehen, als für ein nothwendiges Uebel, und die nur auf den Augenblick der völligen Demüthigung Preußens wartet, um sofort ihre Angriffsfront gegen Oestreich zu kehren. Die gleich nach dem peloponnesischen Kriege in dem griechischen Alliancesystem eingetretenen Veränderungen würden, wenn es der Coalition je gelingen sollte, Preußen völlig zu Boden zu werfen, in der Gestaltung der deutschen Verhältnisse ein getreues Abbild finden.

für die Erreichung entfernter politischer Ziele gibt, richten natürlich ihre schärfsten Pfeile gegen den Staat, auf den sie die größte Hoffnung setzen. Vor Allem empfindet man es in Preußen selbst in solchen Fällen am tiefsten, daß der Staat in Bahnen sich befindet, die ihn von seinem Ziele ablenken. Man klagt im großdeutschen Lager oft über den Ehrgeiz, der jedem Preußen eingepflanzt sei. Und in der That hat man alle Ursache dazu, nicht etwa, weil derselbe Preußen zu einem eroberungssüchtigen Volke gemacht hat (ein Eroberer ist auch Friedrich der Große nicht gewesen; seine eigenthümliche Größe liegt gerade darin, daß er es nicht war), sondern weil er Preußen ausschließlich in Bahnen lenkt, auf denen es sofort mit dem Großdeutschthum in Conflict gerathen muß. Wir gestehen ganz offen, daß wir dem vielfach angegriffenen specifisch-preußischen Selbstgefühl, dem Stolz auf die eigenthümliche Größe Preußens, gerade im Interesse der deutschen Sache eher eine Stärkung als eine Schwächung wünschen. Die Gefahr für den Staat ist zu groß, wenn jedes Ablenken von dem gewünschten Ziele die Gemüther sofort in leidenschaftliche Zuckungen oder haltlose Schwäche versetzt.

Indessen wollen wir die Vortheile und Nachtheile, die diese Beschränkung auf ein bestimmtes Ziel für die Politik Preußens mit sich bringt, nicht gegen einander abwägen, dagegen müssen wir aufs schärfste hervorheben, daß, wenn Preußen seiner innersten Natur nach nur ein Ziel verfolgen kann, man ihm doch in Bezug auf die Wahl des Weges zu diesem Ziele eine gewisse Freiheit zugestehen muß. Ja, wir stehen nicht an, zu behaupten, daß, wenn die Natur der Dinge Preußen in der That auf einen bestimmten Weg wiese und ihm jeden andern Weg verschlösse, das Ziel überhaupt nicht erreicht werden könnte, als durch einen Krieg mit einer übermächtigen Coalition. Jeder diplomatische Erfolg eines Staates wird wesentlich dadurch bedingt, daß der Gegner, auch wenn er das Ziel der Bestrebungen genau erkennt, doch über die Mittel und Wege möglichst lange in Ungewißheit gelassen wird. Die Politik bedarf nicht der freien Hand (denn die sogenannte Politik der freien Hand ist meist nur eine Politik der Verlegenheit), wohl aber der freien Bewegung. Wenn zwei Gegner in eine diplomatische Fehde, zumal in eine solche, die sich durch Jahrzehnte hinziehen kann, verwickelt sind, in der jeder von beiden das Ziel des andern kennt, aber nur der eine die Wege, die der andere einzuschlagen hat, so ist es klar, daß derjenige, welcher Ziel und Wege des Widerparts kennt, über diesen im entschiedensten Vortheil ist. Auf unsern Fall angewendet: Wenn Oestreich zu der Ueberzeugung berechtigt wäre, daß Preußen in den Fragen der großen Politik stets mit ihm Hand in Hand gehen müßte, so gäbe es gar kein erdenkbares Mittel, durch welches Preußen irgend welche Wirkung auf Oestreich auszuüben im Stande wäre, und Oestreich würde den günstigen Ausgang einer jeden diplomatischen Fehde mit Preußen mit voller Sicherheit

im Voraus berechnen können. Oestreich muß vielmehr wissen, daß Preußen keineswegs gezwungen ist, seiner Politik in den europäischen Dingen Vorschub zu leisten, daß es vielmehr, ohne sein Ziel aus dem Auge zu verlieren, ihm in allen seinen Plänen feindlich gegenübertreten kann, daß es volle Freiheit hat, sich in Combinationen einzulassen, die gerade auf die Schwächung Oestreichs gerichtet sind. Nur unter der Voraussetzung, daß Oestreich die Thatsache anerkennt, daß Preußen auch sein Gegner sein kann, daß dasselbe weder moralisch verpflichtet, noch thatsächlich gezwungen ist, den Impulsen der wiener Politik zu folgen, ist eine aufrichtige, auf einer Ausgleichung der Interessen beruhende Alliance zwischen den beiden Mächten möglich.

Ehe wir aber erwägen, welche Stellung Preußen in der allgemeinen europäischen Politik einzunehmen habe, um seine nationale Aufgabe mit Nachdruck zu verfolgen, müssen wir vorher noch das zuerst zu erreichende Ziel näher ins Auge fassen. Es ist augenscheinlich, daß jeder directe Versuch der Einigung zunächst die Uneinigkeit steigern würde, und daß in diesem Falle die auswärtigen Gegner unseres Vaterlandes in dem in seiner Existenz bedrohten aufs Aeußerste gebrachten Particularismus der Mittelstaaten eine vortreffliche Handhabe zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten Deutschlands finden würden. Denn daß Deutschland seine Neugestaltung unter allen Umständen gegen das Ausland zu vertheidigen haben wird, scheint uns, wie wir schon oben bemerkt haben, ganz unzweifelhaft zu sein, so unzweifelhaft, daß wir es für eine völlig vergebliche Mühe halten würden, wenn man etwa nach Mitteln suchen wollte, dieser Gefahr vorzubeugen. Es kann nur darauf ankommen, zu verhindern, daß das Ausland in unserem eigenen Lager seine Bundesgenossen finde. Die Einigkeit muß in einer europäischen Frage vor dem Auslande constatirt und bewährt worden sein, ehe das Werk der Einigung zum Abschluß gebracht werden kann.

Ist denn nun aber die Aussicht vorhanden, daß es Preußen gelinge, alle Elemente der Nation zu einer nationalen, gegen das Ausland gerichteten That zu vereinigen? Wir zweifeln nicht daran. Der Kampf für die Herzogthümer Holstein und Schleswig wird auch der Kampf für die politische Einigung Deutschlands werden. In keiner andern Sache hat sich die Unfähigkeit der gegenwärtigen Bundesversammlung, Deutschland wirksam nach Außen zu vertreten, so handgreiflich dargelegt, als in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit. Mit verschwindend kleiner Ausnahme ist die ganze Nation darüber vollkommen einig, daß hier Abhilfe geschafft werden muß. Selbst den Bundestag vermag die Noth der Herzogthümer zu Beschlüssen zu zwingen, die in Bezug auf Correctheit nicht viel zu wünschen übrig lassen, die aber stets Beschlüsse bleiben werden, weil eine Versammlung von Diplomaten, die an Instructionen gebunden sind, eben nur beschließen, aber absolut nicht handeln kann. Daß hier nur Preußen helfen kann, sieht jeder, und vor Allem weiß man es in Däne-

mark. Eine unerwartete günstige Wendung nahm die Sache der Herzogthümer, als Graf Russell offen und scharf gegen die dänischen Prätensionen sich aussprach. Des Grafen Bernstorff gerade in dieser Angelegenheit bewährter energischer Wille schien eine rasche und glückliche Lösung zu versprechen. Der gesteigerte innere Conflict in Preußen, die hinzugekommenen diplomatischen Verwickelungen Preußens in der polnischen Frage ließen alsbald alle Hoffnungen schwinden, die man mit Recht auf die günstige Umgestaltung der diplomatischen Constellation gesetzt hatte. Die Anmaßungen Dänemarks stehen genau im umgekehrten Verhältnisse zu dem Maße von Kraft, mit welchem Preußen die Sache der Herzogthümer vertritt. Um die Entrüstung, die seine Schritte in Deutschland hervorrufen, kümmert sich das dänische Cabinet gar nicht, wenn es sich der Lähmung Preußens sicher glaubt; und mit Recht, denn nur unter Preußens Vorgehen vermag die patriotische Thatenlust Deutschlands zur That gesteigert zu werden.

Hier tritt die Bedeutung der schleswig-holsteinischen Frage für Deutschland in ihrer ganzen Wichtigkeit hervor. Ein glücklich durchgeführter Krieg für ein specifisch deutsches Interesse unter Preußens politischer und militärischer Leitung, ein Krieg, der auch in Bezug auf Schleswig von vornherein die Ansprüche verfolgt, zu denen das Vorgehen Dänemarks uns das Recht zurückgegeben hat, ist die Lösung der deutschen Frage. Sie ist es deshalb, weil auch die Gegner Preußens in Deutschland jedes Vorgehen desselben gegen Dänemark mit aller Kraft zu unterstützen genöthigt sein würden, weil selbst Oestreich nicht umhin könnte, in dieser Angelegenheit die Führerschaft Preußens thatsächlich anzuerkennen und somit, wenn auch sehr wider Willen, zu einer Verwirklichung des nationalen Programms beizutragen. Und zwar sehr zu seinem eignen Gewinn. Denn den Stützpunkt, den es vergebens sucht, den Stützpunkt, dessen es nothwendig bedarf, um seine Kräfte frei nach einer andern Richtung spielen zu lassen, den wird es in dem Augenblicke gefunden haben, wo es als Preußens Bundesgenosse an dem Kampfe um Deutschlands Zukunft Theil nimmt.

Mit dem angedeuteten Gesichtspunkte ist indessen die Bedeutung der schleswig-holsteinischen Frage, insbesondere für Preußen, keineswegs erschöpft. Preußen hat in Folge einer langjährigen Neutralität den maßgebenden Einfluß, den es in gewissen Zeiten in Europa ausübte, zum großen Theil eingebüßt und steht den großen europäischen Fragen verhältnißmäßig fern und fremd gegenüber. Es ist ein großer Fortschritt, daß das Gefühl des Mißbehagens über eine Stellung, die den glänzenden Erinnerungen der preußischen Geschichte so wenig entspricht, ziemlich allgemein im Lande verbreitet ist. Auch die preußische Staatskunst ist von diesem Gefühle keineswegs unberührt geblieben. Sie sucht seit längerer Zeit die Wege, um aus der bisherigen Passivität zu einer activen Politik zurückzukehren. Man lebt in einer Uebergangs-

periode, in der jeder Schritt aufs sorgfältigste erwogen werden will, um mit Sicherheit ausgeführt zu werden und in der selbst die äußerste Vorsicht nicht immer bedenklichen Verwickelungen vorzubeugen vermag. Was aber für Preußen diese Uebergangsperiode ganz besonders schwierig macht, ist die Gefahr, daß Oestreich jede Verlegenheit Preußens als einen Hebel anwenden wird, um die preußische Stellung in Deutschland zu erschüttern. Wir denken hierbei nicht an einen Conflict mit Oestreich. Auf einen solchen muß Preußen stets gefaßt sein, so lange es an seiner deutschen Aufgabe festhält, oder bis es dieselbe erfüllt hat. Die Gefahr liegt vielmehr darin, daß Oestreich vorkommenden Falles die Bedrängniß Preußens benutzen wird, um ihm seine Unterstützung anzubieten, oder die nachgesuchte Unterstützung zu gewähren, unter Bedingungen, auf die Preußen nicht eingehen kann, ohne die von ihm in Deutschland beanspruchte Stellung aufzuopfern. Denn es ist ganz unzweifelhaft, daß Oestreich in dem vorher angedeuteten nahe liegenden Falle statt aller andern Gegenleistungen von Preußen die Zugeständnisse in der deutschen Frage fordern wird, deren es bedarf, um über die Kräfte Deutschlands bedingungslos für seine Zwecke verfügen zu können. Es gibt keine größere Gefahr für Preußen, keine Gefahr, deren Ueberwindung eine so große Willensstärke, eine so ruhige und furchtlose Fassung erfordert, als der Hilfe Oestreichs zu bedürfen, wenn Oestreich in der Lage ist, die Gewährung derselben an Bedingungen zu knüpfen.

Diese Gefahr, die aus fast jeder denkbaren Verwickelung, in die Preußen gerathen kann, unvermeidlich hervorgeht, ist vollständig beseitigt, sobald es die schleswig-holsteinische Frage zum Ausgangspunkt seiner Politik wählt. Wollte Oestreich seine Unterstützung in dieser Angelegenheit an Bedingungen knüpfen, nun so würde es eben das preisgeben, was es durch diese Bedingungen erreichen möchte, es würde thatsächlich zu Gunsten Preußens abdanken und selbst die Auflösung der großdeutschen Partei herbeiführen. Denn das nationale Gefühl ist in dieser Frage, in der es die schwerste Kränkung erlitten hat, sehr empfindlich und fordert für die Sache der Herzogthümer eine bedingungslose Hingabe, was die Parteien nicht minder zu beachten haben, als die Regierungen. Oestreich befindet sich in dieser Frage wesentlich in derselben Lage wie alle andern deutschen Staaten; es kann sich von derselben nicht zurückziehen, ohne das Nationalgefühl aufs Aeußerste zu empören, was es in seiner, trotz mancher Erfolge noch immer sehr precären Lage nicht wagen darf. Und sollte dennoch die Abneigung, sich an einer Sache zu betheiligen, deren Leitung thatsächlich Preußen zufallen würde, über die Gebote der Klugheit den Sieg davon tragen, so würde Preußen, verstärkt durch die Macht aller reindeutschen Staaten, auch ohne Oestreichs Beistand einen Conflict mit dem Auslande nicht zu fürchten haben.

Die Sache der Herzogthümer ist für Deutschland und Preußen eine Ehrensache, für die ein Conflict nicht gescheut werden darf. Sie ist der Schwerpunkt der preußischen Politik, durch sie hat Preußen sich in Zusammenhang zu setzen mit den Fragen der allgemeinen Politik; von diesem Standpunkte aus hat es seine Stellung zu dem bleibenden Mittelpunkte des europäischen Staatenverkehrs, der orientalischen Frage, zu nehmen. Die Betrachtung dieses Gegenstandes bleibe dem nächsten Aufsatze vorbehalten. Z.

Literatur.

Die nationale Presse in Italien von 1828 bis 1860 und Die Kunst der Rebellen. Zwei Schriften von Piero Cironi. Leipzig, Brockhaus. 1863.

Unter der nationalen Presse versteht der Verfasser die Presse der Mazzinisten, unter der Kunst der Rebellen die Medaillen, Lithographien und die übrigen artistischen Leistungen, mit denen Mitglieder dieser Partei hervorragende Genossen ihres politischen Bekenntnisses ehrten. Das kleine Buch gibt also gewissermaßen eine Geschichte der radikalen italienischen Demokratie, so weit sie auf dem Gebiet der Tagesliteratur thätig war. Freilich nicht mit historischem Sinn, sondern vom Standpunkt der Partei selbst, die hier behandelt wird, und deshalb nur mit Vorsicht zu brauchen, aber immerhin von Interesse. Auch wir erkennen in Joseph Mazzini einen ungewöhnlichen Geist, dessen Rastlosigkeit und Ausdauer zu bewundern, und wir verkennen keineswegs, daß er einen wesentlichen Antheil an der Umgestaltung seines Vaterlandes hat. Wenn aber die Uebersetzerin — es ist die bekannte Ludmilla Assing — in der Vorrede meint, daß die Mazzinisten allein die italienische Bewegung „zu den großen Ergebnissen geführt haben, welche die ganze Welt mit Achtung und Bewunderung erfüllen," und daß Italien nur jenen „es verdankt, daß es zu einer vereinigten Nation wiederauferstanden," so ist das einfache Verblendung. Mazzini und Genossen waren bis zu einem gewissen Grade als treibendes Element nützlich, die rechte Kraft gewann die Bewegung erst durch das Eingreifen des norditalienischen Militärstaates, den rechten Verstand erst durch das Genie Cavours. Ohne diese nothwendigste Ergänzung hätte Mazzini nicht die Einheit Italiens, sondern nur eine Reihe von Putschen zu Stande gebracht. Ohne Cavour wäre Süditalien jetzt ein muratsches Königreich, und auch in Mittelitalien säße ein französischer Herrscher. Gegenwärtig endlich sind die Umtriebe Mazzinis das volle Gegentheil einer auf Einheit gerichteten Thätigkeit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die münchener Maximiliansstraße und der moderne Baustil.

1.

Die Armuth unseres Zeitalters an eigenthümlichen künstlerischen Formen ist nachgerade zur unbestrittenen Thatsache geworden, in die man sich zu fügen beginnt, weil man sie im Wesen der Gegenwart begründet findet. Keine Zeit vielleicht besaß einen solchen Reichthum von Stoffen, keine hatte so, wie die unsere, die aufgeschlossene Weite der Natur und Geschichte zur Verfügung, und keine war rathloser, wenn es darauf ankam, den gegebenen Stoff künstlerisch zu gestalten. Das seltsame Verhältniß erklärt sich einfach. Nur Stoff eben ist dem modernen Bewußtsein die ganze Welt und ihr Inhalt, ein Material, das ihm die Forschung geliefert hat, und das es nun zu theoretischen oder praktischen Zwecken verwerthet; es fehlt ihm dagegen die gemeinsame Anschauung, das Auge der Phantasie, das die Dinge, welche zunächst die Seele des Menschen berühren und bewegen, in lebendiger Form und Erscheinung vor sich sieht. Denn das neunzehnte Jahrhundert hat die Theile eines ganzen Universums in der Hand, und es ist daran, sich aus der Erkenntniß ihres inneren Zusammenhangs seine eigene Welt zu bauen; aber so lange es noch am Plänemachen, am Graben des Fundaments ist, so lange hat das neue Leben noch keine Gestalt, und so lange erscheint ihm weder die entstehende noch die vergangene Welt im Bilde. So scheint ihm, um seinen künstlerischen Trieb zu befriedigen, nichts übrig zu bleiben, als zu den überlieferten Formen zu greifen und unter ihnen sich an diejenigen anzulehnen, welche, am meisten entwickelt, den Inhalt des modernen Lebens am leichtesten zu fassen vermögen.

Dieser Mangel einer eigenthümlichen Anschauung trifft namentlich die bildende Kunst, die ja, was sie darstellt, zur vollen, fest umrissenen Erscheinung herausbilden soll. In ihr hat unser Jahrhundert die angestrengtesten Versuche gemacht, sich einen selbständigen Ausdruck zu geben und damit die Kunst auf eine neue Stufe zu erheben, und gerade in ihr ist es ihm am wenigsten gelungen. Denn was man auch für die neue Entwickelung der Plastik und vorab der Malerei vorbringen, wie viel man sich mit dem ausgebreiteten Schaffen der Zeit wissen mag: das immerhin ist ausgemacht, daß die Kunst

in unseren Tagen wohl eine Nachblüthe, vielleicht den ersten Sproß eines neuen Lebens, aber keine wirkliche volle Blüthe getrieben hat.

Allein wer wollte einer Zeit, die in allen Fächern nach neuen eigenthümlichen Formen ringt, den Versuch wehren, auch in der bildenden Kunst eine neue Gestaltenwelt hervorzubringen? Hat sie, wie keine andere, mit dem Nachlaß der Jahrhunderte sich ebensowohl bereichert als belastet, so sucht sie nun diesen Erwerb zur breiten Grundlage zu machen, auf der sie nur um so sicherer das eigene Haus für ihre neuen Götter aufzubauen gedenkt. Wenn sie auf dem Gebiete der Religion für ihre Empfindung des Göttlichen nach dem Ausdruck sucht, der an die Stelle der positiven Ueberlieferung treten soll, wenn sie in der moralischen Welt um ein neues Sittengesetz, in der politischen um andere Staatsformen, im socialen Verkehr um eine neue Ordnung, in der Gesittung um eine eigenthümliche Gestaltung des modernen Lebens sich bemüht: was ist natürlicher, als daß sie auch in der Kunst sich selber zur Erscheinung zu bringen sucht, um im Bilde ihres Daseins gewiß und froh zu werden?

Wenn es aber mit der neuen Kunst in diesem Sinne Ernst sein oder werden soll, so kommt es augenscheinlich darauf an, die Kunstweise, welche den Charakter des modernen Gesammtlebens in eigenthümlichen Formen anschaulich und lebendig auspräge, mit einem Wort den Stil des neunzehnten Jahrhunderts zu finden. Wir wollen hier nicht die Widersprüche hervorheben, die darin liegen, daß man den neuen Stil, wie etwa die Lösung eines chemischen Problems, durch Experimente herauszubringen hofft, da doch der Stil einer Zeit als die ihr eingeborene Anschauungsweise, wie sie sich in der Formenbehandlung kundgibt und entwickelt, schon ein in Formen Sehen voraussetzt, daß man also sucht, was man schon haben müßte, um es zu finden. Auch den Zweifel wollen wir noch bei Seite lassen, ob sich ein Stil in einem Zeitalter bilden kann, das noch immer in der ungewissen Mitte zwischen einem abgethanen und einem erst werdenden Weltzustande schwebt und, um die großen Formen seines öffentlichen und privaten Lebens hervorzubringen, nur erst die gährenden Elemente enthält. Von diesen allgemeinen Einwänden abzusehen ist nicht mehr als billig, wenn es gilt, die Versuche, in denen die Kunst der Gegenwart sich auf ihre eigenen Füße zu stellen strebt, unbefangen und ohne vorgefaßte Meinung zu betrachten. An diesen selber muß eine aufmerksame Untersuchung finden, wie weit sie echt und lebensfähig, der naturvolle Ausdruck eines nach neuer Gestaltung ringenden Geistes, wie weit sie gemacht und in sich selber haltlos, das leere Spiel einer willkürlichen Erfindung und eines für das Wesen ebensowohl der Zeit als der Kunst blöden Sinnes sind.

Gerade der Gegenstand, mit dem wir uns hier beschäftigen, ist, wie vielleicht kein anderer, zu einer solchen Betrachtung angethan; in ihm faßt sich das Suchen nach der neuen Kunstweise so bezeichnend zusammen, daß er in seiner

Art als ein Musterbild aller der Anstrengungen gelten kann, mit denen das Zeitalter eine eigenthümliche schöpferische Kraft auf dem Felde der Kunst zu bewähren strebt. Die neueste münchener Architektur gibt sich geradezu für den Oedipus aus, der das Räthsel des modernen Baustils gelöst hat und nun der Gegenwart ihr neues Haus gründet. Auch scheinen alle günstigen Bedingungen zu der neuen epochemachenden Schöpfung zusammenzuwirken. Nothwendig mußte die Kunst, welche den festen Grund und, nach Vischers treffendem Ausdruck, die „Versammlungsstätte für alle übrigen Künste" abgibt, den Anfang machen; und diesmal sollte sie weder dem gewöhnlichen Bedürfnisse, noch einer königlichen Liebhaberei dienen, sondern für verschiedene Zwecke des Staatswesens und Gesammtlebens eine Gruppe von monumentalen Bauten herstellen, an die sich dann eine Reihe Privathäuser, in demselben künstlerischen Charakter gehalten — um gleichsam das tägliche Dasein über den Boden der gemeinen Noth und Bedürftigkeit erhoben zu zeigen — anzuschließen hatte. Eine große, unzerstückte, öffentliche Aufgabe, bei welcher der modernen Bauphantasie durch den großen Sinn des Königs freier Spielraum gegeben war und zudem durch seine Gunst die erforderlichen Mittel ungeschmälert zu Gebote standen.

Zugleich hätte es sich, so sollte man glauben, für die Erneuerung der Kunst nicht glücklicher treffen können. Diesmal schien man, was in Deutschland nicht immer der Fall ist, die Sache am rechten Ende angegriffen zu haben. Soll die bildende Kunst überhaupt zu einer selbständigen Blüthe kommen, so handelt es sich vor Allem darum, ihr Gelegenheit zu monumentaler Entwickelung zu geben. Nicht nur hat die Architektur für die Plastik und die Malerei den Raum herzustellen, sondern indem sie, als die umschließende Hülle für das gesammte Leben, der ursprüngliche und fundamentale Ausdruck der allgemeinen Stimmung einer Zeit und Nation ist, gibt sie zugleich für die Anschauungsweise der Schwesterkünste das Prototyp ab. Sie ist die erste mächtige Aeußerung des in neue Formen sich fassenden Gesammtlebens, und, wie sie den neuen Weltzustand im gegliederten Bau gleichsam abspiegelt, so schlägt sie den festen Grundton an, in welchem Plastik und Malerei das mannigfache Spiel des Menschenlebens in bewegter Erscheinung ausklingen lassen. Ganz wie ein Volk baut, in derselben Stimmung des Gemüths, in demselben Charakter der Form bildet es seine Götter und zeigt es die Welt in farbigem Widerscheine. Wo die Architektur ein eigenthümliches Leben entfaltet hat, da sehen wir überall die bildenden Künste in großen Zügen den Charakter der Zeit und die Gestalten ausprägen, in denen sich die Phantasie des Volkes die es bewegenden Lebensmächte versinnlicht. So ist die Architektur gleichsam das Postament, auf dem in jeder Kunstepoche der Mensch, was seine Brust erfüllt und sein Schicksal bestimmt, aus der Noth der Wirklichkeit in die reine Höhe des idealen

Daseins erhebt, und zugleich das Vorbild, von dem der bildende Künstler die feste in sich beharrende Ordnung des Baus auf das Gebilde der organischen Welt überträgt. In diesem Sinne, in welchem die Kunst ein unvergängliches Denkmal des gesammten Lebens wird, werden Plastik und Malerei nach dem Vorgang der Architektur zum monumentalen Ausdruck desselben. Nur die monumentale Kunst bringt die allgemeinen Lebensformen zur Erscheinung, nur wo diese in das Bereich der Kunst eintreten, ist der Keim einer selbständigen Entwickelung vorhanden, und nur wo die Architektur die höheren Zwecke des Daseins, für welche sie thätig ist, in ihrer Gestalt klar und groß ausprägt, ist die Bedingung für monumentale Plastik und Malerei gegeben. So bezeichnet überall die Architektur den ersten bedeutsamen Schritt in eine neue schöpferische Kunstperiode.

Darin also, daß das münchener Unternehmen den Versuch einer neuen Stilbildung an die Spitze seines Programms gestellt hat, scheint es naturgemäß die Bahn einer neuen Kunstentwickelung zu eröffnen. Es soll uns nichts verschlagen, daß hier dieses Streben, ganz im Gegensatz zu der bisherigen Gewohnheit der Geschichte, mit bewußter Klarheit hervortritt, und auch den Grund dieser Neuerung, den ein gleich zu erwähnendes Document angibt, wollen wir uns vorerst gefallen lassen: „daß wir nämlich nicht mehr in der Zeit des unbewußten, naturnothwendigen Schaffens leben, durch welches früher die Bauordnungen entstanden, sondern in einer Epoche des Denkens, des Forschens, der selbstbewußten Reflexion." Betrachten wir zunächst die Aufgabe, wie sie im Namen des Königs von der obersten Kunstbehörde gestellt, dann die Art, wie sie von den berufenen oder auserwählten Architekten aufgefaßt und ausgeführt wurde: so wird sich am besten zeigen, was die in dieser Weise neubelebte Architektur zu leisten im Stande ist.

Im Jahre 1851 trat mit einem Preisausschreiben, „die Anfertigung eines Bauplans zu einer höheren Bildungs- und Unterrichtsanstalt betreffend", das neue Problem, so viel wir wissen, zum ersten Male in die Oeffentlichkeit. Es war nicht sowohl in dem Ausschreiben, als in dem beigelegten Programm, jenem oben berührten Document enthalten. Dasselbe ist zu bezeichnend und zu bedeutsam geworden, als daß nicht seine Hauptstellen herausgehoben werden müßten.

„In der heutigen Architektur — so beginnt dasselbe — zeigt sich ein Schwanken zwischen der sogenannten classischen und der romanischen Bauart. An dem einen Ort herrscht dieser, an dem andern jener Stil vor; selten findet man aber die verschiedenen Baustile in ihrer Reinheit wiedergegeben: dabei ist ein Streben nach Modificirung des Dagewesenen und nach Aufstellung neuer Formen sichtbar. Dieses Streben scheint jedoch in ziemlich unsichern Bahnen sich zu bewegen, seines Ausgangs- und Endpunktes sich nicht klar bewußt."

„Dem Menschengeiste ist es Bedürfniß, in Allem, so auch in der Baukunst nicht bei dem Alten stehen zu bleiben, sondern stets nach Neuem zu trachten. Die architektonische Aufgabe unserer Zeit ist es, den Weg dazu zu finden, also nicht das schon Dagewesene vollkommen oder unvollkommen nachzuahmen, sondern möglichst Neues zu schaffen und eine neue Bauart zu finden." — — — —

„Als rein geistiges Moment, das auf die Architektur Einfluß hat, steht obenan der Geist der Zeit, in welcher die Bauwerke entstehen. Als die Grundideen unserer Epoche kann man theilweise bezeichnen das Streben nach Freiheit, freier Entwicklung und zwangloser Uebung aller physischen und moralischen Kräfte, Ideen, welche auch in der Architektur ihren Ausdruck zu finden verlangen. Die politischen und socialen Verhältnisse, welche ganz besonders den Unterschied der Bauwerke der Zeit nach begründen, sind andere geworden und lassen ganz andere Bauwerke, als früher, entstehen."

„Der heutigen Architektur steht überdies noch die ganze Errungenschaft der Vergangenheit an Vorbildern und Technik zur Verfügung. Ein geschickter Baumeister wird sich der vorhandenen Bauformen, der classischen sowohl, als der romanischen, der geraden Linie, des Rund- und Spitzbogens mit ihrer Ornamentik in voller Freiheit zur Befriedigung der Gegenwart bedienen und sie zu einem originellen, schönen, organischen Ganzen verbinden. Sollte es nicht gelingen, wie seiner Zeit der Renaissancestil sich aus den damals bekannten Stilen entwickelte, so auch jetzt eine neue Bauart zu finden?" — — — —

„Eine scharf ausgesprochene Anforderung der Gegenwart an die Baukunst ist die Verbindung praktischer Zweckmäßigkeit mit möglichster Kostenersparniß. Der Charakter einer zeitgemäßen Architektur muß daher sein: praktische Zweckmäßigkeit, Comfort des Lebens, Einfachheit und Schönheit nach der gegenwärtigen Ausbildung der Technik, verbunden mit dem möglichsten Haushalte in den Mitteln."

„Da ferner die Gegenwart nach prägnanter Ausbildung und Gestaltung der Nationalität strebt und nachdem es sich darum handelt, ein Gebäude in Deutschland herzustellen, so wird es zweckmäßig sein, auch das Princip der altdeutschen sogenannten gothischen Architektur nicht ganz aus den Augen zu verlieren."

„Die Herstellung eines Bauwerkes, in welchem das Ganze und Charakteristische der Zeit so recht unverkennbar seinen verständlichen Ausdruck fände, in dem die Ideen und Bestrebungen der Gegenwart sich verkörpert sähen, bei welchem die Erfahrungen der seitherigen Architektur, die Fortschritte der Technik, das erweiterte Feld des Materials trefflich benutzt wäre, müßte von den wirksamsten Folgen auch für die entferntere Zukunft der Baukunst sein." — — —

„Die Aufgabe ist es, daß der Baumeister sich mit voller Freiheit aller vorhandenen Baustile und ihrer Ornamentik bedient und diese Elemente zu einem originellen, schönen, organischen Ganzen gestaltet, und zwar so, daß die zu wählende Bauart keinem der schon bestehenden Baustile speciell angehört."

Ganz in demselben Sinne, nur mit näherer Beziehung auf das herzustellende Gebäude, äußert sich das Ausschreiben.

Es wäre nicht schwer, die Widersprüche aufzuzeigen, in welche sich dieses Programm mit dem Wesen der Kunst und vorab der Architektur verwickelt, und ebensowohl zu diesen leeren Allgemeinheiten, dem oberflächlichen Gerede über die Natur des Menschen und unserer Zeit, als zu dieser Weise, dem bauenden Menschengeiste einen neuen Anstoß zu geben, einen beißenden Commentar zu schreiben. Allein was liegt am Programm, an der ungeschickten Fassung, in welcher vielleicht der Schreiber desselben den ihm gegebenen Gedanken nicht sowohl ausdrückte, als verdeckte und verwirrte. Alles kommt darauf an, wie der Architekt die neue Aufgabe verstand und sie ausführte. Hat er sie im Sinne des Programms gelöst, so wird ohnedies von der Kritik seines Werkes auf der Folie der echten Baukunst auch jenes getroffen.

Indessen handelt es sich nicht mehr um jenes einzelne Gebäude, sondern um eine ganze Gruppe von Bauten, die seit der Zeit, nach denselben Anforderungen, als die nun hervorragendste Vergrößerung der Stadt entstanden sind: die neue Maximiliansstraße mit ihrem Abschluß jenseits der Isar. Nur um so mehr war der freien Thätigkeit des Architekten Spielraum gegeben, und es läßt sich wohl denken, daß der Eine oder der Andere bei gründlicher Bildung in seinem Fache und einem richtigen Gefühl für die wahre architektonische Aufgabe der Zeit, ohne gerade auf etwas Neues auszugehen, einen organischen Bau zu Stande gebracht hätte, in dem er die Elemente verschiedener Stile in eine innere Verbindung brachte, ohne ihnen Gewalt anzuthun und ohne die structiven Gesetze zu verletzen. So hat ja die Renaissance mit den Formen der antiken Baukunst die Elemente der romanischen, welche sie für ihre Zwecke gebrauchen konnte, organisch zu verbinden gewußt. Wäre es dann dem modernen Architekten gelungen, den öffentlichen Zweck, für den er baute, in der äußeren Gestalt auszusprechen, hätte er mit allen Mitteln einer einsichtsvollen Kenntniß der vergangenen Kunst seinen Bau gegliedert und mit dem phantasievollen Spiel einer frei angewandten, aber verstandenen Ornamentik belebt: so hätte sich wohl, ohne daß es beabsichtigt war, über sein Werk ein Hauch der Zeitstimmung und etwas von dem rhythmischen Zug der architektonischen Schönheit verbreitet. Und so hätte er der Aufgabe, die ihm gestellt war, nicht zuwidergehandelt, sondern indem er ihr den richtigen Sinn gab, sie richtig gelöst. Was lag dann daran, wenn sein Bau nicht den vielleicht unverständlichen Stempel eines „neuen Baustils" an der Stirne trug!

Und wer weiß: er hätte vielleicht den Willen desjenigen, dessen Kopfe der Plan der Straße in seinen allgemeinen Umrissen entsprungen war, richtiger aufgefaßt und wiedergegeben, als der Schreiber jenes seltsamen Programms. Der Könige Sache ist es nicht, dem Künstler die Art und Weise an die Hand zu geben, wie er ihre Ideen zur Ausführung bringen soll. Ein Hadrian wohl suchte als Dilettant den Architekten zu spielen, den Mangel an echter Fachkenntniß durch Neuerungen, durch Pracht des Stoffes die Entartung der Formen und der Erfindung zu verdecken und mit einem willkürlichen Spiel sich den Schein des Talents anzueignen. Ihm blieb freilich nichts Anderes übrig, als sich Baumeister zu suchen, die in seine bizarren Pläne sich fügten und ihn selber für den genialsten Architekten erklärten, den echten Künstler aber, den ihm sein Vorgänger hinterlassen hatte und der sich dazu nicht bequemen konnte, seine ganze Ungnade fühlen zu lassen. Allein für die Hadriane hat das neunzehnte Jahrhundert keinen Platz mehr, und unsere Könige thun besser, die Rolle des Trajan zu übernehmen, der es dem gebildeten Talente seines Apollodor überließ, dem architektonischen Rom eine noch größere Pracht als bisher und durch das Zurückgreifen nach dem Adel der griechischen Formen eine reinere Schönheit zu geben. Vielleicht, daß ein ähnlicher Plan Maximilian von Bayern vorgeschwebt und ihn der Dolmetscher seines Gedankens, die münchener Akademie, auf die ungeschickteste Weise mißverstanden, seiner nur unbestimmten Idee die falscheste Auslegung gegeben hat.

Denn die anordnende Idee des Ganzen, die vom König ausging, ist vortrefflich. Ihm schien es darum zu thun, nachdem er auf dem Felde des Staatslebens, wie der Wissenschaft freisinniger für sein Volk gesorgt hatte, als alle bisherigen bayerischen Herrscher, nun auch dem Sinn desselben für die heitere Welt der Kunst einen neuen Aufschwung zu geben. Nichts konnte besser dazu geeignet sein, als die bauliche Ausbildung der Stadt in künstlerischem und monumentalem Sinne, und als das Musterbild derselben die Herstellung von öffentlichen Bauten mit allem Schmuck der bildenden Künste. Dazu kam der wirklich schön angelegte Plan der neuen Straße. Die Baukunst, indem sie sich von der Natur abhebt, nimmt zugleich ihren Platz mitten in derselben, und es zeugt von einem feinen, künstlerischen Sinn der Anordnung, wenn sie sich auf den natürlichen Boden und in die Landschaft so zu stellen weiß, daß sie, frei und doch wie aus der Erde herausgewachsen, sich mit dieser zu einem harmonischen Ganzen verbindet. Das ließ sich durch den Plan der Maximiliansstraße leicht erreichen; während die neuen Stadttheile, die der vorhergehende König mit nicht geringem Aufwand und manche nicht ohne Geschmack und richtige Einsicht in die Bedingungen der heutigen Architektur herstellen ließ, dadurch wirkungslos und nüchtern sind, daß sie alle in die Oede der unbegrenzten Fläche und den dürren Sand verlaufen. Von dem Residenzplatze und damit vom

Mittelpunkt der Stadt aus steigt die neue, breite Straße allmälig an, führt in gerader Linie an die Isar und ihre Seitenkanäle, überbrückt dieselben in der Höhe, die das Hochwasser erfordert, und findet ihren Schlußpunkt in dem großen, zu einer höheren Bildungsanstalt bestimmten Gebäude, das seinen Platz auf dem jenseitigen Hochufer in der verlängerten Achse der Straße hat und von hier aus die Stadt gleichsam zu beherrschen scheint. Das Hochufer selbst, mit freier Aussicht nach dem Gebirge und dem Park, ist zu einer freundlichen Anlage umgeschaffen. Die Hydrotechnik hat ihre Aufgabe vortrefflich gelöst, die Isar in ein schmäleres Rinnsal gebannt und ein breites Vorland zu heiteren Spaziergängen gewonnen. So sehen wir die Stadt zwanglos und anmuthig in die Natur auslaufen, wie sich umgekehrt die Natur in die Straße hineinzustrecken scheint. Denn zu beiden Seiten mit Platanen bepflanzt, breitet sie da, wo sie zu einem s. g. „Forum" sich erweitert, vor den Gebäuden Rasenstücke mit Blumenbeeten und Pflanzengruppen aus. Beiläufig gesagt, ist diese Vermischung von Stadt und Natur wohl da am Platze, wo, wie beim Forum, ein breiter passender Raum beide bequem nebeneinander bestehen läßt; in den Straßen dagegen, wo die Bäume den Häusern Licht und Ansehen nehmen und doch nur eine greisenhafte Welkheit zur Schau tragen, ist dieses freundliche Grünthun nur ein armseliges Kokettiren mit der Natur. — Die öffentlichen Gebäude stehen sich gegenüber: dem für die Regierung Oberbayerns das Maximilianeum, zur Aufnahme für eine herrliche Sammlung deutscher Alterthümer jeder Gattung bestimmt, der Seitenfront des Theaters die Verlängerung der Münze. So sind die Hauptzwecke des öffentlichen Lebens vertreten; dazwischen stehen in belebendem Wechsel die Privathäuser mit Verkaufsläden, Schenken und Herbergen, ebenfalls — so war wohl die Absicht des Königs — nicht im gemeinen Alltagsrock unserer Miethbehältnisse, sondern im festlichen Kleide der Kunst, das den Bewohner wie den Vorübergehenden über die Prosa des Daseins freundlich hinwegtäuschen soll.

Man sieht: der Plan bot der modernen Architektur ein weites und fruchtbares Feld. Es konnten Werke, und von mannigfaltiger Art, entstehen, mit denen sich das neue München vor der Welt hätte können sehen lassen. Kam die Aufgabe an gebildete Architekten, denen man innerhalb der allgemeinen Bedingungen volle Freiheit ließ, so hätte wohl, wie oben vom einzelnen Bau bemerkt worden, mehr noch das Ganze ein lebendiges und stattliches Zeichen der durchgebildeten und auf humane Entwickelung angelegten Zeit werden können; ein Beispiel, wie die moderne Kunst, ohne auf Originalität der Erfindung Anspruch zu machen, den Erwerb der schönen Vergangenheit zur organischen Wiedergeburt für ihre Zwecke in sich aufzunehmen hat. Vielleicht, daß dann in die neue Straße etwas von dem heiteren, weltlichen, vornehmen Wesen gekommen wäre, das die Bauwerke der Renaissance in ihren kräftigen Unter-

bauten, den vortretenden Portalen, ihrem reichen Relief von Pilasterreihen, Gurten und Dachkränzen, so wie in dem bewegten Rhythmus ihrer Massen mit so anmuthigem Anstand zur Schau tragen. Vielleicht auch hätte sich damit, da man doch einmal das nationale Element betonen wollte, der Ausdruck der Behaglichkeit vereinigen lassen, den die Städte des mittelalterlichen Bürger- und Patricierthums mit ihren zierlichen Erkern und Söllern, dem naiven Spiele der Gedanken in Ornamenten und Figuren zu erreichen wissen. Und wir irren vielleicht nicht, wenn wir die Absicht einer solchen Verbindung in dem Plan des Urhebers annehmen. Hätte man zugleich die ewigen Grundgesetze der antiken Kunst, wie sie sich in den Gliederungen als der einfache und kräftige Ausdruck des Aufbaues kundgeben, im Auge behalten, so hätte wohl ein Ganzes von edlem und monumentalem Charakter entstehen können. Ja, vielleicht hätte man mit einem solchen Verfahren den ersten Stein zur Bildung eines neuen Stils gelegt, dem man nun wie einem körperlosen Gespenst, wie dem eigenen Schatten athemlos nachläuft.

Allein wie ist statt dessen die Aufgabe aufgefaßt, wie ausgeführt worden! Noch ungeschickter, noch ungereimter, noch widersinniger, als es in jenem Programm angekündigt wurde, ist das Unternehmen in der Maximiliansstraße zu Stande gekommen. Also doch! Architekten haben sich wirklich den Gedanken beikommen lassen, daß ein neuer Baustil erfunden, über Nacht aus der Erde herausgemauert, aus allen Stilen der Welt mit Hammer und Mauerkelle zusammengeklaubt werden könne? Nun, wir werden sehen, welch ein Gewächs dabei herausgekommen ist, wir wollen uns, um diese unnatürliche Creatur des neunzehnten Jahrhunderts kennen zu lernen, die Mühe nicht verdrießen lassen, mit dem Leser Bau für Bau durchzugehen. Es war also nicht genug, daß vor kaum einem Menschenalter eine Schule, welche in München ihren stärksten Schößling trieb, die Fahne des neuen, deutschen, wahren und zeitgemäßen Stiles aufsteckte und entschieden mit der Ueberlieferung brechen, die Kette der Geschichte zerreißen wollte? Man hatte noch nicht genug an der trostlosen Nüchternheit, der Gedankenarmuth, den plumpen Verhältnissen und ungeschlachten Formen, mit denen diese „Bauart“ hohl und kläglich neben dem lebendigen, geistvollen, schwunghaften Wesen selbst der Architektur steht, welche von ihr als Zopf bezeichnet und verdammt wurde? Nicht genug an der Caricatur, die sie geworden ist, indem sie, um ihrer Nüchternheit aufzuhelfen, mit dem lumpigsten, sinnlosesten Flitterwerk sich aufgeputzt und aufgestutzt hat? Gut, wenn man diesem gemachten, ebenso windigen, als bleiernen Bauwesen ein Ende machen wollte; aber wird man etwas Besseres von jenen Erfindern des allerneuesten Stiles erwarten, die zudem erst vor Kurzem aus der Schule jener nun wieder abgelegten „Bauart“ hervorgegangen sind? Von ihnen etwa hoffen, daß sie den Ausdruck für das moderne Gesammtleben und den geheim-

nißvollen Einklang zu finden wissen, in den unsere Zeit die Kunst mit der Zweckmäßigkeit und den statischen Gesetzen zu bringen hat? Denn daß es eine absolute Verkehrtheit ist, so, wie diese Architekten nach dem Vorgange des Programms, in der ernstesten und gemessensten aller Künste lediglich dem Reiz der Neuheit nachzujagen, das wird sich dem Leser schon aus den allgemeinsten Grundzügen der Architektur ergeben.

So viel wenigstens hätten jene Baumeister — wie viel sie von ihrem eigenen Fach verstehen, wird sich später zeigen — aus der Geschichte wissen sollen, daß noch kein Baustil fertig aus dem Hirn eines Einzelnen gesprungen ist. Indem sich der Mensch in der Architektur inmitten der großen Welt seine eigene kleine baut, um unabhängig von der Natur für sein ganzes physisches und geistiges Leben den unentbehrlichen festen Grund und Raum zu haben, ist naturgemäß jede Bauart nicht das Product eines Einzelnen, sondern immer einer Gesellschaft, welche den Charakter ihres staatlichen Daseins, ihrer Cultur und Gesittung je nach der Stufe ihrer geschichtlichen Entwickelung, so oder so, immer aber unabsichtlich in ihren Bauten ausprägt. Und diese Gesellschaft selbst ist keine fertige; sie durchläuft vielmehr auf- und abwärts eine Reihe von Zuständen, und demgemäß, allmälig über ihre gewöhnlichen und höheren Bedürfnisse sich klar werdend, entwickelt sie ihren Baustil. Andrerseits entspricht dieser stufenmäßigen Ausbildung der langsame Gang, in welchem die Baukunst ihrer eigenen Natur zufolge fortschreitet. Diese wurzelt in dem Boden des realen Lebens, wie sie zugleich immer an die Gesetze des unorganischen Stoffs gebunden bleibt. Und hier zeigt sich nun die eigenthümliche Weise ihrer Entwickelung. Auf ihrer untersten Stufe nämlich, da sie nur dem gemeinen Zweck der Nothdurft dient, findet sie blos die ersten und allgemeinsten Gesetze der Materie und verfährt demnach nur nach den einfachsten structiven Geboten. Allmälig, wie sie sich dann über das niedere Bedürfniß, einem höheren dienend, erhebt, entbindet sie zugleich die im Stoff tiefer liegenden Gesetze. Und so findet sie auf jeder Stufe ihrer Ausbildung für den neuen Bauzweck die passende structive Form. Indem aber der Bauzweck jedesmal nothwendig mitbestimmt ist von der Weltanschauung des bauenden Volkes und der Weise seiner Gesittung, wird sich in der Construction auch dieser Charakter auszuprägen suchen; und daher zeigt sich schon hier, wie von selbst entstanden, ein wunderbarer Einklang zwischen den Gesetzen der Materie, dem Zweck des Baus und der Stimmung des Zeitalters. So entsprach dem griechischen Leben und Wesen die Säulen-, Architrav- und Giebelform, dem römischen die Verbindung derselben mit dem Gewölbebau, dem mittelalterlichen der leicht ansteigende Spitzbogen mit allen seinen Folgen. Nur durch ein allmäliges Vorrücken war jene gemeinsame Entwickelung möglich, und nur durch jene Uebereinstimmung erklärt sich, wie jede wahre Bauform mit wissenschaftlicher Genauigkeit die structiven

Gesetze finden und befolgen, mit verständiger Anordnung die Zweckbestimmung erfüllen und doch zugleich den eigenthümlichen Zug der Phantasie, die dunkle, in der Seele des Geschlechts schwebende Stimmung auszudrücken vermochte. Und zwei oder drei münchener Architekten wollten in neuen structiven Formen, die ihr plötzlicher Einfall sind, wie auf einen Schlag die Zwecke und den Charakter unseres Jahrhunderts zur Erscheinung bringen?

Wie also jedesmal mit der Entwickelung des Culturlebens die Ausbildung der Bauart nach ihrer structiven Seite nur schrittweise vor sich geht, ganz ebenso vollzieht sich nur allmälig ihre künstlerische Gestaltung. Die schöne Darstellung des räumlichen Daseins ist in jenem Einklang schon vorbereitet, gleichsam im Keime enthalten, aber sie muß zur sichtbaren, klaren Gestalt heraustreten. Die Schönheit beruht immer auf der Freiheit sowohl vom Bedürfniß, als der Fessel des Naturgesetzes; und so erhält sie erst da ihren vollen architektonischen Ausdruck, wo einerseits der Mensch für ideale Zwecke baut, um den Raum für sein religiöses, sein sociales oder endlich für den von der Nothdurft unabhängigen Genuß eines gebildeten Daseins zu schaffen, und wo er andrerseits — ganz im Einklang mit diesen höheren Zwecken — im Bau selber das Gesetz der Schwere und die todte Strenge der statischen Grundsätze überwindet, indem er ihm den Schein der freien Bewegung, der aus innerem Leben hervorgegangenen Gliederung gibt und im Spiel der Ornamente die structive Bestimmung der Glieder durch den Anklang an organische Formen heiter versinnlicht. Aber der so entstandene Organismus, dieser belebte Bau, ist kein Product willkürlicher Erfindung; sondern wie er einerseits der künstlerische Ausdruck eines großen Zweckes und einer ganzen Weltanschauung ist, so gibt er andrerseits — nach Böttichers treffendem Wort — „die Entwickelung des im Stoff latenten Lebens", das der menschliche Geist entbindet, die freie Erscheinung seiner inneren Gesetzmäßigkeit. Daher neben der klaren, gemessenen Bestimmtheit das Geheimnißvolle der Architektur: sie gibt dem Stein sowohl als der elementaren Stimmung des Volksgeistes die Sprache, in welcher beide ihr Wesen wie von selbst und doch mit dem Zwang innerer Nothwendigkeit an den Tag bringen; ein Bild des Weltalls, in welchem nach dessen ewigen Gesetzen der leblose Stoff durch die zugleich schöpferische und ordnende Thätigkeit des Menschen zur Stätte für den Inhalt seines Lebens sich gestaltet. Wie nun die Baukunst im todten Material ein Fließen der Bewegung, ein Ansteigen, Sichausbreiten, Sichzusammenfassen, ein lebendiges Werden ausprägt, ohne die streng geschlossene Gediegenheit des von der Erde sich losringenden und doch an sie gebundenen Baues aufzugeben: so ergießt sich über ihr Werk in dem Spiel der Linien, dem gespannten und wieder gelösten Contrast der Kräfte und Lasten, dem inneren Zusammenhang der Glieder der Rhythmus der Verhältnisse als der unvergängliche Wohllaut der Schönheit.

Natürlich kann sich auch diese künstlerische Ausbildung des Baustils nur allmälig, in dem Zeitmaße vollziehen, in welchem der Mensch, je nach der Stufe der Weltgeschichte, auf welcher er steht, sich seiner idealen Zwecke bewußt und sie in eigenthümlichen Formen kundzugeben getrieben wird. Und wie sie das Werk einer ganzen Zeit ist, so ist sie nothwendig das Werk eines ganzen Geschlechtes, das Ergebniß der Wirksamkeit einer ganzen Zahl von berufenen Meistern. Das geheimnißvolle Spiel von Freiheit und Nothwendigkeit, das in der echten Baukunst thätig ist, schließt von vornherein die Laune und Willkür des Einzelnen aus. Wenn dagegen der persönliche Geschmack — der am liebsten probirt und aus den bekannten Formen das Verschiedenartigste zusammenliest — den Architekten spielt, da entsteht ein steinerner Spuk, der unförmlich und unkörperlich, abenteuerlich und doch phantasielos ist. Und zwei oder drei münchener Architekten wollen im sechsten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, sei es gemeinschaftlich oder jeder abgesperrt „für sich", den modernen Baustil fertig zur Welt bringen? Was sonst die Schöpfung ganzer Generationen war, die Arbeit eines aus Noth und Kampf geretteten Daseins, in das sie ihr Leiden und ihr Glück mit unaussprechlichen Zügen eingruben, das denken die Herren in aller Behaglichkeit mit einigen Bleistiftstrichen zuwege zu bringen? Allerdings, innerhalb der Gesetze und bestimmten Grundformen einer Bauart behält der einzelne Meister volle Freiheit, ein eigenthümliches, von individueller Schönheit belebtes Ganze hervorzubringen; hier soll er gerade bewähren, daß er ebensowohl Künstler als Techniker ist, dem zweck- und gesetzmäßigen Bau das Gepräge seiner Phantasie geben, und dann wird es sich im günstigen Fall von selber treffen, daß er die Bauform, die er als noch entwicklungsfähig überkommen hat, weiter ausbildet. Aber ein Anderes ist, in gegebenen Formen ein selbständiges Werk schaffen, ein Anderes, neue Formen fix und fertig aus dem Boden zaubern wollen.

Allein nicht blos, daß jede Bauart für sich selber eine Entwickelung durchzumachen hat, sie ist auch ein organisch eingefügtes Glied in der ganzen Kette von Formen, welche die Architektur in ihrem geschichtlichen Laufe bildet. Die structiven Formen, welche der ältere Baustil gefunden hat, kann der jüngere nicht aufgeben, wenn nicht die Baukunst in ihm ebenso viel verlieren, als Neues gewinnen soll. Ja, streng genommen, ist in dieser noch weniger als in den anderen Künsten eine neue Bildung möglich, ohne daß sie die frühere in sich aufgenommen hat. Dieses naturgemäße Anknüpfen zeigt sich selbst da, wo der tiefste Conflict in der moralischen und geschichtlichen Welt das Alte vom Neuen trennt: die christliche Kirche hat, wenn sie auch nicht aus der römischen Basilika hervorgegangen ist, doch an römische Bauformen sich angelehnt. Nur allenfalls diejenige Form wird aufgegeben, welche der ausschließliche, in sich streng abgefaßte Ausdruck einer bestimmten geistigen Stufe zu sein und mit

dem Ausleben derselben seine eigene Gestaltungskraft zu verlieren scheint. So hat die Renaissance den gothischen Stil gleichsam begraben, der in der vollendeten, aber einseitigen Folgerichtigkeit seines Aufstrebens, in der Auflösung der Massen in ein phantastisches Spiel steigender Kräfte nicht sowohl der Ausdruck des Echtdeutschen, als des ganzen mittelalterlichen Abendlandes war, und zur Antike zurückgegriffen. Nicht aber um ihre Formen unselbständig nachzuahmen, sondern um ihnen in freier Nach- und Ausbildung das Gepräge ihrer Zwecke und ihrer Anschauung aufzudrücken. So baute Brunelleschi S. Spirito in Florenz, Bramante seine römischen Paläste. Aehnlich hat in unserem Jahrhundert die Architektur, als ihr mit dem lebenslustigen, aber gesetzlosen und despotischen Fürstenregiment des achtzehnten Jahrhunderts zugleich der ausgelassene, jeder Construction gleichsam spottende Zopf abgeschnitten war, an der griechischen Bauweise sich neu zu beleben gesucht. So glücklich freilich wie die Renaissance war sie nicht. Zum Theil wohl verfuhr sie einseitig und hielt sich zu unfrei an die überlieferte Form, um der Anfang einer entwickelungsfähigen Bauthätigkeit zu sein; zum Theil war sie der Ausdruck jener classischen Zeitströmung, welche die Gebildeten sowohl von der geschminkten Unwahrheit der vorangegangenen Zeit als der Rohheit einer im Kampfe begriffenen Welt, zugleich aber von der lebendigen Gegenwart abseits trieb. Sie wollte nicht die structiven Formen der antiken Baukunst zu den Zwecken ihrer Zeit frei sich aneignen, wie die Renaissance gethan, sondern uns womöglich in die bauende Stimmung des griechischen Volkes zurückversetzen.

Wir haben absichtlich diese beiden Erneuerungen des Alterthums zusammengestellt, um an einem deutlichen Beispiele zu sehen, wie die spätere Zeit die Architektur der früheren in sich aufzunehmen hat und wie nicht. Sie kann die structiven Gesetze aller Stile verwerthen, sobald sie nur zwanglos in ihnen ihre Zwecke auszudrücken und die verschiedenen entlehnten Formen in Einklang zu bringen weiß. Sie soll aber nicht ihre Bedürfnisse genau in die Form zwängen wollen, die der Ausdruck einer ganz anderen Weltanschauung ist. Doch die münchener Architekten irren sich, wenn sie deshalb glauben, gegen jene classische Richtung im Rechte zu sein. Besser noch, eine Form nachahmen, welche das vollendete Werk eines human gebildeten Geistes ist und daher die Elemente für jede spätere Entwicklung enthält, als stil- und kenntnißlos alle Bauarten der Welt zusammenstoppeln und dabei ebensowohl ihre künstlerische Gestalt als ihre Gesetze zertrümmern, um etwas allerdings noch nicht Dagewesenes zusammenzuleimen, das ebenso zweck- als charakterlos ist. Und darin haben, wie wir bald sehen werden, die neuen Baumeister das Unglaubliche geleistet.

Und hier kommen wir auf eine weitere Verkehrtheit, die sich in dem münchener Unternehmen zeigt. Nicht blos ist in diesem den wesentlichen Bedingungen

aller Architektur entgegengehandelt, sondern ebenso jenem Grundsatz der Ueberlieferung, welcher, in der Baukunst unverbrüchlicher als in allen andern Künsten, die Arbeit des älteren Geschlechtes dem jüngeren als den festen Grund seiner neuen Thätigkeit übergibt. Die Maximiliansstraße schaut mit genialer Verachtung auf alle Tradition; was fragt sie, die mit beiden Beinen auf einmal ein Loch in die Weltgeschichte springen will, nach den Gesetzen, welche die Vergangenheit mühsam aufgestellt hat und nach der organischen Ausbildung der Architektur in ihrem allmäligen Verlaufe? Doch es zeigt sich hierin nicht blos ein Mangel an Einsicht und an natürlichem Gefühl für das Wesen aller Entwickelung; sondern, was noch schlimmer ist, eine Stumpfheit gegen die schönen Schöpfungen der großen Kunstperioden und eine in ihrer Art vollendete Unbildung. Diesen neuen Architekten, das sieht man ihren Machwerken auf den ersten Blick an, fehlt durchaus sowohl die gründliche Kenntniß der geschichtlichen Denkmale als das Verständniß für ihre Formen. Und doch bedarf keine Zeit in allen Fächern des Lebens so nothwendig der Bildung, mit der sie den Nachlaß der Vergangenheit zu verwerthen hat, als gerade die unsrige in ihrem rathlosen Herumtappen, bei ihrem Mangel an schöpferischer Kraft. Nichts schlimmer, als wenn eine solche Zeit roh und einsichtslos, ein oberflächlicher und aufgeblasener Dilettant, die überlieferten Formen mißverstanden, zerstückelt, abgeschwächt und gänzlich verkehrt zusammenwürfelt, um in dem bunten, lächerlichen Spiel, im Narrenkleid zusammengeflickter Lappen wohlgefällig „seine Eigenthümlichkeit" zu bespiegeln. Das heißt nicht, die Vergangenheit in sich aufnehmen, das heißt, bei ihr betteln gehen.

Wie aber, wird mancher Leser fragen, hat es denn die Architektur unserer Tage anzustellen, wenn sie den Raum für unsere idealen Zwecke in künstlerischer und monumentaler Weise darstellen und doch eine vergangene Form nicht blos nachahmen soll, ein Neues nicht finden kann? Mit den idealen Zuständen unseres Jahrhunderts hat es, wie schon angedeutet, eine eigenthümliche Bewandtniß. Sie sind, wo wir hinblicken, im religiösen, im politischen, im socialen Leben, unfaßbar, in einer ungewissen Schwebe schwankend und wechselnd, noch nicht losgerissen vom Alten, noch nicht entschieden mit dem Werk der neuen Formen beschäftigt, in der dunkeln Gährung des Werdens. Die vertiefte, zugleich erweiterte Bildung ist das einzige ideale Element, das die Zeit sicher besitzt. Dagegen werden die Zwecke und Mittel des realen Lebens durch Verkehr, Handel und Industrie in einer Weise ausgebildet, von der kein früheres Zeitalter ein Beispiel gibt, und damit allerdings der Grund zu einer neuen Ordnung der Dinge gelegt. Aber diese ist noch nicht da, und der Mechanismus des realen Daseins fragt wenig nach künstlerischer Form. So hat unsere Zeit den für technische und industrielle Zwecke vortrefflichen Eisenbau erfunden; doch wenn dieser auch einer gewissen künstlerischen Ausbil-

bung fähig ist, zu monumentalen Bauten ist er nicht zu gebrauchen, weil bei der Kraftentwickelung dieses Stoffes die ausfüllende Fläche gleichgiltig wird, und so ein rhythmisches Verhältniß zwischen den Gliedern und Massen nicht möglich ist. — Was also bleibt dem Architekten zu thun, der Künstler ist, für unsere höheren Bedürfnisse, die nun doch einmal da sind, sorgen soll und den Halt an fest ausgeprägten Lebensformen nicht hat, der dem Baumeister in früheren Epochen zu gute kam? Es wäre thöricht, ihn auf bestimmte Bauformen beschränken zu wollen. Schon oben ist gesagt, daß er die Elemente jeder Bauart verwerthen kann, wenn er sie nur gesetzmäßig anzuwenden und harmonisch zu verbinden weiß: das freilich ist die schwierige Voraussetzung, die ebensoviel Bildung als künstlerischen Sinn erfordert. Indessen selbst wenn eine solche Benutzung und Verbindung möglich ist, so ist doch das bunte Mit- und Nebeneinander der verschiedenartigen Formen mißlich und als Ergebniß eine charakterlose Mannigfaltigkeit kaum zu vermeiden. Weshalb nicht zu der Bauform zurückgreifen, welche die zuletzt entwickelte ist und jedenfalls eher als alle anderen unseren Zwecken, unserer Weltanschauung sich fügt: zur heiteren, gestaltenreichen Renaissance, dem Stil der neuen humanen, allseitigen Bildung, eines breit angelegten, weltlichen, phantasievollen Formensinnes, einer Stimmung, welche auf dieser Erde mit dem frohen Gefühl heimisch ist, daß das Menschenreich von dieser Welt ist? Sie hat die Ausbildung der Antike für das moderne Leben übernommen und deren unvergängliche Formen für die Neuzeit wiedergeboren; wird nur ihr leicht übersprudelndes Wesen durch das ernste Studium und Verständniß ihres großen Vorbildes fortwährend geregelt, so ist sie noch immer entwickelungsfähig. Kann man ihr vorwerfen, daß sie in der Anwendung der structiven Gesetze nicht streng und folgerichtig genug ist, so läßt sie dagegen den Forderungen des praktischen Lebens und dem Spiel der Phantasie den weitesten Raum. Und wenn nun einmal die moderne Architektur sich eine eigenthümliche Aufgabe stellen will: kann sie nicht versuchen, im Stil der Renaissance eine gesetzmäßige Construction durchzuführen? Daß derselbe für unsere Zeit taugt, daß er Vortreffliches leisten kann, dafür fehlt es nicht an Beispielen. So hat ihn Semper in Dresden (allerdings mit Vorliebe für die üppigen Formen der Spätrenaissance) für festliche Zwecke, Hanssen in Wien für Privatbauten, Neureuther, ein bayerischer Architekt, sogar für den modernen Bedürfnißbau (in den Bahnhöfen der Ludwigswestbahn, namentlich in Würzburg) in lebendiger und eigenthümlicher Weise zu verwerthen gewußt.

Doch genug von dem, was die Baukunst soll und was sie nicht soll; wir haben unseren Gang durch die Maximiliansstraße zu machen.

Preußens nationale Aufgabe und Oestreich.

2.

In dem Aufsatz „Oestreich und die orientalische Frage" *) haben wir den Gedanken durchzuführen gesucht, daß Oestreich, um im Orient eine wirksame Rolle Rußland gegenüber zu spielen, auf das Bündniß, mindestens auf die wohlwollende Freundschaft der Mächte angewiesen ist, die an der betreffenden Frage selbst kein unmittelbares Interesse haben, deren Entwürfe sich aber auf anderem Gebiete mit denen Oestreichs kreuzen. Unter diesen Mächten steht in erster Linie Preußen, in zweiter Italien, dessen Verhältniß zu der hier behandelten Frage wir in einem andern Zusammenhange besprechen werden. Für den preußischen Staat hat die Gestaltung der Dinge im Orient nur eine mittelbare Bedeutung, d. h. es hat als Großmacht in dieser Angelegenheit Partei zu ergreifen, ohne jedoch durch seine Beziehungen zum Orient genöthigt zu sein, diese oder jene bestimmte Lösung der Frage zu erstreben; vielmehr wird es derselben nur deshalb näher zu treten haben, um sie zum Hebel für seine besondern Ziele zu benutzen. Diese Ziele können aber nur auf die Einigung Deutschlands gerichtet sein, zu der der erste und entscheidende Schritt ein kräftiges Ergreifen der schleswig-holsteinischen Angelegenheit im nationalen Sinne ist. Wir haben darauf hingewiesen, wie Oestreich in dieser Frage den Antrieben Preußens folgen muß; wir glauben hinzufügen zu können, daß es genöthigt sein wird, nicht nur seine Abneigung gegen Preußens Führerschaft, sondern auch gegen die nationale Auffassung der Frage, die nicht vor der Linie der Eider Halt macht, zu überwinden und so selbst die preußischen Bestrebungen zu fördern, vorausgesetzt jedoch, daß Preußen stark genug ist, Oestreichs Beistand nicht suchen zu müssen.

Die erste Bedingung zu einem erfolgreichen Fortschritt in dieser Richtung ist, daß wir vor einem Conflicte mit dem Auslande nicht zurückzuweichen entschlossen sind. Denn die Gefahr einer auswärtigen Intervention tritt unmittelbar ein, sobald die Bestrebungen der deutschen Politik über das durch eine Bundesexecution in Betreff Holsteins zu erreichende Ziel hinausgehen, sobald die Verbindung Schleswigs mit Holstein als Forderung hingestellt wird. Sobald die Frage, allerdings sehr gegen die Wünsche Oestreichs, einen Charakter annimmt, der sie der Competenz des Bundestages entzieht, wird sie zu einer

*) Nr. 19.

europäischen, zwischen den Großmächte zu schlichtenden Frage. Durch die schleswigsche Frage wird Preußens Stellung in dem Zusammenhange der europäischen Politik bestimmt, demgemäß hat Preußen also auch zu der orientalischen Frage, als dem Mittelpunkt der europäischen Politik, seine Haltung von der Rücksicht auf die ihm im Norden der Elbe obliegende Aufgabe leiten zu lassen.

Es mag auffallend erscheinen, daß wir in einem Augenblick, wo Deutschland von einer ganz anderen Angelegenheit in fieberhafte Spannung und Aufregung versetzt wird, unsere Blicke auf Schleswig und den Orient richten. Wer indessen dem Gange der Begebenheiten aufmerksam gefolgt ist, wird in den polnischen Wirren nur eine Episode, eine gewaltsame Unterbrechung der regelmäßigen Entwickelung der europäischen Staatenverhältnisse erkennen. Ohne Zweifel ist die Möglichkeit gegeben, daß diese Episode, die sich um eine Frage von ursprünglich secundärer Bedeutung dreht, mit der ebenso erschütternden wie unberechenbaren Gewalt eines Erdbebens wirkt, daß sie eine völlige Umgestaltung der Machtverhältnisse herbeiführt und dadurch den Weg für ganz neue politische Combinationen eröffnet. Indessen sind dies doch eben nur entfernte Möglichkeiten, und wir glauben kaum, daß der geniale Herrscher, welcher rastlos bemüht scheint, die Bedeutung der Frage nach Möglichkeit zu steigern, selbst daran denkt, sie zu einer Umgestaltung des Welttheils auszunutzen, eben weil die natürliche Schwerkraft der Dinge einem derartigen Vorhaben entschieden widersteht. Es ist ferner der Umstand nicht unbeachtet zu lassen, daß Napoleons Auftreten in dieser Frage zunächst nur ein defensives, durch die Furcht vor einem Wiedererwachen der östlichen Alliance gebotenes ist, wie denn auch noch in der gegenwärtigen Phase des Conflictes sein Verhalten gegen Oestreich mehr aus dem Streben zu erklären ist, diesen Staat von einem Bündniß mit Rußland und Preußen zurückzuhalten, als denselben zu offensiven Zwecken auf seine Seite zu ziehen. Die letztere Absicht ist ihm deshalb nicht zuzutrauen, weil die Aussichten dazu zu gering sind, während ein Bündniß Oestreichs mit Preußen wahrscheinlich, vielleicht unvermeidlich sein würde, sobald die polnische Revolution räumlich über die bisher eingehaltenen Grenzen übergriffe, oder wenn sie ihren Charakter veränderte und jenem kosmopolitisch-nationalen Princip (der scheinbare Widerspruch des Ausdrucks liegt in der Sache) anheimfiele, das vor allen anderen Staaten Oestreich in seiner Existenz bedroht.

Indem wir also die Möglichkeit zugeben, daß die polnische Frage zum Heerde eines den Bestand des europäischen Staatensystems bedrohenden Erschütterungkreises werden könne, halten wir es doch jetzt noch, trotz mancher bedenklicher Anzeichen, für wahrscheinlicher, daß sie die Schranken diplomatischer Erörterungen nicht überschreiten werde, und daß, sobald sie zu einem definitiven oder vorläufigen Abschluß gelangt sein wird, die regelmäßigen Strömungen des Erdtheils um so kräftiger in ihr Bette zurückkehren und gegen einander

wirken werden. Das Schicksal Polens ist im vorigen Jahrhundert durch die Verwickelungen wegen der orientalischen Frage beschleunigt worden. Die Verwickelungen wegen Polen dürften dazu beitragen, die Lösung der orientalischen Frage zu reifen.

Wir haben schon gesehen, daß die Unterscheidung zwischen türkenfreundlichen und türkenfeindlichen Mächten nicht mehr so zutreffend ist, wie sie es noch in der durch Mehemed Ali herbeigeführten Krise des ottomanischen Reiches war, daß vielmehr alle Mächte sich auf den Augenblick vorbereiten, wo keine Kunst der Aerzte mehr im Stande ist den Zerfall des alternden Körpers länger aufzuhalten. Indessen wenn so auch das innere Verhältniß der alten Beschützer des osmanischen Reiches zu ihrem Schützlinge ein anderes geworden ist, so bleibt doch ihr Gegensatz gegen die begehrlichen Elemente des europäischen Staatensystems, Rußland und Frankreich, nach wie vor in seiner vollen Schärfe bestehen, da die Interessen einerseits Rußlands und Oestreichs, andererseits Frankreichs und Englands in allen den Orient betreffenden Fragen in dem Grade mit einander collidiren, daß eine Ausgleichung unmöglich scheint. Sobald Oestreich zu der Erkenntniß kommt, daß es die Türkei nicht länger gegen die Machinationen Rußlands zu schützen im Stande ist, kann es nur das eine Ziel verfolgen, die Donaufürstenthümer für sich zu erwerben, schon aus dem Grunde, weil dies das einzige Mittel ist, sie der russischen Herrschaft zu entziehen. Auch England hat wohlbegründete Ursache, das Vorschreiten Rußlands gegen Konstantinopel zu fürchten, mit viel größerem Mißtrauen aber noch hat es die Pläne Frankreichs zu überwachen, die auf nichts Anderes als auf die Beherrschung des mittelländischen Meeres gerichtet sind: Pläne, die für Englands Machtstellung eine noch viel weiter reichende Bedeutung gewonnen haben, seit die Aussicht auf eine Verbindung des mittelländischen Meeres mit dem rothen Meere eröffnet ist. Während die Augen von ganz Europa auf Konstantinopel gerichtet sind, ist der specielle Angelpunkt der orientalischen Frage für England und Frankreich Alexandrien und die Landenge von Suez. Wie vorsorglich England sich rüstet, im Voraus jeden Erfolg Frankreichs in dieser Richtung zu neutralisiren, zeigt sich in der anscheinend harmlosen Besetzung der Insel Perim, die zugleich wieder einen glänzenden Beweis für den unvergleichlichen Scharfblick der englischen Politik im Ausspähen meerbeherrschender Stellungen bietet.

Demgemäß ist weder zwischen Rußland und Oestreich, noch zwischen England und Frankreich eine Verständigung möglich, wohl aber zwischen England und Oestreich. Eine Ausbreitung Oestreichs die Donau abwärts hat für Englands Interesse nichts Bedenkliches; Oestreich aber muß es geradezu erwünscht sein, die beiden großen Seemächte im Mittelmeer möglichst im Gleichgewicht zu erhalten. Ist nun eine Alliance Englands und Oestreichs durch die Ver-

hältnisse geboten, so scheint daraus zu folgen, daß andrerseits Rußland und Frankreich auf ein ebenso enges Gegenbündniß angewiesen sind. Und in der That dreht sich um die Eventualität dieses Bündnisses seit Jahren alle Furcht und Hoffnung der europäischen Diplomatie. Ja die öffentliche Meinung hat sich so daran gewöhnt, dasselbe als eine vollendete Thatsache anzusehen, daß die infolge der polnischen Angelegenheit zwischen beiden Mächten eingetretene Spannung nicht nur das Publicum überrascht, sondern auch vielfach die Berechnungen der Diplomatie durchkreuzt hat.

Es scheint, daß die öffentliche Meinung mit richtigem Takte die Strömung erkannt hat, welche aller Wahrscheinlichkeit nach zu einem Bündnisse zwischen Frankreich und Rußland führen wird, daß sie sich aber darin getäuscht hat, daß sie den Abschluß dieses Bündnisses für unmittelbar bevorstehend oder gar schon vollendet hielt, gerade wie sie sich jetzt darin täuscht, wenn sie die gegenwärtige Spannung zwischen den beiden Mächten als einen dauernden Abbruch der zwischen ihnen bestehenden freundlichen Beziehungen auffaßt. Unzweifelhaft haben in den Pausen zwischen den allgemeinen Erschütterungen, mit welchen die orientalische Frage den Erdtheil bedroht, Frankreich und Rußland seit langer Zeit das gemeinsame Ziel verfolgt, die Existenz des ottomanischen Reiches zu untergraben. Natürlich hat dies gemeinsame negative Wirken in Zeiten, wo es für keine der beiden Mächte geboten war, sich der andern gegenüber scharf und bestimmt über die schließlich erstrebten positiven Ziele auszusprechen, eine große Annäherung, ein allgemeines Einvernehmen herbeigeführt. Je mehr man sich aber einer Krisis nähert, je dringender also an beide das Bedürfniß völligen Einverständnisses, zugleich aber an jede von ihnen die Nothwendigkeit, sich der eigenen Absichten klar bewußt zu werden, herantritt, desto bestimmter müssen auch die nothwendig vorhandenen Differenzen über die positiven Ziele sich geltend machen. Im Allgemeinen waren ja auch Alexander der Erste und Napoleon der Erste in ihren Ansichten über das der Türkei zu bereitende Schicksal einig. Sobald man den Versuch machte, sich im Einzelnen über die erhoffte Beute auseinanderzusetzen, traten so große Verschiedenheiten der Wünsche nicht blos über Nebenfragen, sondern über die Hauptpunkte hervor, daß sofort jede Aussicht verschwand, die orientalische Frage zum Ausgangspunkt einer gemeinschaftlichen Politik zu machen. Und diese Differenzen sind auch heute noch nicht geschlichtet. Rußland will, sei es mittelbar, sei es unmittelbar, in Konstantinopel herrschen. Frankreich will den Löwenantheil, auch wenn es selbst nicht darauf rechnet, ihn zu erwerben, doch wenigstens Rußland nicht zugestehen; sein Ideal ist die Zerstückelung der Türkei in eine Reihe von Staaten, die Frankreich ihre Existenz verdanken und der französischen Unterstützung zur Erhaltung derselben bedürfen. Für Frankreich fällt daher die orientalische Frage genau mit der Frage über die Beherrschung des mittelländischen Meeres zusammen.

Unter diesen Umständen bieten sich für Frankreich drei Wege dar, um eine seinen Interessen entsprechende Lösung der Frage zu erzielen: entweder es bemüht sich Rußland durch Bedrohung und Schwächung so geschmeidig zu machen, daß es sich in die von Frankreich gestellten Bedingungen fügt; oder es sucht, falls jene Politik in dem gegebenen Augenblick, dessen Eintreten Frankreich nicht unbedingt nach Belieben beschleunigen oder verzögern kann, nicht den gewünschten Erfolg haben sollte, sich an andern Punkten zu entschädigen, oder es vereinigt beide Methoden. In den letzten beiden Fällen würde das Entschädigungsobject nirgendwo anders als am linken Rheinufer zu suchen sein. Unter allen Umständen ist so viel gewiß, daß Frankreich Alles daran gelegen sein muß, Rußland vor dem Abschluß eines Bündnisses in eine untergeordnete und abhängige Stellung zu versetzen. Denn wenn Rußland mit ungeschwächter und gesammelter Kraft in das Bündniß träte, so würde es die Gunst der geographischen Lage, die ihm gestattet, seine volle Macht gegen die Türkei wirken zu lassen, natürlich dazu benutzen, den Verbündeten in die zweite Linie zu drängen und bei der Theilung der Türkei Frankreich gegenüber die Rolle zu spielen, die es bei der Theilung Polens Oestreich und besonders Preußen gegenüber gespielt hat.

Ganz unbegründet wäre demnach der Schluß, daß Frankreich, weil es Rußland gegenwärtig in der polnischen Angelegenheit schwere Verlegenheiten bereitet, den Plan eines Bündnisses mit demselben ganz aufgegeben habe. Die rasche Annäherung der beiden Mächte nach dem Krimkriege belehrt uns, daß Frankreich stets bereit ist, dem gedemüthigten Rußland die Hand zu reichen, und daß Rußland, welches ohne die Mitwirkung Frankreichs seine orientalischen Pläne schlechterdings nicht verwirklichen kann, sich von der Empfindlichkeit über die erlittene Demüthigung ganz gewiß nicht wird abhalten lassen, die dargebotene Hand zu ergreifen. Die Sentimentalität spielt in Rußlands energischer Interessenpolitik eine sehr untergeordnete Rolle, und auch sein feindseliges Verhältniß zu Oestreich ist viel weniger aus der Empfindlichkeit über erlittene Kränkungen hervorgegangen, als aus der klaren Erkenntniß, daß es von diesem Staate durch eine unausfüllbare Kluft getrennt ist. Nehmen wir selbst an, daß die Solidarität beider Mächte den politischen Ansprüchen gegenüber eine Annäherung zwischen ihnen herbeiführen sollte, so würde doch, sobald die polnischen Wirren, gleich viel auf welche Weise, geschlichtet sein werden, der natürliche Gegensatz zwischen ihnen wieder in voller Schärfe hervortreten.

Sobald dieser Moment eingetreten sein wird, wird auch die Furcht vor dem russisch-französischen Bündnisse wieder die europäische Politik in Athem halten. An Preußen aber wird dann dringender als je die Frage herantreten, welche Stellung es diesem Bunde gegenüber einzunehmen habe, und, wie wir glauben, werden die Sirenenstimmen, die es nach dieser Seite hinziehen, ver-

lockender noch klingen, als bisher. Daß Oestreich die gegenwärtige polnische Verwickelung nur als ein Mittel benutzt, um auf Preußens deutsche Politik zu drücken, stellt sich von Tage zu Tage deutlicher heraus. Es mag dahin gestellt bleiben, wie weit ihm dies gelingen wird; darauf aber ist aufs nachdrücklichste hinzuweisen, daß auch das kleinste Zugeständniß, welches Preußen in seiner Lebensfrage ihm macht, für die preußische Politik eine völlige Niederlage wäre, deren verderblichen Folgen zu entgehen man leicht versucht sein würde, in die entgegengesetzte Strömung einzulenken. Daß eine Alliance mit Rußland und Frankreich, wenn man für einen Augenblick sich auf einen ausschließlich preußischen Standpunkt stellen will, Preußen große Vortheile bieten würde, ist augenscheinlich. Rußland und Frankreich müssen Preußen einen hohen Preis bieten, da es, in der Mitte von beiden gelegen und sie räumlich verknüpfend, in einer orientalischen Krisis derjenigen Partei, der es sich anschlösse, ein entschiedenes Uebergewicht über die Gegner geben würde. Ohne Zweifel würde ein derartiges Bündniß Preußen gestatten, sich nördlich von der Mainlinie in ausgedehntestem Maße zu arrondiren. Auf der einen Seite also das drückende Uebergewicht Oestreichs, auf der andern die Aussicht auf eine Machterweiterung, die bedeutend genug wäre, um den Staat der Nothwendigkeit zu überheben, in stetem Ringen mit dem lästigen Rivalen alle seine Kräfte in der äußersten Anspannung zu erhalten! Daß eine consequente und rücksichtslose Politik auf diesem Wege glänzende Erfolge, die schließlich vielleicht auch der Consolidirung Deutschlands zu Gute kommen möchten, erzielen könnte, läßt sich nicht verkennen. Dennoch wäre es entschieden zu mißbilligen, wenn Preußen freiwillig sich der russisch-französischen Alliance anschlösse, und aufs tiefste zu bedauern, wenn die Verhältnisse ihm diesen Entschluß aufnöthigen sollten.

Zwar die Vorwürfe, die über Preußen infolge einer solchen Politik von Seiten des Particularismus und der östreichischen Partei ergehen würden, sind nicht höher anzuschlagen als die Verdächtigungen, denen es seit Jahren von derselben Seite ausgesetzt gewesen ist, als ob es bereits das gefürchtete Bündniß abgeschlossen hätte. Woher stammen denn alle jene Verdächtigungen? Doch nur aus dem bösen Gewissen der preußenfeindlichen Elemente. Man schlägt ein Verfahren ein, das, bis zu seinen äußersten Consequenzen getrieben, Preußen zwingen würde, sich der Politik Rußlands und Frankreichs anzuschließen, und sucht sodann die eigenen Machinationen damit zu rechtfertigen, daß man Preußen Pläne unterschiebt, die, wenn sie wirklich gefaßt werden sollten, nur die unvermeidlichen Folgen jener Machinationen sein würden. Die Vorwürfe, die von großdeutscher Seite kommen, kann Preußen daher über sich ergehen lassen, und je gleichmüthiger es dieselben, die es nur durch ein völliges Aufgeben seiner selbst beschwichtigen könnte, aufnimmt, desto besser! Wenn wir uns daher gegen die vielbesprochne Alliance erklären, deren bloßer Schatten

schon sich zur Seeschlange verkörpert hat, so geschieht es durchaus nicht, weil wir die verdammenden Urtheile, die in dem gegnerischen Lager laut werden könnten, scheuen, sondern weil in der That gewichtige Gründe Preußen auf andere Wege hinweisen. Zunächst ist hervorzuheben, daß, wenn Preußen in Verbindung mit Frankreich eine Erweiterung seines Einflusses in Deutschland erstreben wollte, es unvermeidlich zur Anwendung gewaltsamer Mittel gezwungen werden würde. Das Werk der Einigung würde sich in ein Werk der Eroberung verwandeln, die Idee des Bundesstaats würde dem Einheitsstaate weichen. Der Cavourismus ist aber für Deutschland deshalb nicht geeignet, weil in den im Ganzen befriedigenden inneren Verhältnissen der einzelnen Staaten keine Nöthigung, selbst kein Motiv liegt, die einzelnen Dynastien zu beseitigen. Welche Forderungen die Zukunft stellen wird, das vermag heut Niemand zu ermessen. Für die Gegenwart aber würde jedes Streben über den Bundesstaat hinaus zum Einheitsstaate die nationale Idee verfälschen und verstümmeln und dabei sich ausschließlich auf den gewaltsamsten und rücksichtslosesten Theil der revolutionären Partei zu stützen haben.

Ferner aber hat Preußen zu berücksichtigen, daß ein Anschluß an das franco-russische System die Integrität des deutschen Gebietes mit sehr ernstlichen Gefahren bedrohen würde. Setzen wir den Fall, daß die Alliance aus einem orientalischen Kriege mit entscheidendem und unbedingtem Erfolge hervorginge, so würde selbstverständlich Frankreich Rußland bei der Vertheilung der Beute über die anfänglich verabredeten Bedingungen hinausgehende Concessionen zu machen geneigt sein, um sich für seine Großmuth im Osten am Rhein zu entschädigen. Für Preußen aber würde es schwer, unter Umständen unmöglich sein, dem Andringen der beiden Bundesgenossen zu widerstehen. Die Gefahr würde nur noch gesteigert werden, wenn der Kampf nicht mit einem entscheidenden Siege der Coalition oder gar mit einer Niederlage derselben endete.

Indessen liegt die Gefahr einer Schmälerung deutschen Besitzes westlich vom Rhein doch nur im Gebiete der Möglichkeit. Eine geschickte Lenkung der preußischen Politik, von bedeutenden militärischen Leistungen unterstützt, würde immerhin in der Lage sein, den Anforderungen der Verbündeten sich nicht ohne Weiteres zu ergeben: überdies muß man bei jeder Alliance darauf gefaßt sein, nach dem Siege sich der Ansprüche unbescheidener Alliirten zu erwehren. Dagegen fällt absolut entscheidend gegen den Anschluß an das franco-russische System die Rücksicht auf Preußens Stellung zu der Frage der nordischen Herzogthümer ins Gewicht. Daß Preußen auch in dieser Frage von Rußland und Frankreich in dem Augenblicke, wo diese Mächte seines Beistandes bedürfen, nicht blos in Bezug auf Holstein, sondern auch, worauf es gerade ankommt, in Bezug auf Schleswig wahrscheinlich die ausgedehntesten Concessionen erhalten würde, soll

nicht in Abrede gestellt werden. Wohl aber darf es bezweifelt werden, daß derartige Concessionen, namentlich von Rußland, ohne den Vorbehalt, sie im geeigneten Augenblicke zurückzunehmen, gemacht werden würden. Für Rußland haben die londoner Festsetzungen nicht blos eine dynastische Bedeutung. Denn es läßt sich nicht verkennen, daß jede Schwächung Dänemarks, jede Verminderung seines Territorialbestandes diesen Staat dem Skandinavismus in die Arme werfen würde, und ebenso wenig läßt sich verkennen, daß jede engere Vereinigung der skandinavischen Staaten, deren Leitung natürlich Schweden zufallen würde, nicht wie Dänemark gegenwärtig in Deutschland, sondern in Rußland seinen natürlichen Gegner sehen würde. Rußland hat ein Interesse daran, den Schwerpunkt der skandinavischen Macht nach Kopenhagen, Deutschland ihn nach Stockholm verlegt zu sehen*). Es ist also fast undenkbar, daß Rußland aufrichtig seine Zustimmung geben sollte zu einer Schwächung Dänemarks und einer dadurch angebahnten Machterweiterung Schwedens, durch die nicht allein seiner maritimen Entwickelung in der Ostsee die Lebensader unterbunden werden, sondern die auch die Integrität seines Länderbestandes unausgesetzt bedrohen würde. — Ferner würde, und dies ist ein sehr wesentlicher Umstand, ein Einschreiten für die Herzogthümer, wenn es infolge eines Bündnisses mit Frankreich und Rußland geschähe, ganz den nationalen Charakter einbüßen, dessen es bedarf, um zu einem glücklichen, die Nation erhebenden und einigenden Ziele zu führen. Die Sache der Herzogthümer ist das Banner, um das die Nation sich schaaren soll; wie das Reichsbanner muß sie rein gehalten werden von jedem Flecken, ja von jedem Schein eines Fleckens. Die Bedeutung dieser Frage ist für Deutschland und für Preußen zu groß, als daß sie ohne zwingende Nothwendigkeit den Chancen eines Bündnisses preisgegeben werden dürfte, welches unter allen Umständen von der ganzen Nation, nicht blos von der Partei, die aus Princip jeden Schritt Preußens verdächtigt, mit Mißtrauen und Uebelwollen aufgenommen werden würde.

Da nun aber unter gewissen Umständen ein Anschluß Preußens an Rußland und Frankreich unvermeidlich sein würde, so ist es eine unerläßliche Aufgabe der preußischen Politik, mit der äußersten Umsicht und Voraussicht allen

*) Die wohlfeilen Sympathien des schwedischen Publicums für Dänemark in seinem Streit mit Deutschland beweisen nichts gegen die aufgestellte Ansicht. Die Idee des Skandinavismus ist noch in den Anfängen der Entwickelung begriffen und ringt danach, sich ihrer Ziele bewußt zu werden. Ehe ihr dies gelungen ist, kann von einer einheitlichen skandinavischen Politik nicht die Rede sein; ein jeder der nordischen Staaten wird sich für die Sache des andern begeistern, wenn auch nicht handeln. Mit dem gesteigerten Bewußtsein der Zusammengehörigkeit wird auch die Nothwendigkeit einer einheitlichen Politik sich geltend machen, für deren Richtung dann die Interessen des mächtigeren der einzelnen Staaten, also Schwedens, maßgebend sein werden.

Verwickelungen vorzubeugen, aus denen die angegebene Eventualität mit Nothwendigkeit hervorgehen würde, d. h. es hat Nichts mehr zu scheuen als eine Situation, in der es der Beschützung Oestreichs bedarf. Denn diese kann eben nur erkauft werden durch Demüthigungen, deren Folgen nur durch den Anschluß an ein Oestreich unbedingt feindliches System überwunden werden könnten.

Hieraus folgt schon, daß gerade weil eine engere Verbindung Preußens mit Frankreich und Rußland nicht zu wünschen ist, wir auch einem unbedingten Anschluß desselben an Oestreich nicht das Wort reden können. Die Isolirung, die in Preußen schmerzlich empfunden, die von allen Parteien beklagt, und von jeder von ihnen der Politik der Gegenpartei zugeschoben wird, läßt sich eben nicht mit einem directen Schritte beseitigen, und zwar deshalb nicht, weil Preußen in Frankreich den begehrlichen Nachbar, in Oestreich einen anspruchsvollen Rivalen zu fürchten hat, weil es Thorheit wäre, wenn es seine von der einen Seite bedrohten Interessen dadurch sichern wollte, daß es nach der andern Seite hin ebenso wichtige Interessen aufopferte. Jeder entschiedene Schritt Preußens wird ihm, als einem aufstrebenden Staate, den zwar eine große Niederlage in die äußerste Gefahr stürzen, dem aber anderseits ein glänzender, mit Geschick benutzter Erfolg eine ganz unberechenbare Machterweiterung bieten würde, Feinde ringsum erwecken. Es ergibt sich daraus, daß Preußen in der allgemeinen Politik zwar eine ganz bestimmte Richtung verfolgen muß, daß es aber einem bestimmten System sich erst dann einordnen kann, wenn es das Werk der deutschen Einigung durch einen entscheidenden Erfolg sicher gestellt hat. Es kann Preußen nur erwünscht sein, wenn England und Oestreich sich Rußland und Frankreich gegenüber zu einer activen Politik in den Angelegenheiten des Orients einigen, es muß ihre Bestrebungen auch indirect unterstützen; ehe es aber ihrer Action sich anschließt, muß es im Verein mit Deutschland den entscheidenden Schlag gegen Dänemark geführt und im Kampfe für eine nationale Sache sich zugleich die politische und militärische Leitung der Nation erkämpft haben.

Ob, abgesehen von den äußeren und inneren Verwickelungen, die Preußens Kräfte im Augenblick gebunden halten, der gegenwärtige Moment für ein Einschreiten gegen Dänemark günstig ist, darüber kann man zweifelhaft sein*).

*) Die Frage, ob Preußen, unter der Voraussetzung eines völligen Systemwechsels, die polnischen Wirren zur Verfolgung seiner Zwecke benutzen könnte, wollen wir in einem andern Zusammenhange berühren. Hier gehen wir von der Annahme aus, daß die infolge des polnischen Aufstandes entstandenen diplomatischen Verwickelungen auch auf diplomatischem Wege ihre Erledigung finden werden, und daß bis zu dieser Erledigung keiner der betheiligten Staaten eine Diversion nach einer andern Richtung hin unternehmen werde.

Die dänische Regierung hat den Zeitpunkt für ihre neuesten Schritte nicht nur in Bezug auf Preußen, sondern auch auf die allgemeine Lage der Dinge mit großem Geschick gewählt. Denn ein Vorgehen von Seiten Dänemarks wird durch eine Vereinigung Englands und Frankreichs zu gemeinsamer Action, ein Vorgehen Deutschlands durch eine divergirende Politik dieser beiden Staaten begünstigt. England und Frankreich vereinigt werden sich der Sache Dänemarks, die sich der Sympathien beider seemächtigen Nationen zu erfreuen hat, anzunehmen geneigt sein. Haben sie sich dagegen über eine beide noch näher berührende Frage verfeindet, so wird bei England natürlich das Interesse, dem Gegner zu schaden, stärker sein, als die Sympathien für Dänemark. Daher liegt es augenscheinlich in Preußens Interesse, die Frage der Herzogthümer mit der orientalischen Frage in unmittelbare Beziehung zu setzen, und einen Moment für die Lösung derselben zu wählen, wo England, um im Orient freie Hand zu haben, um die Freundschaft Deutschlands werben muß. Wenn unsere Ansicht richtig ist, daß die gegenwärtige Spannung zwischen Rußland und Frankreich zu einem um so innigeren Einverständniß führen wird, so würde der Zeitpunkt nicht fern sein, wo Preußen für die Sache Schleswigs in die Schranken wird treten können — vorausgesetzt natürlich, daß es bis dahin sich selbst wiedergefunden haben wird.

Aber auch selbst für den Fall, daß Napoleon nicht daran denken sollte, schon in der nächsten Zeit im Verein mit Rußland zu einer thätigen Politik im Orient überzugehen, würde ein kräftiges Eintreten für die Herzogthümer das einzige Mittel für Preußen sein, sich ohne eine Aufopferung seiner wichtigsten Interessen aus seiner isolirten Stellung zu befreien. Deutschland muß ihm auf diesen Bahnen folgen, und Oestreich kann ihm nicht widerstreben. Eine diplomatische Cooperation Frankreichs und Englands gegen die deutschen Ansprüche, die allerdings wahrscheinlicherweise eintreten würde, brauchen wir aber nicht zu scheuen, da jeder Versuch Frankreichs, über die Grenze einer diplomatischen Intervention hinauszugehen, sofort in eine Bedrohung der Rheinprovinz und Belgiens umschlagen und daher selbstverständlich auf den entschiedensten Widerstand Englands stoßen würde. Das Bündniß Preußens mit England und Oestreich, viel empfohlen und vielfach gehofft, ist eine Seifenblase, wenn Preußen seine Thätigkeit von dem Zustandekommen desselben abhängig machen will; das Bündniß ist da, sowie Preußen, im Innern einig und gesammelt, auf den Bahnen einer kräftigen Reformpolitik sicher und besonnen vorwärtsschreitend, es wagt, mit kräftiger Hand die Aufgabe zu ergreifen, die ihm von seiner Geschichte vorgeschrieben ist.

Wir haben in diesen Aufsätzen, die sich mit den normalen d. h. den nach allen Erschütterungen und Ablenkungen in ihre alte Richtung zurückkehrenden Strömungen des europäischen Staatenverkehrs beschäftigen, die brennende Tagesfrage nur im Vorübergehen berührt. Wir sehen den polnischen Aufstand als einen Incidenzfall an, dessen bleibende Einwirkungen auf den Zustand Europas sich für jetzt einer sichern Berechnung entziehen, der möglicherweise das Staatensystem auf neuen Grundlagen reconstruiren wird, der aber auch, und von dieser Annahme als der wahrscheinlicheren sind wir in den vorstehenden Erörterungen ausgegangen, vorübergehen kann, ohne die Macht- und Territorialverhältnisse wesentlich umzugestalten. Unsere Annahme begründet sich nicht blos auf die zwischen Rußland und Frankreich obwaltenden Beziehungen, sondern auch auf die eigenthümliche Lage Oestreichs dem Aufstande gegenüber, die wir daher zum Gegenstand einer besondern Betrachtung zu machen beabsichtigen. 3.

Herr Lassalle und die Arbeiter.

3.

Die Folgen des lassalleschen Briefes sind im vorigen Abschnitt mitgetheilt. Die Majorität des leipziger Comités nahm ihn wie ein Evangelium auf. Die Minorität trat aus, und einige hundert Leute wählten ein neues Comité, welches die lassalleschen Vorschriften buchstäblich befolgte, mit seiner Agitation für den großen deutschen Arbeiterverein aber fast überall nur Verwahrungen gegen die Auffassung der Arbeiterfrage von Seiten des berliner Propheten und die Anmaßung der Leipziger hervorrief. Diese entschiedene Verwerfung der neuen Lehre fand selbst in Leipzig, dem Vororte der Bewegung, ihren sehr deutlichen Ausdruck. Die dortigen Arbeitervereine bis auf einen, aus welchem das Comité hervorgegangen war*), protestirten, in gleicher Weise erklärten sich einzelne Arbeiter, aus mehren größern Fabriken und Werkstätten erfolgten ebenfalls Proteste, und als der Arbeiterapostel, von seinen Verehrern, die damit einen großen Wurf zu thun meinten, veranlaßt wurde, sich in einer Versamm-

*) Der Verein „Vorwärts".

lung zu Leipzig über seine Pläne hören zu lassen, machte er entschieden Fiasco. Wenn Herr Lassalle nicht für das Volk zu schreiben versteht, so ist er noch viel weniger befähigt, zu demselben zu reden. Einen großen Theil des Vortrages nahmen abgelesene Citate aus volkswirthschaftlichen Schriftstellern in Anspruch, welche Angriffe von Seiten Max Wirths und Fauchers entkräften und das „eherne Gesetz“ als von allen Nationalökonomen angenommen hinstellen sollten.

Ebenso unverdaulich für den Arbeiter waren die vielen gelehrten Ausdrücke, deren sich der Redner bediente, unverständlich die Bezeichnung der Gegenpartei mit dem Namen Manchesterpartei, auffallend endlich der Umstand, daß die Rede Forderungen, die in seinem offenen Briefe als Hauptbedingungen für Erfolge zu lesen sind, ganz fallen ließ. So erklärte er, seine Associationen sollten ja nicht mit dem Gelde des Staates, sondern nur mit der Garantie desselben unterstützt werden. So erfuhr man ferner, er beabsichtige keine großen Associationen; wer nicht hinein wolle, der habe es ja nicht nöthig, u. A. m. Mißverstanden von den Meisten, fand er Beifall zunächst nur bei dem Comité und dessen nächsten Umgangskreisen, dann aber bei dem an Bildung am niedrigsten stehenden Theile der anwesenden Arbeiter, die, ohne Urtheil über die Sache, jedenfalls nur so viel begriffen, daß sie künftig den Unternehmergewinn einstecken sollten und daß dies angenehm sein werde.

Einzig in denselben beschränkten Kreisen fanden die Ausfälle der Rede gegen die Fortschrittspartei Anklang und Wiederhall, wogegen die Vertheidiger dieser Partei die große Mehrheit der zahlreich besuchten Versammlung für sich hatten. Und der Schluß des Ganzen lief auf eine reine Farce hinaus. In seiner Erwiderung auf die Reden der Gegner forderte Lassalle mit noch nicht dagewesener Taktik plötzlich die Versammelten auf über seine Ideen abzustimmen.

Die Mehrzahl der Anwesenden, überrascht, ungewiß, ob die noch nicht erlebte Aufforderung ernstlich gemeint sei, zum Theil aus Nichtarbeitern bestehend und so nicht zum Stimmen berechtigt, enthielt sich der Abstimmung. Der Präsident aber, statt das vom Redner verlangte Votum für unstatthaft zu erklären, proclamirte ohne Weiteres, daß sich die Versammlung mit weit überwiegender Majorität für Lassalle ausgesprochen habe. Die Antwort darauf war ein begeistertes Hoch der wirklichen Majorität auf Schulze-Delitzsch, für welchen sich einige Tage später auch in Berlin die Arbeiterversammlung erklärte, von der man auf Grund des leipziger Votums einen Anschluß an Lassalle erwartet hatte.

In Leipzig machte die Agitation erst durch die Arbeiterversammlung vom 2. Mai wieder von sich reden, zu der ausschließlich die Jünger des berliner Meisters eingeladen waren. Diese Versammlung, im Vergleich mit den früheren überhaupt schwach besucht (man zählte ungefähr dreihundert Anwesende),

reducirte sich noch bedeutend dadurch, daß viele der Theilnehmer an derselben die Einladung nicht recht verstanden und trotz dem, daß sie nicht mit Lassalle gingen, sich in den Saal statt auf die Gallerie begeben hatten. Das Comité legte den vermuthlich von Lassalle angefertigten Entwurf zu einem Statut für den allgemeinen deutschen Arbeiterverein vor, welcher mit geringen Abänderungen Annahme fand. Zweck des Vereines ist nach dem ersten Abschnitt dieses Statuts: „auf friedlichem und legalem Wege, insbesondere durch Gewinnung der öffentlichen Ueberzeugung, für Herstellung des allgemeinen Wahlrechtes zu wirken."

Jeder deutsche Arbeiter ferner kann durch einfache Erklärung Mitglied des Vereines mit vollem gleichen Stimmrechte werden und ebenso jederzeit austreten. Dieser zweite Paragraph bestimmt aber an seinem Schlusse, daß dem Vorstande die Entscheidung über die Frage zusteht, ob ein Zutretender ein Arbeiter im Sinne des Vereines ist oder nicht, und eine solche Entscheidung kann nur dann zu fassen sein, wenn sichs um Ausschluß eines Mitglieds oder Zurückweisung eines sich Meldenden handelt. Auch kann mit dieser Bestimmung nicht wohl gemeint sein, daß die Entscheidung sich innerhalb der Frage halte: ob Arbeiter oder nicht, da im gegenwärtigen Comité ein Doctor der Philosophie sitzt und „gegründete Hoffnung vorhanden ist", daß Herr Lassalle die Stelle eines Präsidenten des deutschen Arbeitervereins acceptiren wird*). Kann man hiernach nicht annehmen, daß nur Arbeiter im engeren Sinne Mitglieder des Vereins werden können, so ist mit der erwähnten Bestimmung dem Vorstand die Befugniß ertheilt, diejenigen von dem Vereine auszuschließen, welche ihm Opposition machen könnten. Es wurde denn auch in jener Versammlung ausgesprochen, daß man unter sich sein und keine Einreden haben wolle.

Der dritte Abschnitt handelt von dem Sitz des Vereines, der in Leipzig sein soll. Jedoch kann derselbe durch einfachen Majoritätsbeschluß des Vorstandes an jeden andern Ort verlegt werden, er bleibt aber unverändert derselbe, wenn es der Vorstand auch für gut findet, die Versammlungen zu Zeiten an einem anderen Orte abzuhalten.

Der Vorstand besteht aus dem Präsidenten, dreiundzwanzig Mitgliedern und einem besoldeten Secretär, gleichfalls mit Sitz und Stimme im Ausschuß. Die Wahl erfolgt in der ersten Generalversammlung und zwar für sämmtliche Mitglieder auf ein Jahr, für den Präsidenten auf fünf Jahre. Bis zur ersten Generalversammlung fungirt mit allen Rechten des Vorstandes das Gründungscomité zu Leipzig unter Vorsitz des Herrn Vahlteich.

Die auf fünfjährige Dauer berechnete Wahl des Präsidenten ist von Be-

*) Diese Hoffnung hat sich seitdem erfüllt, wie im folgenden Abschnitt unsrer Darstellung mitgetheilt werden soll.

deutung, da der nächstfolgende Abschnitt demselben eine fast unbeschränkte Macht in die Hand gibt. Es heißt dort, daß über die innere Organisation, den Geschäftsgang, die Förderungsmittel auf den §. 1 gedachten Wegen Schreib- und Kassenwesen nach einfacher Majorität respective Comité und später Vorstand entscheiden. In dringenden Fällen kann der Präsident sofort, vorbehaltlich der in drei Monaten einzuholenden Genehmigung des Vorstandes, Anordnungen treffen. Eine Generalversammlung muß alljährlich abgehalten werden, so wie auf Antrag der Majorität des Vorstandes zu jeder Zeit.

Diese letzten Bestimmungen zeigen klar, daß es sich im Grunde nicht darum handelt, den Verein zu gründen, damit der deutsche Arbeiterstand seine Sache selbst in die Hand nehme, vielmehr läuft Alles darauf hinaus, daß der Vorstand und vor Allen der Präsident eine nahezu absolute Macht ausüben könne, hinter der man eine möglichst große Zahl der Mitglieder, wenn auch in lauter Nullen stehen haben möchte. Oder hat die Generalversammlung etwas Anderes zu thun als jährlich einige ausscheidende oder alle Mitglieder des Vorstandes durch Neuwahlen zu ersetzen? Alles Uebrige geschieht durch Bevormundung, und zwar durch eine solche, wie man sie nur völlig unselbständigen Menschen zumuthen kann.

Der letzte Abschnitt behandelt die Finanzen des Arbeitervereines in spe. „Behufs der Organisation hat jedes Mitglied beim Eintritt zwei Silbergroschen zu zahlen und von da ab einen halben Slbgr. wöchentlich.“ Wenn sich, wie der offne Brief hoffte, nur hunderttausend Arbeiter in Deutschland finden, welche dem Comité auf dem Altare des allgemeinen Wahlrechtes jährlich 90,000 Thaler opfern, so hat allerdings der Vorstand und sein souveräner Präsident dadurch einen recht stattlichen Hebel für seine Pläne in den Händen. Auch behält sich der Vorstand vor, noch weitere Geldopfer zu verlangen, da es am Schlusse des Statuts etwas unklar heißt, daß man für später etwa nothwendig werdende Ausgaben auf dreißig Jahre eine deutsche Arbeiterversicherungsgesellschaft gründen wolle, deren Sitz man, wie es die Kassenverhältnisse nothwendig machen, verlegen werde. Dieses Dunkel wurde in der Versammlung dahin aufgeklärt, daß diese Kasse zur Unterstützung gemaßregelter Arbeiter dienen solle.

Lassalle hat in seiner Schrift an das Comité, wie in seinem Vortrage in Leipzig mit leichtestem Sinne Alles übergangen, was nöthig gewesen wäre, die Ausführbarkeit seiner Pläne im praktischen Leben darzulegen. Er hat keinen Zweifel gelöst, keinen von den lautgewordenen Einwürfen widerlegt und schließlich im Verein mit dem Comité an den deutschen Arbeiterstand die Zumuthung gerichtet, für unbegriffene Zwecke Thätigkeit und Opferwilligkeit zu entwickeln. Man hat sich auf das allgemeine Wahlrecht zurückgezogen und erklärt, wenn das geschaffen sei, so wäre die Zeit gekommen, die eigentliche Frage zu dis-

cutiren. Ja auch dies werden die Arbeiter nicht selbst thun, sie verstehen es auch nicht, sondern „dann werden, verlassen Sie sich darauf, die Männer, die Ihre Lage verstehen und Ihrer Sache hingegeben sind, mit dem blanken Stahle der Wissenschaft bewaffnet zu Ihrer Seite stehen und Ihre Interessen zu schützen wissen!"

Wir meinen, der deutsche Arbeiter wird von diesem blanken Stahl der lassalleschen Wissenschaft nicht viel hoffen und sich hüten, für eine so weit aussehende Sache in Hände, deren Reinheit ihm Niemand verbürgt, seine mühsam verdienten Silbergroschen zu legen, blos damit man in seinem Namen thun kann, was man will. Wir meinen das auf Grund langjähriger Erfahrung. Der Arbeiter ist viel zu mißtrauisch, er würde nicht begreifen können, wo sein Geld hingerathen sei, wenn er — vielleicht aus den Verhandlungen — erführe, daß von den hunderttausend eingenommenen Thalern vielleicht neunzigtausend für sein Wohl verbraucht wären, ohne daß er etwas davon zu bemerken im Stande gewesen. Und er würde die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn er hörte, daß seine Agenten, Arbeiter, die sich ganz seinem Wohle hingäben und deswegen nicht mehr ihre gewohnte Arbeit treiben könnten, täglich fünf Thaler Auslösung und Reisespesen erhielten, wofür er eine ganze lange Woche und mehr arbeiten muß. Er würde es endlich nicht begreifen, wenn er hörte, daß zu einer einzigen dreitägigen Vorstandsversammlung für seine fünfundzwanzig Vertreter vielleicht an Reisespesen und Diäten, Soupers à la bourgeois, Arbeitsentschädigung u. s. w. die Summe von vierhundert Thalern erforderlich gewesen wäre.

Viel eher als das allgemeine Stimmrecht wird der Arbeiter diese Geldangelegenheit als Magenfrage auffassen und die Hand auf die Tasche halten. Man hat von Seiten des Comité dem Nationalverein einen schweren Vorwurf daraus gemacht, daß er durch die Höhe des Beitrages von einem Thaler den Arbeitern es absolut unmöglich mache dem Vereine beizutreten, und dieselben Herren verlangen jetzt von letzterem achtundzwanzig Groschen ohne die Beiträge zur Arbeiterversicherungsgesellschaft. Wir sind überzeugt, daß die Versammlung vom 2. Mai nicht hundertundfunfzig Anwesende gezählt haben würde, wenn man an die Theilnehmer die Forderung gestellt hätte, sich Mann für Mann sofort als Mitglieder des künftigen Vereines einzuzeichnen und Eintritts- und Wochengeld zu zahlen. G.

Die Entlassung des preußischen Abgeordnetenhauses.

Die Abgeordneten des preußischen Volkes sind ungnädig entlassen, wie man einen widerwärtigen Diener von sich entfernt. Die Beendigung der Session war ungewöhnlich, wie der ganze Verlauf der Verhandlungen. Was noch im vorigen Jahre wünschenswerth schien, ein Beschluß beider Häuser über das Budget des laufenden Jahres, ist in diesem Jahre dem Ministerium bereits als unnöthige Formalität erschienen. Wozu auch den Schein bewahren? Auf dem abschüssigen Wege, den das Ministerium abwärts gleitet, ist das nicht mehr nöthig. Es geht hier wie bei allen ähnlichen Wagnissen, nur der erste Schritt kostet etwas. Was hätte die Regierung für Rücksicht zu nehmen? Die öffentliche Meinung Europas, die gute Meinung des deutschen Volkes, die Zuneigung der Majorität preußischer Wähler, was kann ihr daran noch liegen? Diese werthvollen Besitzthümer hat das gegenwärtige Ministerium nie in ausgezeichneter Weise besessen, sie sind jetzt unwiederbringlich verloren. Der Kampf, welcher fortan auszukämpfen ist, geht den Gewalthabern noch um andere weit näher liegende Güter, als die gute Meinung des großen Publicums, und ein solcher Kampf fordert andere Waffen. Die bestehenden Gesetze reichen dazu nicht aus, sie müssen ergänzt und geändert werden, so oder so.

Es ist kein Geheimniß, auf welchem Wege die Regierung ihren Weg zu verfolgen gedenkt. Mit übermüthiger Offenheit schwatzen die feudalen Blätter aus, was von ihrem Ministerpräsidenten hier und da vertraulich mitgetheilt wird. Die unbequeme Presse soll durch Wiederherstellung des Rechts der Concessionsentziehung gebändigt werden, das lästige Versammlungsrecht soll genommen werden, das Terrain der Wahlkreise, welche im Verdacht stehen für die feudale Partei ungünstig zusammengefügt zu sein, soll umgeformt werden. Die Abgeordneten sollen durch Diätenverordnungen, Urlaubsverweigerung und ähnliche administrative Mittel gedrückt, das Beamtenthum aus ihren Reihen ausgemerzt werden. Dann will man diese Abgeordneten noch einmal einberufen, um sie aufzulösen, wie feudale Blätter lustig melden, zum 15. Januar des nächsten Jahres, oder, wie wahrscheinlicher ist, im November des laufenden Jahres. Und dann wird man weiter sehen. Wozu um Verhältnisse sorgen, die noch in grauer Zukunft liegen?

Die Blätter des Ministeriums waren beeifert, das Gerücht zu dementiren, als ob des Königs Majestät während dem letzten Unwohlsein mit dem Ministerium unzufrieden geworden sei. Wir sind innig überzeugt, daß das Gerüch

durchaus unbegründet war. Wir wissen seit einem Jahre, daß es in der Hauptsache die persönlichen Anschauungen des Königs sind, denen das gegenwärtige Ministerium vielleicht mit, vielleicht wider die Privatüberzeugungen der einzelnen Mitglieder ein bereitwilliges Werkzeug geworden ist. Aber das Volk wird demungeachtet fortfahren, die Minister als die Urheber der kläglichen Lage des Staates in Anspruch zu nehmen, es ist der letzte und höchste Beweis von Loyalität, welchen ein treues Volk seinem Fürsten zu geben vermag.

Ein Theil unserer Freunde hält die Ansicht fest, daß die erste politische Gefahr, welche von außen kommt, das Ministerium stürzen werde. Ein Theil der Kammermajorität ist der Ansicht, daß unbedingte Verweigerung aller außerordentlichen Geldforderungen und die daraus hervorgehende Creditlosigkeit der Regierung in Kriegsgefahr ein wirksames Mittel des Volkes sei, entgegenstehende Beschlüsse zu beugen. Möge man dieser Auffassung nicht vertrauen. Die preußische Regierung ist durch die eigenthümliche Einrichtung der preußischen Finanzen, durch den Staatsschatz, durch ihr Verhältniß zur Seehandlung und zur preußischen Bank in den Stand gesetzt, im äußersten Nothfall mehr als eine Campagne ohne Anleihe durchzuführen, und ein Theil der gegenwärtigen Minister ist vollständig befähigt, diese äußersten Mittel anzuwenden. Aber jeder auswärtige Conflict bringt auch unberechenbare Störungen der öffentlichen Meinung hervor. Denn persönliche Gefahr, Sorge um die eigene Existenz, plötzliche Unsicherheit aller Verhältnisse, aufregende Tagesneuigkeiten lenken wahrscheinlich von dem innern Verfassungskampfe ab. Jedermann weiß, wie sorglich das Mittel einer Kriegsexpedition in Frankreich angewendet wird, sobald die Unzufriedenheit mit den innern Verhältnissen dem Kaiser Gefahr drohend erscheint. Und dort wenigstens hat die Methode, das Grollen Unzufriedener durch Kanonendonner zu übertäuben, bis jetzt immer genügenden Erfolg gehabt.

Die Gefahr des Sturzes liegt für den Bestand einer unpopulären Regierung nicht darin, daß sie einen Krieg aufregt, sondern im unglücklichen Verlauf und ruhmlosen Ende desselben. Nun ist kein Zweifel, daß in den maßgebenden militärischen Kreisen starke Kriegswünsche bestehen, ein zur Zeit sehr wenig motivirtes Vertrauen auf die eigene Feldherrntüchtigkeit und ein immer wiederkehrender heimlicher Wunsch, etwas Großes zu unternehmen.

Aber diese kriegerischen Wallungen reichen leider nicht aus, die diplomatischen Möglichkeiten eines vortheilhaften Krieges herbeizuführen. Und man ist trotz ihnen in eine schwache und aussichtslose Defensive hinabgesunken, während Jedermann sieht, was, wie es scheint, nur den Regierenden unverständlich ist, wie von außen her ein überlegener Wille langsam und planvoll die feindlich einengenden Kreise um den Staat zieht. In solcher Zeitlage ist eine Mischung von Rathlosigkeit und Selbstüberschätzung ganz dazu angethan, die äußerste Gefahr schnell und verderblich heraufzubeschwören.

Aber wie drohend die äußern Gefahren auch sind, bevor sie einen heilsamen Einfluß auf den Verfassungskampf in Preußen ausüben, müßten die Niederlagen der Jahre 1806 und 1807 sich wiederholen. Es wäre für die Preußen ebenso frevelhaft als unsicher, von einer solchen Eventualität Besserung der innern Zustände zu erwarten.

Das unheimliche Bangen, welches die Reactionspartei vor der Zukunft empfindet, verräth sich noch nach anderer Seite auffallend. Es liegt im Plane, auch die Person des Kronprinzen in der öffentlichen Meinung als dem gegenwärtigen System befreundet darzustellen. Immer wieder kamen erfundene Mittheilungen von Unterredungen, welche der Thronfolger mit Herrn von Bismarck gehabt, von seiner Theilnahme an den Sitzungen des Staatsministeriums und Aehnliches. Die Kölnische Zeitung hat, offenbar aus guter Quelle, diese ausgestreuten Notizen als Unwahrheiten dementirt. Es ist den Kreisen der Abgeordneten so gut bekannt, als der fremden Diplomatie Berlins, daß die reservirte und schweigsame Haltung des Thronfolgers der feudalen Partei nicht nur unbequem ist, sondern daß dieselbe von dem Erben des preußischen Thrones nichts für sich hofft und Alles fürchtet. Und es ist wohlbekannt, daß die abenteuerlichsten Combinationen ersonnen werden, um die etwa in seiner Zukunft drohende Gefahr zu beseitigen. Aber wenn auch in Preußen die Hoffnung auf eine bessere Zeit unter neuer Regierung wieder ein Dämmerlicht über die schlechte Gegenwart wirft, das Volk soll nicht der Zukunft und fürstlicher Hilfe überlassen, was ihm jetzt für sich selbst zu gewinnen Pflicht ist. Möglich, daß für den Thronfolger der Tag nahe liegt, wo er veranlaßt ist, seine Ueberzeugungen offen auszusprechen, aber auch darauf hat die Opposition nicht zu warten.

Das preußische Volk muß sich selbst helfen. Die nächste Aufgabe liegt in der Hand der Communen; wo die Kraft der einzelnen Gemeinden nicht ausreicht, steht ihnen frei, gemeinsam die Schritte zu berathen. Die größeren und mittleren Städte sind es, von deren Bürgerkraft die nächsten Maßnahmen zu erwarten sind.

Eines aber mögen die Bürger Preußens bedenken, daß die Zeit der Petitionen und kleinen Demonstrationen vorüber ist.

Das Haus der Abgeordneten hat durch seine Majorität eine schwere Aufgabe mit Hingebung und Pflichttreue erfüllt. Es hat auf dem Grunde einer Verfassung, welche ihm nur ungenügende Mittel des Widerstandes in die Hand gibt, einer feindseligen Regierungsgewalt mannhaft widerstanden. Die Session dieses Winters ist eine Schule geworden, in welcher mehr als ein kräftiges Talent sich Achtung und Vertrauen, die gute Meinung für die Zukunft gewonnen hat. Es ist ihr Schicksal gewesen, in einem sehr bittern und herznagenden Kampfe Erfahrung und Sicherheit zu gewinnen. Der Presse wird zunächst die

Aufgabe, den Heimkehrenden warmen Dank für ihre aufreibende und verantwortliche Arbeit auszusprechen. Es ist jetzt nicht die Zeit und nicht hier der Ort, den Umfang der einzelnen Talente abzuschätzen, und was ihre Thätigkeit vielleicht zu wünschen ließ, hervorzuheben. Denn sie sind die Männer, welche in der nächsten Zukunft die Führer der Volkspartei, die Vertreter der liberalen Forderungen sein werden. Und wie wir fest auf die Zukunft des preußischen Staates vertrauen, so vertrauen wir auf die Umsicht und Thätigkeit, welche unsere Vertreter durch die nächsten Monate in ihrer Heimath erweisen werden. Denn was den Preußen jetzt mehr als alles Andere noththut, ist Organisation der Partei und Disciplin, eine willige, selbstlose Unterordnung des Einzelnen unter die leitenden Führer. ♀

Vermischte Literatur.

Heinrich Moritz Richter: Georg von Podiebrad's Bestrebungen um Erlangung der deutschen Kaiserkrone und seine Beziehungen zu den deutschen Reichsfürsten. Wien und Leipzig, (typogr. lit. art. Anstalt, Zamarski und Dittmarsch) 1863.

Wenn Jemand behufs der Beurtheilung einer wichtigen historischen Persönlichkeit dieselbe von einem willkürlichen und falschen Gesichtspunkte aus betrachtet und sich dann wundert, wie Andere an dem Original des verzerrten Bildes haben Wohlgefallen finden können, so ist die Schuld dieser Verwunderung entweder außergewöhnliche Naivetät oder Absichtlichkeit. Diese Wahl müssen wir dem Verfasser des obengenannten Schriftchens stellen. Er hat sich vorgenommen, Georg von Podiebrad des Nimbus zu entkleiden, den ihm die neueren Bearbeitungen seiner Geschichte, die er nicht einmal vollständig berücksichtigt, durch die Hervorhebung seiner reformatorischen Bedeutung gegeben haben. Zu dem Ende betrachtet er das Verhalten des Böhmenkönigs zu den bewegenden Factoren seiner Zeit, zur religiösen und zur innern politischen Frage, einmal als Frivolität, ein andermal als Charakterlosigkeit und findet in unmoralischem, sich selbst vernichtendem Ehrgeiz die einzige Triebfeder seiner Handlungen. Diese Weisheit schallt aus einem Winkel her, den Herr Richter als den Hochsitz historischer Aufklärung feiert. S. 48 und 49 findet sich nämlich ein Panegyrikus auf Herrn Höfler, dessen Arbeiten er „im höchsten Ausmaße verdienstvoll" nennt. Nach solchen Autoritäten läßt sich abmessen, wie schwer es dem Herrn Verfasser geworden ist, sich selber zu befriedigen. Ihrer Form nach bildet die Schrift bei aller verdienstlichen Kürze ein gelungenes Specimen der — salva venia — deutschen Sprache dieser Fraction östreichischer Gelehrsamkeit, die sich in grammatikalischer Beziehung etwa an dem Vorbilde der heimischen Polizeiverordnungen herangebildet zu haben scheint. Dazu kommt auch hier wieder die gelehrt scheinen sollende

Geschraubtheit und Selbstgefälligkeit, welche verräth, daß diese Producte sich gar keines bestimmten Publicums bewußt sind, und welche doppelt komisch wirkt, weil, wo sie etwas Verständliches vorbringt, sie sich mit Vorliebe in solchen Wahrheiten bewegt, die so wahr sind, daß sie auszusprechen überflüssig oder dumm ist.

M. J.

Geschichte Oestreichs seit dem wiener Frieden 1809. Von Anton Springer. Erster Theil. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1863. 597 S.

Bildet den sechsten Band der „Staatengeschichte der neuesten Zeit“ und wird von uns in einem der nächsten Hefte mit der ihm zukommenden Ausführlichkeit besprochen werden. Für jetzt nur die Bemerkung, daß das Buch einerseits auf sehr gründlicher Kenntniß des gesammten in Frage kommenden gedruckten Materials beruht und vielfach aus werthvollen neuen Quellen (zum Theil privater Natur) schöpft, andrerseits sich durch die formellen Vorzüge klarer, übersichtlicher und lebensvoller Darstellung, großentheils passender und geschickter Gruppirung der Thatsachen und scharfer Charakteristik der Persönlichkeiten auszeichnet, Eigenschaften, durch welche es das, was die beiden ersten Werke der Sammlung jedes für sich dem Publicum empfahl, vereinigt, ohne deren Mängel zu haben. Indem wir noch hinzufügen, daß dieser erste Theil die östreichische Geschichte bis zur Einverleibung der Republik Krakau in den Kaiserstaat fortführt, empfehlen wir vorläufig das Werk allen Lesern angelegentlich.

York. Seine Geburtsstätte und seine Heimath. Seine Großthat in der poscheruner Mühle nebst genealogischen Nachrichten über die Familie seiner Mutter. Herausgegeben von Dr. Heinrich Berghaus. Anclam. Verlag von W. Dietze. 1863. 119 S.

Droysen erzählt in seiner Biographie Yorks: „Während er (des Feldmarschalls Vater, der Grenadierhauptmann David Jonathan v. York) im Felde stand, am 26. Sept. 1759, war ihm ein Sohn geboren, Hans David Ludwig, unser York. Wo, ist nicht klar, er selbst meinte, auf jenem pommerschen Gütchen — Gusow oder Gustkow.“ — „Die Mutter war eine Potsdamerin, Marie Pflugin, eines Handwerkers Tochter. Von ihr, von einem zweiten Sohne ist keine weitere Kunde. Zwei Töchter überlebten die Eltern.“ Und in Cramers „Geschichte der Lande Lauenburg und Bütow“ wird Großgustkow positiv als Geburtsort Yorks angegeben. Beide Schriftsteller irren, wie Berghaus mit Documenten und namentlich mit dem ihm vom Feldpropst Bollert gelieferten Geburtsschein, nachweist. Dieser Schein, ausgezogen aus dem Kirchenbuch der königlichen Hof- und Garnisonskirche zu Potsdam, lautet:

„Vater: Herr David v. York, Hauptmann vom 2. Bat. Garde.

Mutter: Marie Sophie, geb. Pflugen.

Sohn: Johann David Ludwig, geboren den 26. Sept. 1759, getauft den 30. Sept. ej. a.

Zeugen: Herr Lieut. v. Yorck, v. Schenkendorf. Mstr. Pflug; Frau Schlobacher; Frau Haken. (Unehelich.)“

Unser York ist also kein Pommer, wie er selbst meinte, sondern ein potsdamer Kind, und zwar, wie seine drei Schwestern, von denen die älteste 1753, die zweite 1756 und die dritte 1762 (ebenfalls in Potsdam) geboren wurde, ein uneheliches

Kind. Die Erklärung des letzteren Umstandes liegt einfach darin, daß Friedrich der Große es nicht litt, daß die Offiziere seiner potsdamer Leibwache regelrechte Ehen schlossen. Die Folge davon waren freie Bündnisse, je nach Umständen von längerer oder kürzerer Dauer, aber ganz allgemein üblich und vom König stillschweigend geduldet. Auch Yorks Vater lebte, während er in Potsdam stand, in einer solchen freien oder wilden Ehe, und zwar ungefähr zehn Jahre hindurch. Eine Bemerkung, daß er sich nach 1762 mit seiner Geliebten habe trauen lassen, enthält das erwähnte Kirchenbuch nicht; doch wird dies — vielleicht schon gleich nach dem hubertusburger Frieden — in Königsberg geschehen sein, wo er dem Grenadierbataillon Klingsporn angehörte, bei welchem den Offizieren das Heirathen nicht untersagt war. Jedenfalls nennt er jene in einem Briefe von 1783 seine Ehefrau.

Marie Sophie Pflug war die Tochter eines ehrsamen Bürgers zu Potsdam, des Stellmachers und Schmiedemeisters Pflug, der, ein Mann von langer Statur, vor Errichtung seiner Werkstatt ein achtbares und hervorragendes Mitglied der potsdamer Riesengarde gewesen war. Sein Haus befand sich in der Altstadt auf der Schusterstraße und führt jetzt die Nummer 10, und nach wohlbegründeten, wenn auch nicht urkundlich beglaubigten Ueberlieferungen der pflugschen Familie war es hier, wo York das Licht der Welt erblickte. Von väterlicher Seite war York ein echter, wenn auch verdeutschter Kaschube. Seine Vorfahren, die Jorken oder Jarken, waren ein altes, in dürftigen Verhältnissen lebendes kaschubisches Panen-Geschlecht. Ihr Gut Großgustkow bei Bütow war ein in viele Theile zersplittertes adliges Gut. Die Verarmung der Familie war Ursache, daß die jüngeren Pane vom Geschlechte der Jorken wie so viele ihrer Standesgenossen kaschubischen Stammes im Lohndienst des Kriegshandwerks ihren Lebensunterhalt suchten und so die Macht der Hohenzollern gründen und mehren halfen. Und aus der Reihe dieses Soldatengeschlechts hat der Mann hervorgehen müssen, der bestimmt war, das Haus Hohenzollern vom Untergang zu retten, dem es — wie kaum zu zweifeln — verfallen wäre, hätte Johann David Ludwig v. York nicht in der poscheruner Mühle das bekannte Abkommen getroffen. Daran zu mahnen, scheint nicht nöthig, und so würde das Capitel, welches Berghaus dieser Großthat widmet, überflüssig sein, wenn man nicht von gewisser Seite jetzt darauf ausginge, das Verdienst Yorks zu schmälern und von geheimen Befehlen zu reden, die ihm in Betreff seines Verhaltens von Berlin zugekommen sein sollten, und so wollen auch wir hier noch einmal an Bekanntes erinnern. Nicht der „Heldenkönig“ — mit Recht nur dann so genannt, wenn man dabei daran denkt, daß er ein König über Helden war — nicht Friedrich Wilhelm der Dritte gab den Anstoß zu Preußens Erhebung gegen Napoleon, noch weniger ein anderer Hohenzollern. Es ist Aberglaube, wenn jemand meint, auf Allerhöchsten, Allergnädigsten Befehl sei die poscherunsche Convention abgeschlossen worden. Die Welt weiß, oder sollte wissen, daß der König, als ihm Hardenberg die Nachricht von dem Ereigniß brachte, erschrocken ausrief: „Da möchte einen ja der Schlag auf der Stelle rühren,“ und daß die Verhaltungsbefehle, welche York lange vor dem poscheruner Tage sich vom König erbeten hatte, folgendermaßen lauteten: „Nicht über die Schnur hauen“. Und als Seydlitz, Yorks Bote, dringender um bestimmte Weisung bat: „Napoleon großes Genie. Weiß immer Hilfsmittel zu finden“. Und als jener nochmals seine Bitte

wiederholte: „Nach den Umständen!“ worauf Entlassung des Eilboten durch allergnädigste Handbewegung. Als Seydlitz dann im Jahre 1820 die Handschrift seines Tagebuchs, wie vorgeschrieben, der militärischen Censurbehörde einreichte, wurden mehre Stellen und namentlich eine, in welcher gesagt war „York habe bei Uebernahme seines Commandos weder eine öffentliche noch eine geheime Instruction gehabt“, beanstandet und dem König zu selbsteigenster Entscheidung vorgelegt. Derselbe bemerkte zu jener Stelle eigenhändig: „Der Nichtexistenz geheimer Instructionen für den General York darf keine Erwähnung geschehen“, und die Stelle wurde gestrichen.

Wohl war es für Seydlitz eine Ehre, einen König zum Censor zu haben, zumal einen König, der, wie uns seine Biographen sagen, Wahrheit und Recht über Alles liebte. Wir aber ziehen es bis auf Weiteres vor, uns an Yorks Meinung über die Sache zu halten. Als Seydlitz demselben 1823 die ihm zur Benutzung bei Ausarbeitung seines Tagebuchs überlassenen Papiere durch Valentini zurückschickte, schrieb York an letzteren: „Vielleicht, daß durch diese Papiere in der Zukunft einmal bewiesen wird, daß ich aus eignem Gefühl gehandelt. Jetzt glaubt Mancher noch, ich habe geheime Befehle gehabt und sei von andrer Seite impulsirt worden. Mein Sohn kann einst Gebrauch davon machen, wenn man, wie es in der Regel geschieht, meine Handlungen verkümmern will.“ Der Zeitpunkt für den Sohn scheint uns jetzt gekommen, das Jubeljahr wäre die rechte Zeit zur Veröffentlichung. Ist auch das wahre Sachverhältniß allen Wissenden bekannt, seine Einzelheiten sind es mit Ausnahme der angeführten nicht.

Charakterbilder aus der preußischen Geschichte für Schule und Haus. Bearbeitet von Heinrich Reiser. Stuttgart, Hallberger. 1863. 294 S.

Ein ziemlich wunderliches Buch, namentlich in seiner letzten Hälfte, welche die Personen und Ereignisse seit der Schlacht bei Jena zu schildern unternimmt. Alles Große und Gute ist durch Preußens Könige geschehen, von ihnen wird fast ausschließlich geredet und zwar im Tone jener allerunterthänigsten, in Ehrfurcht und Begeisterung ersterbenden Manier des vorigen Jahrhunderts, die an Fürsten und Höfen nur Preiswürdiges, niemals Schatten und Mängel sieht. Das Capitel „Züge aus dem Leben der hochverehrten Königin Luise“ ist sechsundzwanzig, das über die Freiheitskriege mit Einrechnung eines langen Gedichts blos siebzehn Seiten lang. Von Stein ist kaum, von Yorks That zu Poscherun gar nicht die Rede. Ausführlich wird über das Privatleben Friedrich Wilhelms des Dritten, über die Huldigungsfeierlichkeiten beim Regierungsantritt seines Nachfolgers, dessen Tod und Beerdigung, das letzte Krönungsfest in Königsberg und dergleichen mehr berichtet, aber für das, was wirklich die Zeit bewegte, für die Verfassungskämpfe der letzten Jahrzehnte hat der Verfasser kein Wort oder doch nur ein paar dürftige frostige Redensarten. Die heilige Allianz ist ihm ein „schöner Bund, der zu allen Zeiten ein vollgiltiges Zeugniß für die hohen und edlen Gesinnungen und die Gerechtigkeitsliebe seiner Stifter bleiben wird“. Die octroyirte preußische Verfassung vom 5. Dec. 1848, „welche vom König selbst verfaßt war,“ „wurde mit Jubel aufgenommen“. Denn „das Volk zog die Geschenke der Krone den zweifelhaften Errungenschaften der Revolution vor und ließ sich in seiner Freude durch kein Bedenken stören“. Sollte der Verfasser nicht irgendwo Hofbedienter sein? Jedenfalls ist seine lakaienhafte Gesinnung

nicht der Geist, in dem man heutzutage für die Schule und das Volk Geschichte schreibt.

Historisch-geographisch-statistische Tabellen über Entstehung, Zu- und Abnahme der vornehmsten europäischen Staaten. Ein Versuch. Von Dr. C. Petzoldt. Leipzig, Verlag von G. Mayer. 1863. 79 S.

Die Tabelle über Dänemark ist nicht correct. Daß Schleswig ebenso wie Holstein geraume Zeit ein vollständig vom Königreich Dänemark getrennter Staat war, ist nicht erwähnt. Daß Rendsburg und das Land der Dithmarsen 1200 dem Grafen Adolf von Holstein für immer abgenommen und wie man nach der Tabelle schließen muß, mit Dänemark vereinigt worden, ist durchaus unrichtig. Daß Holstein 1767 durch Erbschaft an Dänemark gekommen, ist ungenau. Ein Theil Holsteins kam damals an den in Dänemark herrschenden Zweig des oldenburgischen Hauses. Von einer Vereinigung mit dem Königreich war nicht die Rede. Die Herzogthümer sind keine Provinzen der dänischen Monarchie, sondern Staaten mit eigner Verfassung und Verwaltung und eignem Erbrecht gewesen, und sie sind noch jetzt Staaten, wenigstens mit eigner Verfassung und soweit dies die Dänen nicht hinwegescamotirt haben, mit eigner Verwaltung. Wollte das der Verfasser zwischen den Zeilen lesen lassen, so that er unrecht; gerade in dieser Sache ist Deutlichkeit ganz besonders geboten.

Salambo. Von Gustav Flaubert. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländers Verlag. 1863.

Flaubert hat sich durch seine „Madame Bovary“ in der literarischen Welt Frankreichs einen geachteten Namen erworben. Man glaubte in ihm einen Realisten ersten Ranges, einen Nachfolger Balzacs sich entwickeln zu sehen. So waren wir, als sein neuer Roman angezeigt wurde, in nicht geringer Spannung, zumal da der Autor ein halbes Jahrzehnt sich dazu Zeit genommen hatte. Um so größer war die Enttäuschung, als sichs fand, daß „Salambo“ das reine Gegentheil von „Madame Bovary“ war. Hier volle greifbare Wirklichkeit, dort eine Erfindung, die mit der Wahrheit im entschiedensten Widerspruch steht, hier eine Studie des weiblichen Herzens, die wie ein Kupfer in einem anatomischen Werke jeden Nerv und jede Faser getreu wiedergab, dort fast nichts als unklare Stimmung, Charaktere, die wie mystische Nebelwolken an uns vorüberschweben, Coulissen- und Costümmalerei, hier der französische Thackeray, dort der französische Stifter. Polybius erzählt, daß kurz nach dem ersten Kriege Karthagos mit Rom in Karthago ein Söldneraufstand ausgebrochen sei, der erst nach drei Jahren von Hamilkar Barkas habe unterdrückt werden können. Die wenigen Zeilen dieses Berichts gaben unserm Autor den Gegenstand seines Romans. Bei einem Feste, welches die Republik den Söldnern im Garten des abwesenden Hamilkar veranstaltet, sieht Matho, einer der Hauptleute derselben, Salambo, die Tochter des Suffeten. Von heftiger Leidenschaft zu ihr ergriffen und in dieser von dem griechischen Sklaven Spendius aus Haß gegen Karthago und Hamilkar, seinen Herrn, bestärkt, stellt er sich an die Spitze der Soldtruppen, welche sich, weil ihr Lohn nicht prompt gezahlt wird, empören, raubt im Tempel der Tanit den Zaïmph, den heiligen Schleier, der das Glück Karthagos in sich birgt, und bringt die von Hanno schlecht vertheidigte Republik in große Gefahr. Selbst der zurückkehrende Hamilkar vermag zunächst nichts gegen die Empörer aus

zurichten. Inzwischen wird Salambo, die sich bis dahin mystischen Träumereien hingegeben, von ihrem Lehrer, einem Priester der Tanit, veranlaßt, in das Lager der Söldner zu gehen und Matho den Schleier der Göttin abzufordern. Sie entführt denselben zwar, läßt aber dafür dem Matho, von dessen herkulischer Manneskraft überwältigt, ihr Herz zurück. Der Schleier bringt in Hamilkars Lager das Glück Karthagos zurück. Die Meuterer werden geschlagen, nachdem die Numidier von ihnen abgefallen sind. Zwar erholen sie sich wieder soweit, daß sie sogar Karthago belagern können, aber ein großes, dem Moloch dargebrachtes Kinderopfer entscheidet den Kampf gegen sie. Eins ihrer Heere wird in eine Schlucht gelockt, wo es verhungert, ein anderes wird in einer Schlacht besiegt und vernichtet. Nach dem Siege soll Salambo mit dem übergetretenen Numidierfürsten Narr-Havas öffentlich vermählt werden, sie stirbt aber, als Matho, der gefangen genommen worden ist, und dessen Hinrichtung das Hochzeitsfest verherrlichen soll, unter schrecklichen Martern von ihren Augen den Geist aufgibt.

Man sieht, die Handlung des Romans ist sehr einfach, die Verwickelung sehr oberflächlich. Lange Schilderungen von Schlachten und Belagerungen, Marterscenen der scheußlichsten Art, Kinderopfer, Kreuzigungen u. d. bis ins eckelhafteste Detail ausgemalt, unendliche Gebete der Salambo an alle möglichen und unmöglichen Götter, Rabetna, Astarte, Derketo u. s. w., Alles in Farben und Umrissen, wie sie sonst nur ein eingefleischter Haschischraucher träumt, sind die Hauptsache. Von dem innern Leben der auftretenden Personen erfahren wir so gut wie nichts. Von einigen, z. B. von dem jungen Hannibal, begreifen wir nicht einmal recht, weshalb sie auftreten. Andere scheinen nur da zu sein, um zu martern oder gemartert zu werden. Am begreiflichsten erscheint noch Hamilkar, obwohl auch er nicht viel mehr als ein finsterer Schemen ist. Die Person, welche die Titelrolle innehat, Salambo, bleibt uns völlig dunkel. Die Revolution, die in ihr vorgegangen sein muß, während sie in Mathos Zelt war, um den Schleier der Tanit zu holen, ist in ihren Folgen nur dadurch angedeutet, daß sie gleichgiltig bleibt, als die schwarze Schlange, ihre Hausgottheit, deren Gesundheit sie früher ängstlich pflegte, bei ihrer Rückkehr verendet, und daß sie beim Anblick des Todes ihres Geliebten ebenfalls stirbt. Ebensowenig ernstes Interesse flößt letzterer uns ein. Der Autor hätte hier Gelegenheit gehabt, zu zeigen, wie die Liebe den rohen Naturmenschen adelt und erhebt. Er mußte uns empfinden lassen, wie seine Leidenschaft ihn zu großen Entschlüssen trieb, den leiblichen Riesen zum geistigen Riesen, zum Helden umschuf. Statt dessen sehen wir in ihm nichts als den dumpfen, fast plumpen Fechter. Bei jener Scene im Zelte rafft er sich allerdings zu einem ungewöhnlichen Entschlusse auf, aber was er sagt, läuft auf süßliche Empfindsamkeit hinaus. Der blutige Söldnerführer will entsagen, will mit Salambo fliehen.

„Auf der andern Seite von Gades, zwanzig Tagereisen im Meere trifft man eine Insel mit Goldstaub, Rasen und Vögeln bedeckt. Auf den Bergen schaukeln sich duftige Blumen wie Weihrauchfässer. In den Citronenbäumen, die höher ragen als Cedern, werfen milchweiße Schlangen mit ihren diamantnen Zähnen die Früchte in das Gras. Die Luft ist so sanft, daß man nicht sterben kann. O, ich werde sie auffinden, du wirst sehen. Wir werden in Krystallgrotten leben, die in den Fuß des Hügels gehauen sind. Niemand noch bewohnt sie, und ich werde der

König des Landes werden." Folgt eine Pause, während welcher Matho sich bemüht, den Staub von Salambos Absätzen zu blasen. Dann phantasirt er weiter, und jetzt über den ins Zelt blickenden Mond: „Ach, wie viele Nächte habe ich damit zugebracht, ihn zu betrachten! Er schien mir wie ein Schleier, der dein Gesicht verbarg. Du sahst durch ihn auf mich herab. Die Erinnerung an dich mischte sich mit seinen Strahlen; ich unterschied euch nicht mehr!" Und den Kopf an ihre Brust gelehnt, weint er in Strömen.

In der That, wir können es, zumal da Matho unmittelbar nach dem Thränenerguß einschläft, der guten Salambo nicht verdenken, wenn sie sich bei solcher Sentimentalität fragt: „Das also ist der furchtbare Mann, der Karthago zittern macht?" und wir finden es begreiflich, wenn sie, als Matho, durch erneuerten Kriegslärm geweckt und aus dem Zelte abgerufen, sich entfernt, statt auf die Reise nach den seligen Inseln zu warten, die Gelegenheit benutzt, um ihm mit dem Zaimph zu entlaufen. Unerklärlich aber bleibt, wie sie ihm ihre Liebe bewahrt, obwohl sie wissen muß, daß die Entführung des heiligen Schleiers aus seinem Lager seinen Untergang zur Folge haben muß.

Möglich, daß Flaubert, indem er uns diese unklaren nebelhaften Menschenseelen vorführte, damit gerade das Seelenleben der damaligen punischen Welt echt realistisch wiederzugeben meinte. Aber abgesehen davon, daß er dann aus dem Gebiet der Dichtung heraustrat, die mit solchem dumpfen Dasein nichts zu thun hat, ist er damit nicht einmal wahr. Und ebenso unwahr ist der größte Theil dessen, was er uns von dem äußern Leben der alten Karthager erzählt. Er malt dasselbe bis in das kleinste Detail aus und schildert uns das Innere der Stadt, die Festungswerke, die Tempel, die Paläste, die Rathsversammlungen und Feste als ob sie noch existirten, wie etwa die Bauten und Gemälde Altägyptens, während wir doch nicht einmal über den Lauf der Ringmauer Karthagos genau unterrichtet sind, und Alles was von den Sitten und Gebräuchen, den Göttern und der Verfassung des punischen Staates überliefert ist, sich auf ein paar Blätter schreiben läßt. Und wollen wir hierin auch der Phantasie Ergänzungen auf Grund von Vergleichen mit andern semitischen Nationen gestatten, so mußte ein Schriftsteller, der Anspruch darauf macht, uns Culturbilder des Alterthums in der Form eines Romans zu geben, wenigstens wissen, daß der Gemahl der Tochter Hamilkars Hasdrubal und nicht der Numidier Narr-Havas war, und daß Hanno nicht der Gegner Hannibals gewesen sein könnte, wenn er, wie hier, in Utica gekreuzigt worden wäre, als Hannibal noch ein Kind war. Mit Einem Worte: Wollte Flaubert uns einen Roman liefern, so hat er uns zu wenig Handlung und Verwickelung gegeben und zu wenig von dem innern Leben seiner Figuren, zu viel Decorationsmalerei, zu viel Kostüm geliefert. War es ihm dagegen darum zu thun, den Schleier zu heben, der auf einem Stück alter Cultur liegt, so mangelte ihm dazu die erforderliche Kenntniß, und diese durch Gebilde der Phantasie zu ersetzen, ist nicht erlaubt. In beiden Beziehungen ist sein Buch unschön und unwahr zugleich. Dagegen mochte es als eine der Seltsamkeiten, welche die neueste französische Literatur kennzeichnen, hier ausführlicherer Besprechung werth scheinen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Herr Lassalle und die Arbeiter.

4.

Recapituliren wir, bevor wir im Folgenden den Schluß unserer Geschichte erzählen, in der Kürze das bisher über den Gang der Arbeiterbewegung Mitgetheilte. Noch jetzt sind wir der Meinung, daß dieselbe zwar immerhin der Beachtung, keineswegs aber des Aufhebens werth war, welches von ihr gemacht wurde, und mindestens ebensosehr wie zu der Zeit, wo wir zuerst Notiz von der Sache nahmen, sind wir überzeugt, daß nur die eigentliche Arbeiterbewegung, die sich in den Bildungsvereinen und andrerseits in den schulzeschen Genossenschaften ihre Organe geschaffen hat, eine Zukunft, die lassallesche Agitation dagegen nicht entfernt Aussicht auf Verwirklichung ihrer Pläne hat und selbst in aufgeregteren Zeiten nur momentan für den Bestand der gegenwärtigen politischen und socialen Verhältnisse einigermaßen bedenklich werden kann.

Nicht ein tiefempfundenes Bedürfniß wie bei den Bildungsvereinen, und nicht ein großer, aus gesunden volkswirthschaftlichen Grundsätzen hervorgewachsener Gedanke wie bei Schulzes Unternehmen, sondern die Eitelkeit einiger Arbeiter war die Triebfeder der neuen Bewegung, und eitel waren die Ziele, die sie sich steckte, eitel die Gründe, mit denen angebliche Wissenschaft später sie zu rechtfertigen unternahm.

Die Entwickelung der Sache zerfällt, wie wir sahen, in zwei wesentlich von einander verschiedene Perioden, die wir im Folgenden noch einmal charakterisiren.

Erste Periode: In Leipzig einige noch sehr jugendliche Arbeiter, die sich einen gewissen Grad von Bildung erworben haben, und denen die Rede mit nicht gewöhnlicher Glätte und Flüssigkeit von den Lippen geht, Eigenschaften, mit denen sie unter ihren Genossen eine Partei um sich sammeln. In den Köpfen dieser jungen Herren, unter denen Schuhmacher Vahlteich die Hauptrolle spielt, starkes Gähren unklarer Ideen von Uebermacht des Capitals, Druck der Arbeitgeber auf den Arbeiter, Nothwendigkeit der Abhilfe durch Gründung von Associationen, wozu die Besitzenden Beistand leisten müssen;

noch stärker aber und viel weniger unklar die Ueberzeugung von dem Werth der eigenen Persönlichkeit, von dem Beruf, zu „wirken“, zu führen, maßgebend zu sein, von der Pflicht, mit seinem Pfund zu wuchern, sein Licht leuchten zu lassen. Geringe Aussichten, dies im Verbande des gewerblichen Bildungsvereines in gewünschter Weise zu ermöglichen, daher Austritt und Gründung des Vereins „Vorwärts“. Auch hier nicht genug Raum und Gelegenheit für den Flügelschlag des inzwischen gewachsenen Selbstgefühls, daher Umschau nach einer geräumigeren Bühne. Aehnliche Regungen und Bestrebungen in Nürnberg, doch von Anfang an verständiger und maßvoller. Aehnliches auch in Berlin, wo Lackirer Eichler im Drang nach einem Präsidentenstuhl erst für die Flottensammlung, dann zur Gegenwirkung gegen die Uebermacht des Capitals u. s. w. Arbeiterversammlungen abhält. Eingreifen von Schulze-Delitzsch, Belehrung über das, was wirklich fehlt und zu erstreben ist, und damit Einlenkung der Agitation vom Gebiete des Unverstandes und der bloßen Phrase auf das Gebiet des Verständigen und Thatsächlichen. Folge der Beschluß einer solchen Versammlung (25. Aug. v. J.), einen allgemeinen deutschen Arbeitercongreß zu berufen, Wahl eines Comités für die Vorbereitungen, endlich Aufruf an sämmtliche deutsche Arbeiter, einen Congreß zu beschicken, welcher vom 18. bis 25. Nov. 1862 in Leipzig abzuhalten ist, und über Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Altersversorgungskassen und Aehnliches zu berathen hat. Protest der Nürnberger und Gegenzug durch Berufung eines Congresses mit verwandtem Programm, der am 1. Nov. in Nürnberg tagen soll. Anders in Leipzig, dessen strebsamen jungen Herren mit dem Aufruf der ersehnte größere Leuchter für ihr Licht und die gewünschte geräumigere Bühne für Geltendmachung ihrer Bedeutung in Aussicht gestellt ist. Sofortige Berufung einer Arbeiterversammlung, welche den berliner Plan gutheißt, und Wahl eines Comités, welches sich mit den Berlinern in Verbindung setzen soll. Dann Bemühung, die Angelegenheit in die Hände der leipziger Führer zu spielen, Beseitigung Eichlers, der mit sittlicher Entrüstung als Werkzug der Reaction denuncirt wird, endlich Erklärung nach Berlin, daß man das von dort ausgegangene Programm nur dann annehme, wenn die Leitung des Congresses dem leipziger Comité übertragen und jener bis zum Januar hinausgeschoben würde. Große Arbeiterversammlung in Berlin, wo diese Erklärung durch Deputirte abgegeben wird und die Leipziger als künftige Leiter bei Vorbereitung des Congresses anerkannt werden.

Auch die Nürnberger fügen sich. Von Leipzig nun neuer Aufruf an die deutschen Arbeiter, der zur Bildung von Localcomités und zur Vorberathung der auf dem Congreß zu besprechenden Gegenstände, zu belehrenden Vorträgen über dieselben sowie zur Bildung von Kassen auffordert. Die Bewegung hat jetzt ein greifbares Ziel und Programm und in dem leipziger Comité, das sich

durch Vertrauensmänner verstärkt hat, eine von den beiden Hauptausgangspunkten der Agitation anerkannte oberste Leitung. Sie umfaßt eine gute Zahl von wohldenkenden Leuten, ihre Zwecke fallen mit denen von Schulze-Delitzsch zusammen, in politischer Beziehung mit denen des deutschen Nationalvereins und der Fortschrittspartei in Preußen. Aber nicht so die Zwecke und Wünsche der Leiter, die auf diesem Wege einerseits genöthigt sind, sich zu viel mit Dingen zu beschäftigen, welche ihrem Talent gegenüber Kleinigkeiten scheinen, und die andrerseits schon wiederholt angedeutet haben, daß sie sich der liberalen und nationalen Partei nur in der Voraussetzung anschließen, diese werde ihren Beistand gehörig zu schätzen wissen und ihnen eine Rolle zu spielen gestatten. Die Führer des Nationalvereins öffnen den Herren die Thür nicht weit genug, rathen im Gegentheil, sich statt mit Politik lieber mit Fragen zu befassen, die dem Arbeiter näher liegen und die das Programm des Congresses dem Comité ganz besonders nahe legt. Diese Fragen sind unsern jungen Leuten unbequem, da ihre Beantwortung gründliches Arbeiten verlangt und dafür keine besondere Befriedigung des Ehrgeizes verheißt, der zur Agitation getrieben. Daher Verstimmung, Murren, drohende Andeutungen und Umschau nach anderer Gelegenheit, sich sehen und hören zu lassen, und andern Freunden, welche die Würde und Bedeutung des Arbeiters höher taxiren.

Zweite Periode: Erfüllung des Wunsches unsrer jungen Ehrgeizigen und große Veränderung der Scene. Herr Lassalle macht durch den Proceß von sich reden, den er sich durch seine im April 1862 über die „Idee" des Arbeiterstandes vor einem berliner Handwerkerverein gehaltene Rede zugezogen. Er ist der Mann, den man braucht, um von sich reden zu machen. Idee des Arbeiterstandes! Bourgeoisstaat! Arbeiterstand herrschendes Princip der Gesellschaft! Wie ganz anders klingen solche Worte gegenüber den schlichten, dem Ganzen vielleicht nützlichen, uns aber, den Leitern der Sache, keine Stellung verheißenden Rathschlägen von Schulze! Also Ansuchen bei dem Besitzer der „Idee" um etwas von seinem Vorrath, Agitation für ihn und Vorbereitung einer Schwenkung nach ihm hin. Herr Lassalle entspricht dem Begehren durch sein „Offnes Antwortschreiben an das Centralcomité" und liefert demselben damit ein völlig neues Programm, welches sich in die Worte faßt: Agitation für das allgemeine und directe Wahlrecht, mit diesem für überwiegende Vertretung der Arbeiter auf den Landtagen, und mit dieser wieder für den Versuch, den Staat zu nöthigen, sich an der Gründung von Arbeiterassociationen, alias Nationalwerkstätten, zu betheiligen, welche, wie Herr Lassalle meint, den Arbeitern außer dem Arbeitslohn auch den Unternehmergewinn zufließen lassen und damit aller Noth der arbeitenden Classen von Grund aus ein Ende machen werden. Nebenher heftige Angriffe auf die Fortschrittspartei. Im Hintergrunde der Wunsch des Briefstellers, der Erste zu sein, der auf den Schultern des

„vierten Standes" in ein Parlament getragen wird. Auf diese Rathschläge starke Debatten im leipziger Comité, schließlich Beschluß, sich aufzulösen und ein anderes Comité wählen zu lassen, dessen Aufgabe es sei, einen großen deutschen Arbeiterverein auf Grund des im lassalleschen Sendschreiben enthaltenen Programms zu gründen, Austritt der Minorität des Comités, allgemeine Arbeiterversammlung und (durch Escamotage des Willens der Majorität' herbeigeführte) Gutheißung jenes Beschlusses durch dieselbe. Besuch Lassalles in Leipzig und Fiasco desselben vor Wirths und Fauchers Widerspruch. Etwa zweihundert Arbeiter erklären sich für ihn und gebahren sich fortan selbstverständlich als Vertreter des Willens und Interesses der leipziger Standesgenossen. Am 2. Mai legt diesen das neue Comité den Entwurf zu einem Statut für den allgemeinen deutschen Arbeiterverein vor und derselbe wird angenommen. Die Trennung von der liberalen Partei ist vollendet, das neue Evangelium hat Wurzel gefaßt, und unsre jungen Herren haben, was die Hauptsache ist, Aussicht, unter der Aegide des neuen Patrons große Männer zu werden, vorausgesetzt, daß die Agitation auch anderwärts Boden gewinnt; denn bis jetzt haben sich, wie der Vorsitzende jener letzten Versammlung mitgetheilt hat, alle deutschen Arbeiterbildungsvereine und zahlreiche Einzelne gegen Lassalle erklärt, und zustimmende Schreiben sind nur von fünf Orten: Hamburg, Cöln, Solingen, Düsseldorf und Crefeld eingelaufen. —

Wir kommen nun zur weiteren Entwickelung der Angelegenheit. Am 17. Mai ließ der Apostel der „Idee" des Arbeiterstandes sich zu Frankfurt in vierstündiger Rede vor der Versammlung der Arbeitervereine des Maingaues hören, an welcher circa 1100 Arbeiter theilnahmen, und bei der namentlich die Vereine von Frankfurt, Offenbach, Hanau, Rödelheim, Bockenheim, Bilbel, Darmstadt und Rüsselsheim stark vertreten waren. Er entwickelte in zahlreichen Citaten aus allen möglichen Nationalökonomen eine nicht gewöhnliche Belesenheit, erklärte mit der ihm eigenen noch weniger gewöhnlichen Artigkeit und Bescheidenheit seine Gegner für „elende Lohnschreiber", für „Lügner", für „Unverschämte", für „gedankenlose Zusammenstoppler", sprach wiederholt von der Macht des vierten Standes gegenüber der Bougeoisie, ließ die anmuthige Andeutung fallen: „Wenn Sie auch nur mit Ihren Fäusten und Nägeln gegen die Besitzenden stürmten, wären Sie im Vortheil" und riß mit seiner Karthaunenberedtsamkeit in der That einen Theil der Versammelten zu Beifallsrufen hin. Indeß bei weitem überwiegend waren das Zischen und die Schlußrufe der Uebrigen. Vergebens sein Hinweis auf das Martyrium, das er sich durch seine Liebe zur Sache der Arbeiter zugezogen haben wollte. Umsonst seine Berufung darauf, daß er unter dem Risico spreche, seinen ganzen Ruf zu verlieren. Nicht einmal das wirkte, daß er den Zuhörern die Mittheilung machte, Professor Wuttke stimme mit ihm überein. Vergeblich war sogar die große Kraftstelle

seines Vortrags: „Wenn Ihr ohne meine Schrift gelesen zu haben über mich den Stab brechen könntet — Ihr müßtet wahrhaftig entmannte Männer sein. Ich müßte das Wort Börnes von Euch sagen: Andere Völker muß man an Ketten legen lassen; die Deutschen sind Bedienten, die kann man im Hause frei herumlaufen lassen." Die Offenbacher, die Hanauer, die Bockenheimer und zahlreiche Andere waren entmannt genug, die Fortsetzung der Rede nicht weiter genießen zu wollen, sie marschirten, als Herr Lassalle sich an ihre Rufe nach Schluß nicht kehrte, unter Vivatgeschrei auf Schulze-Delitzsch und Max Wirth zum Saale hinaus, die verschmähte Liebe zu den Arbeitern mußte nothgedrungen ihren ferneren Ergüssen ein Ziel setzen, und das Ganze löste sich in Tumult und Wohlgefallen auf.

Besser gelang es ihm in der Versammlung frankfurter Arbeiter, der er am 19. im Harmoniesaal die Fortsetzung seiner Rede vortrug. Etwa 500 Leute hatten sich eingefunden. Nach Schluß seines Vortrags forderte Lassalle (mit derselben Taktik wie in Leipzig) die Versammelten auf, über seinen Antrag vom 17. auf Beitritt zu den Beschlüssen der leipziger Arbeiter, Wirken für das Zustandekommen und die Ausbreitung des allgemeinen deutschen Arbeitervereines, endlich Beschickung der auf den 23. Mai nach Leipzig ausgeschriebenen constituirenden Versammlung des letztern abzustimmen. Der Vorsitzende findet diese Aufforderung am Platze, gestattet jedoch vorherige Discussion darüber. Einige Redner sprechen für, andere gegen Lassalle, unter letzteren namentlich Ottinger aus Offenbach in wohlgefügtem Vortrag, der mit Stolz darauf hinweist, was der Arbeiter schon jetzt durch eigne Thätigkeit erworben, und dankbar der Verdienste Schulze-Delitzschs und anderer Männer der Fortschrittspartei gedenkt. Nachdem Lassalle nochmals gesprochen, ohne sich auf Widerlegung des Vorredners einzulassen, läßt der Vorsitzende sofort über Schluß der Discussion abstimmen. Vergebens wird eingewendet, die Versammlung sei nur gekommen, um Lassalles Vortrag zu hören, nicht um Beschlüsse zu fassen, und wenn das Präsidium und Herr Lassalle mit ehrlichen Waffen kämpfen wollten, so dürften sie nicht einmal eine Besprechung des betreffenden Gegenstandes, geschweige denn eine Beschlußfassung herbeiführen. Präsidium erklärt, die Versammlung könne thun, was sie wolle, worauf ungefähr der vierte Theil der Anwesenden sich entfernt. „Der Präsident," wir citiren ein dem Herrn Lassalle befreundetes Blatt, die Deutsche Allgemeine Zeitung, „fordert nun zur Abstimmung über den Anschluß an den deutschen Arbeiterverein und Beschickung des leipziger Congresses auf. Etwa 200 erheben die Hände; fast ebensoviele (indifferente Zuschauer) geben keine Stimme ab. Da aber bei der Gegenprobe nur Einer die Hand erhebt, erklärt der Präsident den Antrag einstimmig bis auf Einen angenommen. Herr Lassalle bittet darauf, constatiren zu lassen, wie viele Personen anwesend seien, damit

er den Leipzigern sagen könne, wie groß die Theilnahme hier gewesen. Nach Schätzung des Wirths Fay werden 400 angenommen. Darauf wird durch Acclamation Schreiner Heymann zum Deputirten nach Leipzig erwählt. Dr. Theodor Müller (der Vorsitzende) weist schließlich auf die pecuniäre Unterstützung des Abgeordneten hin, indem er zum Beitritt in den Verein auffordert. Heymann trägt einige Papierpogen zur Unterzeichnung umher, die Mehrzahl der Versammelten geht aber ohne Unterschrift weg."

Aehnlichen Erfolg hatte das Auftreten Lassalles in dem benachbarten Mainz, wo am 20. Mai eine Arbeiterversammlung stattfand, welche von mehr als 800 Personen besucht gewesen sein soll. Die Taktik des Agitators war dieselbe wie in Frankfurt, seine Art zu zählen ebenfalls, und so wurden bei der Abstimmung denn richtig sämmtliche Anwesende weniger zwei dem alleinseligmachenden deutschen Arbeitervereine in spe gutgeschrieben.

Endlich wurde an demselben Tage in Harburg von der Majorität einer Arbeiterversammlung, deren Theilnehmerzahl nicht angegeben ist, beschlossen, den leipziger Beschlüssen beizutreten und den Congreß vom 23. Mai zu beschicken.

Dieser Congreß fand am Nachmittag des gedachten Tages im Saale des Colosseums zu Leipzig statt, und es erschienen auf demselben zwei Abgeordnete hamburgischer Arbeiter, einer für Cöln und Düsseldorf, je einer für Frankfurt a. M., Mainz, Dresden, Elberfeld und Harburg, einer für Barmen, Elberfeld und Solingen, endlich zwei für Leipzig. Berlin mit seiner ungeheuren Arbeiterbevölkerung war nicht vertreten — der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande*)! Als Freunde der Sache und Ehrengäste mit der Berechtigung, sich bei den Debatten vernehmen zu lassen, waren außer Lassalle Herr Professor Wuttke, ein gewisser Dr. Löwenthal aus Leipzig, ein Dr. Becker aus Frankfurt a. M. und ein Redacteur Bruhn aus Hamburg zugegen. Den Vorsitz führte der Schuhmacher Vahlteich. Zunächst wurden die Statuten berathen, wobei der vorgelegte Entwurf (vgl. 3. Abschnitt unsres Aufsatzes) mit einigen nicht sehr wesentlichen Modificationen angenommen wurde. Dann schritt man zur Wahl des Präsidenten des deutschen Arbeitervereins. Von den zehn eingegangenen Stimmzetteln war einer (man sagt, der des Herrn Lassalle) leer, die übrigen trugen den Namen Lassalle. Der Ernannte nahm die Wahl unter der Bedingung an, daß dieselbe von der Majorität sämmtlicher Vereinsmitglieder in den bei der Generalversammlung vertretenen Städten gutgeheißen werde und daß ihm gestattet sei, einem aus den Vorstandsmitgliedern genommenen Vicepräsidenten seine Befugnisse auf so lange zu übertragen, als der Verein

*) Er gilt ebensowenig in den großen Fabrikstädten des sächsischen Gebirgs, Frankens und Schwabens. Auch Chemnitz, Glauchau, Plauen, Crimitzschau, Meerane, Nürnberg u. a. glänzten beim Congreß durch ihre Abwesenheit, und die Hauptmasse derer, auf welche die Agitation rechnen müßte, die ländliche Arbeiterbevölkerung, wird schwerlich jemals von Lassalles Beglückungstheorie Notiz nehmen. D. Red.

noch keine bedeutende Ausdehnung haben werde. Darauf erfolgte die Wahl von 16 Ausschuß- oder Vorstandsmitgliedern. Dann Schluß der constituirenden Versammlung mit einem Hoch auf den neuen Herrn Präsidenten, und hiernach eine Festfeier, bei welcher Lassalle, nachdem er der Deutschen Allgemeinen Zeitung das für ihre Unterstützung seiner Sache in der That gebührende Lob gespendet, mit folgender erschrecklichen Drohung gegen die liberale Presse vorging:

„Meine Herren, wir wollen der liberalen Presse noch eine Frist von vier Wochen geben und ihre Verhaltungsweise während dieser Zeit beobachten. Ich hoffe, daß sie dieselbe ändern werde, und glaube es; denn alle ihre Anstrengungen haben zu nichts geführt. Wir sind heute bereits eine mächtige Partei, und in diesem Augenblicke erwarten acht- bis zehntausend deutsche Arbeiter ungeduldig den Moment (wirklich acht- bis zehntausend und wirklich so ungeduldig?), wo Listen aufgelegt werden, in welche sie sich als Mitglieder einzeichnen können. Diese Vergeblichkeit ihrer Anstrengungen wird die liberale Presse in ihrem eignen Interesse zum Bewußtsein bringen. Wenn sie nach Ablauf der vier Wochen ihre Kampfweise nicht geändert hat, so werde ich dann als gegenwärtiger Präsident des deutschen Arbeitervereins bei dessen Vorstand beantragen, daß wir uns zu entschiedenen Feinden der liberalen Presse und der liberalen Partei erklären."

„Stolz liebe ich den Spanier", aber wir fürchten, die liberale Presse wird die ihr von Herrn Lassalles Güte gestellte Frist, in sich zu gehen, zu bereuen und sich zu bessern, nicht benutzen, und die liberale Partei wird die volle Größe des Unglücks, eine Kraft wie die des Vereins, dem er präsidirt, einzubüßen, so wenig wie bisher zu würdigen wissen. Wir werden es also wirklich erleben, daß die Propheten des leipziger Colosseums aus bloßen einfachen Feinden unsrer Partei zu entschiedenen Feinden werden und, wie man doch wohl annehmen muß, sich mittelbar oder unmittelbar in einem der Lager unserer bisherigen entschiedenen Feinde ihre Bundesgenossen suchen. In welchem, scheint noch nicht ausgemacht. Gewiß ist nur, wohin sie eigentlich gehören.

Herr Lassalle hat, so viel uns bekannt, unter den vielen Gewährsmännern, die er wohl oder übel für seinen socialistischen Humbug citirte, einen anzuführen vergessen, der sich ganz besonders und ohne Zwang der Interpretation für seine Zwecke eignete, und an den wir daher für Fälle weiteren Bedarfs von Stützen des Systems erinnern.

Wir meinen den seligen Professor Stahl in Berlin und seine Vorlesungen über die gegenwärtigen Parteien in Staat und Kirche*). Allerdings

---

*) Das Buch ist soeben unter dem Titel: „Die gegenwärtigen Parteien in Staat und Kirche. — Neunundzwanzig akademische Vorlesungen von Stahl", zu Berlin im Verlag von Wilhelm Hertz (393 S.) erschienen.

paßt hier gar Manches nicht für unsern Agitator. Zum Beispiel, wenn man S. 193 liest: „Eine Täuschung ist es, daß, wenn das Volk nur erst das allgemeine Stimmrecht haben werde, es seine Freunde wählen, und diese seine Lage verbessern würden. Diese angeblichen Freunde des Volkes, die Demagogen und Volksschmeichler, benutzen das Volk, um sich selbst zu heben; seine Lage zu bessern haben sie nicht die Einsicht und meist auch gar nicht den Willen.“ Indeß dergleichen überschlägt man und nimmt sich nur den Honig aus der Wabe, und solcher Honig findet sich in der Schrift reichlich genug.

Nachdem Stahl die liberale Partei in seiner Art charakterisirt hat, sagt er: „Das constitutionelle System in diesem Sinne entspricht ganz specifisch und vollständig dem Interesse der Bourgeoisie, wie kein anderes. Sie erreicht durch dasselbe ihr zweifaches Ziel: einerseits macht sie den König sich dienstbar, andrerseits erhält sie sich dennoch am König zugleich eines der stärksten Bollwerke gegen den nachdringenden peuple.“

„Mit Beseitigung der Obergewalt des Königs (durch Einführung der parlamentarischen Regierung mit dem Recht der Budgetverweigerung und der Ministeranklage) ist jedoch das Ziel der liberalen Partei, die Herrschaft des Mittelstandes, noch nicht völlig erreicht. Dazu ist noch erforderlich die Beseitigung oder Gleichstellung der höhern Classen über demselben, die Beseitigung aller Institutionen, deren Dignität überragende Stellungen begründet, Abschaffung der Rechte des Adels und alles dessen, was eine Stetigkeit des Besitzes und der Macht in den bestimmten Familien und einer bestimmten Classe herbeiführt.“ — „Dies sind die Mittel und Einrichtungen, welche die liberale Partei nach der einen Seite entwickelt, zur Erringung der Obergewalt über den König, zur Beseitigung aller höhern gesellschaftlichen Elemente über der Bougeoisie. Aber die liberale Partei entwickelt in gleichem Maße ihre Mittel und Einrichtungen auch nach einer andern Seite. Nämlich, um die große Volksmasse fern zu halten, sie nicht mit eindringen zu lassen in die Burg der Herrschaft, die sie dem Königthum und der alten Gesellschaft abgerungen. Dazu bewegt sie theils die Besorgniß — sie fürchtet an dieser bestimmten Classe die Roheit, Leidenschaft und Unordnung, und damit die Störung der befriedigten Existenz, in deren Besitz sie ist und die sie durch die Staatsreformen erhöhen, nicht gefährden will — theils das natürliche Selbstgefühl des Reichthums und der Bildung gegenüber dem Mangel. Ihre Mittel und Einrichtungen beruhen nach dieser Seite hin zum größten Theil auf einem einzigen und einfachen Grundsatze: überall das Vermögen zur Bedingung des politischen Vollrechts zu machen. Dahin gehört vor Allem der Census für die Volksvertretung, für die Gemeindevertretung, für das Schwurgericht; dahin das Erforderniß der Bewaffnung und Uniformirung auf eigne Kosten für die Nationalgarde, dahin die Cautionen und Stempel für Zeitungen und Journale. Dadurch ist alle

Macht, die politische Macht der gesetzgebenden und richterlichen Körper, die militärische der Bürgerwehr, die geistige der Presse ausschließlich in die Hand der Vermöglichen gelegt. In Verbindung damit steht die indirecte Wahl. Wo nämlich der Census nicht hoch genug angesetzt werden kann, da soll durch mehre Wahlstufen gleichsam als durch eine Art Destillation, der Einfluß der Volksmasse abgeklärt werden, daß zuletzt der Candidat des Mittelstandes, der moderate, sich herausstelle."

„Die liberale Partei steht dann mit ihrer Intention der Herrschaft des Mittelstandes nicht blos auf dem falschen Princip, welches der ganzen Revolution gemeinsam ist, der Volkssouveränetät, sondern befindet sich noch in dem besondern Mißverhältniß, daß sie inconsequent gegen dieses ihr eignes Princip ist, und zwar, wenn auch nicht aus Selbstsucht, so doch dem Scheine nach aus Selbstsucht. Denn, wenn der Wille des Menschen die einzige berechtigte Macht in der gesellschaftlichen Ordnung ist, warum blos der Wille der Begüterten und Gebildeten? ist der besitzlose Arbeiter weniger Mensch? Wenn die Bourgeoisie das Königthum nicht über sich erträgt, ja keine etwas hervorragende Grundaristokratie über sich erträgt, warum soll der peuple die Bourgeoisie über sich ertragen? Wenn die Majorität derjenigen, die tausend Franken Steuer zahlen, Herr im Staat sein soll, warum nicht die noch größre Majorität derjenigen, welche nur zehn Franken oder gar keine Franken zahlen?" „Die beiden privilegirten Stände des Mittelalters verdienten sich ihr Privilegium, der Adel dadurch, daß er das Leben wagte, der Klerus dadurch, daß er dem Leben entsagte, der gegenwärtige privilegirte Stand, die Mittelclasse, will sein Privilegium nur in Behagen genießen. Deshalb, wenn er sich überhebt und nach der Intention des Liberalismus das Königthum unter sich beugt, mittelst seiner parlamentarischen Majorität das Land beherrscht, so ist die Erbitterung der untern Classen gegen ihn stärker, als je gegen die Geburtsaristokratie."

Und weiter lesen wir bei Stahl: „Für die materielle Sphäre fordert die liberale Partei freien Verkehr und freie Concurrenz. Es sollen keine Schranken individueller Erwerbthätigkeit bestehen, wie nach dem alten conservativen System: keine Schranken in Veräußerung und Zerstückelung der Rittergüter und Bauerngüter, keine Schranken in Betrieb der Gewerbe, keine Schranken in der Ansässigmachung. Es soll aber auch keine Leitung der Erwerbthätigkeit durch die Gesammtheit bestehen, wie das neuere socialistische System sie anstrebt. Die conservative Partei will Schranken durch die Institutionen, die socialistische Partei Leitung durch die Gesammtheit. Dort steht der Mensch unter einem Gesetze, hier unter der Mehrheit der andern Menschen, die ihm seine Arbeit vorschreiben. Die liberale Partei verwirft beides und fordert unbedingt die individuelle Freiheit. Weder in jener noch in dieser Weise soll der Staat

den öffentlichen Wohlstand anstreben, sondern es jedem selbst überlassen bleiben, wie er fortkomme. Nur solche Förderung des Wohlstandes ist dem Staate erlaubt, die indirect wirkt und keinen in seiner Freiheit begrenzt, als z. B. Anlegung von Straßen, Kanälen, Eisenbahnen, landwirthschaftlichen und Gewerbeschulen, Prämien für die Industrie. Die freie Concurrenz, das laissez faire, ist also die nationalökonomische Losung der liberalen Partei."

Man sieht, Doctor Lassalle und Professor Stahl behaupten in so wesentlichen Stücken dasselbe, daß man fast annehmen möchte, jener sei bei diesem in die Schule gegangen, und wenn es wahr wäre, daß die Erbitterung des Proletariats gegen die Bourgeoisie stärker ist als gegen die Feudalen, so dürften wir uns nicht wundern, wenn Herkules am Scheidewege zwischen Schulze-Delitzschs Partei und Stahls Partei sich für die Richtung nach dem Lager der letzteren entschiede. Wir dürften uns darüber um so weniger wundern, als es nicht zum ersten Mal wäre, daß Einer von der äußersten Linken sich's plötzlich auf der äußersten Rechten wohlsein ließe. Die Herren, welche jetzt mit ihrer Feder die berliner Reaction bedienen, waren einst demokratische Weltverbesserer rothester Couleur.

Inzwischen machen wir noch kurz auf das aufmerksam, was uns der Grundirrthum der hier in Rede stehenden stahl-lassalleschen Ansichten zu sein scheint. Dieser Grundirrthum liegt in der Scheidung der großen arbeitenden Classe in einen sogenannten dritten und vierten Stand, in Bourgeoisie und Proletariat. Der Mittelstand Stahls ist ein Fluctuirendes, gleich dem Körper des Menschen fortwährend durch Ausscheidung und Aufnahme von Stoff sich Veränderndes. Er ist keineswegs eine festgeschlossene, nach Außen sich absperrende Kaste wie Stahls Adel. Er ergänzte sich schon seit seinem Bestehen und lange schon vor Begründung der Institutionen, die jetzt sein und aller Arbeitenden Recht gegenüber dem Königthum und dem Adel sichern, unablässig aus den Kreisen der Besitzlosen und Ungebildeten. Er ist, wie jeder Angehörige desselben durch Nachforschung nach seinen Großeltern, seinem Urgroßvater oder dessen Vater und Mutter, ja wie Viele durch einen Rückblick auf ihr eignes Leben innewerden können, im Großen und Ganzen nichts Anderes als die Blüthe des Arbeiterstandes, als die Classe von Arbeiterfamilien, die durch fleißigen Gebrauch ihres Kopfs und ihrer Hände und durch Sparen von Zeit und Geld sich Besitz oder Bildung oder beides zugleich erworben und behauptet haben. Der Mittelstand hat keine Grenze, wenn man ihn nicht mit Stahl auf die Classe der tausend Franken Steuer Zahlenden oder auf die wenigen Besitzenden beschränken will, die „ihr Privilegium nur in Behagen genießen wollen". Trivial wäre es, besonders zu betonen, daß der große Bankier und Fabrikant in seinem Comptoir, der Gelehrte und der Beamte von einflußreicher Stellung ebenfalls ein Arbeiter ist, und daß er oft schwereren Sorgen zu begegnen, auf-

reibendere Aufgaben zu bewältigen hat, als der Ackerknecht, der Schmied oder Weber, den ihm das Kirchenbuch als Ahnen seiner Familie zeigt.

Geradezu sinnlos aber ist die Behauptung, die Bourgeoisie wolle Grenzen zwischen sich und den noch besitzlosen und ungebildeten Classen des arbeitenden Volkes aufrichten, wolle diese sich nicht gleichkommen lassen. Sie hat zu allen Zeiten das gerade Gegentheil gethan, und sie thut es jetzt mit vollem Bewußtsein. Sie hat den großen Grundsatz der freien Concurrenz aufgestellt, vermöge dessen der Arbeiter nicht mehr blos auf eine Nummer, sondern auf jede, die ihm Glück zu verheißen scheint, zu setzen berechtigt ist. Sie bemüht sich, sein Urtheil zu schärfen, daß er die rechte treffe. Erst seit sie die ihr gebührende Bedeutung erlangt hat, ist ausreichend für Volksschulen gesorgt worden. Nur sie fördert jene Bildungsvereine unter den Arbeitern der Werkstätten und Fabriken, durch welche dieser Classe ihres Standes der Horizont erweitert, der Weg zum Emporkommen gewiesen und im Besitz von Wissen das Mittel zur Erwerbung materiellen Besitzes dargeboten wird. Aus ihr ist in Schulze-Delitzsch der Mann hervorgegangen, dessen schöpferischer Geist und dessen rastlose Sorge für Emporhebung der niedern Arbeiter in wenigen Jahren mehr für diese gethan hat, als alle deutschen Minister seit Erfindung der Ministerposten. Der Mittelstand gründete und leitete die wirthschaftlichen Genossenschaften unter den Handwerkern, in welchen die Mitglieder in ihrer Gesammtheit billiger kaufen und mit mehr Gewinn verkaufen wie als Einzelne, in welchen das Volk sparen lernt, und in denen es, indem sie an Selbstverwaltung gewöhnen und mit großen Summen rechnen lehren, für das Staatsleben herangezogen wird. Productivvereine, unabhängig vom Staat, werden bei größerer Reife der Sache sich anreihen. Auch die Verhältnisse der ländlichen Arbeiterbevölkerung werden in ähnlicher Weise über kurz oder lang in Angriff genommen werden, und schöne Früchte werden sich zur Ernte entwickeln, wenn die Sophismen Rabbi Stahls und das windige Geschwätz Lassalles und seiner Suite längst begraben sein werden.

M. B.

Die münchener Maximiliansstraße und der moderne Baustil.

2.

Daß die neue münchener Bauweise, die sich für den nationalen modernen Stil gibt, den geschichtlichen und inneren Bedingungen der Baukunst von vornherein zuwiderhandelt, hat sich im vorigen Abschnitt gezeigt; nun werden wir an ihren Werken sehen, wie sie von Grund aus ebensowohl die elementaren Gesetze als die besonderen Formen der Architektur und damit zugleich die

Kunst verletzt. Doch ehe wir mit dem Leser von Bau zu Bau gehen, mag er sich ein flüchtiges Bild des allgemeinen Eindrucks erwarten. Schon der erste Gang durch die neue Straße zeigt dem nicht ganz ungeübten Auge eine dünne, schwindsüchtige, auf Stelzen gehende Fratze der großen Architektur, ein Flickwerk, in dem aus allen Jahrhunderten das Schlechtere gewählt und zusammenhangslos aneinandergereiht ist, und übrigens das Beiwerk des Mittelalters, nur versetzt bisweilen mit einer verschwindend kleinen Erinnerung aus der classischen Zeit, in kenntnißloser Weise angewendet, vorwiegt; in dem das Obere nach unten gekehrt, das schwere Ende auf den dünnen Anfang gesetzt ist, der anspruchsvolle Ansatz von unten nach oben in nichts verläuft, keine Form durchgeführt, kein Gleichgewicht der Massen, kein Verhältniß, das Wesentliche vergessen, das Unwesentliche vorgedrängt ist. Wie der Bau, so ist auch das Ornament behandelt: von kläglicher, rohester Erfindung, ohne Anmuth und Durchbildung der Form, sitzt es überdies fast immer an der unrechten Stelle. So findet das Auge nichts als den leeren Schein, welcher, das Gegentheil des phantasievollen Scheins, der den Inhalt zur ausdrucksvollen Form herausbildet, nur das todte Spiel einer gedankenlosen Willkür ist; nichts als die plumpe handgreifliche Lüge, welche die überallher geliehenen Formen als trügerische Maske braucht, und daher den Zweck in der Gestalt des Baues nicht ausspricht, sondern verfälscht; nichts endlich als den nüchternen Spuk einer armen und daher geschraubten, gewaltsamen Erfindung, die nicht einmal den Reiz eines märchenhaften Einfalls hat.

Von den Werken des neuen Stils betrachten wir zunächst die öffentlichen Gebäude.

Das Regierungsgebäude

zeigt schon in der Anlage ein Mißverhältniß. Es ist, wohl aus Mangel an Platz nach der Tiefe, in einen einzigen langen und schmalen Streifen angeordnet und steht so von vornherein als langgestreckter ausgezogener Bau mit seiner stark vorwiegenden Verticalgliederung in einem unorganischen Contrast. Zugleich ist damit der mannigfaltige Reichthum der Innenarchitektur abgeschnitten. Das Mittelalter wie die Renaissance hatten ein besonderes Geschick, die schöne Außengestalt ihrer öffentlichen Gebäude in das Innere gleichsam fortzuführen; sie verstanden es, mit ihren stattlichen Arkadenhöfen, den malerischen Verbindungen und Durchsichten der Bogengänge, dem belebenden Brunnen in der Mitte den Eintretenden in eine heimliche Stimmung zu versetzen, während hier gleich hinter der Façade die Langeweile des Geschäfts beginnt. Aber auch die Zweckmäßigkeit leidet unter jener Anordnung. Die Raumvertheilung kann nur unpraktisch ausfallen; die hier beschäftigten Beamten werden sich in dem langgedehnten Raum über Mangel an Bewegung nicht beklagen können. Auch ist durch die äußeren Arkaden den Zimmern des Erd-

geschosses das directe Licht entzogen. Das ganze Verfahren zeigt zugleich einen tieferen Mangel, an dem die neue Bauweise überhaupt leidet: der „neue Stil" sieht seine Façaden nur im geometrischen Aufrisse auf dem Reißbrette, er sieht nicht den Körper, sondern nur die Fläche und, wie ihm der Sinn für die Gruppenbildung in den verschiedenen Raumverhältnissen fehlt, so hat er auch von der Wirkung der Perspective keine Ahnung.

Und mit dieser langgestreckten Façade hat man lediglich den Eindruck der Einförmigkeit, des leblos aneinandergereihten Einerlei hervorzubringen gewußt. Denn wenn auch einige Theile sich vorschieben und über die anderen sich erheben, ohne daß übrigens in der Construction diese Einziehung und diese Erhebung als begründet erscheinen oder weiter durchgebildet sind: durch alle Theile hindurch geht ohne Unterbrechung unten eine Reihe von offenen Arkaden mit etwas gedrückten Spitzbogen, über diesen eine Reihe von niedrigen, ganz schmalen, abwechselnd verglasten und blinden Spitzbogenarkaden, getragen von dünnen, auf kleinen Trägern über die Mauer vorgesetzten Säulchen; über diesen wieder eine Reihe von hochgestreckten gothischen Kirchenfenstern, die, nahezu gleich in der Form, nur bei den höheren Gebäudetheilen höher, bei den niedrigeren kürzer gestreckt sind. Endlich wiederholen sich bei dem mittleren und höchsten Theile, in dem der Haupteingang zu sein scheint — aber auch nur scheint, da er sich in der Gestalt des Baues durch nichts ausdrückt — die kleinen Arkaden nochmals, nun über den Kirchenfenstern. Das Ganze eine phantasielose, ermüdende Wiederholung von großen und kleinen Bogen mit dazwischen ins Endlose sich hinaufstreckenden schmalen Streifen, die unten Pfeiler, oben Lisenen sind. Den Abschluß der Umfassungsmauern am Dache bilden über den Fenstern zwei übereinandergereihte kleine Bogenfrieschen — ein steinerner Pleonaemus, — über welchen sich noch eine kleine Hängplatte auf kleinen Mutulen und mit verzierter simaartiger Krönung befindet. Endlich wird noch, wie sich an den gemachten Anfängen zeigt, eine Reihe von Stirnziegeln, größere mit kleineren wechselnd, darüber aufgesetzt werden, so hart an einander gedrängt, daß hier das Alterthum auf einmal einholen zu wollen scheint, was es bisher am ganzen Bau versäumt hat. Der Magerkeit gegenüber, mit welcher die anderen Gebäude der Straße sich in das Dach verlaufen, wird dieser Abschluß allerdings mehr als reich erscheinen; und doch wie arm im Verhältniß zu den Kranzgesimsen eines Michelozzo und Cronaca, von denen eines Michelangelo nicht zu reden! Und gerade hier, bei der einseitigen Ausbildung der Verticale wäre ein mächtig abschließendes Horizontalglied am Platze gewesen. Daß überhaupt diese Architektur die wagrechte Linie höchst stiefmütterlich behandelt, jene dagegen, die senkrechte zum verzogenen Schoßkind gemacht hat, ohne für diese Einseitigkeit in structiven Principien einen Grund zu haben, wird sich als ein gemeinsamer Charakterzug zeigen.

Die hohen Kirchenfenster sind ihrer Breite nach durch je drei oder zwei senkrechte Pfosten gleicher Stärke getheilt, welche den Säulchen der oberen und unteren kleinen Arkaden entsprechen, so daß die ganze Façade über dem Erdgeschosse wie eine Vergitterung zwischen schmalen Pfeilern durch senkrechte Stäbe, welche sich oben spitzbogig zusammenschließen, erscheint. Dieses eigenthümliche Ansehen hat einem Kritiker Veranlassung gegeben, das Ganze nicht unpassend mit einem aus Rohr geflochtenen Epheugestelle zu vergleichen; man mag auch an einen Vogelkäfig denken, um so mehr, als der schmale Raum zwischen den senkrechten Fensterstäben selbst einen schmächtigen Körper nicht durchlassen zu wollen scheint. Der Einfall des neuen Stiles, die Fenster durch mehre Stockwerke zu führen, um sie gehörig strecken zu können und die Decken der Stockwerke hinter dünnen Fenstersprossen zu verstecken, erscheint — einige verschwindende Ausnahmen abgerechnet, in denen zudem diese Anordnung sich offen ausspricht, — allerdings neu, aber ebenso unpassend als geschmacklos. Hat denn unsere Zeit die Aufgabe, durch die Maske hoher Kirchenfenster mit dem kirchlichen Geist des Mittelalters zu kokettiren? Oder sollten etwa die Regierungsräthe dem Volke als höhere Wesen erscheinen, indem sie auf einem schmalen „laufenden Hund", hinter welchem der Fußboden verborgen ist, sich in der Mitte der Fenster schwebend bewegen? Sie werden eher das Aussehen von Seiltänzern haben. Welch eine Architektur, die statt den ernsten Eindruck eines monumentalen, für einen großen Zweck bestimmten Baues hervorzurufen, nur den Spott muthwillig herauszufordern vermag! — Den Zimmern übrigens, deren Decken an die Fensterflächen stoßen, wird es an Licht nicht fehlen, da ja ihre Fenster vom Fußboden bis zur Decke reichen. Dagegen sehen wir noch ein ganzes Stockwerk von ziemlicher Höhe, in das wohl nur ein geheimnißvolles Dämmerlicht fallen kann; denn es befindet sich in der Höhenregion, welche das Bogenfeld der Kirchenfenster einnimmt, das lediglich durch ein kleines, kreisrundes Fenster durchbrochen ist. Es ist dies eine rohe und armselige Form aus der ersten Entwicklungszeit des Spitzbogenfensters: weshalb gerade eine solche nachahmen?

Die Anordnung der Façade der Höhe nach erinnert indessen nicht sowohl an das Aeußere einer gothischen Kirche, als an den Längenschnitt des Hauptschiffes, in welchem sie in der That ihr Vorbild gesucht zu haben scheint. Denn durch die offenen Arkaden der unteren Region sieht man wie in das Seitenschiff, über demselben erscheinen die kleinen Spitzbogenarkaden gerade so, wie die Triforiengallerien, hinter welchen das Pultdach des Seitenschiffes liegt, und darüber erheben sich dann die hochgestreckten Fenster des Mittelschiffs. Jedem unbefangenen Architekten wird sich dieser Vergleich aufdrängen und der Widersinn dieser Anordnung für die Façade zu einem Regierungsgebäude in die Augen springen.

Das also ist eines der Geheimnisse des neuen Stils, daß er aus der älteren Architektur ein Inneres unverstanden aus seinem nothwendigen Zusammenhange herausreißt und dem neunzehnten Jahrhundert als neue Außengestalt vorführt! Zudem ist die kleine Gallerie, über den unteren Arkaden an dieser Stelle der Façade angebracht, die sinnloseste Verwerthung einer Form aus der romanischen Bauart. Diese brachte solche bald offene, bald blinde Bogengänge über den Fenstern des obersten Stockwerks an (nur ausnahmsweise weiter unten und auch dann nur, wenn sich keine selbständig gegliederte Mauermasse mehr darüber lagerte), um der Mauerdicke, welche unter dem Gewölbe als Stütze und Widerlager nöthig war, oben den Schein der überflüssigen Last zu benehmen, und überdies um in diesem malerisch wirksamen Schmuck das Lebenselement der ganzen Construction, den Bogen, im Abschluß des Ganzen noch einmal lebendig auszusprechen (vgl. Schnaase, IV, 196). Hier hingegen scheint die Gallerie die Tragkraft der Mauer zu schwächen und macht, da sich über ihr die großen Fenster erheben, den Eindruck des Aengstlichen und Gedrückten. Auf die ungereimte Verwendung des Spitzbogens für moderne Zwecke werden wir später zu sprechen kommen, da derselbe, wohl als das vermeinte nationale Element, in fast allen Gebäuden der Maximiliansstraße wiederkehrt.

Wie mit gleichem Widersinn die ornamentale Ausstattung an diesem Gebäude behandelt ist, dafür nur Einiges. Weiß vielleicht der neue Stil, wie die Kassetirung in den flachen und gewölbten Decken des Alterthums entstanden ist und was die Rosetten in den Lakunen derselben bedeuten? Wenn er wüßte, daß dadurch der flachen sowohl als der gewölbten Decke der lastende Eindruck genommen und der Charakter schwebender Leichtigkeit — wie sie denn auch dadurch wirklich erleichtert wird — gegeben werden sollte, so würde er diese Form nicht an den Gewölbegurten der untersten Arkaden verwenden, auf welchen doch augenscheinlich eine große Last ruht und denen daher der Ausdruck straffer Widerstandsfähigkeit zukommt. Es ist wahr, an einigen Gebäuden der Renaissancezeit ist dieser Verstoß ebenfalls gemacht worden; aber da der neue Stil sich an die guten Vorbilder dieser Zeit nicht kehrt und es verschmäht, von ihnen zu lernen — hätte er doch hier ihre schöne Art, die Fenster anzuordnen, ein wenig beachtet — so sollte er doch noch weniger, was an einigen Gebäuden derselben unpassend erscheint, heraussuchen, um es in ungeschickter Weise zu copiren. Und wie reimen sich zu den Pfosten gothischer Kirchenfenster die Formen von Säulenstengelchen aus pompejanischen Skenographien? Wollten wir fortfahren, von den gewaltsam verdrehten Formen der Kämpferkapitäle an den offenen Arkaden bis hinauf zu den mikroskopischen Verzierungen in den Spandrillen der oberen Fenster all den Widersinn aufzuzählen, den diese Ornamentik zeigt, so würden wir kein Ende finden. Daß überhaupt diese Bauart von dem Sinn und der Bedeutung des Ornamentes keine Ahnung hat, daß

die Ausführung desselben ebenso roh, als von der schmächtigsten Dünnheit und flachsten Nüchternheit ist, werden wir an allen Gebäuden der neuen Straße wiederfinden. Das wenigstens hätten sich die Architekten des neuen Stils von den Gebäuden einer nicht lange vergangenen Zeit, auf welche sie mit Geringschätzung herabblicken, sollen gesagt sein lassen, daß die Meister derselben — vorab Klenze — es verstanden, sich geschickte Arbeiter heranzubilden. Wie können es jene verantworten, allen besseren Geschmack und jede Geschicklichkeit der Arbeit so jämmerlich zu Grunde gehen zu lassen? Nur derjenige, welcher keine Achtung vor seinem eigenen Werke hat, kann sich mit einer so rohen Ausführung zufrieden geben.

Doch Eines wenigstens ist an dem Bau zu loben: man hat den Versuch gemacht, an ihm zu zeigen, daß sich mit gebranntem Stein an einem Orte, wo die natürlichen fehlen, ein reiches Gebäude unschwer ausführen lasse, und damit der wichtigen Industrie der Terracottafabrikation einen neuen Anstoß geben wollen. Der Aufwand von Kosten, den der Staat hierfür macht, scheint wohl berechtigt. Ob übrigens die Anfertigung des Materials der Art ist, daß seine Dauer diesen Aufwand noch weiter rechtfertigen wird, das zu entscheiden muß der Zeit überlassen bleiben. Besser aber hätte das Beispiel nachgewirkt und leichter die Nachahmung hervorgerufen, wenn nicht hafnerartig das Ganze bekleidet, sondern das Aeußere mit dem Mauerkerne zugleich herauf gemauert wäre, die Mauer mit sichtbaren Fugen sich als Mauer ausgesprochen und nicht die Imitation eines Kachelofens hätte sein wollen.

Eine passende Anwendung des den Zweck des Gebäudes bezeichnenden Bilderschmucks ist, wie es scheint, dem Architekten am wenigsten angelegen. Denn die Figuren, welche noch auf einigen Streckpfeilern, wie sich aus den darüber angebrachten Postamenten vermuthen läßt, aufzurichten sind, stehen in zu geringem Zusammenhange mit der Architektur, als daß die allegorische Andeutung in ausdrucksvoller Weise den wirklichen Inhalt kundgeben könnte. — So spricht weder die Form noch die Ausschmückung des Gebäudes seine Zweckbestimmung aus. Seine Erscheinung ist theilweise eine Maske, theilweise ein Räthsel; und damit — ganz abgesehen von dem Mangel eines organischen Aufbaues und dem Widersinn der ornamentalen Einkleidung — auch die künstlerische Anstrengung gänzlich vernichtet.

Nationalmuseum.

An diesem ist wenigstens der Versuch gemacht worden, sowohl in der Gliederung die innere Eintheilung, als im allegorischen Bilderwerk den Charakter des Ganzen deutlicher anklingen zu lassen.

Das Gebäude (von einem andern Architekten) theilt sich seiner Längenausdehnung nach in einen Mittelbau und zwei Nebenflügel. Der breite Mittel-

bau, welcher im Erdgeschosse einen Einblick in eine offene Vorhalle und ein geräumiges Treppenhaus gewährt, tritt etwas vor den Flügeln vor und ist in drei hohe Geschosse, die Seitenflügel dagegen sind zweistöckig angeordnet. Der Mittelbau selber scheidet sich wieder in einen breiteren mittleren und zwei schmalere Seitentheile. Die niedrigeren Flügel, welche sich demselben anschließen, laufen bis an Querstraßen, welche zu beiden Seiten des Gebäudes auf das Forum münden und brechen sich hier rechtwinklig in der Flucht derselben; diese Wendung der Flügel ist durch schmälere, ihrer Tiefe entsprechende Abtheilungen ausgesprochen. Die ganze Gliederung verdeutlicht allerdings die innere Raumvertheilung, sie ist nicht eine dem Inneren widersprechende Maske. Die breiten und hohen Oeffnungen lassen erkennen, daß große und hohe Räume hinter der Façade liegen, welche eine gute Beleuchtung erfordern. Die Theilung in Haupt- und Nebentheile ist nicht unklar und zwischen Mauermasse und Oeffnungen besteht in der Anlage wenigstens ein gewisses anständiges Verhältniß.

Jede schmälere Abtheilung am Ende der Seitenflügel, wie an denen des Mittelbaues ist von den anderen Theilen durch stark vortretende, im Querschnitt polygone Pfeiler, welche durch die ganze Höhe des Gebäudes gehen, getrennt und noch besonders durch höhere Attiken hervorgehoben, während über den Hauptgesimsen der andern Gebäudetheile niedrigere hinlaufen. Dasselbe ist in dem eigentlichen Centrum des Baues der Fall, und so bieten sich über dem Mittelbau drei, über den Seitenflügeln zwei, also zusammen fünf durch größere Höhe markirte Theile dar, welche ornamentale allegorische Aufsätze tragen. Im Centrum die thronende Bavaria, unter derselben das bayerische Wappen in einer Füllung der Attika; auf den vier anderen Erhöhungen je zwei liegende weibliche Figuren mit den Wappen von Bayern, Schwaben, Franken und der Pfalz. Damit ist also angedeutet, daß das Gebäude für das ganze bayerische Volk bestimmt ist: was dann noch bestimmter ausgesprochen wird durch die wohlgemeinte Widmung des königlichen Bauherrn, welche unter der Bavaria die Stelle des Hauptgesimses einnimmt: „Meinem Volke zu Ehr und Vorbild".

Hätte doch der Architekt des Baues diese Inschrift beherzigt und nicht durch die ganze sonstige Durchführung der Façade den guten architektonischen Anfang, der sich in der Haupteintheilung zeigte, wieder verläugnet und verdorben! Denn in jeder anderen Hinsicht stehen Anordnung, Form und Ausführung, um das Kind mit dem rechten Namen zu nennen, weit unter dem, was die heutige Conditorei an Architektur leistet. Ein solches Vorbild wäre dem bayerischen Volke besser erspart geblieben. Die bloße Beschreibung wird, wie öfter, genügen, dem Leser den Widersinn des bunten Durcheinander aufzudecken.

Die übereinanderliegenden Oeffnungen stehen in wenig vertieften, vom

Sockel bis zum Hauptgesimse sich erstreckenden Füllungen der Mauer zwischen sehr dünn vorspringenden Lisenen: eine Form, die das Hauptwahrzeichen des neuen Stils zu sein scheint, da sie unermüdlich wiederkehrt. Die Oeffnungen des Erdgeschosses schließen sich oben mit dem sogenannten Tudorbogen: einer ebenso unconstructiven als unschönen Form, für deren neue Verwendung an dieser Stelle ein Grund sich schlechterdings nicht denken läßt. Denn der Tudorbogen erscheint hier keineswegs, wie an dem Orte seiner Entstehung, als Auskunftsmittel für breite Oeffnungen, denen man nur geringe Höhe geben kann; vielmehr bleibt hier der Höhe zu noch Raum genug, um zwischen den Fensteröffnungen und dem Gurte darüber ornamentale Reliefs in kleineren Füllungen — die in die großen Mauerfüllungen eingeschachtelt sind — anzubringen. Darüber im oberen Stock der Rundbogen, dessen Einfassung sich zum Eselsrücken darüber aufschwingt. In der obersten Region des Mittelbaues endlich sind die Oeffnungen horizontal überdeckt mit einer kleinen Reminiscenz des darunter stehenden Eselsrückens, indem sich die obere wagrechte Einfassung der Mauerfüllungen zu einem kleinen Zipfelchen in der Mitte hinaufschwänzt. Die unteren Fensteröffnungen stehen auf Brüstungen, welche, stark über die Mauern heraustretend, auf dem Sockel des Gebäudes fußen. Dagegen ist — damit es auch hier an einem Wechsel nicht fehle, der die Uebereinstimmung der zusammengehörigen Theile von vornherein unmöglich macht — die schmale Einfassung der Oeffnungen selbst vertieft und schließt sich über der Spitze des Tudorbogens wagrecht zusammen.

Dünn profilirte Gurte zeigen die Trennung der Stockwerke an; doch getrauen sie sich nicht über die ganze Länge des Gebäudes wegzugehen, sondern nach einer kurzen Spanne Wegs verlaufen sie sich aufs Neue, um ihren immer wieder unterbrochenen Lauf, man sieht nicht warum, immer wieder aufzunehmen. Noch zaghafter sind die breiten ornamentirten Bänder unter ihnen; denn diese wagen sich nicht aus den Mauerfüllungen hinaus, in welchen die Fenster stehen und in denen sie ganz zusammenhangslos auslaufen. Die rohe Composition, die unschönen, im Maßstabe viel zu großen Formen des Weinlaubs und der Trauben in diesen Bändern lassen wünschen, daß sie lieber ganz weggeblieben wären; dagegen sind die ornamentalen, zum Theil allegorischen Reliefs in den oben erwähnten kleineren Füllungen so undeutlich und in den Formen so klein, daß zwei Figuren derselben noch lange nicht im Stande sind, eine jener Trauben davonzutragen. Die Einfassungen der oberen Fenster, aus schmalen Bändern mit aufgereihten Rosettchen bestehend, sitzen auf den Gurten auf und schließen die Fensterbrüstungen ebenfalls füllungsartig ein. So ist in dieser Architektur Alles klein und armselig; der eine Gedanke, Füllung in Füllung zu schieben, wird förmlich zu Tode gehetzt und die unorganische Trockenheit dieser Form durch wirkungslose Ornamente nur noch greller herausgehoben.

Wo der Architektur nichts weiter einfällt, bietet gothisches Maßwerk ein immer bereites, in den Combinationen unerschöpfliches Auskunftsmittel zur Ausfüllung von Flächen der verschiedensten Form: ein Ornament, das mehr oder weniger mit Nasen bereichert, ohne viel Erfindungsgabe und Aufwand von Phantasie in jeden gegebenen Raum sich fügen läßt. Wer wollte es daher dem Architekten verdenken, daß er dasselbe in den Füllungen der Fensterbrüstungen, an den Attiken über dem Dachgesimse, für die Brüstungen der offenen Arkaden, für die Fensterstöcke selbst u. s. f. reichlich in Anwendung bringt, nachdem er seine Erfindung in allerlei allegorischem Beiwerk so namhaft angestrengt hat? Denn auch an diesem läßt er es nicht fehlen. Von den Aufsätzen, welche die bayerische Nationalität darstellen, war schon die Rede. Weiter sind in den erhöhten Arkaden unter den vier Wappen ebenfalls Füllungen mit allegorischen Reliefs angebracht, aber in so zierlichem Format, daß sie in dieser Höhenentfernung nicht zu entziffern sind. Zwischen den Fenstern am obersten Stockwerk des Mittelbaues stehen, als die auffallendste Zierde des Baues, vor den Lisenen auf vorgekragten Untersätzen zehn weibliche, halb in die Wand eingewachsene oder halb von ihr abgeschnittene Figuren, welche dünn vortretende Aufsätze von der nüchternsten und schmächtigsten Form — zwei rechteckige Mauerstücke übereinander — über dem Kopfe haben und sich demnach für Karyatiden ausgeben. Groß und von derben Formen, in anspruchsvoller, überladener Gewandung, mit voll ausgebogenen Armen und Knieen, in steifer und doch verdrehter Stellung stehen sie da, ein ewig unlösbares Räthsel, wie die versteinerten Göttinnen dieser Architektur; was sie vorstellen und was sie eigentlich tragen, das ist wohl dem Baumeister selber verborgen geblieben. Das haben sich die stolzen Jungfrauen vom Erechtheion gewiß nicht träumen lassen, daß so formlose und entartete Geschöpfe für ihre Nachkommen gelten zu wollen die Stirn haben. Sind die wahren Karyatiden einerseits das Symbol für die auch der Wucht des Stoffs gewachsene geistige Macht des Menschen, andrerseits der schöne Ausdruck für die innerliche Kraft, mit der sich der tragende Stein in das organische Leben hinüberbewegt, so ist hier dagegen die menschliche Form zweck- und bedeutungslos zum bloßen Afterbilde versteinert. Das also, dann die oben thronende Bavaria und die Wappenhalterinnen sind etwa die Vorbilder der neuen monumentalen Plastik? Gestalten, welche schlechterdings nichts von der edlen Einfachheit und Ruhe der Stilisirung haben, welche die echte Bildnerei da, wo sie in der ernsten, gehaltenen Verbindung mit der Architektur auftritt, immer kennzeichnet, und ebensowenig von der Wahrheit des natürlichen Lebens, von Verständniß der Form, Rhythmus der Bewegung gar nicht zu reden? Wahrhaftig, dieser öden und kläglichen Parodie der menschlichen Gestalt gegenüber, die in jenen Karyatiden wie an den Pranger gestellt ist, bezeichnen die geschweiften, geschnörkelten Figuren des Zopfs, die lachend

und ausgelassen aus der Mauerfläche hervorspringen, das goldene Zeitalter der Kunst. Und solche Bildwerke, wie sie schon aus Rücksicht für die körperliche Bildung des kommenden Geschlechtes nicht geduldet werden sollten, finden sich an einem Nationalmuseum!

Aus dem Centrum des Mittelbaues springt ein Balkon mit einer sehr dünnen Brüstung, die natürlich wieder aus filigranartigem gothischen Maßwerk besteht, nicht weit vor. Welche Anstrengungen werden hier gemacht, um diese augenscheinlich so geringe Last zu tragen! Drei massive Tonnengewölbe von der Tudorform sind auf horizontal aus der Mauer vorspringenden starken Steinbalken gelagert, die vorn in übertrieben starker Kämpferform enden. Die Köpfe dieser Balken werden getragen von kolossalen ungeschlachten männlichen Figuren, die sich mit demselben Rechte für Atlanten geben, als jene Weiber mit Ammenbrüsten für Karyatiden; auch stehen sie diesen an Form- und Charakterlosigkeit um nichts nach und sind überdies durch eine eigene Stilisirung ausgezeichnet, die sich vornehmlich in gezirkelten Knieen und Brustkasten kundgibt. Ein solches massives Untergestell hätte vermuthen lassen, daß statt eines leichten Balkönchens ein hoher, kräftiger Portalbau sich hier zu erheben hätte. Aber diese neue Architektur weiß nun und nimmer den Anfang mit dem Ende zusammenzureimen, das structive Wesen des Baues in den äußeren Formen auszudrücken, die richtige Mitte zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig einzuhalten. Sie gebraucht diese Formen überall nur als inhaltlose Verzierung, die nicht lebendig von innen herauswächst, sondern willkürlich von außen angeheftet wird, um dem Baue irgendein, wer weiß welches Ansehen zu geben.

Dieser gänzliche Mangel an Gestaltungsvermögen, dem Alles willkommen ist, was ihm ein augenblicklicher Einfall in die Hand spielt, zeigt sich in der ganzen Ausstaffirung des Baues. Es wird genügen, darauf hinzudeuten, wie die Hängplatte des Hauptgesimses auf Trägern der hölzernsten Tischlererfindung aufsitzt, wie das Gesimse plötzlich in der Mitte des Baues aufhört, um durch die Aufschrift unterbrochen zu werden, auf häßlichen Trägerbündeln sich um die polygonen Pfeiler, welche die Gebäudetheile trennen, herumkröpft und wie diese Pfeiler selber in höchst seltsame, stark an türkische Architektur erinnernde krautkopfähnliche Aufsätze über der Höhe der Attiken endigen. So kläglich ist der ganze Eindruck, daß ihn die unschöne Form der über den niedrigeren Attiken aufgestellten Mischnäpfe nicht noch vermehren kann. Wir haben genug und verzichten deshalb vorläufig, über die abgeschmackte Decoration der Vorhalle und des Treppenhauses zu sprechen. Vielleicht findet sich später einmal Gelegenheit, auf die innere Ausschmückung dieser Gebäude zu kommen und dabei das Verhältniß, in dem moderne Plastik und Malerei zu dieser neuesten Architektur stehen, näher zu betrachten.

Nur ein Wort noch über das Material. Alles ist Verputz, der ganze

Schmuck ein angelogenes Gallakleid von Stuck, der verkörperte Widersinn: ein monumentaler übertünchter Flitterstaat, der nach dem Verlauf weniger Jahre abfallen und nichts als das nackte Gerippe zurücklassen wird.

Münzgebäude.

Regierungsgebäude und Nationalmuseum stehen auf dem „Forum" (beiläufig: weshalb der Name, ist um so weniger abzusehen, als man sonst dem Alterthum so entschieden den Rücken kehrt); dieses Gebäude — wieder von dem Architekten des ersteren Baues — in dem engeren Theil der Straße. Daß man dort der heiteren Pflanzenwelt einen Platz gönnte, um die Natur in die Stadt gleichsam einzuführen, war, wie schon bemerkt, bei der Weite des Raumes ganz passend. Aber die Bäume laufen auch in der eigentlichen Straße fort, und hier hat diese spielende, kindische Einmischung der Natur keinen andern Zweck, als den Façaden einen verhüllenden Schleier von welkem Laub vorzuhalten. Von dem neuen Stil kann es freilich nicht Wunder nehmen, daß er selbst Natur und Kunst ungereimt durcheinandermengt.

Von dem älteren, weiter zurückstehenden Münzbau sind zwei hohe Flügelgebäude bis nahe an die Flucht der neuen Straße herausgebaut. Diese haben abgewalmte Dächer mit vorspringenden hölzernen Sparren und hölzerner Dachverschalung. Auf diese Holzdächer werden wir noch bei den Privatbauten zu sprechen kommen; daß ihre patriarchalisch-ländliche, primitive Gemüthlichkeit am wenigsten für einen öffentlichen Bau sich eignet, wird auch das Auge des Laien empfinden. Unter der Höhe dieser Dachkränze schieben sich nochmals etwas schmalere in flache Giebel ausgehende Vorbauten aus den Flügelgebäuden bis an die Flucht der Straße vor: das nüchternste Voreinander zweier Dächer. Der obere zweistöckige Theil dieser Vorbauten steht auf offenen Spitzbogenarkaden, welche durch die zwei unteren Stockwerke gehen und, zwischen den beiden Flügeln als ihre Verbindung in der Straßenflucht fortlaufend, unten einen gedeckten, an der Seite offenen, und darüber, wie es scheint, einen ungedeckten Gang bilden. Durch diesen offenen Arkadengang sieht man von der Straße aus in einen Hof, dessen Rückseite das alte Münzgebäude bildet. Ob die äußere Form des letzteren eine Aenderung erfahren und wie der Hof ausgestattet werden wird, wissen wir nicht; ob man wohl das nicht ungünstige malerische Motiv, welches durch diese Anordnung sich gebildet hat, auf eine schöne Weise architektonisch weiter benutzen wird?

Was man bis jetzt vollendet sieht, läßt daran zweifeln. Die Arkaden haben ein unschönes, gestrecktes Verhältniß und entbehren oben des kräftigen Abschlusses, welches die oberen Gebäudetheile sowohl als die zwischen denselben laufende Ballustrade scharf von den Arkaden geschieden hätte. Die Pfeiler der Spitzbogen sind allerdings stark genug aus Hausteinen, jedoch in einer höchst

flüchtigen, unsauberen Weise ausgeführt; von einer Arbeit, wie sie an einem öffentlichen Gebäude am wenigsten geduldet werden sollte, und welche merkwürdig absticht gegen die exacte, fleißige Ausführung der Hausteinarbeiten an dem nahen Residenzbaue. Aus den Ecken der viereckigen Pfeiler sind runde Säulchen in Weise der Dienste an den gothischen Gewölbepfeilern ausgeschnitten mit Kapitälen von ebenso flacher Erfindung als unschöner Behandlung.

Die flachen Giebel der Vorbauten enden mit der diesem Stil eigenen unbedeutenden Ausladung eines Krönungsgesimses vom schwächsten Diminutiv, ein Abschluß, der, besonders von der Seite gesehen, von der armseligsten Stumpfheit ist. Der hier gemachte Versuch, die oberen Spitzbogenfenster durch aufgesetzte kleine Giebel mit den flachen Gebäudegiebeln selbst zu vermitteln, liefert wieder augenscheinlich den Beweis, wie schwer sich die Spitzbogenform der Oeffnungen mit flachen Giebeln vereinigen läßt, und wenn man noch so spitzfindig diese unnatürliche Verkoppelung zu bewirken strebt. Haben doch an diesem Problem ganz andere Künstler während einer kurzen Periode des Mittelalters in Italien sich versucht und dasselbe als künstlerisch unlösbar wieder aufgegeben. Wie könnten wir die Lösung desselben von den Architekten der Maximiliansstraße erwarten! Uebrigens ist das ganze Problem jetzt ein müßiges; denn der Spitzbogen widerstrebt nun einmal — wovon noch die Rede sein wird — den modernen Erfordernissen. — Daß auch über diesen Bau die Strecklisenen ihr langweiliges Einerlei ausbreiten, werden wir schon nicht mehr anders erwarten. Dann derselbe zerrissene, fragmentarische Ansatz einer Horizontalgliederung.

Den Zweck des Gebäudes deuten Broncestatuen an, welche auf der Ballustrade des Arkadenganges stehen; allegorische Figuren, welche, wie es scheint, theils die technischen Vorgänge bei dem Ausmünzen des Geldes, theils die Zweige des Handels andeuten. Vielleicht, daß ihre Gestalten menschlicher sind, als die Figuren am Nationalmuseum, aber ihre Silhouetten heben sich vom freien Himmel arm und kleinlich, in schwerfälligen Linien ab. Ein Mangel ist, daß die Ballustrade geschlossen ist; die Masse des Baues hört zu stumpf, zu plötzlich auf, und so stehen jene Bildwerke zu der wuchtigen Schwere des Unterbaues in einem unvermittelten Contrast, den eine durchbrochene Ballustrade schön gelöst hätte. — Ganz seltsam ist das nicht stehende, nicht schreitende Weib, das an der Ecke der Straße, das Gesicht dem Residenzplatze zugekehrt, eine Tafel in der Hand, auf einem Postament von unsagbarer Form über einer hohen dünnen Säule, den Herannahenden, wie es scheint, empfangen und auf die Geheimnisse der neuen wunderbaren Welt, die er, nun betreten soll, vorbereiten will. Ist sie das Sinnbild dieser modernen Architektur, so ist die Unsicherheit ihrer Stellung und das Mißverhältniß ihrer Formen ganz wohl geeignet, die Einleitung zu dem folgenden Stücke zu sein. Jedenfalls

dem neuen Baustile entsprechend, ein räthselhaftes Wesen, wie er einsam und grundlos in die Welt gesetzt, auf ihrer hohen Säule die stolze aber unbegreifliche Geburt einer Kunst, von der man nicht weiß, ob sie noch in den ersten Anfängen oder schon in den letzten Zügen liegt.

Von diesem Anfang der Straße wenden wir uns zum Abschluß derselben, zum Athenaeum.

Das Athenaeum

(von demselben Architekten) steht nach allen Seiten frei; ringsum führt die Straße, und so ist wohl die erste monumentale Bedingung, daß sich der Bau nach keiner Seite hin eine Blöße gibt. Die eigentliche Façade desselben, welche sich der Richtung der Brücke normal entgegenwendet, wird indessen als Haupteingangsseite die stattlichste werden. Bis jetzt läßt sich eine rechte Vorstellung von ihrem dereinstigen Aussehen nicht gewinnen; einstweilen sind in dem noch nicht verkleideten Rohbau nur Füllungen von hochstrebenden Spitzbogen zu unterscheiden. Ob sich hier wohl die großen Kirchenfenster des Regierungsgebäudes, in der reicheren Form von Gruppen, wiederholen werden? Wie dem auch werden mag: es scheint, daß hier der architektonische Aufwand des Ganzen concentrirt werden soll; für die jetzt schon vollendeten Neben- und Hinterseiten ist nichts übrig geblieben. Ihr Schmuck, ihre ganze Verkleidung besteht in nichts, als — wie soll man es anders nennen — einem sackzwillchenen Ueberzug. Wären die Wände vollends ganz glatt geblieben mit viereckigen Löchern darin, wie es der echte sogenannte Commißstil vorschreibt, so würden sich doch die wenigen fingerdick aufgetragenen senkrechten und horizontalen Linien und die Spitzböglein, welche zu größerer Verherrlichung in der Dicke eines dünnen Pappendeckels über einem handbreit vorspringenden Streifen, der ein Hauptgesims vorstellen soll, auf die Mauer geklebt sind, nicht damit lächerlich machen, eine architektonische Façadengliederung — dazu von ganz unerhörten Verhältnissen — vorstellen zu wollen. Lieber noch zu der nackten Kahlheit der Mauer und der Unzahl von Fenstern, aus denen die Prosa des modernen Lebens so recht breit und hohl herausgähnt, sich offen bekennen, als durch einen der Art angehängten Fetzen die Häßlichkeit und Armuth beschönigen wollen. Wird nun, wie sich mit Grund vermuthen läßt, die Hauptfaçade mit reichem Schmuck versehen, zu dem sogar die Malerei ihre Farbenpracht, überdies auf Goldgrund, hergeben soll, so wird man vollkommen den Eindruck eines Faschingscherzes haben: vorn der Karnevalsprinz aus tausend und einer Nacht, hinten der armselige, einfarbige Müllerknecht. — Und, beiläufig bemerkt, hätte man die Bogen, welche die Auffahrt an der Vorderseite tragen, nur lieber offen gelassen! Gewiß wäre dadurch die Façade, sie mag sonst werden, wie sie will, malerischer geworden, als durch die Verblendung

mit einem bis zur äußersten Grobheit vergrößerten opus reticulatum. Bekanntlich diente das opus reticulatum, in welchem die nach innen keilförmig gestalteten Steine nur ihre kleinen Häupter nach außen kehrten und nach innen durch den Steinmörtel, der in ihre Zwischenräume gegossen wurde, zur compacten Masse wurden, den Römern zur Herstellung von festen Mauern und nebenher zum belebenden Wechsel mit den geraden Steinschichten. Die Architekten des neuen Stils, die dasselbe in jener widersinnigen Weise nachgeahmt haben, verlassen sich doch wohl zu sehr auf die Unkenntniß des Beschauers. Und dann hätte man doch nicht an einer Stelle, die den Eindruck einer durchaus soliden Futtermauer machen soll, eine Verblendung anbringen sollen, der man die Zusammensetzung aus schwachen Platten auf den ersten Blick ansieht!

Zu dem Athenaeum führt die Brücke, unstreitig das Beste, was die neue Architektur in der Maximiliansstraße gemacht hat. Hier, wo es sich einfach um Festigkeit der Construction handelte, fand die Neuerungssucht keinen Spielraum, und der Baumeister hielt es für gerathen, kurz und gut zu einer hergebrachten Form zu greifen. Auch macht die Brücke durch ihre Breite und die massiven Brüstungen — deren Docken übrigens geschmacklos sind — einen ganz stattlichen Eindruck. Eine gewisse Armuth der Phantasie für heitere Fülle der Erscheinung zeigt sich jedoch auch hier: da nun einmal in der Anlage der ganzen Straße die monumentale Pracht über das Bedürfniß vorherrschen sollte, so wäre es wohl passend gewesen, über die Pfeiler oder auf besonderen Trägern Exedren über die Fußwege hinauszulegen. Auch das schlägt hier in die künstlerische Aufgabe ein, daß gleichsam der ästhetische Ruhepunkt bezeichnet wird, auf dem der Spaziergänger dem Genuß der Betrachtung sich hingeben mag. Weshalb ist man gerade hier mit einer Knappheit verfahren, die bei mancher überflüssigen Ausschmückung der Gebäude besser angebracht gewesen wäre? Auch Figuren auf den Postamenten der Brüstungen würden der Brücke ein schöneres, mehr monumentales Ansehen gegeben haben. Den Aufwand für die häßlichen Krautköpfe, welche der Baumeister als Ersatz der Statuen auf die Postamente gesetzt hat, hätte derselbe füglich auch noch sparen können, wie überhaupt das Auslaufen des mächtig ansetzenden Pfeilers in ein solches Ornament unschön ist. Und beiläufig: den gußeisernen Fußgestellen der Laternenträger hätte man eine weniger rohe Form geben dürfen, wie die Lichtträger auf der Straße mit mehr Geschmack behandeln sollen. Man braucht sich nur an die schönen, phantasievoll geformten Laternen eines Caparra zu erinnern, um zu sehen, wie eine durchgebildete Kunst den schönen Charakter des Ganzen auch in dem Geräthe des Bedürfnisses durchzuführen weiß. —

Es bleibt uns noch übrig, die Privatbauten zu betrachten und dann die gemeinsamen Züge dieser modernen Architektur zusammenzufassen, um ihren ganzen Widersinn und ihre Häßlichkeit, wie ihre verderblichen Folgen bloszulegen.

G. P. Vieusseux.

Wer einen Aufenthalt in Florenz unter seine Erinnerungen zählt, dem ist jenes alte Haus wohlbekannt, das an der Piazza di San Trinita gelegen einst der Familie Buondelmonte eigen war, seit vielen Jahren aber die moderne Inschrift trug: gabinetto scientifico-letterario. In einer Reihe bequem eingerichteter Säle fand man dort die bedeutendsten Journale und Zeitschriften aus Italien, Frankreich und England — Deutschland war freilich nur durch die Allgemeine Zeitung vertreten —; man fühlte in diesen Räumen, daß man sich in der gebildetsten Stadt Italiens befinde. Wer den Director des Cabinets, den Herrn Gianpietro Vieusseux, selbst kennen lernen wollte oder, was nicht selten der Fall war, Empfehlungen an ihn abzugeben hatte, wurde eine Treppe höher geführt. Hier saß in einem großen Arbeitszimmer, das zugleich die Bibliothek enthielt, der unermüdlich fleißige Mann, freundlich den Ankömmling empfangend, der, namentlich wenn er etwa zu wissenschaftlichen Zwecken gekommen war, an Vieusseux einen einsichtigen und bereitwilligen Berather fand. In der Regel erfolgte gleich eine Einladung zu den berühmten Samstag- (früher Donnerstag-) Abenden, wo die wissenschaftlichen Notabilitäten der Stadt sich in zwangloser Weise zu versammeln pflegten. Als ich vor wenigen Jahren nach Florenz kam, war Vieusseux bereits ein Achtziger. Gleichwohl zeigte er das Bild eines geistig noch überaus rüstigen Mannes. Etwas Ehrwürdiges und etwas Kluges mischten sich seltsam in seinem Gesicht; zugleich drückte sich darin ein heiteres Behagen aus, das mit Befriedigung zu sagen schien: auch diese Räume haben das Ihrige dazu beigetragen, daß heute die dreifarbige Fahne vom Palazzo vecchio weht! Daß in jener Zeit die Abende in seinem Salon viel von ihrem früheren Reiz verloren hatten, lag zumeist eben an dem politischen Umschwung, dem sie gedient hatten, der aber einmal vollbracht nothwendig dem frondirenden Cirkel im Palast Buondelmonte seine eigentliche Bedeutung rauben mußte.

Worin diese Bedeutung in früherer Zeit bestand, läßt sich leichter andeuten als beschreiben, da es sich hier weniger um bestimmte Thatsachen und Ergebnisse handelt als um einen Jahre lang fortgesetzten Meinungsaustausch, um die langsam aber unwiderstehlich in weitere Kreise dringenden Einwirkungen eines persönlichen Verkehrs, dessen Mittelpunkt die liberalen Gelehrten in Florenz bildeten. Ihnen schlossen sich die Fremden, die aus den verschiedenen Theilen Italiens, zum Theil als Verbannte längere Zeit in Florenz zubrachten und

weiterhin durchreisende Notabilitäten aller Länder an, welchen die anwesenden Toscaner gleichsam die Honneurs machten. Diese Versammlungen begannen in den zwanziger Jahren, jenem verhältnißmäßig glücklichen Jahrzehnt, da Toscana, während in Piemont, der Lombardei und Neapel die Verschwörungen blutig gerächt wurden, sich allein eines milden Regiments erfreute, Verbannten aus Nord und Süd ein Asyl, den auf die geistige Wiedererhebung der Nation gerichteten literarischen Bestrebungen eine Stätte gewährte. Aus Neapel hielten sich damals Poerio mit seinen beiden Söhnen, P. Borelli, Coletta, Carlo Troya hier auf, aus Venetien Nicc. Tommaseo, aus Piacenza Giordani. Später kam dann Leopardi mit seinem Freund Ranieri. Nimmt man dazu noch die Reihe glänzender einheimischer Namen, die Capponi, Ridolfi, Niccolini u. A., so darf man sagen, daß damals die Elite der italienischen Wissenschaft und Literatur sich am Arno zusammenfand, wo sie zugleich einen freieren Wirkungskreis als irgendwo in Italien hatte. Ein glückliches Zusammentreffen, das einen unternehmenden, weitblickenden, dabei tüchtig patriotischen Mann zu einer umfassenden Thätigkeit anzuspornen geeignet war.

G. P. Vieusseux, aus einer genfer Familie stammend und 1779 zu Oneglia geboren, hatte sich nach großen Reisen im Jahre 1820 in Florenz niedergelassen. Bald darauf gab ihm die Lage Italiens zur Zeit des Congresses in Verona Veranlassung zu einer Denkschrift an die östreichischen Staatsmänner, worin er das Bedürfniß einer Verfassung und Conföderation für Italien aussprach, eine Denkschrift, die er später, als die Zeit zur Verwirklichung jener Pläne reifer schien, im Jahre 1848, unter dem Titel: frammenti sull' Italia nel 1822, veröffentlichte. Seine eingreifende Thätigkeit sollte aber nicht darauf beruhen, daß er selbst Schriftsteller wurde, sondern darauf, daß er der aufstrebenden Literatur Organe bot und einen Sammelplatz für die bisher zersplitterten und darum in der Regel auch nur in localen Kreisen wirkenden schriftstellerischen Kräfte schuf. Die Antologia, welche er gleich im Jahre 1820 begründete, war das erste gemeinsame literarisch-kritische Journal, welches Schriftsteller der verschiedenen Provinzen Italiens vereinigte. Denn auch der Conciliatore hatte doch nur einen beschränkten, fast ausschließlich mailänder Kreis um sich versammelt. Zudem war die Dauer dieses Journals zu kurz und die von ihm vorgetragenen Doctrinen zum Theil zu fremdartig gewesen, um eine breitere Wirkung hervorzubringen. Mit größerem Erfolg trat jedenfalls die Anthologie in die entstandene Lücke, indem sie in bewußterer Weise dem Grundsatz gemäß zu wirken suchte, daß die geistige Cultur die Grundlage der politischen Wiedergeburt, jene das Mittel, diese der Zweck sein müsse. Der Literatur war damit für Decennien der Weg gewiesen. Sie wurde aus ihrer Isolirung herausgehoben und zu einem Ferment der allgemeinen Freiheitsbestrebungen gemacht. Was die Principien der literarischen Kritik betrifft, so waltete im Allgemeinen

eine vermittelnde Richtung vor, man wollte weder die Auswüchse der Romantiker billigen, noch sich von den Nachbetern der alten Schule den Weg vorschreiben lassen. Neigte Niccolo Tommaseo mehr zu den mailänder Romantikern, wie er auch im Politischen zu der neuguelfischen Richtung zu zählen war, so besaß die Anthologie dagegen an Montani und Giordani Vertheidiger der classischen Principien und an Fr. Forti aus Pescia, dem Schwiegersohn Sismondis, einen warmen Ghibellinen, der einerseits den Päpstlichen, andrerseits einer bereits auftauchenden radicalen Schule gegenüber auf Piemont als den italienischen Hoffnungsstaat hinwies, unbeirrt durch die noch für lange Zeit daselbst herrschende Reaction. Je mehr die Anthologie eine einseitige Richtung zu vermeiden wußte, um so größer war ihr Einfluß. Sie hatte damit nicht blos ein echt toscanisches Gepräge — denn eine verständige harmonische Mischung der Kräfte trug hier meist den Sieg über die Extreme davon — sondern es breitete sich in diesen Kreisen auch am frühesten jene politische Denkweise aus, welche später die guelfische und ghibellinische Partei zu gemeinschaftlicher Thätigkeit versöhnend zur Bildung einer Nationalpartei führte.

Zunächst freilich standen neue Prüfungen bevor. Der Rückschlag, der auf die Bewegungen von 1830 und 1831 folgte, verschonte diesmal auch Toscana nicht und machte dem ungezwungenen literarischen Treiben daselbst — zumeist durch fremde Einwirkung — ein Ende. Mehre der Emigrirten, die bisher hier ein Asyl gefunden hatten, mußten jetzt das Land verlassen, ein Loos, dem andere durch den Tod entzogen wurden. Das patriarchalische Regierungssystem Fossombrones enthüllte jetzt die andere Seite seines Wesens, deren einzelne Züge in Giustis Satiren ihre Verewigung fanden. Im Jahre 1832 mußte auch die Anthologie aufhören zu erscheinen, eine Lücke lassend, die schmerzlich empfunden und nicht so schnell ausgefüllt wurde, als damals die Anthologie die Erbschaft des Conciliatore angetreten hatte. Erst im Jahre 1846 konnte wieder ein ähnliches Organ, diesmal in Turin, auftauchen, worin im Gegensatz zu den rein literarischen Bestrebungen die politischen und nationalökonomischen Fragen schon deutlicher in den Vordergrund traten. Der Fortschritt vom Conciliatore zur florentiner Anthologie und von dieser zur Antologia italiana ist in die Augen fallend; die ganze literarisch-politische Entwickelung des neueren Italiens ist darin abgespiegelt.

Gerade in dieser Zeit, da dem gedruckten Wort engere Grenzen gesteckt wurden, erlangten nun jene vieusseuxschen Abende um so größere Bedeutung. Es war eine Art geistige Verschwörung, an der die Besten des Landes sich betheiligten; ihr Inhalt war derselbe, der die Gebildeten der ganzen Halbinsel zu Verschworenen machte, aber dort besaß die Conspiration einen angesehenen Mittelpunkt, der, auf wissenschaftlicher Tüchtigkeit beruhend und bedeutend durch Rang und Verdienst der Verbundenen, im Stillen seine Strahlen weithin aus-

sandte. Manches Werk verdankte diesen abendlichen Besprechungen und dem Wetteifer, den sie weckten, seine Entstehung, manches fruchtbare Wort wurde hier zuerst ausgesprochen und vor Allem ward hier jener Geist lebendig erhalten, der die Zukunft Italiens in der Gegenwart vorbereitete. Und zu diesem Zwecke, dem auf mittelbare Weise vielleicht noch besser gedient wurde als auf unmittelbare, war nun doch auch der Weg der Presse nicht völlig verschlossen. War auch ein directes Hinübergreifen in die Politik versagt, so konnte doch die Discussion rein wissenschaftlicher oder das öffentliche Wohl betreffender Fragen nicht unterdrückt werden. Man konnte nicht verhindern, daß durch Erörterung pädagogischer oder landwirthschaftlicher Probleme die geistige und materielle Wohlfahrt des Volks gehoben, durch das Betreiben geschichtlicher Studien große Erinnerungen geweckt und einseitigen Theorien gegenüber die patriotischen Bestrebungen durch das Verständniß der Vergangenheit geläutert wurden. In diesem Sinne ward Vieusseux, von den ersten Toscanern unterstützt, nach dem Aufhören der Anthologie Herausgeber des Giornale agrario toscano, der Guida dell' educatore, später des Archivio storico.

Das Ackerbaujournal war das Organ der landwirthschaftlichen Akademie der Georgofili. In diesen Fragen stand der Marchese Cosimo Ridolfi, der Gründer der Mustergüter, voran, der hiemit für ganz Italien ein bedeutsames Beispiel gab, bedeutsam nicht blos was den materiellen Erfolg betrifft, sondern ebensosehr durch den allgemeinen Impuls, welchen die daran sich anschließende Gründung der Agrarvereine und der wissenschaftlichen Congresse gab, in denen man bald die Vorschule für ein italienisches Parlament erkannte. Später nach Piemont verpflanzt, wurden die Agrarvereine, in welchen Cavour sich die ersten Sporen verdiente, das Feld, auf welchem die nachmaligen politischen Parteien zuerst ihre Kräfte zu messen begannen. Die Guida dell' educatore wurde — mit einiger Unterbrechung von 1833—1845 von dem Abate Rafael Lambruschini geleitet, der darin in freimüthiger Weise den herkömmlichen Schlendrian gegenüber den pädagogischen Fragen von einem rationellen wissenschaftlichen Standpunkt aus erörterte und wenn auch seine Theorien nicht immer stichhaltig waren, immerhin vielfache Anregung für diesen wichtigen Zweig gab und jüngere Kräfte dafür heranzog, wie er auch selbst in praktischer Weise sich mit der Erziehung von Söhnen der besten toscanischen Familien beschäftigte.

Die wichtigste Publication aber, zu welcher sich Vieusseux mit einer Gesellschaft florentinischer Gelehrten verband, war das Archivio storico, begonnen im Jahre 1842 und zunächst für die Herausgabe alter in den Archiven verborgener Chroniken, Documente, Briefe u. s. w., die sich auf vaterländische Geschichte beziehen, bestimmt. Da sich bald das Bedürfniß herausstellte, zwischen den Mitarbeitern, die das Unternehmen rasch in allen Theilen Italiens

fand, einen näheren Verkehr einzuleiten, wurde zu diesem Zweck ein Beiblatt, die sogenannte appendice, herausgegeben, das kleinere Notizen, Correspondenzen, eine Uebersicht über die neu erschienenen Werke, bald auch größere Kritiken und selbständige Aufsätze enthielt. Mit dem Jahre 1854 wurde die Sammlung der Documente abgeschlossen, und das historische Archiv erscheint seitdem in Form einer Revue, unter deren ausgezeichneten Mitarbeitern wir nur Gino Capponi, Niccolo Tommaseo, Leop. Galeotti, Otto Banucci, G. Rosa, M. Amari, Gius. Canestrini und — in der Reihe der Fleißigsten — unsern Landsmann Alfred Reumont nennen. Ihr Inhalt erstreckt sich bekanntlich über alle Perioden der italienischen Geschichte, die altrömische nicht ausgeschlossen; doch behielt sie ihren Schwerpunkt in den Arbeiten über das Mittelalter. Selbständige Studien wechseln ab mit kritischen Besprechungen, auch was von der fremdländischen Literatur, von der deutschen zumal und von der französischen, in das Fach der italienischen Geschichte schlägt, findet immer in der Regel gerechte Würdigung; es ist eine Stätte, wo inmitten politischer Verstimmungen deutsche und italienische Wissenschaft nicht aufgehört haben, sich zu gegenseitiger Förderung zu berühren.

Um diese Wichtigkeit des historischen Archivs für Italien zu würdigen, muß man im Auge behalten, welchen Einfluß die historischen Studien überhaupt auf die Hebung des Volksgeistes ausgeübt haben. Die wirkliche Erforschung der Vergangenheit war im Grunde noch der geringste Gewinn. Weit wichtiger war, daß die Italiener in lebendigstem Wetteifer sich in ernstliche Studien vertieften, welche zu dem Phantasieleben der Nation ein heilsames Gegengewicht bildeten, daß an der Ergründung der vaterländischen Geschichte der patriotische Sinn erstarkte, und daß durch die auf allen Seiten gleichmäßig erweckte Thätigkeit die ganze Geschichtsauffassung eine freiere wurde, die municipale Befangenheit überall nationalen Gesichtspunkten weichen mußte. Die Berührung mit den Interessen der Gegenwart ergab sich dabei ganz von selbst. Bestand im Herzen von Italien noch ein Stück echtes Mittelalter, und zwar dasselbe, welches seit Machiavell mit Recht als das principielle Hinderniß der Einheit Italiens betrachtet wurde, so mußte die Erforschung mittelalterlicher Geschichten nothwendig ein Interesse erhalten, das über das rein geschichtliche hinausging. Keine Parthie der italienischen Geschichte wurde unermüdlicher durchforscht und war Gegenstand hartnäckigeren Kampfes, als das Ende der longobardischen Herrschaft durch das abendländische Kaiserthum und später der Untergang des hohenstaufischen Hauses. Ganz natürlich an diese beiden großen Katastrophen knüpften sich dieselben Probleme, die jetzt wieder alle Gemüther beschäftigten, die Frage nach der weltlichen Gewalt des Papstes und die Frage von der Einheit Italiens. Retteten die Päpste Italien, indem sie gegen die barbarischen Longobarden die Franken, gegen das schwäbische

Haus die Anjous zu Hilfe riefen? Oder ward die naturgemäße Entwicklung dadurch unterbrochen, daß die Päpste die Bildung eines Nationalstaates unter den letzten Longobarden, später unter Manfred verhinderten? Dies waren die Fragen, die von den verschiedenen Parteien verschieden beantwortet wurden. Aber wenn lange Zeit der Parteistandpunkt allzusehr sich hervordrängte, und die geschichtliche Forschung beherrschte, haben doch gerade die Studien, die sich um das historische Archiv gruppirten und die Ergebnisse deutscher Wissenschaft zu Rathe zogen, am meisten dazu beigetragen, daß sich auch in Italien allmälig ein objectiveres Urtheil über jene Epochen zu bilden begonnen hat. Ganz wird dies freilich erst dann zu erreichen sein, wenn die Reste des Mittelalters vollends verschwunden sind und diejenige Erscheinung, welche den Hauptzankapfel bildet, selbst der Geschichte anheimgefallen ist.

Man wird hoffen dürfen, daß das historische Archiv seinen nunmehr verstorbenen Gründer überlebe. Sein Fortbestehen wird das würdigste Denkmal des fleißigen Alten sein, der in der casa Buondelmonte waltete, zugleich ein Denkmal jener Zeit, da in den Tiefen der Wissenschaft das Werk der Wiedergeburt Italiens begründet wurde.

Es war ein eigenthümlicher, schöner Zufall, — und Cosimo Ridolfi, der mit Gino Capponi, Tabarrini, Niccolo Tommaseo und anderen Freunden am 30. April den Leichenzug nach dem protestantischen Kirchhof vor Porta Pinti begleitete, wies in seinem warmen Nachruf darauf hin, — daß dasselbe Haus, dessen Name an den Ursprung des brudermörderischen Streits zwischen Guelfen und Ghibellinen in Florenz erinnerte, in späteren Zeiten der Mittelpunkt von Bestrebungen werden sollte, die der Einigung des Gesammtvaterlandes dienten. „Dort unter jenem Dache," sagte der überlebende Freund, „wo unsre alten fluchwürdigen Zwistigkeiten ihren Ursprung hatten, nahm dieser Mann Wohnung, und allein durch die erziehende Macht der Bildung trug er mehr als Alle dazu bei, diese glorreichen Tage unsrer politischen und bürgerlichen Wiederherstellung vorzubereiten, nicht achtend Gefahren, Verluste und Schmerzen, wenn nur jeden Tag der Glanz jenes Lichtes zunahm, das Italien zu einer unverhofften Größe führen sollte."

W. L.

Die Octroyirungen und die Stellung des Thronfolgers in Preußen.

Schneller als zu erwarten war, hat das Ministerium Bismarck begonnen, das Programm der Octroyirungen in Ausführung zu bringen, welches durch die feudale Partei seit Monaten angezeigt war. Mit der Presse wurde, wie billig, der Anfang gemacht.

Die neue Verordnung und die derselben vorausgesandte Motivirung durch das Ministerium war wohl angethan, außerhalb Preußen ein tiefes Staunen zu erregen. Alles was man von einer frischen und fröhlichen Reaction erwarten konnte, wurde durch die neue Maßregel übertroffen. Die Pedanterie gerichtlicher Verurtheilungen und die dabei unvermeidlichen Zufälligkeiten sind gründlich beseitigt. Nicht mehr das einzelne Vergehen gegen das Gesetz wird bestraft, sondern die Gesammttendenz des Blattes. Denn den Verwaltungsbehörden ist anheim gegeben über die Haltung der Blätter zu entscheiden, diejenigen, welche eine feindselige Tendenz nicht zu verbergen im Stande sind, werden zweimal verwarnt, dann unterdrückt. Bei den außerhalb Preußen erscheinenden Blättern sind nicht einmal diese Weitläufigkeiten nöthig. Das Memorial des Ministeriums hat noch die Rücksicht, für die nichtpreußischen Blätter eine einmalige Verurtheilung als Vorbedingung des Verbotes bestehen zu lassen, die königliche Verordnung beseitigt auch diese Formalität, jedes nichtpreußische Blatt kann ohne Weiteres durch das Ministerium verboten werden.

Es ist bitter, daß so etwas möglich war, aber es ist gut, daß die Krankheit des Staates so schnell und so auffällig sichtbar wird. Es ist jetzt Sache des preußischen Volkes, die Heilung herbeizuführen.

In dieser Zeit bereitet sich des Königs Majestät zur Wiederherstellung seiner Gesundheit sein Land zu verlassen, wie ministerielle Blätter melden, auf mehre Monate.

Die Unpäßlichkeit des Königs und seine längere Abwesenheit legen eine Frage nahe, welche, wenn man einzelnen unvorsichtigen Aeußerungen der feudalen Partei Gewicht beilegen kann, schon in diesem Frühjahr das Ministerium beschäftigt hat, und welche möglicherweise in naher Zukunft für Preußen eine so große Wichtigkeit erlangen kann, daß sie alle andern innern Fragen in den Hintergrund drückt. Dies ist die Frage wegen Stellung des Thronfolgers für den Fall, daß eine Leitung der Regierungsgeschäfte durch denselben bei Lebzeiten des Königs wünschenswerth erscheint.

Es scheint nämlich, daß die feudale Partei während der neulichen Erkrankung des Königs die Gefahren, welche ihrer Zukunft drohen, ins Auge gefaßt hat und darauf hinarbeitet, sich so viel als möglich zu sichern. Es ist dabei einmal von der feudalen Presse an das Institut der Stellvertretung erinnert worden, d. h. an das Heranziehen eines Assistenten zu den Regierungsgeschäften, welchem die Machtbefugnisse der Majestät durch königliche Ordre mit den Beschränkungen auferlegt werden, welche die Ordre festsetzt. Offenbar gibt es dafür im Interesse des Systems zwei Wege; der eine, der muthmaßlich der willkommenste wäre, ist, im Fall einer Erkrankung oder dauernder Behinderung des Königs, nicht den Kronprinzen, sondern einen andern Prinzen des königlichen Hauses zum Stellvertreter der Majestät machen zu lassen. Diese Maßregel wäre nicht nur gegen das preußische Staatsrecht, sie würde die letzte Grundlage aller monarchischen Ordnung umwerfen, und wir nehmen an, daß sie in Preußen auf einen entschiedenen und drohenden Widerstand sogar bei einem Theil der Conservativen stoßen würde. Es wäre allerdings in unserm Sinne der beste Beschluß, weil er mit einem Schlage den Thronfolger in die richtige Stellung zu seinem Volke setzen müßte. Das legitime Recht wäre in diesem Falle durch die legitime Gewalt zerbrochen und das Haus der Hohenzollern fortan für die Zukunft auf eine neue Grundlage gestellt, auf den Willen und die Kraft des preußischen Volkes. Die andere Möglichkeit ist, daß man den Versuch macht, den Thronerben selbst als Stellvertreter des Königs zur Uebernahme der Staatsgeschäfte zu bestimmen, um ihn dadurch allmälig mit dem gegenwärtigen System zu verbinden, mit den liberalen Parteien zu verfeinden und die Regierung aus der Gegenwart geräuschlos in die Zukunft hinüberzuführen.

Die Stellung eines preußischen Thronfolgers zu dem Chef seines Hauses und dem Volke ist eine diesem Staat eigenthümliche, und weder die Verfassung noch die Empfindung des Volkes scheint die auffallende Abnormität derselben aufgefaßt zu haben. Der preußische Thronfolger ist in ganz anderer Weise als die Regierungsnachfolger der meisten andern Staaten von der Gewalt des Königs abhängig. Nicht nur durch Hausgesetz, Herkommen und Sitte der Familie, sondern auch in den realen Grundlagen seines Lebens. Denn nicht das Volk, sondern der König designirt ihm sein jährliches Einkommen und verfügt seinen Hofhalt. Und er ist nicht nur pecuniär in besonderer Weise von dem Willen des zeitweiligen Hauptes der Familie abhängig, auch sein Hofhalt, seine Umgebung stehen in königlichen Diensten, und es ist nur guter Wille seines erlauchten Chefs, wenn dieser für die Hof- und Beamtenstellen im Hause des Thronfolgers solche Personen wählt, welche dem Wunsch und den Neigungen des Thronfolgers entsprechen. Nach dieser Richtung bleibt der preußische Thronfolger wie alle übrigen Prinzen des Hauses Hohenzollern der Ge-

walt des Königs unterworfen, so lange dieser lebt. Es ist offenbar, daß solche Hausordnung mit den Grundlagen eines constitutionellen Staatslebens auf die Länge nicht vereinbar ist. Denn wie unabhängig die Privatüberzeugungen eines Thronfolgers auch sein mögen, die unbedingte Abhängigkeit vom Könige zwingt ihn zu Rücksichten, welche in andern Kreisen des Lebens zwischen Vater und Sohn, Familienhaupt und Agnaten unerhört sind.

Auf solche Abhängigkeit des Thronfolgers von dem regierenden Könige bauend, schmeichelt sich, so scheint es, die feudale Partei, daß es gelingen könne, den Kronprinzen bei einer möglichen Behinderung des Königs als Stellvertreter desselben in den Regierungsmechanismus einzuschieben.

Nun wird es allerdings zunächst Sache des jungen Herrn sein, bei einer Maßregel, welche über das Wohl und Wehe seines Lebens, und wahrscheinlich über die Zukunft seiner Kinder entscheidet, seine eigene bestimmte Ueberzeugung geltend zu machen, und wir zweifeln nicht, daß der Kronprinz verweigern wird, sich zu einer solchen selbstmörderischen Stellung herzugeben. Derselbe hat vor Kurzem in Danzig zum ersten Male das Schweigen gebrochen, welches er sich in dem gegenwärtigen Conflict zwischen Regierung und Volk bis jetzt auferlegt fühlte. Es ist wahrscheinlich, daß auf diesen ersten Schritt andere folgen werden. Da aber die Sache nicht ihn allein angeht, und da zuletzt er nicht die einzige Persönlichkeit ist, welche man zur Stellvertretung empfehlen könnte, um das gegenwärtige System zu erhalten, so wird nicht unnütz sein, die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese Frage hinzulenken.

Die preußische Verfassung kennt eine Stellvertretung weder der Sache noch dem Namen nach. Sie bestimmt genau die Verhältnisse und Modalitäten, unter denen eine Regentschaft eintreten muß, diese Verhältnisse und Modalitäten finden auf den hier angenommenen Fall keine Anwendung. Läge nur die Verfassung vor, so würde auch nicht der leiseste Zweifel darüber obwalten, daß die Stellvertretung verfassungswidrig und gänzlich unzuläßig ist.

Aber es besteht allerdings der Präcedenzfall einer Stellvertretung durch den Prinzen von Preußen. Aber die Bedeutung dieses Falles wird nicht nur zweifelhaft, sie schwindet völlig in Nichts, wenn man die jetzt angenommenen Verhältnisse mit den damaligen vergleicht.

Denn zunächst sind nicht dieselben thatsächlichen Voraussetzungen vorhanden, wie damals, als der Prinz von Preußen dem König in einer Weise, welche nicht auf den Bestimmungen der Verfassung beruht, substituirt wurde. Damals war das Land in der Lage, einen König zu besitzen, welcher nicht dispositionsfähig war und dessen Zustand nach der Verfassung eine Regentschaft e r f o r d e r t haben würde. Die Einsetzung der Regentschaft unterblieb damals nur aus Pietät und Connivenz der Betheiligten. Beide Häuser hatten in der damaligen precären Lage bei dem eigenthümlichen Zustande des Königs gegen eine Ab-

weichung von der vorgeschriebenen Form keine Einwendungen erhoben. Jetzt dagegen lebt ein völlig dispositionsfähiger König, und eine Vertretung desselben ist durchaus nicht nothwendig. Die Beistimmung sämmtlicher Factoren der Gesetzgebung wird, wie vorauszusehen ist, nicht eintreten.

Ferner aber wird kein Patriot wünschen, daß der zunächst zum Stellvertreter qualificirte Thronfolger eine Stellvertretung in derselben Weise und mit den Consequenzen übernehme, wie sie jener Präcedenzfall ergeben würde, nämlich mit der Erklärung: er wolle nach den ihm bekannten Intentionen des Königs regieren.

Der Präcedenzfall verliert deshalb jede Bedeutung, weil man einmal anerkennen muß, daß seine Voraussetzungen jetzt nicht vorhanden sind, und weil man sich ferner seine Consequenzen nicht gefallen lassen kann.

Deshalb ist nach unserer Ueberzeugung Pflicht der Partei, welche die Verfassung und die parlamentarischen Rechte vertritt, zu erklären, daß eine Stellvertretung überhaupt als verfassungsmäßig nicht zulässig sei und daß ihre Einrichtung unter den gegebenen Verhältnissen eine grobe Verletzung der Verfassung sein würde. Sollte aber wider alles Erwarten unsere Partei dem Präcedenzfall eine Bedeutung beimessen, welche derselbe nach unserer Ueberzeugung nicht hat, so würde sie selbst in diesem Fall darauf bestehen müssen, daß die Stellvertretung nur mit Zustimmung der Häuser des Landtags geregelt werde, und sie würde bei dieser Regelung die Aufgabe haben, den sogenannten Stellvertreter

1) nach Seiten der Krone hin frei zu stellen, d. h. ihm alle Machtbefugnisse und die Unabhängigkeit eines Regenten zu geben,
2) aber andererseits denselben fest an die Verfassung zu binden, d. h. auf dieselbe zu vereiden.

Denn der nächste Zweck unsrer Partei muß sein, daß der Eintritt des Kronprinzen in die Regierung unter Bedingungen stattfinde, welche denselben sowohl befähigen als geneigt machen, einen gründlichen Wechsel des Systems zu veranlassen und eine andere Zeit für Preußen heraufzuführen.

♀

Vermischte Literatur.

Kurzer Abriß der Astronomie von Dr. Mädler. Mit 24 in den Text eingedruckten Holzschnitten und 3 Sternkarten. Essen, Druck und Verlag von G. D. Bädecker. 1863. 143 S.

Ein recht praktisch eingerichteter Ueberblick über die Resultate der neuesten Forschungen am Sternhimmel. Namentlich die zur Versinnlichung abstracter Verhältnisse eingefügten Beispiele und Vergleiche sind sehr geeignet für Befriedigung des populären Bedürfnisses. Das große Publicum denkt sich, wenn es die Entfernung, die Größe oder die Dichtheit eines Himmelskörpers in einfachen Zahlen ausgedrückt findet, nicht viel mehr dabei, als daß dies eben große oder kleine Zahlen sind. Anders, wenn, wie hier fast überall, das Jenseitige durch Vergleiche mit diesseitigen Verhältnissen und Dingen der Vorstellung vorgeführt wird. Die Phantasie weiß nicht viel damit anzufangen, wenn sie erfährt, daß die Sonne so und so viel Billionen Pfunde wiegt, so und so viel Millionen Meilen von uns entfernt ist, oder daß ihr Körper nur $^1/_4$ der Dichtheit der Erde hat. Dagegen machen wir uns sofort eine ziemlich deutliche Vorstellung, wenn wir hören, daß die Sonne 355,499 mal mehr als die Erde wiegt, und noch verständlicher ist uns die Angabe, daß ein Körper, der mit der mittleren Schnelligkeit eines Eisenbahnzugs, d. h. sechs Meilen in der Stunde, den Weg von der Erde nach der Sonne zurücklegte, dazu 400 Jahre bedürfen würde. Wir fügen noch einiges Aehnliche hinzu: Die Antwort auf eine Frage an einen Bewohner der Sonne, falls letztere von jenem überhaupt vernommen werden könnte, würde nach neunundzwanzig Jahren bei uns anlangen. Stellt man einen Spiegel der Sonne gerade gegenüber auf, so wird der Lichtstrahl, den sie in demselben Augenblick nach dem Spiegel aussendet, in 16 Minuten 37 Secunden zu ihr zurückkehren. Ein Baumwollenfaden von der äußersten bis jetzt erzielten Feinheit (40 Meilen auf das Pfund), der von der Erde bis zur Sonne reichen sollte, würde nicht weniger als 516,000 Pfund wiegen müssen. Die Dichtheit des Sonnenkörpers (sein specifisches Gewicht) kommt unsrer Braunkohle gleich. Die Schwerkraft ist dort mehr als 28mal so stark als auf der Erde. Ein Körper fällt dort in der ersten Secunde 428 Fuß und erreicht den Boden mit der Geschwindigkeit einer Flintenkugel. Um einen Gegenstand von vierthalb Pfund zu heben, bedarf es der Kraft eines Centners, während auf dem Monde, wo die Schwerkraft etwa siebenmal schwächer ist als bei uns, der Flug eines mit menschlicher Wurfkraft geschleuderten Gegenstandes siebenmal höher und weiter geht als auf der Erde. Auch was ein Menschenauge auf dem Monde sehen würde, ist recht anschaulich geschildert. Der Tag auf dem Monde dauert über 354 Stunden und ebenso lange die Nacht. Jahreszeiten gibt es so gut wie gar nicht. Die Tage sind sehr heiß, die Nächte ebenso kühl. Der Himmel ist auch am Tage schwarz, die Erdscheibe, vierzehnmal größer als die Mondscheibe für uns, steht für jeden Ort des uns zugekehrten Theils des Mondes in einer bestimmten Gegend des Him-

mels und schwankt in dieser blos etwas hin und her. Sonnenfinsternisse erreignen sich auf dem Monde während der zwölf Tage, aus denen das Jahr desselben besteht, nicht weniger als viermal, und zwar sind es meist totale, wogegen Erdfinsternisse selten und ganz unscheinbar sind. Morgen- und Abendroth, Regenbogen und andre Farbenspiele sind auf dem Monde unbekannte Dinge. Auch wird kein Ton dort vernommen, nichts von dem, was wir Sprache oder Musik nennen, ist hier zu hören, und für Menschen würde es auf dem Monde keinen andern Weg der Verständigung geben als die Schriftsprache und die Pantomime.

Das Schulwesen der Jesuiten. Nach den Ordensgesetzen dargestellt von Dr. Gustav Weicker. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1863. 288 S.

Der Verfasser ist als Pädagog vertraut mit dem Leben und den Bedürfnissen der Schule, und seine Arbeit ruht auf gründlichem Studium der Quellen, in denen die ursprünglichen Vorschriften für die Einrichtung jesuitischer Unterrichts- und Erziehungsanstalten, die Grundsätze der Pädagogik des Ordens und die Ziele derselben enthalten sind. Absolute Vollständigkeit wurde nicht beabsichtigt, und namentlich wird die Entwickelung des jesuitischen Schulwesens von der Zeit an, wo die Grundzüge festgestellt waren, nicht weiter verfolgt. Indeß war dazu bei dem bekannten stabilen Charakter der Gesellschaft Jesu auch keine dringende Veranlassung. Die Jesuitenschulen sind eben im Wesentlichen noch heute, was sie vor dreihundert Jahren waren. Polemik lag nicht in der Absicht des Verfassers, indeß drängte der Gegensatz, in welchem der Jesuitismus seinem Princip nach zum gesammten protestantischen Leben steht, nothwendig an vielen Stellen zur Betonung auch des protestantischen Wesens. Möge das Werk hiermit namentlich allen Schulmännern bestens empfohlen sein.

Die Stiftungen August Hermann Franckes in Halle. Festschrift zur zweiten Säcularfeier seines Geburtstages herausgegeben von dem Directorium der Franckeschen Stiftungen. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1863. 296 S.

Zunächst eine topographische Beschreibung des mächtigen Complexes der genannten Institute, dann eine Geschichte Franckes und seiner Stiftungen, hierauf eine Geschichte und Beschreibung der einzelnen Anstalten (Waisenhaus, Pädagogium, lateinische Hauptschule, Realschule, Töchterschule, deutsche Schulen.) Dann folgt ein Ueberblick über die zu dem Ganzen gehörigen Sammlungen, ein Capitel über die Erhaltungsquellen der Stiftungen (Apotheke, Buchhandlung und Druckerei, Grundbesitz und Capitalvermögen) und ein ferneres über die mit demselben verbundene cansteinsche Bibelanstalt, die ostindische Missionsanstalt und das Frauenzimmerstift. Von den artistischen Beilagen heben wir Franckes Porträt nach dem Originalbilde von Pisne, gestochen von M. Voigt und die sechs Ansichten in Stahlstich hervor, welche die Hauptgebäude des großartigen Instituts darstellen.

Das Großherzogthum Oldenburg. Topographisch-statistische Beschreibung desselben. Von K. G. Böse. Oldenburg, Druck und Verlag von G. Stalling. 1863. 808 S.

Eine mit großer Sorgfalt und fleißiger Benutzung der Quellen verfaßte Arbeit, die indeß nur in Betreff des eigentlichen Großherzogthums Oldenburg alles

wünschenwerthe Detail gibt, die Fürstenthümer Lübeck und Birkenfeld dagegen nur kurz statistisch behandelt. Auch über die Geschichte der zahlreichen einzelnen Landschaften, aus denen sich das Ganze allmälig gebildet hat, ist das Nothwendigste mitgetheilt. Statistische Uebersichtstabellen, eine Geschichtstafel, eine Regententabelle des oldenburgischen Staates und ein alphabetisches Ortschafts- sowie ein alphabetisches Personen- und Sachregister erhöhen die Brauchbarkeit des Werkes, welches wir hiermit denen, die es zunächst angeht, dann allen Freunden specieller Studien in der deutschen Länderkunde warm empfehlen.

Historische Novellen von A. E. Brachvogel. Zwei Bände. Leipzig, Hermann Costenoble. 1863.

Drei Erzählungen „Van Dyks Rettung“, „Die Pforte der Zukunft“ und „Salomon de Caus“. Die zweite schildert das Emporkommen Colberts von der Stellung eines Disponenten in einem pariser Handelshause zum Finanzminister und Reformator der Verwaltung in Frankreich und gibt ein recht gutes Bild von dem Charakter dieses großen Staatsmannes. Die dritte Novelle, die sich mit dem Schicksal des bekannten Erfinders der Dampfmaschine beschäftigt, fällt, namentlich in ihrem zweiten Theile, mit dem Gange der Tragödie „Mondecaus“ zusammen, die vor einigen Jahren von Brachvogel auf die Bühne gebracht wurde.

Außerdem sind von neuen Romanen und Novellen zu nennen: „Eine Actiengesellschaft“. Erzählung von Levin Schücking. Drei Bände. Hannover, Karl Rümpler. — „Durch zwei Menschenalter“. Novelle von Golo Raimund. Drei Bände. In demselben Verlag. — „Die Familie Burk“, drei Bände, und: „Schleswig-Holsteinische Soldatengeschichten“. Von Graf Adalbert Baudissin. Ebendaselbst. Letztere, recht hübsch erzählt, doch wegen ungerechter Angriffe auf Willisen zu tadeln, sind nur ein Wiederabdruck aus einer vor einigen Monaten erschienenen Sammlung von Novellen desselben überaus fruchtbaren Autors, was billig auf dem Titel zu bemerken gewesen wäre.

Ferner mag hier Erwähnung finden: „Das Märchen von den sieben Raben“. Eine Dichtung nach Moritz v. Schwinds gleichnamigem Bilde von Livius Fürst. Mit Titelbild, Initialen und Vignetten von Georg und Theodor Schweißinger. Leipzig, Verlag von Georg Wigand. 1863. Die künstlerische Ausschmückung ist sehr anmuthig; an dem Gedichte dagegen finden wir nur die wohlklingenden Verse zu loben; das poetische Talent, welches sich darin kundgibt, ist wenig bedeutend, die sentimentalen Zuthaten, mit denen das ursprüngliche Märchen ausgeputzt ist, entrücken dasselbe völlig aus seiner eigentlichen Sphäre, und schon der Gedanke, ein Märchen in Rhythmen und Reime zu bringen, beruht auf gänzlicher Verkennung des Wesens dieser Gattung naiver Poesie.

Von neuerschienenen politischen Broschüren machen wir auf zwei im brockhausschen Verlag herausgekommene Schriften:

„Rußlands sociale Gegenwart und der Aufstand in Polen“ von Aurelio Buddeus und „Zur Krisis in Ungarn. Einziges Mittel zur Lösung auf verfassungsmäßigem Wege. Von einem Unbefangnen,“ aufmerksam. Der Verfasser der letzteren kommt zu dem Schluß: Die Bewohner Oestreichs sind zu jedem Opfer bereit, welches zur Erhaltung der Machtstellung des Kaiserstaats nöthig ist. Andrerseits aber ist es Pflicht der Regierung Alles zu vermeiden, was die Erfüllung

dieser Aufgabe erschwert, ja unmöglich macht, und hierzu gehört jede Maßregel, durch welche man Ungarn zwingen will, in den Reichsrath zu treten, ehe man sich überzeugt hat, daß es auf dem Wege freier Uebereinkunft nicht zur Uebernahme jener Pflichten zu bewegen ist, welche es zur Erhaltung des Gesammtstaats leisten muß, ja zu deren Uebernahme es sich im Princip selbst bereit erklärt hat.

Das deutsche Singspiel von seinen ersten Anfängen bis auf die neueste Zeit dargestellt von H. M. Schletterer. Augsburg, Verlag von J. A. Schlossers Buch- und Kunsthandlung. 1863. 340 S.

Längst vor Erfindung des musikalischen Drama oder der Oper kannte man in Deutschland Singspiele, d. h. solche dramatische Werke, in welche Musikstücke, namentlich Gesänge sei es in überwiegender, sei es in untergeordneter Weise eingewebt sind, und wenn man bisher gewohnt war, die Geschichte des Singspiels mit dem Jahre 1764 zu beginnen, wo Weiße und Hiller die erste Operette auf das leipziger Theater brachten, so zeigt der Verfasser (er ist Kapellmeister in Augsburg), daß jenes Jahr nur den Anfang des modernen Singspiels bezeichnet, und daß es schon Jahrhunderte vorher Schauspiele mit Solo- und Chorgesängen, Tänzen und Märschen gab. Was er über die Entstehung des modernen Schauspiels, über die geistlichen Schau- und Lustspiel des Mittelalters, über die alten Fastnachtsspiele und die ersten Komödiantenbanden in Deutschland berichtet, enthält nicht viel Neues und war nur als Einleitung hier anzuführen. Dagegen bringen die folgenden Capitel, welche von dem Singspiel im Jahrhundert der Reformation, den ersten italienischen Opernvorstellungen, den ersten deutschen Opernaufführungen handeln, eine große Menge sehr interessanter Mittheilungen. Mit besonderer Sorgfalt und Ausführlichkeit ist die hamburger Opernperiode (etwa 1680—1740) geschildert. Nicht weniger werthvoll endlich sind die ferneren Abschnitte, welche den Charakter des deutschen Singspiels festzustellen versuchen und die Geschichte desselben bis auf die neueste Zeit fortführen. Daß der Verfasser die ihm zugänglichen Quellenschriften fleißig und mit Geschick benutzt hat, zeigen außer dem Text die angehängten zahlreichen Anmerkungen. Als fernerer Anhang folgen eine Anzahl von Texten alter Singspiele, von denen wir nur die Susanna von P. Rebhun, Judith und Beel von X. Betuleium, das Leyden Christi von J. Ruff, die Tragoedia Hibeldeha von Herzog Heinrich Julius v. Braunschweig-Lüneburg, den Kauffman von Th. Kirchmeyr und den Münch im Keßkorb von J. Ayrer nennen.

Auf Einzelnes einzugehen, mangelt es an Raum. Doch mögen hier ein paar Worte über das früheste hamburger Opernunternehmen Platz finden. Dasselbe war durchaus national. Mitglieder aller Stände, Aerzte, Juristen, Kaufleute, Handwerker, selbst Senatoren und Geistliche betheiligten sich als Mitwirkende. Die Sprache wie die Musik war in den ersten fünfzehn Jahren ausschließlich und auch später noch vorwiegend deutsch. Als Componist glänzte an der Bühne zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts R. Keiser, der genialste deutsche Tonsetzer in der Zeit vor Händel und Bach und wohl einer der fruchtbarsten, die je gelebt haben; denn er lieferte die Musik zu nicht weniger als 116 Opern und Singspielen. Die Librettos waren geschmacklos, und ebenso gehörten die Gesangskräfte wohl nicht zu den besten, wenigstens ist uns aus der ersten Periode kein Künstlername dieses Gebiets aufbewahrt. Dagegen zeichneten sich die Opernvorstellungen durch glän-

zende Ausstattung aus. Die Maschinerien, Versenkungen, Flugwerke und Strickleitungen waren sehr künstlich, die Malereien täuschend, bei den Aufzügen marschirten Schaaren von Pferden, Eseln, Kamelen und Elephanten über die Bühne.

In Bostels „Cara Mustapha" (1686) kamen 48 besondere Decorationen und Maschinen vor; die Seitenscenen konnte man 39, die Mittelvorstellungen mehre hundert Mal verändern. In desselben Autors „Verstörung Jerusalems" (1692) kostete allein der Tempel Salomonis 15,000 Thaler. Vortrefflich wurde das römische Capitol und der lüneburger Kalkberg dargestellt. In der letztgenannten Oper zeigte das Theater unter andern schönen Decorationen einen kaiserlichen Saal. Titus mit Gefolge trat auf und nahm Platz darin. Darauf öffnete sich der Hintergrund und ein See wurde sichtbar, auf welchem ein Ballet die Geburt der Venus darstellte. In dem „Erschaffnen, gefallnen und wiederaufgerichteten Menschen" trennte sich das Chaos in vier Elemente, Jehova baute vor den Augen der Zuschauer den Adam und blies ihm einen lebendigen Odem ein. Bisweilen schneite, blitzte und donnerte es auf der Bühne sehr natürlich. Ein Seesturm in „Heinrich der Leu" kam „sehr surprenant" heraus. Im „Bellerophon" (1707) stellte die Scene eine Gegend zu Cöln an der Spree (Berlin) mit der Königsbrücke und der darauf errichteten Reiterstatue des großen Kurfürsten vor; in der Ferne sah man eine Ecke des Schlosses mit einem Theil der Façade. Die Festoper „Minerva" (1703) schloß mit einem Feuerwerk. In der großen Loge war der dänische Resident mit andern Diplomaten anwesend. An dieser Loge nun hing ein Mercurius, „welcher, nachdem ihn hochgedachter Herr Resident mit eigner Hand angezündet, im vollen Feuer über das ganze Parterre bis auf das Hinterste des Theatri hinwegflog und das Feuerwerk in Brand brachte." Häufig wurde auch das Kunststückchen aufgeführt; daß beim „Oeffnen der Decke" (des Vorhangs) ein weißes Pferd oder ein Cupido auf einem Schwan über den Zuschauerraum hinflog, um in der großen Loge ein prächtig gebundenes Textbuch abzugeben. Trotzdem lag der Geschmack des Publicums noch sehr im Argen. Mit Gleichgiltigkeit sah man die anstößigsten Dinge, mit Wohlgefallen nahm man die rohesten Späße, die schalsten Witze auf. In dem Singspiel „Der erschaffene, gefallene und aufgerichtete Mensch", mit welchem 1678 das hamburger Haus eröffnet wurde, erschienen Adam und Eva wie auf alten Bildern im einfachsten Costüm der Natur. In „Störtebecker und Gödge Michaels", welches 1701 zur Aufführung gelangte und wohl das roheste Stück ist, das je auf die Bühne kam, floß die Scene von Ochsen- und Kälberblut über, indem die Enthauptung der Räuber vor dem Publicum stattfand. Im „Prinz Regnerus", der im folgenden Jahre zur Aufführung kam, gab es einen Tanz der Mordbrenner. Noch im Jahre 1704 saß in der Oper „Nebukadnezar" der arme dem Wahnsinn verfallene König mit großen Krallen an Händen und Füßen und am ganzen Körper mit Adlerfedern bewachsen, mitten unter wilden Thieren und heulte und brummte um die Wette mit ihnen.

Daß es anderwärts nicht besser mit dem Geschmack stand, auch die Höfe der allgemeinen Rohheit verfallen waren, ist bekannt. Zur Feier der Vermählung des Markgrafen Ernst Christian von Brandenburg-Bayreuth mit der kursächsischen Prinzessin Erdmuthe Sophie wurde zu Dresden am 3. Nov. 1662 die Oper „Il Paride" aufgeführt. Im 8. Auftritt des vierten Actes dringt Paris in seinem Liebesunge-

stüm bis in die innersten Gemächer der Helena vor. Anfangs ob seiner Keckheit gescholten, weiß er sich endlich doch Gehör zu verschaffen und sich ihr als Prinzen von Geblüt, der heftig in sie verliebt, zu erkennen zu geben. In rührenden Worten fleht er um Verzeihung wegen seiner Zudringlichkeit und um Stillung seines Verlangens. Helena, „überwunden von der Ueberzeugung des hohen Ranges ihres Anbeters und zugleich von dessen mächtigem Liebesfeuer, wirft sich auf ihr Lager und macht aus ihren Armen eine Liebeskette um des Paris Hals, und indem sie einander küssen, schließt Amor die Bettvorhänge und verläßt das Zimmer."

Die preußische Expedition nach Ostasien in den Jahren 1859 bis 1862. Aus dem Tagebuche von J. Kreyher, ehemaligem Schiffsprediger an Bord S. M. S. Arcona. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 428 S.

Wiewohl über Ostasien und die preußische Expedition dahin in Zeitschriften und besondern Reisebeschreibungen bereits hinreichend berichtet scheint, ist dieses Tagebuch doch nicht überflüssig, da es durch seine Mittheilungen über die religiösen Zustände der betreffenden Völker manche Lücke ausfüllt und auch sonst das Eine und Andre ergänzt. Von besonderem Interesse sind die Berichte über den Besuch des Verfassers in Peking und über die neueste Geschichte des himmlischen Reichs. Doch theilen wir die sehr günstige Ansicht desselben über die Taiping-Rebellen und ihr Christenthum nicht, sind vielmehr im Wesentlichen der Meinung der „Times" über den Aufstand, welche die Taipings für Gesindel erklärt und damit nach Allem, was wir von ihnen wissen, nur wenig übertreibt. England und Frankreich haben daher vollkommen recht daran gethan, daß sie die kaiserliche Regierung gegen die Rebellen unterstützten, mit denen sich kein geordneter Verkehr herstellen ließ, und deren Christenthum (der Hauptgrund, welchen der Verfasser für sie geltend macht) nur eine Carrikatur des Originals ist. Der Missionär Roberts ist kein gültiger Gewährsmann; denn abgesehen davon, daß Missionäre, wenn sie über ihre Erfolge auf religiösem Gebiet sprechen, immer mit Vorsicht aufzunehmen sind, ist dieser überdies noch ein unklarer schwärmerischer Kopf mit vorgefaßten Meinungen.

Notizen. — Von dem bülauschen Sammelwerk „Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen" (Leipzig, Brockhaus), erscheint eine zweite wohlfeile Ausgabe, von der uns die ersten zwei Bände vorliegen. — Meyers „Neues Conversationslexikon" zweite Auflage (Hildburghausen, Bibliographisches Institut) ist jetzt bis zur 94 Lieferung — Artikel Dodona — ausgegeben. — Das im gleichen Verlag erscheinende Kartenwerk „Meyers Handatlas der neuesten Erdbeschreibung", auf 50 Lieferungen, jede zu zwei Blättern berechnet, ist bis zur 18. Lieferung in unsern Händen. Wir wiederholen unsre frühere Empfehlung der beiden letzteren Unternehmen, die beide in ihrer Art recht brauchbar, mindestens preiswürdig sind.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die münchener Maximiliansstraße und der moderne Baustil.

3.

Nun zu den Privatbauten. An ihnen sollte sich die neue Bauweise ebenfalls bewähren, um — so schien wenigstens der Wille des Königs — auch den Raum für das tägliche Dasein künstlerisch zu beleben und seine Gestalt, erhoben über den bloßen Zweck des Bedürfnisses, in ein harmonisches Verhältniß zu der nachbarlichen „monumentalen" Architektur zu setzen. Wir wollen sehen, was der neue Stil aus dem Privathause gemacht hat und zunächst den Bau betrachten, der sich dafür ausgibt, wieder ein ganz eigenthümlicher Ausdruck desselben zu sein.

Der Gasthof zu den vier Jahreszeiten,

die Arbeit eines anderen, dritten Architekten. Das Haus scheint nicht ein, sondern zwei Gebäude vorstellen zu wollen, von denen jedes in der Mitte in einem Risalite einen besonderen spitzbogigen Eingang zeigt. Jeder dieser Risalite hat in seinem obersten Theile eine Art von schmaler rundbogiger Loggie, kehrt so in neuem Bauspiele die chronologische Ordnung um und läßt den romanischen Stil sich über dem gothischen entwickeln; er endigt dann über der Höhe des Hauptgesimses in einem flachauslaufenden schwächlich gekrönten Giebel. Die beiden Gebäude tragen, wie Zwillinge, ganz dasselbe Gewand; doch haben sie, wie um nicht verwechselt zu werden, einige kleine unterscheidende Merkmale. Wie die Inschriften zeigen, gehört der eine Eingang zu dem „Gasthof zu den vier Jahreszeiten", der andere zu dem „hôtel aux quatre saisons". Ferner stehen auf der deutschen Seite die Statuen des Winters und Herbstes, auf der französischen die des Sommers und Frühlings — alle übrigens in der plumpen Manier, die wir als Eigenschaft der neuen monumentalen Plastik kennen gelernt haben — zu beiden Seiten der Risalite auf Untersätzen, welche in Form von Klingelbeuteln vor der Mauer hängen. Schließlich sehen wir zuoberst in den Giebelfeldern zwei moderne Hausknechte sich herauslegen, welche durch die Grobheit ihrer Formen die deutsche Hausknechtsnatur allerdings nicht

unpassend vertreten; jeder zu beiden Seiten von dem Kopf eines seltsamen Geschöpfes aus entlegenen Welttheilen begleitet. In dieser liebenswürdigen Symbolik ist ein neuer Versuch gemacht worden, das Komische in die Architektur einzuführen, und wir können allerdings versichern, daß wir niemals einen schlechteren Witz versteinert gesehen haben. — Von diesen kleinen Unterschieden also abgesehen sind die beiden aneinanderstoßenden Gebäudetheile ganz gleich gebildet: eine Zweitheilung eines und desselben Baues, eine neue Art von „Gliederung“, für die sich ebenfalls ein zweites Beispiel so leicht nicht finden mag. Man glaubte bisher, daß ein Bau zur Gliederung eines Centrums oder doch eines Hauptheils bedürfe; doch der neue Stil versteht das besser und weiß einen Körper aus zwei Beinen zu machen.

Das Haus hat fünf Stockwerke mit mannigfach variirten Fensterformen, worunter zweimal der Spitzbogen. Eine merkwürdige Form — die denn auch einzig geblieben ist — zeigt sich in dem Fünfecke, das hier zur Fensterbildung benutzt ist. Es kann eigentlich Wunder nehmen, daß diese neue Form, die ebenso unconstructiv als unästhetisch und daher in jeder Beziehung widersinnig ist, in der neuen Straße nicht weiter ausgebeutet worden. Auch die Reihe von verglasten plumpen Vierpässen, welche unter dem Hauptgesimse einem Dachgeschosse zu entsprechen scheinen, je zwei zwischen einer Art von Trommelschlägeln, die an dem Hauptgesimse hängen, hat keine Nachahmung gefunden, und so ist dieses Gebäude doch nicht durchaus das Muster geworden, als das es vor allen andern in der Straße aufgeführt wurde. Darin aber ist es Vorbild für die übrigen geblieben, daß es durch Strecklisenen vom Erdgeschosse bis hinauf unter die Vierpaßgarnitur Mauerfüllungen bildet, in welchen die Fenster stehen. Diese Füllungen gehen nach Belieben durch ein oder zwei Stockwerke durch, je nachdem es den Stockwerksgurten oder auch den Gesimsen der Fensterbrüstungen ihre wagrechte Theilung durch das ganze Gebäude oder nur durch die Füllungen zu führen einfällt: eine Verwirrung der Theilung, die jede Massenwirkung aufhebt. In der Mitte der Höhe des Baues ist nochmals eine zweite Füllung in die erste gestellt, wodurch die Lisenen in den mittleren Stockwerken breiter erscheinen als in den unteren und oberen: wieder eine ebenso sinnreiche als geschmackvolle Neuerung. Daß dadurch der obere Theil schwerer wird, als der untere, ist natürlich: ein Mißverhältniß, das durch die Bogenfriese und Zahnschnittträger, mit welchen die Füllungen oben wagrecht abschließen, noch stärker hervortritt. Allein was liegt daran! Augenscheinlich will nun einmal diese Architektur mit den althergebrachten Grundsätzen, wie z. B. mit dem, daß das Leichte auf das Schwere zu folgen habe, entschieden brechen, um ihre Neuheit durch das Gegentheil zu beweisen.

Daher sind wohl auch die Ornamente — bald maßwerk- bald stickmusterartig — in einer Weise behandelt, die sich mit keiner Ornamentirung früherer

Zeiten vergleichen läßt. Nun, was die Neuheit anlangt, so hat dieser Architekt des modernen Stils wenigstens so viel erreicht, daß sein Gebäude auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit dem hat, was man im weitesten Sinne classisch zu nennen pflegt. Und wenn in seinem Bau die neue Strecklisenenordnung etwas derber behandelt ist, als in den späteren Gebäuden anderer, in denen sie sich zur schmächtigsten Dünnheit einzieht, so ist dagegen in demselben auch nicht einmal die Spur von künstlerischem Anflug zu finden, die sich etwa hier und da in den letzteren zeigt.

Die übrigen Privatgebäude
sind sämmtlich vom Architekten des Regierungsgebäudes. Sie lassen sich zusammenfassen, da die Grundzüge der in jenem befolgten Bauweise in ihnen wiederkehren und ihnen einen gemeinsamen Charakter geben.

Die Façade des Regierungsgebäudes ist, wie wir früher gesehen, eine die innere Raumvertheilung versteckende Maske. Diesen Charakter der Täuschung behält die Architektur ganz folgerichtig an den Privatbauten bei. Das Lügen ist ihr so zur anderen Natur geworden, daß es ihr schlechterdings nicht möglich ist, die Wahrheit zu sagen, auch dann nicht, wenn sich nicht absehen läßt, welcher Vortheil mit der Lüge erreicht werden soll.

Ob sich wohl an diesen Gebäuden ein Theil finden läßt, der wirklich das ist, was er vorstellen will? Ein Fenster, welches wirklich im Innern so groß wäre, als es sich außen zeigt; ein Hausthor, welches in der That nicht ganz oder halb Fenster wäre? Wo außen die Brüstung erscheint, liegt innen der Fußboden; wo wirklich innen eine Brüstung ist, zeigt sich außen ein blindes Fenster. Diese Bauart ist ein fortgesetztes Räthsel. Der Scheitel jenes Fensterbogens im unteren Stockwerk liegt so nahe der Fensterbrüstung des oberen, daß der hier Herausschauende unmöglich menschliche Beine haben kann. Und die Lösung? Nun, der obere Theil des unteren Fensters ist nur geschwärztes Blech und hinter diesem Scheinfenster liegt Decke und Boden. Erscheint der Mensch hier beinlos, so sieht er an einer anderen Stelle kopflos aus; denn wenn der Unglückliche am Fenster steht, zeigt er nur seine gemeinere Hälfte. — Und diese Spitzbögen oder Flachbögen, in welchen sich die dünnen Lisenen oben unter dem Hauptgesimse zusammenschließen, deuten wohl an, daß der innere Raum gewölbt ist? Keineswegs; offenbar können ja den Lisenen keine Gewölbepfeiler im Inneren entsprechen, da über der Stelle, an welcher die Bögen sich auf ihnen vereinigen, runde Oeffnungen sind, also eine Entlastung an dem Orte ist, wo, wenn ein Gewölbe dahinter läge, eine Belastung nöthig wäre. Aber was haben dann diese Bögen zu tragen? — An diesem Hause nichts; hier haben sie lediglich den Zweck, die Fenster ihrer Höhe und Breite nach einzuschränken und sie in eine demüthig verkrüppelte Form zusammenzuschieben,

die ebensowenig den Bewohnern gestattet hinauszusehen, als dem Lichte hineinzufallen. Doch dort an jenem Hause, wo die Flachbögen auf dünnen Halbsäulenstengeln fußen, scheinen sie etwas tragen zu sollen; nur nicht eine Last über sich, sondern eine Reihe von kleinen Böglein, welche ihnen unten angehängt sind. Vortrefflicher Einfall! weshalb nicht an jedes dieser Böglein noch ein Glöckchen hängen, um der Formensprache dieser neuen, nationalen Architektur eine passende Begleitung zu geben?

Und was ist mit all diesen steinernen Fälschungen erreicht? Vielleicht rhythmische Verhältnisse, welche einen Totaleindruck, der dem Wesen des Gegenstandes im Allgemeinen entspricht, und soweit eine wenigstens im Ganzen wahre Erscheinung hervorbringen? Oder etwa eine Sceuerie, die wie ein phantasievolles Gedicht sich um den Bau legt und daher um das Gerüste und Gerümpel im Inneren, welches nur dem Bedürfnisse dient, sich nicht kümmert? So wenig das Eine, wie das Andere. Mit allen jenen Lügen weiß die neue Bauweise nichts zu erreichen, als unschöne Verhältnisse und eine phantasielose nüchterne Anordnung.

Einige Thore erstrecken sich in die häßlichste Länge über zwei Stockwerke hinauf, um wo möglich mit ihrer Spitze die Brüstung des dritten zu erreichen. Wo mag hier wohl der Fußboden liegen? Die Antwort ist einfach. Nur der dritte Theil von der Höhe des Thores öffnet sich und durch diese lächerliche Oeffnung zeigt sich die Decke eines ganz niedrigen Eingangs, darüber aber an den Fenstern, welche in den auf die Mauern geblendeten hölzernen Thorflügeln angebracht sind, schwebt ein so halb im Eingang, halb im Innern harmlos lebendes Geschlecht. Und warum denn gleich drei solche Ungethüme von überstreckten Thoren nebeneinander, da nur ein Drittheil von einem einzigen wirklicher Eingang ist? Gastlich scheinen die Thore den Herbeikommenden einzuladen, und kaum findet er ein Schlupfloch, durch das er eintreten kann. Auch wird die Façade durch einen solchen Pleonasmus nur verunstaltet. Ihr Ansehen könnte nur gewinnen, wenn sie blos einen einzigen entsprechend großen Eingang hätte; zumal diese Architektur nicht zu wissen scheint, daß einem großen Thore auch eine entsprechend starke Einrahmung zu geben ist und dieselbe nicht noch dürftiger sein darf, als die ohnehin schon zur möglichsten Dünnheit zusammengeschrumpften Einfassungen der Fenster.

Nun die Gliederung und künstlerische Anordnung. Vom Boden bis zum Hauptgesimse hinauf (wenn einige handbreit ausladende Profilchen, hier und da auf winzige Tragsteinchen oder Bogenfrieschen gesetzt, sich so nennen können) steigen schmächtige Lisenen in die Höhe, die kaum sich über die Wandfläche hinauswagen, und schließen, wie schmale Säume, unendlich überstreckte Füllungen ein, die ihrerseits in der Form schmaler, langer, regelmäßig durchlöcherter Handtücher neben einander hängen. Fenstersohlbänke und Gurten müssen

natürlich so dünn als möglich sein, um an den schwachen Lisenen sich todt laufen zu können; denn über dieselben hinüber zu schneiden, machen nur einige einen zudem äußerst schüchternen Versuch. Hier und da sind einige Füllungen etwas breiter, so daß zwei oder drei gekuppelte schmale Fenster darin Platz haben, die sich dann öfter in Spitzbogenform oben schließen; hart daneben stehen viel breitere Oeffnungen mit horizontalem Abschluß. Daß den breiteren Oeffnungen eher die Bogenform zukommt und die schmalen besser dem scheitrechten Abschluß sich bequemen können, sieht wohl, wenn sie nebeneinander stehen, jedes statische und künstlerische Auge. Allerdings finden sich in Venedig, welches in einer gewissen Periode dem Islam das Eine und Andere von seiner phantastischen Architektur entnahm, auch solche Zusammenstellungen; und so mag sich die neue Architektur mit Vielem, was uns verkehrt scheint, auf Vorbilder aus anderen Ländern und Zeiten berufen. Gut; wenn sie nur auch die Fülle und Zierlichkeit der Formen, die jenen Vorbildern eigen ist, beachtet und ebenfalls copirt hätte, statt blos von ihren besonderen launenhaften Zügen aufzunehmen, um der kläglichen Dürftigkeit ihrer eigenen Phantasie damit aufzuhelfen. — Wohl wagen sich da und dort auch einige kleine Balkone vor die Umfassungsmauern hinaus, um der Plattheit der Flächeneintheilung einiges Relief zu geben. Ganz brav; wenn sie nur etwas muthiger aufgetreten wären und dem Eisengusse bessere Formen für die Geländerbrüstungen geliefert hätten.

Die Gesimsgliederung und Profilirung, welche den Bau wagrecht scheidet, die Theile trennt und verbindet, die Oeffnungen umrahmt und krönt, liefert eine Scala von so unendlich vielen Ausdrücken, daß der Architekt, welcher dieses Mittel zu beherrschen weiß, schon damit der äußeren Erscheinung des Baues ein seinem Wesen entsprechendes Gepräge zu geben vermag. Die neue Architektur macht durchgängig — auch in den öffentlichen Bauten — von diesem Mittel nur einen furchtsamen, ausdruckslosen, zudem fast niemals richtigen Gebrauch. Man scheint sich vor dem Geständniß, daß das Wohnhaus seinem Wesen nach wagrecht in Stockwerke gegliedert sei, förmlich zu scheuen; man scheint vielmehr der Neuheit wegen einmal den Eindruck machen zu wollen, als lägen hier die Stockwerke senkrecht neben einander. Und überall zeigen die Gliederungen dieselbe gleichgiltige Magerkeit und Schwäche, ob sie nun Haupt- oder Nebentheile, einen kleinen Theil oder das Ganze einschließen und begrenzen. Deshalb spricht sich auch nirgends ein kräftiger Unterbau aus, den doch die hohen Gebäude vor Allem verlangen; und in derselben Weise sind die Kämpfer der Pfeiler und die Archivolten der großen Oeffnungen so dünn profilirt und so schwächlich eingefaßt, daß diese Theile, welche die größte Widerstandskraft zeigen müßten, durch ihre scheinbare Gebrechlichkeit das Auge vielmehr beängstigen.

Auch von der Natur des Ornaments, das die Gliederungen, wie über-

haupt die structive Bestimmung der Glieder als ihr lebendiger Ausdruck zu begleiten hat, hat der neue Stil dieser Wohnhäuser keinen oder einen ganz verkehrten Begriff. Er weiß nichts davon, daß das Ornament die Eigenschaften des Activen und Passiven, des Beginns und der Endung, der Trennung und Zusammenfassung, welche in der Function der Glieder liegen, in seinem Formenspiele nachdrucksvoll anklingen lassen, daß es mit stärkerem Anschlage die Punkte, an denen die Kraft sich sammelt, markiren, die, an denen die Bewegung aufhört, mit gezogenerem Nachklange verschweben lassen soll. Ein Beispiel für viele. Der Schlußstein eines Gewölbes ist der Theil desselben, welcher die größte Pressung zu erleiden hat und daher in verschiedenen Perioden des Gewölbebaues, als seinem Dienste gewachsen, durch stärkeres Hervortreten und durch eine, besondere Kraft andeutende, ornamentale Form bezeichnet ist. Der neue Stil, welcher die Gedanken der Alten überall, wo er von ihnen Gebrauch machen will, mißversteht, markirt bisweilen auch den Schlußstein. Aber wie! er setzt ein schwaches Blümchen darauf, nicht hervortretend, sondern in eine Vertiefung, die er in dem Schlußstein anbringt, und durch welche er also denselben, statt ihn recht kräftig erscheinen zu lassen, vielmehr schwächt. Ueberall begegnen wir diesem Unverständniß. Nicht einmal das Oben und Unten, die wagrechte und senkrechte Erstreckung weiß dies moderne Ornament anzudeuten, und in dieser Verlegenheit sucht es sich damit zu helfen, daß es sich überall neutral verhält, d. h. sich einförmig, sinn- und bedeutungslos nach allen Seiten gleichmäßig verbreitet. Daher kennt es hauptsächlich nur die rosettenartige Bildung, eine Form, die nur in neutrale Füllungen paßt, hier aber überall auftritt, selbst da, wo sie schlechterdings nicht hingehört. Und mit dieser Armuth kokettirt man noch; nicht selten werden diese Rosetten, die zudem von derber unschöner Zeichnung sind, noch recht hervorgehoben, indem allein sie an der dünn und schmächtig ausstaffirten Façade ein Relief erhalten, das man durch einen tiefer gefärbten Grund noch wirksamer zu machen sucht.

Das einfache Gesetz endlich, daß das Hauptgesimse oder die Krönung, der Abschluß der Umfassungsmauern nach oben eine kräftige Höhe und Ausladung erhalte, die zu der Höhe des ganzen Hauses in einem gewissen Verhältniß stehen müsse, ein Gesetz, das vor dieser neuesten Epoche der Architektur wohl immer beobachtet wurde, ist in dieser durchgängig verletzt. Hartnäckig behält sie auch bei dem Hauptgesimse die überall beobachtete Dünnheit bei: die Kopflosigkeit der Mauern ist die letzte und nothwendige Folge der Dürftigkeit und Beschränktheit, mit welcher das Ganze behandelt ist. Doch tragen einige Gebäudetheile einen weiter ausladenden Dachkranz, indem die hölzernen Dachsparren über die Mauern hinausspringen, ohne daß sich irgend absehen ließe, weshalb sie diese anspruchsvolle und doch ärmliche Art von Ausladung vor dem übrigen Bau voraus haben. Doch wie dem auch sein mag: dieses Stückchen

ländlicher Idylle urplötzlich über den fünf bis sechs Stockwerke hohen städtischen Wohnhäusern, die den Anspruch machen, Palastarchitektur zu sein, ist von rührender Naivetät. Seitdem die liebenswürdige Naturalistik der ländlichen Bauart an den niedrigen Wohnhäusern, Scheunen und Ställen der Landleute, welchen sie so vortrefflich anstand, leider immer mehr verschwindet, scheint sie sich in die Stadt zu flüchten, wo sie von dem neuen Stile mit dem gewohnten Unverständniß als willkommene Bereicherung für sein Formendurcheinander aufgenommen wird. Auch geradezu entgegengesetzte Bauweisen in die unnatürlichste Verbindung zu bringen, scheut sich diese Architektur nicht. Doch sollte wenigstens die Baupolizei ein Einsehen haben und diese leicht Feuer fangenden und fortpflanzenden Dachkränze um so weniger dulden, als an ihnen eine schlimme Erfahrung in derselben Straße schon einmal gemacht worden. —

Genug und schon zu viel; gälte es, den Gegenstand zu erschöpfen, so würde man kein Ende finden. Wollten wir noch nach der praktischen Zweckmäßigkeit der innern Räume fragen, so würden uns die Hausbewohner wohl ein Stücklein erzählen können. Daß ein Architekt, der in der Façade über die innere Raumvertheilung zu täuschen und die Zweckbestimmung des Baues zu verheimlichen sucht, weil er sie nicht auszusprechen weiß, es verstehen sollte, durch eine praktische und verständige Anordnung für das Behagen und die Bequemlichkeit des häuslichen Lebens zu sorgen, ist nicht wohl anzunehmen. Dahinaus, in der zweckmäßigen und heimlichen Einrichtung des modernen Privathauses, die vielleicht auch in einer bescheidenen künstlerischen Weise sich äußerlich aussprechen könnte, liegt eine wenn auch beschränkte, doch immerhin dankbare Aufgabe der heutigen Architektur. Unsere Zustände bringen es so mit sich, daß der Einzelne, von der Oeffentlichkeit zurückgedrängt, fast nur in seinen vier Wänden lebt und der Ausbildung seiner Individualität nachhängt, und so sollte hier die Baukunst aus der Noth eine Tugend machen. Aber es ist Thatsache, daß es sich nicht leicht wo kahler und unbequemer wohnt, als in den münchener Neubauten. — — —

Der Leser, der den ermüdenden Gang durch die neue Straße mit uns gemacht hat, mag nun entscheiden, ob das Bild, das wir ihm Anfangs von ihrem allgemeinen Eindruck entworfen haben, zu grell war. Das eigentliche Geheimniß des neuen Baustils war, wie wir gesehen, nicht schwer zu finden. Doch lohnt es sich, wegen der Bedeutung des ganzen Unternehmens, wohl der Mühe, seine gemeinsamen Grundzüge noch einmal hervorzuheben.

Vorab drängt sich die neue Strecklisenenordnung, auf die man sich nicht wenig zu gute thut, ins Auge. Die Lisene, vornehmlich von der romanischen Baukunst ausgebildet, bezeichnet ursprünglich im Außenbau das Wider-

lager entweder für die inneren Bunde der Dachconstruction oder für den inneren Gewölbebogen, dann — verbunden mit dem Rundbogenfries — ist sie der Ausdruck für den inneren Gewölbebau überhaupt. Abgetrennt von diesem — wie in der neuen Architektur — hat ihre zudem einförmige Gestalt schlechterdings keine Bedeutung; sie zeigt weder eine Gliederung noch eine tragende Kraft an. So angewendet ist sie nichts als ein unnützer Mauerstreifen, in seiner häßlichen Gestrecktheit und seiner öfteren Wiederkehr von der eintönigsten Langeweile, das Zeichen der armseligsten Erfindung.

Dann der Spitzbogen. Es scheint unnöthig zu wiederholen, daß diese Schöpfung des gothischen Stiles ein in das Ganze desselben streng eingefügtes Glied ist. Er ist die nothwendige Folge der den ganzen Bau aufwärts treibenden Richtung und des Strebens nach Einheit in der Mannigfaltigkeit des Gewölbebaues, wie er andrerseits der eigenthümliche Ausdruck der mittelalterlichen Weltanschauung ist. Abgelöst von diesen Bedingungen ist er durchaus zwecklos und wird, da er der wagrechten Gliederung, auf welche das moderne Baubedürfniß angewiesen ist, grundsätzlich widerstrebt, für moderne Zwecke vorab für Wohnhäuser organisch sich kaum verwenden lassen. Der neue Stil hat ihn beigezogen als das gewünschte natipnale Element — das er indessen, wie schon früher erwähnt, nicht einmal ist — und ihn vornehmlich zu Arkaden gebraucht. Eine Form, zu der gerade der Spitzbogen viel weniger tauglich erscheint, als der Rundbogen; denn dieser trägt den Blick im Fluß der Bewegung die geschwungene Linie auf und nieder, er bildet wie von selbst die Reihe, während bei den Spitzbogenarkaden die Linie gebrochen ist und das Auge an jedem Bogenscheitel hängen bleibt. Im Uebrigen verwendet die neue Bauweise den Spitzbogen rein decorativ, und gerade diese streng structive Form zusammenhangslos in der Mauer schweben zu sehen, macht den widerlichsten Eindruck.

Mit seinem Lisenenwesen und der Beihilfe des Spitzbogens verrannte sich der neue Stil in eine so einseitige verticale Richtung, daß ihm die wagrechte Gliederung gänzlich abhanden gekommen ist. Er kennt, wie wir gesehen, den Gebrauch der Gesimse nicht; er hat keine Ahnung davon, daß diese, die den Conflict der Kräfte und Lasten in ihrem Zusammentreffen ebensowohl aussprechen als lösen, die verschiedenen Bautheile sowohl entschieden trennen, als organisch in einander überführen; daß gerade sie der volle künstlerische Ausdruck der structiven Gliederung sind. Man hat sie treffend mit den Gelenken des organischen Leibes verglichen; denn in ihnen ruht das Leben und der Rhythmus der Bewegung. Ihre Bildungen sind die unvergängliche Schöpfung der antiken Architektur, und noch keine Bauweise, den gothischen Kirchenbau etwa ausgenommen, vermochte sich, wenn sie dieselben auch umgestaltete, von ihnen loszureißen. Und gerade sie kann die Neuzeit, die in ihrer Weltlichkeit und

der Breite ihrer Bedürfnisse von der Erde Besitz nimmt und wagrecht ihren Bau in Stockwerke theilt, am wenigsten entbehren, und hier wird das Vorbild der Renaissance kaum zu umgehen sein. Die neue Bauweise aber, in ihrer bornirten Abneigung gegen beide, Antike und Renaissance, wollte, so gut es ging, ihre verhaßten Formen los werden, und doch ließ sich mit ihnen, da sie eine innere Nothwendigkeit haben, nicht ganz brechen. Es galt also, sich mit ihnen irgendwie abzufinden. Nur ein so verzwicktes Verhältniß kann die unglaubliche Sinnlosigkeit ihrer Anwendung erklären. Man verdünnte die Profile zu körperlosen Papierstreifen, zu schmächtigen Fadensträngen und zerriß ihre fortlaufende Einheit, welche als die verbindende, den ganzen Bau umfassende und zusammenhaltende Kraft ihr eigentliches Wesen ausmacht, zu einer Unzahl abgeschnittener Fetzen, die man überdies nicht selten an den unrechten Stellen anbrachte. Wo sich aber der fortlaufende Zusammenhang wie beim abschließenden Kranzgesimse nicht vermeiden ließ, da wußte man ihren Charakter durch die armseligste Magerkeit und die verkehrteste Anordnung der Glieder gleich gründlich zu zerstören.

Und so entstand der widersinnigste Bau. Nirgends ein Gegensatz von Linien, eine Gliederung, ein organisches Wachsen, nichts, was getragen wird und keine tragenden Kräfte; überall nur eine zufällige Menge aufgerichteter Mauerstreifen und dazwischen gestellter, beliebig angeordneter Füllungen. Ein Bau, der ohne Abschluß in die Luft hinauffährt und dort von der Dachlinie abgeschnitten wird; der wie verschüttet aus der Erde heraussteht, denn wie an der Krönung, so fehlt es am Unterbau. Ein solches Verwachsensein mit dem Boden stand allenfalls dem Mittelalter an, das einerseits mit dunkler Sinnlichkeit unfrei an der Erde haftete und andrerseits seine Spitzen ätherisch in den Himmel streckte; eine Baukunst aber, die in einer Zeit entwickelter Bildung klar und entschieden für weltliche Zwecke thätig ist, bedarf der kräftigen Basis, mit der sie ebenso sicher auf dem Boden ruht, als energisch sich von ihm abhebt und zum Aufsteigen ansetzt. Und wie dieser Architektur Anfang und Ende, so fehlt ihr auch in der Breitenausdehnung mit den umspannenden Profilen die feste Umschließung: ein Windstoß, so scheint es, und der Bau fällt nach allen Seiten auseinander. Endlich gebricht es dieser lose zusammengefügten Masse fast in allen Gebäuden am Centrum, an der vollen sicheren Mitte, von der als dem Kern des Baues Leben und Gestaltung über das Ganze sich zu verbreiten haben. Ein im festen Stein doppelt widriges Bild der Unfertigkeit; ein Körper, der nur eine Richtung, die der Höhe, kennt, und auch diese verkehrt in einem Nebeneinander falscher Formen ausspricht, der Breite aber wie der Tiefe nach völlig gestaltlos ist.

Mit diesen Grundgesetzen der Gliederung mangelt zugleich der neuen Bauweise alles **Verhältniß**. Sie hat keine Ahnung von der geregelten Verthei-

lung der Massen und Kräfte; sie handelt überall der haushälterischen Ordnung zuwider, welche die Architektur nothwendig einhalten muß. Bald ein Zuviel, bald ein Zuwenig; Kraftaufwand und Kraftersparniß immer an der unrechten Stelle. Es fehlt durchaus jene „gegenseitige Spannung des Ganzen, worin Alles trägt und getragen, hält und gehalten wird“ (Vischer). — Zudem sucht der neue Stil, auf das Kolossale und Pomphafte gerichtet, durch einen falschen monumentalen Schein, durch große Dimensionen einzelner Gebäudetheile — hohe Arkaden, überstreckte Thore und Fenster u. s. w. — über die innern Raumverhältnisse zu täuschen. Indem er dann doch in andern Theilen den bescheidenen Anforderungen, welche das heutige Leben an die Architektur stellt, sich fügen muß und in der Ausstattung mit dem Kolossalen eine leere, kleinliche Zierlichkeit verbindet, entsteht ein Ganzes von der abenteuerlichsten Mißgestalt.

Also keine structiven Formen, keine Wechselwirkung der Kräfte, keine Gliederung, kein Verhältniß: so fehlt zum architektonischen Organismus geradezu Alles. Damit gebricht es zugleich an allen Bedingungen zur eigentlichen Schönheit der Baukunst. Hier ist schlechterdings keine Spur von einem Rhythmus der Massen und Verhältnisse, von einem lebendigen Einklang sich treffender, sich scheidender Formen, von dem satten, harmonischen Schein eines organisch bewegten und doch streng gemessenen, festgefügten Lebens.

Was schließlich den Charakter dieser modernen Bauweise ausprägt, ist ihre ebenso phantasielose als widersinnige Verwendung des Ornaments. Wo weder Sinn für Schönheit noch Verständniß für das innere Leben des Baues ist, da muß das Ornamentenspiel leer und bedeutungslos, albern und abgeschmackt werden: eine Tändelei mit zusammengesuchtem Flitter, den sich die herabgekommene Architektur auf ihr kahles, geflicktes Kleid näht. Von dem Wesen des Ornaments hat die neue Straße keine Ahnung. Sie weiß nicht, daß es die innere Dienstleistung des Gliedes, wie das Verhältniß der Glieder untereinander in lebendigem Formenspiele versinnlicht, daß es die bauende Kraft des tektonischen Körpers gleichsam ausklingen läßt in die heitere Gestaltenwelt des Organischen oder in das phantasievoll verschlungene Spiel der Linie. Daher gebraucht sie es als ausdruckslose Verzierung, welche der todten Masse wie geliehener Schmuck angehängt wird. Daher auch, da sie das Ornament in seinem eigenthümlichen Leben nicht fassen kann, kennt sie nur die armseligsten Formen desselben, auch diese nur in roher, schablonenartiger Ausführung und wird nicht müde, sie nach Belieben, wo es auch sei zu wiederholen. So kommt es, daß das Ornament fast immer, statt die structive Leistung auszudrücken, ihr vielmehr widerspricht. Der ganze Reiz aber der ornamentalen Ausstattung geht auf diese Weise völlig verloren.

Und so besteht das ganze Princip des neuen Baustils, wenn hier von einem Princip die Rede sein kann, in jener sinnlosen Lisenenordnung, in welche

willkürlich herbeigezogene Formen der verschiedenen Stile, von ihrem structiven Wesen abgetrennt, äußerlich eingereiht werden. Ein Verfahren, in welchem nicht nur die verschiedenartigsten Formen in der verkehrtesten Weise zusammengekoppelt, sondern zugleich die allen Stilen zu Grunde liegenden elementaren Gesetze der Baukunst verletzt werden; in welchem jede Ordnung aufgelöst ist und in einem Athem der architektonische Verstand und die künstlerische Phantasie ihren Bankrott erklären.

Und eine solche Architektur sollte der Ausdruck der allgemeinen Stimmung, des modernen Gesammtlebens sein? Sie sollte die herrliche, fruchtbare Aufgabe, die der König ihr stellte, in seinem Sinne gelöst haben? Sie wollte die nationale Baukunst sein und den Stil der Zukunft begründet haben? Schlimm, wenn diese Architektur das Kennzeichen für die geistige Fähigkeit und die sittliche Bildungsstufe des bayerischen Volkes wäre. Allein glücklicherweise ist sie es nicht, sie kann es nicht sein, da sie nichts ist als der ungereimte Einfall und das zufällige Machwerk von zwei oder drei Individuen, die nicht einmal von den ersten Grundsätzen der Architektur einen richtigen Begriff haben, geschweige, daß sie den Sinn des Gesammtlebens in neue Formen zu fassen vermöchten.

Allein daß diese Ungereimtheit, das Werk einiger Köpfe, welche nach Neuerung streben, weil ihnen der Inhalt der Bildung und das Verständniß der Kunst wie der Geschichte fehlt, in Stein als bleibendes Denkmal aufgeführt wird und sich das Ansehen monumentaler Architektur gibt, das macht sie verhängnißvoll. Der Reiz auch der falschen Neuheit ist gefährlich und ist es doppelt, wenn sie tagtäglich dem Volke in einer großen Form des öffentlichen Daseins vor Augen tritt und so allmälig den Schein der Gediegenheit, des berechtigten Daseins erhält, mit dem sie den Sinn der Menge gefangen nimmt. Wie vorab die Architektur als die B a s i s der b i l d e n d e n K ü n s t e den Charakter derselben mit bestimmt, ist schon oben bemerkt; und wenn auch diese ihre neueste Form aus dem naturgemäßen Boden des allgemeinen Bedürfnisses und Kunsttriebes nicht hervorgegangen, also im eigentlichen Sinne des Wortes bodenlos und daher zunächst nur von matter Wirkung ist, so kann doch das bequeme Beispiel, wie launenhafte Willkür und die oberflächlichste Kenntniß mit den Aufgaben selbst der strengsten Kunst fertig zu werden wissen, nur den verderblichsten Einfluß auf die übrigen üben. In einer Zeit, in der die Kunst unselbstständig ist und keinen festen Grund unter den Füßen hat, greift, zumal wenn die Architektur vorangeht, ein leeres Spiel mit unverstandenen Formen schnell um sich und stumpft ebensowohl die Empfindung des Schönen ab als es die Phantasie gewöhnt, in der Form nur eine kokette lügnerische Maske zu sehen. Ist einmal die Kunst auf diesem Wege, so geht sie unaufhaltbar dem ärgsten Verfall zu.

Schlimmer noch, weil rascher und unmittelbarer ist die Wirkung der neuen münchener Bauweise auf die Gewerke. Von der Flüchtigkeit und der Unsauberkeit der Arbeit ist bei den einzelnen Bauten die Rede gewesen. Der Architektur, die lediglich auf den äußerlichen decorativen Schein ausgeht und auch in diesem phantasielos ist, kommt es auf die feine sorgfältige Ausführung ihrer Formen durch den Handwerker nicht an; sie weiß diesen nicht heranzubilden, zieht ihn vielmehr mit sich in einen groben Mechanismus der Arbeit hinab. Und da sie die mächtigste Aeußerung des Culturlebens in seiner äußerlichen Thätigkeit ist, zu der fast alle Zweige des Handwerks mitwirken, so verdirbt sie dasselbe gründlich und stößt ihm so den goldenen Boden aus, den es nicht sowohl für den Einzelnen, als für das ganze Volk hat.

Ein Wort darüber zu sagen, wie eine solche Architektur auf die Bildung des letzteren, des Volkes überhaupt wirkt, ist wohl überflüssig. Wenn es im Willen des Königs lag, durch die neue monumentale Architektur den Sinn seines Volkes für die heitere Welt der Kunst zu beleben und zu entwickeln, so haben auch diese Absicht die neuen Architekten in ihr gerades Gegentheil verkehrt. Ist aber richtig, was man vernimmt, daß alle neuen öffentlichen Bauten des Staats und der Gemeinden in Bayern diesen Baumeistern überlassen oder doch ihrer Prüfung unterworfen werden: so wird dies neue bald allgemein verbreitete Afterbild der Kunst nicht nur auf den ästhetischen Sinn des Volkes, sondern auch auf seine ganze innere Bildung einen häßlichen, verdunkelnden Schatten werfen. —

μ. ρ.

Die deutschen Turner.

Wenn wir im Folgenden die Entwickelung des deutschen Turnwesens ausführlicher Betrachtung unterwerfen, so geschieht dies, weil dieselbe in mehr als einer Hinsicht zu den erfreulichsten Erscheinungen des Regenerationsprocesses zu gehören scheint, in welchem die deutsche Nation gegenwärtig begriffen ist. Die geregelten gemeinsam betriebenen Leibesübungen, wie sie die letzten Jahre in weite Kreise des Volkes eingeführt haben, sind keine flüchtige Mode, die über kurz oder lang einer andern Liebhaberei Raum geben wird, sondern in der That die Erfüllung eines Bedürfnisses und ein Grund zu schönen Hoff-

nungen. Um indeß von vornherein Mißverständnisse abzuschneiden, bemerken wir gleich hier, daß wir die Meinung, welche das Turnen wie eine Kunst höherer Ordnung um seiner selbst willen betrieben und gefördert sehen will, nicht theilen, daß wir überhaupt manche Erwartungen von seiner Wirkung für übertrieben halten, und daß wir namentlich die Ansicht, welche in ihm ein Erziehungsmittel für den Liberalismus erblickt, als eine irrthümliche betrachten. Es scheint uns nicht von Bedeutung für den Werth eines Mannes, ob er die Riesenwelle correct auszuführen versteht oder nicht. Wir geben zwar bereitwillig zu, daß dem deutschen Städter eine Kräftigung, dem deutschen Landvolk größere Gewandtheit und Gelenkigkeit noththut, und wir leugnen nicht, daß das Turnen, indem es diese Eigenschaften mittheilt, den physischen Muth steigert. Es ist aber gegen die Erfahrung, zu behaupten, daß in einem starken Leibe nothwendig und unter allen Umständen auch ein starker Wille wohnen müsse. Und was die directe Wirkung von Reck und Barren auf den politischen Sinn betrifft, so sehe man sich das Königreich Sachsen an. Man wird in turnerischer Beziehung ein Musterland, in Betreff politischer Bildung und Strebsamkeit dagegen nahezu das absolute Zero, die kläglichste Schlaffheit und Verkommenheit vor sich haben.

Damit soll nicht in Abrede gestellt sein, daß die Turnkunst indirect, vorbereitend, auf eine bessere Gestaltung des politischen Zustandes der Nation wirkt. Zunächst dadurch, daß es die Massen discipliniren hilft. Norddeutschem Wesen entsprossen, theilt es, in rechter Weise und mit Fleiß und Ausdauer geübt, jedem mehr oder minder etwas von jener Strammheit und Strenge mit, welche, in Norddeutschland vorzüglich zu Hause, in Preußen durch die allgemeine Wehrpflicht gehoben und ausgebildet, im deutschen Volkskörper wie das Knochenwerk im individuellen Organismus functionirt. Dann ist es die beste Vorschule für die Zeit, wo an eine gründliche Umgestaltung unsrer militärischen Verhältnisse Hand angelegt werden kann. Endlich aber wird es im Verein mit andern frisch und fröhlich betriebenen Künsten der Gegenwart jene seit lange verloren gegangenen Gelegenheiten zurückführen, bei welchen das Volk in glänzenden Spielen sich seiner eigenen Kraftfülle und Streitbarkeit in freudiger Begeisterung bewußt wurde.

Das Turnen kann nicht Selbstzweck sein, wie eine gewisse Schule, die sich bisher als die orthodoxe ansah, behauptet. Dagegen wird es uns, überall im Vaterlande zu der ihm gebührenden Geltung gelangt, treffliches Material zu gewandten und raschen, straffen und jeder Strapatze trotzenden Kriegsleuten schaffen. Es wird, wofern der im Schützenbund gelegte Keim, von Volk und Regierungen mehr als bisher unterstützt, sich besser entfaltet, im Verein mit diesem der Frage, ob zwei oder drei Jahre Dienst bei der Fahne, sehr viel von ihrer Wichtigkeit nehmen; denn ein Rekrut, der als tüchtiger Turner und geübter Schütz in das Heer tritt, wird sicher keine drei, vielleicht keine

vollen zwei Jahre Abrichtung bedürfen. Andrerseits aber wird die Turnerschaft, einen allgemeinen deutschen Schützenverein zur Rechten, einen solchen Sängerverein zur Linken, uns einst für den Frieden Nationalspiele geben können, die Alles, was das Alterthum von derartigen öffentlichen Festlichkeiten sah, und ebenso alle Turniere und Schießfeste des Mittelalters an Glanz, Reichthum und begeisternder Wirkung auf die Seele des Volkes weit hinter sich lassen werden. Was bis jetzt in dieser Hinsicht versucht wurde, waren bloße Anfänge, aber wie mächtig wirkten schon diese Anfänge auf die Gemüther!

Indem wir nun einen Ueberblick über die Geschichte und den gegenwärtigen Stand der Turnerei in Deutschland geben*) senden wir nur noch die Bemerkung voraus, daß die Kunst Jahns in dem letzten Vierteljahrhundert sich nicht nur außerordentlich verbreitet, sondern auch ihre Qualität wesentlich gebessert und sich namentlich mancherlei Unarten und Geschmacklosigkeiten, die ihr zu Anfang anhingen, bis auf geringe hier und da noch sichtbare Reste abgewöhnt hat. Die gemüthliche Confusion, die manierirte Biderbheit, die vierschrötige Deutschthümelei, mit der sie in den zwanziger Jahren alle Leute von Lebensart abstieß, ist so ziemlich ganz von den Turnplätzen gewichen. Praktischen Sinns hält man sich an den Kern der Sache, und wo irgend ein guter Junge etwa noch Neigung zeigt, die Thorheiten des Alten im Bart zu copiren, wird er nur zur lächerlichen Figur.

Mit der Unterdrückung aller patriotischen Bestrebungen, welche im Gefolge der Freiheitskriege aufgetreten, fiel auch die Turnerei. 1818 schloß die Hand der Reaction die Turnplätze zu Liegnitz und Breslau, 1819 hob der Geist der karlsbader Beschlüsse alle noch offen gebliebenen in Preußen auf, ein Jahr darauf hieß derselbe böse Geist die Turner von Frankfurt a. M. auseinandergehen, 1824 Verbot des Turnens in Jena, 1825 in Leipzig. Nur an wenigen Orten herrschte eine mildere Praxis gegen die hochverrätherische Kunst. So auffallender Weise in Mecklenburg, so in dem seit lange schon mit Verstand und Wohlwollen regierten Oldenburg, so in Braunschweig, Hamburg und Lübeck. Auch wurden in Schnepfenthal und Berlin, hier durch Eiselen, in Stuttgart und München, hier unter Leitung Maßmanns, noch Leibesübungen betrieben. Doch durfte man das Kind nicht mehr beim rechten Namen nennen. Löbliche Polizei gestattete nur die Bezeichnung „Gymnastik", unter welcher Firma (um keinen der Reste, welche das Diluvium überdauert, unerwähnt zu

---

*) Wir folgen dabei auszugsweise der von uns kurz schon angezeigten Schrift: „Statistisches Handbuch der Turnvereine Deutschlands von Georg Hirth", welche, im Auftrage des Ausschusses dieser Vereine geschrieben, in Leipzig bei Ernst Keil erschienen ist, und die auf 302 enggedruckten Seiten den Gegenstand in wünschenswerthester Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit darstellt.

lassen) der selbstgefällige, marktschreierische Werner von 1830 an in Dresden, später in Dessau eine Anzahl von Kunststückchen lehrte, die ungefähr wie Turnerei aussahen.

Erst Ende der dreißiger Jahre trat ein Umschwung zum Bessern ein, indem 1838 den preußischen Provinzialschulcollegien freigestellt wurde, das Turnen in den Schulen einzuführen. Rechtes inneres Leben aber gewann die Sache erst, als im August 1841 Maßmann aus München zum Organisator der Turnerei in Preußen nach Berlin berufen wurde, und als im Juni des nächsten Jahres eine königliche Cabinetsordre bestimmte, „daß die Leibesübungen fortan als nothwendiger unentbehrlicher Bestandtheil der Erziehung in den Kreis der letzteren aufgenommen und zunächst mit den Gymnasien, höhern Stadtschulen, Schullehrerseminarien und Militärschulen verbunden werden sollten.“ Dieser Ordre folgte die Ministerialverfügung vom 7. Februar 1844, welche die Einführung des Turnens in den preußischen Lehranstalten vollends sicher stellte. Preußens Beispiel wurde von fast allen deutschen Staaten nachgeahmt, und zu gleicher Zeit fand die in den meisten hierauf bezüglichen Regierungsverordnungen ausgedrückte Idee einer Neugestaltung des Schulturnens in Spieß einen der Aufgabe wohlgewachsenen Vertreter, dessen Anschauungen aus der Schweiz sich nach Deutschland verpflanzten und hier weithin die verdiente Anerkennung erwarben.

Daß vom Volke diese Umkehr der Regierungen freudig begrüßt und ungesäumt benutzt wurde, zeigen die zahlreich in jenen Jahren neubegründeten Turnvereine. Die ersten derselben waren der Männerturnverein in Frankfurt a. M., welcher 1833, und der in Plauen, welcher im Jahre darauf entstand. Dann folgten verschiedene sächsische, mittelrheinische und schwäbische Städte, und das Jahr 1846 fand schon ein über das ganze Vaterland verbreitetes Netz von Turnvereinen Erwachsener vor, die sich gruppenweise zu gemeinsamen Turnfesten zusammenschlossen. Das erste dieser Feste wurde von den Turngemeinden Frankfurts und Hanaus 1841 in Frankfurt, das zweite 1842 zu Mainz, das dritte 1843 in Hanau abgehalten. Ihnen folgten die schwäbischen Turnfeste: 1844 in Gmünd, 1845 in Reutlingen, 1846 in Heilbronn sowie die auf dem Feldberg bei Homburg. Am 31. October 1846 vereinigte ein Turntag zu Dresden 54 Vereine des Königreichs Sachsen, und wenn die Regierung ein auf Pfingsten 1847 nach Leipzig angesetztes Turnfest verbot, so fand Anfangs August desselben Jahres ein solches in Frankfurt a. M. statt, und ein ähnliches versammelte im October zu Iserlohn die Turngenossen des Niederrheins.

Die Jahre 1848 bis 1850 brachten wieder einen Rückschlag. Die meisten Turnvereine gaben sich rücksichtslos den Strömungen der Erhebung hin. Unklar über das, was zu erstreben, befangen in Beurtheilung ihrer materiellen Mittel, im Irrthum über die Bedeutung des Turnens selbst, wurden sie, namentlich in

Süddeutschland, vor Allem in Hanau, die Beute leichtsinniger, unwissender und fanatischer Demagogen. Die Turnplätze verwandelten sich vielfach in politische Clubs. Mit den Turnbundsideen, den Turntagen von Hanau und Eisenach ging die bisherige glückliche Entwickelung den Krebsgang, und die hereinbrechende Reaction vernichtete durch Verbote, was nicht von selbst zu existiren aufhörte. In manchen Gegenden überlebte kein einziger Verein das Jahr 1850. Verhältnißmäßig gut war es in dieser Zeit nur in Sachsen, wo 1853 noch 32, und in Würtemberg, wo im selben Jahr noch 24 Turngemeinden bestanden, bestellt. Am rüstigsten zeigte sich Leipzig, dessen sehr zahlreicher Verein seit seiner Gründung (1845) niemals geruht hat. Von andern Pflanzstätten der Turnkunst, welche thätig blieben, mögen Berlin, Königsberg, Hamburg, Frankfurt a. M., Hannover, München und Darmstadt erwähnt sein.

Das Schulturnen machte in der Reactionszeit keine Rückschritte, aber auch keine bemerkenswerthen Fortschritte. Am wenigsten war seine Entwickelung im Großherzogthum Hessen und im Königreich Sachsen gehemmt. Was in Preußen gegen das deutsche Turnwesen geschehen ist, möge man bei Hirth S. 51 ff. nachlesen. Ein eignes Geschick und gar wenig geeignet, moralische Eroberungen zu machen, ist es, daß gerade im Geburtslande der Turnkunst die eigene Staatsgewalt wiederholt feindselig gegen sie auftreten mußte! Nur 1849 anders als 1819, damals unter dem Absolutismus gewaltthätig, jetzt im Verfassungsstaate verdeckt und durch Vorliebe für das sogenannte schwedische Turnen bemäntelt. Die Jugend Preußens soll nicht nach Jahns Art turnen, soll „sich nur angemessen und rationell gymnastisch bewegen" — das ist der rothe Faden, der sich seit 1850 durch alle Anordnungen der preußischen Behörden in Betreff der Leibesübungen in den Lehranstalten hindurchzieht. Dahin gehende Bestrebungen gaben sich schon in den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms des Vierten kund. Kaum war 1843 die Berufung Maßmanns erfolgt, als man sich in Hoffreisen schon bemühte, dieselbe rückgängig zu machen und die ohnehin nicht tiefgehende Theilnahme des Königs für das Turnwesen zu mindern. Die gesponnenen Ränke traten dann deutlicher hervor, als der Hauptmann Rothstein, der entschiedenste Gegner des deutschen Turnens, nach Maßmanns Rücktritt aus „Gründen der Sparsamkeit" zum Leiter des 1847 mit beträchtlichen Mitteln gegründeten „gymnastischen Centralinstituts" ernannt wurde. Es kam zu harten Kämpfen zwischen der von diesem Offizier vertretenen schwedischen und der deutschen Schule, welche letztere von jenem als ein „leeres, äußerliches, aller Harmonie baares, unvernünftiges und verbrecherisches Thun" bezeichnet wurde. Die Regierung nahm Partei für Rothstein und Genossen, die große Mehrzahl des Volks trat auf die Seite der Vertheidiger des deutschen Turnens. Auch das Abgeordnetenhaus erhob seine Stimme für das letztere, und wenn bis jetzt die Vermittelungsversuche zwischen den Parteien

noch keinen Erfolg von Bedeutung aufweisen können, so ist doch auch auf diesem Gebiete wie auf allen andern nicht schwer zu sagen, wer zuletzt das Feld behalten wird. Ueber kurz oder lang muß zwischen den Streitenden ein Compromiß zu Stande kommen, welches im Wesentlichen ein Sieg der deutschen Methode sein und von dem schwedischen System nur das als brauchbar sanctioniren wird, was wirklich rationell ist.

Mit dem Jahre 1859 änderte sich Vieles zu Gunsten der außerhalb der Schule noch bestehenden Turnerei, nachdem in Preußen schon im October des vorhergehenden Jahres mit dem Eintritt der Regentschaft sich bessere Aussichten eröffnet hatten. Die Aufregung, welche infolge des italienischen Krieges große Theile der Nation ergriff, lenkte die Blicke wieder auf die Leibesübungen, die Erwartung eines Kampfes mit Frankreich brachte neues Leben auf die Turnplätze, und die in Preußen gestattete größere Freiheit der Bewegung wirkte auch auf die übrigen deutschen Länder. So kam es, daß, als im Frühjahr 1860 an Deutschlands turnende Jugend der Ruf zur Sammlung erging, der Gedanke eines allgemeinen Turnfestes nicht nur unter den Turnern, sondern im ganzen Volke freudigen Anklang fand. Was nun folgte, steht noch im frischen Angedenken. Die Tage des ersten deutschen Turnfestes, welches vom 16. bis 19. Juni 1860 zu Coburg abgehalten wurde, wurden zu Vorboten eines kaum geahnten Umschwunges im gesammten Volksleben, soweit dasselbe von den Strömungen der Zeit überhaupt direct berührt wird. Turnen wurde die Losung der erwachsenen Jugend in den Städten, Hunderte neuer Turnvereine entstanden, das Schulturnen wurde fortan lebhafter gefördert, und auch auf andern Gebieten regte sichs mit Macht: dem allgemeinen deutschen Turnfest zu Coburg folgte wenige Monate später in derselben Stadt ein erstes deutsches Sängerfest, und das nächste Jahr führte zum ersten Mal Deutschlands Schützen in Gotha zusammen.

Nachdem wie in Coburg auch auf dem Turntag, der sich mit dem zweiten deutschen Turnfest zu Berlin (10. bis 12. August 1861) verband, der Antrag auf Gründung eines allgemeinen Turnerbundes abgelehnt worden, beschloß man wenigstens durch Einsetzung eines ständigen Ausschusses, der die laufenden Tagesfragen der einzelnen Turnvereine erledigen sollte, eine Art Mittelpunkt für das deutsche Turnwesen zu schaffen. Dieser Ausschuß trat am 28. December 1861 zu Gotha zusammen und beschloß hauptsächlich Folgendes:

1) Die laufenden Geschäfte des Ausschusses besorgt Dr. Götz in Lindenau bei Leipzig. Derselbe bildet mit Georgii aus Eßlingen und Dr. E. Angerstein aus Berlin den engeren Ausschuß, der sich nach Befinden versammelt und den aus funfzehn Mitgliedern bestehenden Gesammtausschuß einzuberufen hat. Jeder Turnverein zahlt jährlich 1 Thlr. für jedes volle und nicht volle Hundert seiner Mitglieder als Beitrag zu den Kosten ein. 2) Das nächste deutsche Turn-

fest findet in Leipzig statt. 3) Das auf der Hasenhaide bei Berlin zu errichtende Denkmal Jahns soll in Form eines Malhügels aus den von den Turnvereinen eingesandten Steinen aufgeführt und durch ein Brustbild oder eine Platte möglichst einfach geziert werden. 4) Unter Feststellung des Grundsatzes der Beschickung des nächsten Turntages durch Abgeordnete für eine möglichst große Zahl Turner (1 auf 500 bis 1000) wird Georgii mit dem Entwurf einer Geschäftsordnung beauftragt, die der engere Ausschuß definitiv feststellt. 5) Am 1. Juli 1862 wird die Statistik sämmtlicher deutscher Turnvereine mittelst gleichmäßig formulirter Fragebogen aufgenommen, und ist zu diesem Behuf Deutschland in Districte getheilt, in deren jedem das betreffende Ausschußmitglied in Verbindung mit den etwa bestehenden Vororten der Turnerbünde sowie sonst geeignete Persönlichkeiten die Ausführung der statistischen Arbeiten übernehmen wird. 7) Das Turnen kann nur dann seine reichen Früchte entfalten, wenn es als Mittel betrachtet wird, dem Vaterlande ganze, tüchtige Männer zu erziehen; doch muß den Turnvereinen als solchen jede politische Parteistellung unbedingt fern bleiben — die Bildung eines klaren politischen Urtheils ist Sache und Pflicht des einzelnen Mannes. 11) Die Turnerschaft wird aufgefordert in den einzelnen Staaten immer und immer wieder durch Petitionen an die Kammern und sonstige Mittel besonders für Hebung des Schulturnens und Errichtung von Turnlehrerbildungsanstalten nach deutschem System zu wirken. 12) Waffenübungen kann der Ausschuß nur denjenigen Vereinen empfehlen, welche dazu genügende Lehrkräfte besitzen, der treue regelrechte Betrieb eines Turnens, welches den Körper zu allen männlichen Leistungen befähigt, muß die Hauptsache bleiben.

Indem wir nun das Wichtigste von den Endergebnissen der von Hirth gelieferten Statistik des deutschen Turnwesens mittheilen, bemerken wir, daß die Turnvereine, deren Verhältnisse dort dargestellt sind, sich in dem Gebiete des deutschen Bundes, in den preußischen Provinzen Preußen und Posen und im Herzogthum Schleswig befinden. Das ganze hier in Betracht kommende Ländergebiet umfaßt 13,216,[illegible] Quadratmeilen, auf denen circa 49½ Millionen Menschen wohnen. Die Zahl der Turnvereine auf diesem Gebiet betrug zur Zeit der Erhebung der Statistik, am 1. Juli v. J., 1284, und dieselben befanden sich in 1153 Ortschaften, von denen 883 Städte, 99 Marktflecken und 171 Dörfer waren. Zwei Tabellen mögen die Vertheilung der deutschen Turngemeinden über die einzelnen Landschaften zeigen.

I. Ordnung nach Turnkreisen.

Kreise.	Flächengeb. in Quadratmeil.	Bewohner.	Vereine.	Auf 10 Quadratm. kommen Vereine	1 Turnv. kommt auf Bewohner
1. Nordosten	1389,03	3,390,600	39	0,28	86,983
2. Schlesien u. s. w. . . .	1066,95	4,363,318	68	0,64	64,166
3. Mark, Pommern u. s. w.	1690,86	5,317,583	185	1,09	28,743
4. Norden	653,40	1,953,098	59	0,91	33,103

Kreise.	Flächengeb. in Quadratmeil.	Bewohner.	Vereine.	Auf 10 Quadratm. kommen Vereine	1 Turnv. kommt auf Bewohner
5. Niederweser und Ems	409,42	1,115,273	35	0,86	31,836
6. Hannover	442,00	1,314,500	48	1,08	27,383
7. Oberweser	202,76	762,884	25	1,23	30,515
8. Niederrhein u. Westphal.	838,30	4,455,998	100	1,19	44,559
9. Mittelrhein	457,67	2,793,250	168	3,65	16,627
10. Oberrhein	278,06	1,369,291	28	1,00	48,903
11. Schwaben	375,43	1,785,383	76	2,02	23,492
12. Bayern	1241,11	4,081,768	116	0,93	35,618
13. Thüringen	354,40	1,698,651	142	4,00	11,948
14. Sachsen	271,83	2,225,240	170	6,25	13,089
15. Oestreich	3545,74	12,765,611	25	0,07	510,624

II. Ordnung nach staatlichen Gebieten.

Staaten.	Flächengeb. in Quadratmeil.	Bewohner.	Vereine.	Auf 10 Quadratm. kommen Vereine	1 Turnv. kommt auf Bewohner.
Deutsch-Oestreich	3545,74	12,765,611	25	0,07	510,624
Preußen	5103,97	18,500,446	431	0,84	42,924
Bayern	1384,98	4,689,837	138	0,99	33,984
Sachsen	271,83	2,225,240	170	6,25	13,089
Hannover	698,66	1,888,070	65	0,99	29,047
Würtemberg	354,28	1,720,708	74	2,09	23,253
Baden	278,06	1,369,291	28	1,00	45,332
Kurhessen	173,70	738,454	22	1,25	33,566
Großherzogthum Hessen	152,30	856,250	75	4,92	11,417
Holstein und Lauenburg	174,00	594,566	32	1,84	18,580
Schleswig	176,00	409,907	1	0,06	409,907
Luxemburg	46,60	196,804	1	0,21	196,804
Braunschweig	67,16	281,697	7	1,04	31,671
Mecklenburg-Schwerin	244,12	548,449	12	0,50	45,704
Nassau	85,00	456,567	40	4,70	11,414
Sachsen-Weimar	66,00	273,252	34	5,15	8,037
„ Meiningen	43,00	172,341	23	5,33	7,490
„ Altenburg	24,00	137,162	17	7,08	8,068
„ Coburg-Gotha	35,80	159,431	11	3,07	14,494
Mecklenburg-Strelitz	49,49	99,060	1	0,20	99,060
Oldenburg	114,03	295,242	16	1,40	18,452
Anhalt-Dessau-Cöthen	28,22	124,013	1	0,35	124,013
„ Bernburg	15,08	57,811	—	—	—
Schwarzburg-Sondershausen	15,40	64,895	4	2,60	16,224
„ Rudolstadt	17,50	71,913	14	8,00	5,137
Liechtenstein	2,90	7,150	—	—	—
Waldeck	20,36	58,604	3	1,48	19,534
Reuß, ältere Linie	6,80	42,130	3	4,41	14,043
„ jüngere Linie	15,00	83,360	5	3,33	16,672
Schaumburg-Lippe	8,05	30,774	—	—	—
Lippe-Detmold	20,60	108,513	1	0,49	108,513
Hessen-Homburg	5,00	26,817	—	—	—
Lübeck	6,00	49,482	5	8,33	9,896
Frankfurt	1,83	83,380	9	48,08	9,264
Bremen	4,76	98,467	8	17,02	12,308
Hamburg	6,40	229,941	8	12,50	28,742

Nach diesen Tabellen ergibt sich, daß auf je zehn Quadratmeilen deutschen Bodens durchschnittlich nahezu ein Turnverein kommt, daß aber die räumliche Vertheilung der Vereine eine sehr ungleichmäßige ist. Beginnen wir mit der Ordnung nach staatlichen Gebieten, so steht in erster Reihe Frankfurt, dem zunächst Bremen, dann Hamburg und Lübeck, dann Schwarzburg-Rudolstadt, Altenburg, das Königreich Sachsen, Meiningen, Weimar, das Großherzogthum Hessen, Nassau u. s. w. folgen, bis Oestreich die Stufenfolge schließt, welches 89mal weniger Turnvereine aufweist als Sachsen. Betrachten wir dagegen die Vertheilung der letzteren nach Turnkreisen, so steht Sachsen an der Spitze und die übrigen folgen in nachstehender Ordnung: Thüringen, Mittelrhein, Schwaben, Oberweser, Niederrhein, Mark und Pommern, Hannover, Oberrhein, Bayern, Norden, Niederweser, Schlesien, Nordosten und Oestreich.

Denken wir uns auf einer Karte Deutschlands jeden Turnverein durch einen rothen Punkt bezeichnet, so würde sich zeigen, daß die Mitte des Staatencomplexes das meiste Interesse an der Sache nimmt, und zwar würde sich der dichteste Schwarm von Punkten im Königreich Sachsen darstellen und sich von hier aus in immer abnehmender Gedrängtheit zunächst nach Thüringen, dann nach den Ländern des Mittelrheins und hierauf in südöstlicher Richtung nach Schwaben hinaufziehen.

Ein so gewonnenes Bild könnte indeß leicht zu Trugschlüssen führen. Turnvereine wachsen ebensowenig wie andere gleich Pilzen aus der Erde, sondern sind Erzeugnisse der **Bevölkerung**. Wollen wir also eine richtige Vorstellung gewinnen, so müssen wir auch die Einwohnerzahlen der betreffenden Staaten in Betracht ziehen, und dann nehmen die einzelnen Staaten folgenden Rang ein: An der Spitze steht Schwarzburg-Rudolstadt, welches nach unsrer Tabelle einen Turnverein auf 5,137 Bewohner hat. Hierauf folgen: Meiningen, Weimar, Altenburg, Frankfurt, Lübeck, Nassau, Großherzogthum Hessen, Bremen, Sachsen, Reuß ä. L., Coburg-Gotha, Schwarzburg-Sondershausen, Reuß j. L., Oldenburg, Holstein-Lauenburg, Waldeck, Würtemberg, Hamburg, Hannover, Braunschweig, Kurhessen, Bayern, Preußen, Baden, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Lippe, Dessau-Cöthen, Luxemburg, Schleswig (wo allerdings die Regierung die deutschen Turnvereine hemmt) und Oestreich, letzteres mit ungefähr hundertmal weniger Turnvereinen als Schwarzburg-Rudolstadt.

Im Durchschnitt kommt auf 38,468 Seelen in Deutschland ein Turnverein. Freilich haben diese Berechnungen so lange keinen rechten innern Werth, als nicht angegeben ist, wie stark die Turner in den einzelnen Ländern an Zahl sind. Erst durch Vergleichung dieser Zahlen gewinnen wir einen vollkommen deutlichen Begriff von dem Interesse, welches die Bevölkerung einer Landschaft an der Sache bethätigt. Auch hierüber gibt unsere Quelle genügende

Auskunft. Die Turnvereine theilen sich fast durchweg in Stimmberechtigte, Ehrenmitglieder und Zöglinge. Die Stimmberechtigten sind entweder active oder passive Mitglieder, die Zöglinge können nur activ sein. Die Erlaubniß, als passives Mitglied einem Turnverein anzugehören, wird gewöhnlich von der Zurücklegung eines gewissen Lebensalters oder von der Verheirathung des Betreffenden abhängig gemacht. Als Zöglinge werden junge Leute aufgenommen, welche die Schule verlassen haben und entweder ihrer bürgerlichen Stellung oder ihrem Alter nach noch nicht selbständig sind; in der Regel berechtigt das achtzehnte Lebensjahr zum Eintritt in die vollen Vereinsrechte. Turnschüler, d. h. Schulkinder, welche von den Vereinen Turnunterricht erhalten, werden selbstverständlich nirgends als Mitglieder betrachtet.

Die 1284 Turnvereine Deutschlands zählen nun 96,272 active Mitglieder (79,694 erwachsene Turner und 16,578 Zöglinge), 38,235 passive Mitglieder, endlich 21,463 Turnschüler und 3,172 Turnschülerinnen, so daß also die Zahl sämmtlicher Turnvereinsangehörigen 159,142, die der Mitglieder 134,507 beträgt.

Durchschnittlich hat ein Verein 104,75 Mitglieder und 123,93 Angehörige. Diese Durchschnittszahlen überschreiten die Turnvereine in Oestreich (234,28 resp. 288,08) im Norden (124,83 resp. 194,12 im Königreich Sachsen (119,58 resp. 164,22), am Oberrhein, in Bayern, in Hannover und an der Oberweser; am weitesten zurück bleiben die Vereine in Schwaben, Thüringen und an der Niederweser. Nach der Größe der Zahl ihrer Turnvereinsangehörigen folgen die einzelnen Kreise in nachstehender Ordnung auf einander:

Sachsen mit	27,917	Schwaben mit	6,936
Mark, Pommern	21,956	Schlesien	6,705
Mittelrhein	18,895	Hannover	6,234
Bayern	14,103	Nordosten	3,771
Thüringen	12,916	Oberrhein	3,724
Norden	11,454	Niederweser	3,371
Niederrhein	10,958	Oberweser	3,000
Oestreich	7,202		

Die größten Turnvereine Deutschlands sind in Leipzig (im Februar d. J. 1600 Mitglieder), in Wien (1330 Mitglieder), in Hamburg (1109 Mitglieder), in Nürnberg (820 Mitglieder), in Prag, Frankfurt a. d. O., Königsberg, Hamburg, Vorst. St. Pauli (über 700 Mitglieder), in Dresden, Stettin, Altenburg, Forst (über 600 Mitglieder), in Pforzheim, Stuttgart, Gera, München, Hanau, Gießen (über 500 Mitglieder), in Greifswald, Bremen, Chemnitz, Elberfeld, Würzburg, Gratz, Offenbach, Darmstadt, Hannover, Wiesbaden, Braunschweig, Frankenberg in Sachsen, Frankfurt a. M. und Hannover (über 400 Mitglieder). Nun gibt es aber in mehren Städten mehr als einen, in

Berlin z. B. nicht weniger als 33, in Hamburg 7, in Altona und Bremen je 5 Turnvereine, und wenn sich hierfür bei großen Städten stichhaltige Gründe anführen lassen, so muß es als schädlich und lächerlich zugleich bezeichnet werden, wenn in kleinen Orten mehre Vereine neben einander bestehen, Städtchen wie Jena z. B. deren 4, andere wie Apolda und Weida deren 3 besitzen. Schlössen sich sämmtliche Turnvereine Berlins zusammen, so würde die Stadt einen Turnverein von nahezu dreitausend Turnern haben, vereinigten sich sämmtliche Turner Hamburgs, so gäbe das eine Genossenschaft von mehr als dritthalbtausend Mitgliedern, träten die zwei Vereine Dresdens zu einem zusammen, so würde derselbe die Zahl von 1020 erreichen.

Das Ergebniß weiterer statistischer Vergleiche, die wir im angeführten Buche selbst nachzusehen bitten, liefert den Beweis, daß in Betreff der Theilnahme am Vereinsturnen das Königreich Sachsen mit 91,35 Vereinsmitgliedern, resp. 125,45 Vereinsangehörigen auf je zehntausend Landesbewohner oben ansteht, und daß dann in absteigender Linie die Turnkreise Thüringen, Mittelrhein, Norden, Hannover, Mark und Pommern, Oberweser, Schwaben, Bayern, Niederweser, Oberrhein, Niederrhein, Schlesien, Nordosten und Oestreich folgen, welches letztere sich in dieser Hinsicht zu Sachsen wie 1 zu 25 verhält.

Rechnen wir die Kreise Nordosten, Schlesien, Mark, Pommern, Norden und Niederrhein zu Norddeutschland, die Kreise Oberweser, Mittelrhein, Thüringen und Sachsen zu Mitteldeutschland, und die Kreise Oberrhein, Schwaben, Bayern und Oestreich zu Süddeutschland, so stellt sich heraus, daß auf je zehntausend Seelen kommen:

in Norddeutschland	26,39	Vereinsmitglieder	30,98	Vereinsangehörige
Mitteldeutschland	68,97	„	83,87	„
Süddeutschland	14,10	„	15,98	„

Zu Ungunsten des Nordens fallen die verhältnißmäßig turnvereinsarmen Provinzen Preußen, Posen und Schlesien in die Wagschale, zu Ungunsten des Südens das deutsch-östreichische Gebiet. Ohne Einreihung des letzteren würden in Süddeutschland auf je zehntausend Seelen 30,62 Vereinsmitglieder, resp. 34,22 Angehörige kommen. Bei der Mangelhaftigkeit der Nachrichten über das Schulturnen läßt sich Zuverlässiges über die an demselben Antheil nehmenden Kinder nicht sagen, doch schätzt man deren Zahl im Allgemeinen auf etwa zweimalhunderttausend, und rechnet man diese zu den oben angegebenen Angehörigen der Turnvereine, so würden in Deutschland auf je zehntausend Bewohner durchschnittlich siebzig und einige mit der Turnsache beschäftigte Personen fallen.

Von besonderem Interesse ist die Tabelle unserer Turnstatistik, welche das Alter der deutschen Turnvereine angibt. Man sieht daraus recht deutlich, wie anregend das erste allgemeine Turnfest gewirkt hat. Die ältesten Vereine sind die hamburger Turnerschaft und die lübecker Turnanstalt, welche beide 1816 ge-

gründet wurden. Im Jahr darauf entstand der mainzer Verein, der dann eine Zeit lang schlummerte und 1842 erneuert wurde. An Alter der vierte ist der 1831 zusammengetretene Männerturnverein in Hannover, als fünften führt die Tabelle die 1833 gestiftete Turngesellschaft Frankfurt, als sechsten den 1835 gegründeten pforzheimer Turnverein an. Das Jahr 1841 sah 1, das folgende 2, das nächste wieder 2, das Jahr 1844 schon 8 Vereine entstehen.

1845	wurden	14	Turnvereine	gegründet.	1854	wurden	6	Turnvereine	gegründ.
1846	„	16	„	„	1855	„	4	„	„
1847	„	11	„	„	1856	„	14	„	„
1848	„	30	„	„	1857	„	13	„	„
1849	„	13	„	„	1858	„	33	„	„
1850	„	6	„	„	1859	„	49	„	„
1851	„	1	„	„	1860	„	253	„	„
1852	„	2	„	„	1861	„	474	„	„
1853	„	3	„	„	1862	„	b. z. 1. Juli 323	„	„

Am 1. Januar 1863 zählte man in Deutschland 1424 Turnvereine, somit 140 mehr als zu Anfang des vorhergehenden Halbjahres.

Ebenfalls von Bedeutung für die Beurtheilung des Turnwesens sind die Nachweise unserer Schrift über die Vertretung der bürgerlichen Berufsarten in den Turnvereinen. Es ergibt sich daraus, daß von den 134,507 Mitgliedern derselben mehr als 42 Procent Handwerker, fast 23 Procent Kaufleute und Buchhändler, über 6 Procent Landwirthe und über 5 Procent Beamte sind. Die Gelehrten sind mit etwas mehr als 2 Procent, die Künstler mit fast 2½ Procent vertreten. Aus einer ferneren Tabelle geht hervor, daß die von ihrer Hände Arbeit lebenden Classen verhältnißmäßig am stärksten sich in den thüringischen, mittelrheinischen, schwäbischen und sächsischen Vereinen und am schwächsten in den östreichischen, nordöstlichen und niederrheinischen betheiligen. Dagegen sind die Vereine Oestreichs, Schlesiens und des Nordostens verhältnißmäßig reich an Mitgliedern, die von der Kopfarbeit leben, während die schwäbischen, mittelrheinischen und hannöverschen deren auffallend wenige aufweisen. Der Kaufmannsstand und verwandte Berufsarten sind am stärksten vertreten im Nordosten, am Niederrhein und in Oestreich, am schwächsten in Sachsen, Thüringen, Schwaben, am Mittelrhein, an der Oberweser und in Bayern.

Die Frage, ob diese Vertretung der Berufsarten eine der volksthümlichen Aufgabe des Turnvereinswesens entsprechende sei, läßt sich nicht leicht beantworten. Auf der einen Seite behauptet man, der Stand der Gelehrten und Beamten sei viel zu schwach vertreten; auf der andern meint man, viel zu stark. Für jene Ansicht spricht der Umstand, daß die geistig beschäftigten Berufsclassen der körperlichen Uebung in der That bedürftiger sind als die Handwerker und

Landwirthe. Für die entgegengesetzte Meinung lassen sich die allgemeinen Bevölkerungsverhältnisse geltend machen, mit denen verglichen der Stand der Gelehrten und ebenso der Kaufmannsstand ein viel zu großes Contingent zu den Turnvereinen stellt. Thatsächlich kommt mehr als diese numerischen Bevölkerungsverhältnisse die größere oder geringere Intelligenz der Bewohner in Betracht. Wo die Volksbildung im Allgemeinen weit vorgeschritten ist, wird man in der Regel den Nutzen des Turnens mehr anerkannt und mithin mehr Turnvereinsmitglieder finden, als da, wo — wie in Oestreich — die Bildung noch schwach, der Geist des Fortschritts noch im Erwachen ist. Ist eine gewisse Durchschnittsbildung gleichmäßig über alle Theile der Bevölkerung vertheilt, so werden auch die Turnvereine eine den allgemeinen Bevölkerungsverhältnissen analoge Vertretung der Berufsarten aufzuweisen haben.

Die turnerische Thätigkeit der Vereine ist nach den Jahreszeiten verschieden. Im Winter 1861 bis 1862 haben 3630 Riegen mit 45,318 Turnern, im darauffolgenden Sommer dagegen 5226 Riegen mit 64,970 Turnern geturnt. Die Erklärung dieser Erscheinung ist nicht schwer zu entdecken. Wohlwollende Behörden, die einem strebsamen Turnverein ein Stück Wiesengrund, einen Sandplatz, einen Garten abtraten, konnten nur in seltnen Fällen zugleich für ein Haus sorgen, und ein kleiner Verein vermag natürlich nicht die Mittel zur Erwerbung oder Erbauung eines solchen aufzubringen, ja selbst die Miethe eines geeigneten bedeckten Raumes läßt sich von manchen nicht leicht beschaffen. Indeß besitzen bereits 44 Vereine eigene Turnhallen, unter denen die neue leipziger, den Turnern von der Stadt erbaut, die schönste und geräumigste ist, und unser Buch zählt eine ziemlich große Anzahl von Städten auf, deren Behörden oder deren Turnvereine an den Bau solcher Hallen denken.

Hatten wir im Vorstehenden sehr Erfreuliches von dem Aufschwung des Vereinsturnens zu melden, so nimmt auch das Schulturnen, soweit die vorliegenden unvollständigen Berichte es übersehen lassen, im Ganzen guten Fortgang.

In Oestreich haben hier und da städtische Schulbehörden, hauptsächlich durch Mitglieder der Männerturnvereine angeregt, Interesse für die Sache bethätigt. Die Regierung sieht zu. In Preußen ist das Turnen seit 1862 an allen Schulen obligatorisch. Von den Verirrungen, denen man sich höhern Orts in Betreff der „Methode“ des Turnens hingegeben, ist oben die Rede gewesen; doch mag hier noch nachgeholt werden, daß der Streit: ob Schwedisch, ob Deutsch, von Rothstein auf das wissenschaftliche Gebiet hinübergespielt, durch die höchste medicinische Autorität zu Gunsten der Jahnschen Methode entschieden worden ist, und daß man auf Grund dessen jetzt wenigstens die „Civil-Eleven“ der k. Centralturnanstalt zu Berlin im Gebrauch des Barrens und Recks unterweist.

In Bayern sind seit 1862 die Schüler einiger k. Studienanstalten und die Zöglinge der Schullehrerseminare zu Turnübungen verpflichtet, auch gibt die Regierung, 1861 vom Landtag darum angegangen, außer Beiträgen zum Bau von Turnhallen, jährlich die budgetmäßige Summe von 12 bis 14,000 Fl. für Turnzwecke aus. In Sachsen hat die Regierung, schon 1837 (auf Antrag Großmanns, des Gründers des Gustav-Adolph-Vereins) von den Ständen dazu angeregt, die „Gymnastik" als nothwendigen Lehrgegenstand in die Gelehrtenschulen eingeführt und 1850 durch Errichtung einer Turnlehrerbildungsanstalt zu Dresden Sorge getragen, daß es nicht an Leuten fehlt, welche das Schulturnen zu leiten im Stande sind. Mit der Regierung gehen die städtischen Behörden Hand in Hand. Was Hannover betrifft, so wird hier an den höheren Schulen ziemlich allgemein geturnt, die Anregung der Stände aber, das Turnen in den Volksschulen einzuführen, hat bei der Regierung nichts gefruchtet, und dieselbe zeigt sich der Sache gegenüber überhaupt indifferent. Die Regierung Würtembergs, die sich früher ähnlich verhielt, hat 1862, um die allgemeine Einführung des Turnens in den Schulen vorzubereiten, in Stuttgart eine Centralturnanstalt begründet. In gleicher Weise und in demselben Jahre entschloß man sich in Baden zur Errichtung einer Landesturnanstalt, und es steht zu erwarten, daß die vielversprechenden Anfänge eines geordneten Schulturnens hier sehr bald ihre gleichmäßige Entwickelung erhalten werden. In Hessen-Darmstadt bestand schon seit 1848 eine Turnlehrerbildungsanstalt, und wenn die Regierung in den letzten Jahren in ihrer Sorge für dieses Institut sehr nachgelassen hat, so daß dasselbe eingegangen ist, so steht es trotzdem um das Schulturnen im Lande recht gut, wie das nach dem jahrelangen Wirken von Adolf Spieß nicht anders sein kann. In Oldenburg ist der Turnunterricht bereits seit 1847 in den Volksschulen obligatorisch, wogegen es in Mecklenburg-Schwerin nur in den gelehrten Schulen als unerläßlicher Gegenstand des Unterrichts gilt. In Nassau wird an mehren öffentlichen Lehranstalten schon seit langer Zeit geturnt, und neuerdings (1861) haben sich Regierung und Kammern dahin geeinigt, daß das Turnen sowohl bei den höhern als den Elementarschulen, zunächst nur für die männliche Jugend, obligatorisch eingeführt und namentlich bei den Lehrerseminaren zu Montabaur und Usingen öffentlich betrieben werden müsse.

Ueber die übrigen deutschen Kleinstaaten müssen wir kurz sein: Luxemburg, Schleswig-Holstein, Mecklenburg-Strelitz — nichts von einer Sorge der Regierung für das Turnen zu berichten. Weimar und Coburg-Gotha, desgleichen Frankfurt — Turnunterricht obligatorisch in allen Schulen, in letzterem Staat sogar für beide Geschlechter. Braunschweig — seit geraumer Zeit an den Gymnasien geturnt, in der Hauptstadt an allen Schulen und zwar obligatorisch. Den Rest wolle man sich von unsrer Schrift selbst schildern lassen, und es ge-

nüge zu bemerken, daß bei Hessen-Homburg und Liechtenstein ein Vacat und bei dem der Fürsorge des würdigen Herrn v. Schätzell überantworteten Bernburg sowie bei den beiden Lippe ein Doppelfragezeichen steht.

Wir kommen zum Schluß. Das Turnen ist in Deutschland fast allgemein als ein wesentliches und darum unumgängliches Erziehungs- und Bildungsmittel anerkannt worden. Diese Ueberzeugung und mit ihr die Uebung der Kunst wird schwerlich von einer andern Meinung, einer andern Manier oder Methode körperlicher Ausbildung verdrängt werden. Im Gegentheil, was bisher auf diesem Gebiete geleistet wurde, ist sehr wahrscheinlich nur das erste Glied einer langen Kette von Vervollkommnungen, die auch auf andere Gebiete des Volkslebens hinüberwirken werden.

Die Pflege und Förderung der Leibesübungen lassen sich gegenwärtig zwei Gewalten angelegen sein: Regierungen und Volk. Jene erstrecken ihre Fürsorge auf Schule und Heer. In der Schule soll das Turnen das Exercitium des Geistes ergänzen und dessen etwaigen schädlichen Einwirkungen auf die Gesundheit des Leibes entgegenwirken. Im Heer hat es selbstverständlich den Zweck, den Mann für den Kriegsdienst körperlich geschickt zu machen, beziehentlich zu erhalten; denn bei strammer Leibesübung in den Schulen ist eine gewisse turnerische Vorbildung bei allen zum Kriegsdienst Herangezogenen selbstverständlich. Die Regierungen wenden auf diesen letztern Theil ihrer Aufgabe ihrer Mehrzahl nach größere Aufmerksamkeit, und zwar nicht mit Recht; denn ohne Zweifel würde sich bei allgemeiner Einführung des Turnens in den Schulen eine wesentliche Verminderung der bisher beinahe überall beobachteten auffallend großen Menge kriegsuntüchtiger Rekruten herausstellen, namentlich dann, wenn die Zwischenzeit zwischen dem Austritt aus der Schule und dem Eintritt in die Armee das in dieser Hinsicht in der Schule Gelernte und Geübte nicht verloren gehen läßt.

Hier hatte das Volk einzutreten, und dies ist bereits in ausgedehntem, wenn auch noch lange nicht in ausreichendem Maße geschehen. Auch das Volk hat, indem es sich zu Turnvereinen zusammenthat, unabhängig von dem Einfluß staatlicher Behörden, die Turnsache zu der seinen gemacht. Ja mehr noch, der Gedanke des Turnens ist aus dem Volke herausgewachsen, hat in ihm zuerst weithinreichende Wurzeln geschlagen. Und noch mehr: die Regierungen haben zu Zeiten diese volksthümliche Schöpfung nicht nur nicht anerkennen und fördern wollen, sondern sie für schadenbringend erklärt, sie auszurotten sich bemüht. Wie sich das Turnwesen in Zukunft unter den Deutschen gestalten wird, läßt sich nicht mit voller Klarheit voraussehen. Sicher scheint nur, daß die Regierungen aus mancherlei Rücksichten genöthigt sind, das Turnen bei ihren Armeen immer energischer zu betreiben. Ist aber turnerische Durchbildung, Fertigkeit in allen männlichen Leibesübungen ein Haupterforderniß des Soldaten,

so muß, wir wiederholen es, über kurz oder lang als unausbleibliche Folge die Gewährung abgekürzter Dienstzeit an Alle eintreten, welche solche Durchbildung darthun können. Dadurch wird von den Staatsbehörden unwillkürlich dem Turnen in den Schulen und gleichermaßen dem Turnen in den Vereinen die Hand geboten, welche das Volk gern annehmen wird.

Unterdrückungen wie die der zwanziger Jahre wird das Turnen bei seiner gegenwärtigen Ausbreitung schwerlich wieder erleben. Dagegen sind Maßregelungen der Turnvereine möglich, ja wahrscheinlich. „Das aber," so schließt unsere Schrift ihr erstes Capitel, „wird die deutsche Turnerschaft nicht irre machen in der Verfolgung ihres Zieles. Es wird erreicht, komme es wie es wolle!"

Von der polnischen Grenze.

D. 12. Juni.

„Die ersten Spuren einer sichern Geschichte Polens finden sich zur Zeit Otto des Großen, wo der Vater Boleslaw des Ersten Mieczislaw oder Miseko der Erste, der bis 992 herrschte, um 973 zur Anerkennung der deutschen Oberherrschaft gezwungen wurde und das Christenthum einzuführen begann."

So meldet uns Schlossers Weltgeschichte. Natürlich aber hat und pflegt das polnische Volk, wie jedes andre, seine Sagen. Die eine geht von König Piast, der von 842 bis 892 in Gnesen Hof gehalten haben soll. Die andre führt die Einführung, resp. erste Predigt des Evangeliums, in Polen auf Methodius und Cyrillus, jene gewaltigen Apostel der Bulgarei, Pannoniens u. s. w. zurück, welche den letzten Versuch machten im Widerspruch mit der geist-, ja lebentödtenden Katholicität Roms eine slawische Nationalkirche zu gründen, welche zu den Völkern, die sie bekehrt, in ihrer eignen Zunge predigten, mit ihnen in ihrer Sprache beteten.

Allerdings findet sich für diese Legende ein Anhalt in der polnischen Liturgie (missale proprium regum Poloniae, Venet. 1629 und officia propria patronorum regni Poloniae, Antw. 1637), wo wir der Formel begegnen: qui nos per beatos pontifices et confessores tuos, nostrosque patronos Cyrillum et Methodium ad unitatem fidei christianae vocare dignatus es. In

dem bischöflichen Sprengel von Przemisl wurde der 10. März zum Andenken an die Stiftung der Kirche, welche durch sie in Rothrußland geschehen sein soll, feierlich begangen, und auch im Erzbisthum Gnesen hat sich dies Ehrengedächtniß Eingang verschafft. Tiefe Wurzeln hat es freilich nicht geschlagen. Nicht innerlich; denn von Methodius Geiste ist in dem Sprengel des Herrn v. Przyluski nichts zu spüren. Da ist keine Achtung vor der Nationalität, weder vor der der 100,000 deutschen Katholiken, welchen von ihren Kirchenobersten zugemuthet wird, ihrem Vaterlande, ihrer Sprache zu Gunsten der polnischen zu entsagen, noch vor derjenigen der Polen; denn die lateinischen Gottesdienste haben den Sprachenstreit überlebt. Nicht äußerlich, denn als der Heilige des Landes wird St. Adelbert v. Prag, Swiety Woyciech geehrt und ihm unser „Jürgetag“ 23. April geweiht. Und gewiß mit mehr Recht, als Cyrill und Methodius. Ihre Erwähnung im Gebet besagt aber nur, daß die später zu Polen gekommenen Länder Rothrußland und Kleinpolen (Chrobatien) mit Cracau (Przemisl), zur Zeit, da jene Männer das Christenthum in ganz andere Gegenden des großen mährischen Reiches pflanzten, zu diesem gehörten. Von einer Missionswirksamkeit der Beiden im eigentlichen Polen — und nun gar im Bisthum Gnesen — wissen die Quellen nichts; ja sie würden uns den Beweis, daß eine solche bestimmt nicht stattgefunden hat, ziemlich leicht machen. Im Jahre 863, vorher gewiß nicht, beschritten Konstantin, der 868 zu Rom den Namen Cyrill angenommen hat, und Methodius die äußerste Grenze jener slawischen Gebiete, deren Wohlthäter sie geworden sind. Der Hof Rastislaws, an dem sie sich zuerst niederließen, ist an einem in südöstlicher Richtung von dem heutigen Mähren weit entlegnen Punkte zu suchen. Fünf Jahre später folgten sie einem Rufe nach Rom. Cyrill ist dort Mönch geworden und am 14. Februar 869 gestorben. Methodius kehrte zurück und arbeitete noch siebzehn Jahre unter viel Mühsal und Leiden für seine großen Pläne. Auch hat er seine Wohnung weiter nach Westen und nach Norden genommen; aber nicht einmal bis zu dem jetzigen Mähren ist er vorgedrungen, und die Documente, welche ihm kirchliche Acte in Brünn und Olmütz zuschreiben, sind anerkannt unecht. Von Brünn aber bis zur Erzdiöcese Gnesen sollen noch einige Meilen Weges sein.

Unter solchen Umständen kann nur ein Prusak und Polakozerec (Preuße und Polenfresser) läugnen, daß wir mit zwingender Gewalt auf das Jahr 1863 als auf das tausendjährige Jubiläum der Einführung des Christenthums in Polen und der Thronbesteigung Piasts gewiesen sind. Wenigstens hat Herr Erzbischof Leo v. Przyluski von dem Papste die Genehmigung zu einer solchen Feier erlangt, und ich mache diesen beiden großen Kirchenhistorikern mein Compliment. Leider ist der Bischof von Pelplin, der durch seine Diöcese Thorn der gnesener Erzdiöcese angehört, Herr v. der Mar-

witz minder galant. Er hat den Theil Aergerniß, der keiner Erdenlust fehlen darf, in den Freudenbecher der Prälaten geträufelt, indem er seiner Diöcese den Antheil an den Festen versagt, ja er hat dieselben für eine nicht zeitgemäße, politische, speciell antipreußische Demonstration erklärt. Zu meinem Schmerz hat Herr v. Przyluski, von dem doch Niemand glaubt, daß er jemals für polnische Zwecke sich werde brauchen lassen, dies einzige Mal den Schein gegen sich. Sonst nämlich werden solche Feste in der Art veranstaltet, daß man Jahrestage an einem bestimmten Tage feiert. Da sammelt sich eine Gemeinde in ihrer Kirche um ihren Geistlichen. Hier aber ist für die Jubelei eine viermonatliche Frist gesetzt: vom 29. Juni bis 1. November. Dadurch werden Wallfahrten möglich, Ablässe, Zusammenströmen von Massen aus mehren Parochien, Vereinigung vieler Pröbste, Reden der Gewaltigsten, Productionen der „Märtyrer", Sammlungen. Wer in diesem Frühjahr die Zehntausende an der Wallfahrtsstation Pakosc zusammen sah, der kennt auch den echt christlichen Charakter solcher Andachten.

Inzwischen erdulden die armen Opfer der unaufhörlichen Wühlereien, welche meist invita Minerva, nur dem furchtbaren moralischen Druck nachgebend, sich haben zu politischen Vergehen fortreißen lassen, noch immer die peinliche Untersuchungshaft in Posen. Die Angabe des Czas, daß sie auf dem Fort Winiary eine sehr schlechte Behandlung erführen, deren Details der Correspondent nur verschweigt, „um das Loos der Gefangenen nicht noch zu verschlimmern", ist erlogen. Die ihnen zugewiesenen Localitäten sind besser als die der Untersuchungscommission selbst übergebenen, welche noch in diesem Monate geheizt werden mußten. Sie haben, soweit sie dies wünschen, ihre eignen Betten, die Erlaubniß sich durch die Restauration, welche seit Langem auf dem Kronwerk eingerichtet ist, selbst zu beköstigen; aber sie sind eben Gefangne, in Untersuchung, vom Hause und, seit sie in Posen sind, auch vom Verkehr mit den Ihrigen abgeschnitten. Ueber den Grad ihrer Verschuldung brachte neulich die Posener Zeitung eine Mittheilung, die officiös erscheint, und aus der ich folgende Sätze mittheile: „Nach Allem, was verlautet, dürfen wir voraussetzen, daß zur Zeit für die Unterstellung, ein unmittelbar auf Losreißung preußischer Landestheile hinzielender Aufstand sei im Werke gewesen, thatsächliche Anhaltspunkte nirgends hervorgetreten sind." — „Dagegen darf man allerdings daran kaum zweifeln, daß Versuche gemacht worden sind, unter dem ostensibeln Vorgeben, die Unterstützung des Aufstands gegen Rußland zu organisiren, die Provinz Posen in eine Art von Botmäßigkeit unter die revolutionäre Nationalregierung in Warschau zu bringen. Indem man, wie es scheint, diese Unterstützung nicht mehr den individuellen Sympathien und dem guten Willen des Einzelnen anheimgab, sondern sich vermaß, sie zu einer nationalen Pflicht der Provinz als solcher zu stempeln, indem man hierfür eine geordnete Besteuerung

und Rekrutirung und ein förmliches Netz administrativer Behörden bildete, die, unter den Befehl der warschauer Nationalregierung gestellt, sich unter den gesammten Organismus der legalen Gewalten herunterschoben, glaubte man fürs Erste vielleicht noch nicht, die Provinz Posen vom preußischen Staatsverbande loszureißen; man unternahm aber nach unserer Ueberzeugung sicherlich Handlungen, die vom Standpunkte der Politik wie des Rechts schlechterdings nur als eine allmälige Loslösung der Provinz aus ihrem legitimen Verbande und folglich als hochverrätherisch angesehn werden müssen. Wenn dies Unternehmen sich im vollsten Umfange verwirklichte und die Aufgaben ganz erfüllte, die seine Urheber ihm gestellt hatten, dann bedurfte es kaum noch eines erheblichen Risses, und wir befanden uns hier, fast ohne es zu wissen, unter der revolutionären Herrschaft Polens."

Dabei gibt es Menschen, denen diese Dinge noch nicht ernst genug sind; dazu rechne ich jene, welche, was namentlich in den Kreisen Kosten, Pleschen und Krotoschin vorkommt, an Deutsche anonyme Drohbriefe mit Haken und Strick, an Polen, welche nicht „hinüber" gehen, einen Rocken und eine Waffe senden. Dazu gehören die frivolen Arrangeurs der Huldigungen, mit denen die Gefangenen während ihres Transportes mehr gehöhnt als geehrt werden. Ein Schwindler, welcher sich Xaver v. Mikorski nannte und zuletzt dem Wirth im Hotel d'Angleterre zu Berlin sehr übel mitspielte, hat neulich diese Huldiger ein wenig dupirt, respective compromittirt.

In diese Frivolitäten schneidet nachher irgend eine Thatsache scharf ein, die uns plötzlich erinnert, daß wir nicht zu tändeln und zu scherzen haben. Eine solche ist die meines Wissens noch von keiner Zeitung mitgetheilte Ermordung eines „Sammlers" für den Aufstand durch rückkehrende Zuzügler. Der Erschlagene, ein deutscher Abenteurer, Namens Willmann, war ein schöner großer Mann, der früher in Schleswig-Holstein gekämpft hatte. Es war sein Beruf gewesen, Leute für den Aufstand zu werben. Ob seine Ermordung ein Act der Rache getäuschter Aufrührer, ob sie die Execution eines Urtheils der jenseitigen „Behörde" war, läßt sich nicht feststellen. Thatsache ist, daß er in der Nähe von Miaskowo todtgeschlagen wurde, daß die Mörder nicht nur Muße hatten, die That auszuführen, sondern auch noch die, ihn an einem Stricke tiefer in den Wald zu schleifen und dort zu verscharren, und daß die Furcht bei den Landleuten so lebendig ist, daß Tage vergingen, ehe dem Gericht Anzeige von dem aufgefundenen Leichnam wurde. Denn, sagt ein darum gescholtener Mann, Jeder liebt sein Leben, er mag nun Katholik sein oder Preuße. „Ein Anfang galizischer Scenen", so begann ein erfahrener liberaler Mann, als er mir die Sache erzählte.

„Drüben" d. h. zunächst im koniner Kreise ist die Furcht nicht mehr so groß. Ein Mann aus jener Gegend, den ich heute sprach, versichert, daß es

dort ruhig sei, die russische Obrigkeit findet Gehorsam, ihr werden die Steuern gezahlt und sind immer gezahlt worden. Bisweilen sind Aufständische durch die Stadt gejagt worden: „freilich gequält haben sie uns genug; sind durch Höfe gezogen, haben die gehenkt, welche ihnen Pferde, Geld u. s. w. versagten. Jetzt waren sie wieder da und haben hier Waffen versteckt, für bessere Zeiten — wir haben es aber gleich dem Russen verrathen und sind neugierig, was sie uns thun werden". Auch gegen unsre Provinz herrschte einige Bitterkeit darüber. „Die Provinz Posen wird uns nicht retten, am wenigsten durch ihre Knaben;" so hat man schon lange gesagt. Jetzt klagt man auch die Führer an. Seyfrieds, des Demokraten, Verrath an Young ist bekannt; neuerdings hat auch Herrn Edmund v. Taczanowski die Nemesis ereilt. Nicht nur, daß dieser „unser wackrer Landsmann" wegen Unfähigkeit vom Comité cassirt worden ist, sondern seine Kampfgenossen erheben auch heftige Anklage gegen ihn. Namentlich hat sich in den letzten Tagen vorigen Monats der „Oberst" Ganier in Posen eingefunden, um unbeirrt durch den stellenweis furchtbar leidenschaftlichen Widerspruch der polnischen Jugend, die Tapferkeit des Herrn v. Taczanowski, Niegolewski und Dzialynski ins rechte Licht zu stellen und hat sogar der Redaction des Dziennik Berichtigungen in seinem Sinne abgenöthigt. Niegolewski, der noch immer auf seinem Gute Morownica bewacht wird, verdankte seine Rettung aus der Gefahr, verwundet in russische Hände zu fallen, dem Amtmann von Kaniewski aus Zimnawoda (Kaltwasser) bei Jarocin, den er von Johanni an in sein Haus nehmen wird.

Bei alledem leben wir hier wie im tiefsten Frieden; Einzelne und Genossenschaften bauen mit stillem oder lautem Fleiß an ihrem Hause. Die Gesang- und Turnvereine rüsten zu Provinzialversammlungen. Ein Verein andrer Tendenz, derjenige der Gustav-Adolph-Stiftung hat sein Jahresfest unter vorzugsweise lebhafter Betheiligung gehalten; wir haben dabei erfahren, daß im vorigen Jahre in unserer Provinz 1600 Thaler für Vereinszwecke aufkamen und Liebesspenden von 4000 Thaler derselben von auswärts zugeflossen sind. Gegenwärtig beschäftigt uns der Wollmarkt; derselbe ist sowohl durch die ungewöhnlich große Zufuhr von etwa 20,600 Centnern, wie durch die guten Preise, fünf bis sechs Thaler mehr als voriges Jahr, ein besonders günstiger. Die Handelskammer arbeitet an der Errichtung einer Börse und schafft Material zur Vorbereitung eines Handelsvertrags mit Rußland herbei; ein solcher wäre für Posen, mehr noch für unsre kleinen Städte, eine unendliche Wohlthat. — Das neue Realschulgebäude, zu dem unser Abgeordneter Berger 50,000 Thaler geschenkt hat, erhebt sich als ein Prachtbau und dürfte im Spätsommer vollendet sein. Unsere Kreuzritter lassen noch immer auf eine gleiche großmüthige Handlung für Provinzial- oder Communal-Zwecke warten. — Auch die

politischen Strömungen des großen Vaterlandes schlagen ihre leisen Wellen bis hierher: beide Zeitungen haben sich dem berliner Protest angeschlossen und dafür die erste Verwarnung erhalten.

Noch zwei Curiosa: Herrn Lindenberg nennen wir schon den unsern; er ist Kreuzzeitungscorrespondent und Polizeidistrictscommissar zu Meseritz, und seine Partei hat sich bei ihm dafür zu bedanken, daß dort an Stelle des frühern Abgeordneten Freiherrn Hiller von Gärtringen der fortgeschrittne Dr. Ziegert gewählt ward. Jetzt sollen wir auch die Freude haben, Herrn Patzke bei uns zu begrüßen. Er kommt als Director ans Zuchthaus zu Rawicz; indessen verlautet hier etwas, als sei von den Provinzialbehörden gegen die Ernennung remonstrirt worden; weil die etwas desolaten Verhältnisse der Anstalt eine umsichtige und erfahrne Dirigentenhand heischen.

Selbst wenn die Herren Guttry und Dzialynski dabei verharren, ihre Mandate nicht niederzulegen, sind bei uns deren drei oder vier erledigt. Zu dem einen meldet sich als Candidat der Fortschrittspartei der Premierlieutenant a. D. und Feldmesser von Knobelsdorff. In seinem ausführlichen Programm, welches seine Lebensgeschichte und die Versicherung enthält, daß er vielseitig und gründlich durchgebildet sei, sagt er zuletzt: „Mit den Verhältnissen der Provinz bin ich genügend vertraut, da ich bereits seit Herbst 1861 hier wohne." Wie werden die polnischen Blätter lachen, und doch ist dieser Parlamentscandidat immer noch siebzigmal so lange hier als Graf v. Montalembert, der außerdem weder die deutsche noch die polnische Sprache redet und dennoch die Stirn hat, Europa über uns zu belehren. — n.

Die Fortschritte des inneren Kampfes in Preußen.

Die wenigen Freunde Preußens, welche jetzt noch ein hoffnungsvolles Wort wagen, haben für uns, die wir so gern auf ihre Stimme hören, doch nur leidigen Trost bereit. Vergebens sagen sie uns, daß der innere Streit der Kräfte, welcher jetzt den Staat in Gefahren stürzt, nichts Anderes sei, als das alte Scharlachfieber der Legitimität. Jeder Staat von älterem Datum müsse diese Krankheit einmal durchmachen bei dem Uebergange aus dem persönlichen zum parlamentarischen

Regiment; England habe sie im 17. Jahrhundert durchgekämpft von den Stuarts bis zu Wilhelm von Oranien, Frankreich ringe immer noch damit von Ludwig dem Vierzehnten bis Napoleon dem Dritten. Es sei eine heilsame Krankheit des Staatskörpers, daure vierzig bis achtzig Jahr und mache stark und blühend. Solcher Trost mag recht gut sein für unsere Enkel, für uns, die wir mit pochendem Herzen das ganze Leiden durchzuleben haben, ist ein näherer Trost nöthig. Wir suchen ihn, selbst wenn es der „deutsche Trost" wäre, daß es wo anders noch schlechter geht.

Einiger Trost liegt allerdings in dem Verhalten unserer Gegner, welche auf das Eifrigste und Erfolgreichste bemüht sind, die Sympathien, welche sie etwa sich gewinnen konnten, zu verscherzen, die guten Karten, welche in ihrem Spiele liegen mochten, mit leichter Hand von sich zu schleudern.

Es ist deshalb nicht unnütz, auf das mißtönende Schwirren der Presse zu hören, welche die Arbeit der feudalen Partei vertheidigt. Selten hat eine politische Partei die Geschmacklosigkeit gehabt, Herren von so schlechtem Stil und so unbedeutender Lebensart zu honoriren, als jetzt dieselbe Partei, welche das Schicksal von achtzehn Millionen Preußen in Händen hat. Der Dialekt, in welchem das literarische Geziefer der Feudalen die Gegner des Ministeriums zu kränken bestrebt ist, das Lärmschlagen, Schüren, Hetzen, Denunciren und Verdächtigen wird nur übertroffen durch die plumpe Dreistigkeit ihrer Erfindungen und die Behendigkeit, womit sie selbst Abenteuerliches zu glauben bereit sind. So lange die Presse Preußens in vollem Chor ertönte, verschwand das Getöse dieser Böotier in dem kräftigen Klange zahlreicher mannhafter Stimmen. Jetzt, wo die gesammte Oppositionsliteratur geknebelt ist, repräsentiren sie allein die Presse Preußens, und man muß wohl oder übel darauf hören. Bis zum Verbot konnte die preußische Presse sich zu der besten irgend eines andern Staates stellen, im Ganzen betrachtet und ganz abgesehen von Tendenz der einzelnen Blätter; jetzt ist die Sprache der Blätter, welche noch laut eine Ueberzeugung vertreten und ihre Gegner angreifen dürfen, nur mit der Humanität und Cultur zu vergleichen, welche in den Schmutzblättern Neuyorks oder Kaliforniens zu Tage kommt, wo ungewaschene Hände, bevor sie die Feder ergreifen, das Bowiemesser vor sich in den Tisch stecken, um sich zu einem blutigen Angriff zu begeistern. Wenn noch Jemand in Zweifel war, bei welcher Partei bessere Bildung, Anstand, Takt, Verständniß für die politischen Aufgaben des Staates war, der kann jetzt nicht mehr zweifelhaft sein. Es wird uns Niemand nachsagen, daß wir zu den Verehrern des Ministerpräsidenten gehören, aber das dürfen wir doch aussprechen, wir halten es für eine ganz besondere Schickung, daß er seine Reorganisation des Staates durch so übel duftende Vertraute empfehlen muß.

Aber auch die Regierung selbst thut mehr als unvermeidlich war, wenn sie

die Presse ungefährlich machen mußte. Wozu erst zwei Warnungen, welche nur dazu dienen, die Erbitterung zu steigern, wozu am Ende ein Verfahren, welches die Behörden, welche dasselbe einleiten, nicht mit Befriedigung erfüllen kann, weil es doch in der Regel keinen andern Zweck haben wird, als mit dem Beklagten zu unterhandeln, Gnade für Gewalt ergehen zu lassen, wenn er Unterwerfung gelobt, ihn zu verurtheilen, wenn er sich als das zeigt, was man mit altpreußischem Worte einen gradlinigen Mann nennt. Es soll uns nicht einfallen, Herrn v. Manteuffel mit der gegenwärtigen Regierung zu vergleichen, sein Verfahren war durchaus menschenfreundlicher und geschäftsmäßiger. Er sprach vertraulich mit Redacteuren oder Verlegern, verstand wohl ihnen einzelne Concessionen abzugewinnen, ließ auch wohl einmal einen Angriff auf sich zu und sah philosophisch durch die Finger. Und er kam ziemlich weit damit und gelangt jetzt in Frieden zu seinen Jahren. Er war kein Feuerbrand. Jetzt geht das schneller zu, und wir meinen, die Kohlen, welche man ausstreut, sind zu heiß.

Für das Ministerium ist offenbar die Zeit ruhiger Erwägungen vorüber, es hat die Rücksichten auf die öffentliche Meinung weit hinter sich geworfen, es hat zu viel gewagt, um ohne große Demüthigung zurückzugehen, und sowohl Politik als Stolz gebieten ihm, Alles an das „Durch" zu setzen.

Die Zeitungen sind zum Schweigen gebracht; da werden die Stadtgemeinden unbequem, und weil sie zumeist durch die Vereine in Aufregung gebracht werden, so wird die nächste Aufgabe, die Vereine unschädlich zu machen. Und da wieder bei der gewagten Anwendung von Gesetzparagraphen und bei dem Regiment der Ministerialverordnungen, welches jetzt nöthig wird, der liberale Geist, welcher die Mehrzahl der preußischen Beamten erfüllt, hinderlich wird, so muß eine entsprechende Verschärfung des Disciplinargesetzes stattfinden. Ein Schritt folgt mit gebieterischer Nothwendigkeit auf den andern.

Ebenso wird die Opposition, welche für das Recht des parlamentarischen Lebens kämpft, aus einer Position in die andere getrieben. Die Presse ist stumm gemacht, die Vereine und die städtischen Corporationen nehmen den Kampf auf. Die Deputationen der Städte werden ungnädig abgewiesen und mit Strafen wegen ungesetzlichen Verhaltens bedroht, die Vereine will man schließen. So wird ein gesetzliches Mittel des Widerstandes nach dem andern der Opposition entzogen, und dieselbe wird bald in der Lage sein, Verfassung und Recht nicht mehr mit den gesetzlichen Mitteln vertheidigen zu können.

Noch kämpfen beide Gewalten des Staates, Regierung und Opposition, mit Gesetzparagraphen gegen einander. Und in der That machen die Schwankungen und Dissonannzen, welche in der preußischen Gesetzgebung seit dem Jahre 1848 stattgefunden haben, nicht schwer, jede Auffassung mit einigem Schein

durch Gesetzesstellen zu stützen. Wenn die Verfassung selbst in einem Paragraph die Freiheit der Presse decretirt, in einem andern Paragraphen zur Zeit eines Nothstandes der Regierung das Recht gibt, vorübergehend Gesetze zu suspendiren, so zieht die Verfassungspartei diesen, die Regierung jenen Paragraphen an. Wenn die Verfassung auf der einen Seite jedem Bürger das Petitionsrecht schützt, die Städteordnung dagegen das Petitionsrecht der Communen auf ihre Gemeindeinteressen beschränkt, so dürfen die Opposition und die Regierung sich auf Paragraphen berufen. Nun ist zwar in diesem, wie wahrscheinlich in jedem andern Falle sowohl dem Richter von Urtheil als dem unbefangenen Billigkeitsgefühl unzweifelhaft, welches Recht das bessere sei. Es ist an sich unthunlich, das Petitionsrecht großer Gemeinden zu beschränken, wo jedem einzelnen Bürger dasselbe Recht zusteht. Und es entzieht sich ferner jedem menschlichen Verständniß, wie eine Adresse der großen Stadt Berlin, welche dem Könige die Aufregung der Stadt und die Schädigung gewerblicher Interessen derselben schildert, mit communalen Interessen nichts zu thun haben solle.

Und ferner, die Freiheit der Presse ist durch das höchste Gesetz des Staates garantirt. Kein Richter von Urtheil und kein billig Denkender in Europa wird zugeben können, daß der Nothstand für den Staat vorhanden sei, in dem das Gesetz eine vorübergehende Ausnahme zuläßt. Die Auffassung des Ministeriums beruht auf einem Mißverständniß: das Ministerium war in Noth, aber nicht der Staat.

Aber wie leicht diese Maßregeln des Ministeriums der Opposition auch gemacht haben, das gute Recht auf ihrer Seite zu behalten, so wird dieser werthvolle Besitz doch an sich ihr weder den Sieg sichern noch eine Fortsetzung des gesetzlichen Kampfes auf die Länge möglich machen. Recht hat nur einen Werth, wenn man dasselbe geltend machen darf. Das Gesetz ist mir unnütz, sobald ich keinen Richter finde, der mir zu meinem Recht verhilft. Voraussichtlich wird das Volk in Preußen in kurzer Zeit zu dieser Ansicht kommen.

Und die feudale Partei thut Alles, um dieselbe Ansicht allgemein zu machen, die schlechtesten ihrer Blätter verkünden im Triumph, daß nun bald das Opponiren ein Ende haben werde, höhnend fordern sie zu einem Kampfe heraus, der, wie etwa im Jahre 1848, hinter Barrikaden abgemacht werden solle. Es ist möglich, daß die Regierung auch dies ins Auge gefaßt und die nöthigen Operationspläne und Ordres vorgesehen hat.

Die Blätter der feudalen Partei und die Regierung haben ganz Recht: nur wer die Macht hat, hat das Recht, d. h. nur er kann das Recht festhalten. Das wird ebensogut wie in Preußen, in den Staaten sichtbar, in denen die parlamentarische Partei die Macht hat. Würden in England die Könige von Wilhelm dem „Befreier" bis zur Königin Victoria verfassungsmäßig regiert haben, wenn sie nicht etwas zu scheuen und zu ehren hatten,

was stärker war als ihre Macht? Und diese stärkere Macht bestand dort in der Ueberzeugung, daß ihr Volk sich wie ein Mann gegen jede auffallende Ungesetzlichkeit erheben würde. Denn in England liegt, wie bemerkt, die Macht beim Volke.

Ebenso denkt die feudale Partei in Preußen. Unser ist die Macht, folglich muß geschehen, was wir für recht halten. Mit uns ist die Majestät des Königs, der gesammte Organismus der Administration, das Recht Steuern zu erheben, das ganze Kriegsheer. Die Partei hat nicht Unrecht, aber es ist nicht schön, daß sie damit so sicher prahlt.

Und was hat dagegen die parlamentarische Opposition außer ihrem Rechte einzusetzen? Sie besitzt die Herzen der Majorität des Volkes.

So stehen die Parteien einander gegenüber. Die feudale Partei angreifend, mit überlegtem Plane, zur letzten Appellation an die Kraft wohl entschlossen. Die Majorität des Volks auf der Defensive, überrascht, aufgeregt, erbittert, nicht ohne Leitung, aber noch ohne Führung nach einheitlichem Plane.

Der preußische Verfassungsstreit ist nicht mehr eine Rechtsfrage, sondern er ist eine Machtfrage geworden.

Eine nahe Zukunft wird Europa darüber belehren, auf welcher Seite die größere Macht war. ♀.

Neue Schriften über Schiller.

Ueber Schillers Lyrik im Verhältnisse zu ihrer musikalischen Behandlung. Von Dr. F. A. Brandstäter. Berlin, Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1863. 39 S. Quart.

Eine Abhandlung, die schon deshalb von Interesse ist, weil man Schiller in seinem Verhältniß zur Musik noch nicht ins Auge gefaßt hat, und die augenscheinlich auf einer reichen Sammlung musikalisch-literarischer Notizen beruht, außerdem aber insofern willkommen zu heißen ist, als sie (beiläufig allerdings von dem eigentlichen Thema abspringend) sich gegen gewisse Phrasen kehrt, die 1859 über Schiller gemacht wurden und von Vielen jedenfalls noch heute für baare Münze angenommen werden. Der Verfasser ist ein nüchterner Kritiker und sein Vorrath von Beispielen reicht vollkommen hin, zu überzeugen. Er zeigt uns zunächst Schillers Verhältniß zur Musik im Allgemeinen, seine Ansicht von derselben, seinen musikalischen Geschmack, seine mangelhafte Kenntniß von der Tonkunst, seine Meinung über die Verwendbarkeit derselben. Dann folgt ein Capitel über Schiller und seine Dichtungen im Allgemeinen, in welchem namentlich die Abschnitte über das Verhalten der

deutschen Componisten zu der schillerschen Poesie Neues enthalten. Schließlich gibt ein drittes Capitel ein Verzeichniß der 500 Compositionen von 82 Gedichten Schillers. Im Folgenden einige Auszüge aus dem ersten Capitel.

Schillers musikalischer Geschmack neigte sich entschieden dem Großartigen zu. Als er durch Goethe Zelters Aufsatz über Vervollkommnung der Singakademie und Hebung des Kirchengesangs kennen gelernt, schrieb er an Zelter und bat ihn „um der guten Sache willen mehr Gewicht darauf zu legen, was Staat, Kirche und die Sitten durch diesen Vorschlag gewännen, als auf den Vorschub, welcher der Kunst selbst durch diese Verbindung mit der Religion zu Theil würde." Seine Empfänglichkeit für derartige musikalische Eindrücke war sonst eine unbewußte. Haydns „Schöpfung" war ihm „ein charakterloser Mischmasch", dagegen verschaffte ihm Glucks „Iphigenia auf Tauris" als „eine Welt der Harmonie, die gerade zur Seele dringt und sie in süßer hoher Wehmuth auflöst" unendlichen Genuß. In seinen letzten Tagen schien sich sein Wohlgefallen an sanfter, rührender Musik zu erhöhen; eine weiche Arie aus „Romeo und Julie" von Zingarelli ergriff ihn, wie bisher noch nichts. Sehr interessant ist in dieser Hinsicht eine Parallele mit Goethe. Letzterer, ebenfalls über das „hypochondrische Gewimmer der Sehnsüchtler", Matthison, Salis, Tiedge und ihrer Nachbeter aufgebracht, liebt in Uebereinstimmung mit Zelter, seinem Leibcomponisten, das Muntere, Erweckende, Frische. Den bloßen musikalischen Sinnenkitzel mißbilligte Schiller nachdrücklich und mit harten Worten. Mit gleicher fast fanatisch zu nennender Entschiedenheit war er gegen die Oper. Er tadelt es bitter, wenn sich halb Mannheim im Theater drängt, „einem Autodafé über Natur und Dichtkunst, einer großen Oper, beizuwohnen und sich an den Verzuckungen der armen Delinquentinnen zu weiden." Auch später klagt er von Weimar „Die Opern füllen das Haus. So herrscht das Stoffartige überall, und wer sich dem Theaterteufel einmal verschrieben hat, der muß sich auf dieses Organ verstehen." Dafür, daß er als Karlsschüler die Operette „Semele" gemacht, bat er später Apoll und die neun Musen um Verzeihung.

Ein eigentliches auf Kenntniß beruhendes Verständniß der Musik besaß Schiller so wenig wie Goethe. Wie dieser konnte er sagen: „Musik kann ich nicht beurtheilen; denn es fehlt mir an Kenntniß der Mittel, deren sie sich zu ihren Zwecken bedient; ich kann nur von der Wirkung sprechen, die sie auf mich macht." Und mit Bezug auf sein beabsichtigtes Gespräch „Kallios oder über die Schönheit" äußert er: „An musikalischen Einsichten verzweifle ich, denn mein Ohr ist schon zu alt." Dagegen vertheidigte er sich lebhaft gegen den Vorwurf, unempfänglich für Musik zu sein, und fügte hinzu: „Ich fühle jetzt, daß es wohl die Schuld der Musik gewesen sein mag, wenn ich ungerührt blieb. Diese (von Gluck) ist so himmlisch, daß sie mich selbst in der Probe unter den Zerstreuungen und Possen der Sänger und Sängerinnen zu Thränen gerührt hat." Daß er die Messiade für eine herrliche Schöpfung in musikalisch-poetischer Rücksicht ausgeben wollte, zeugt nicht für das metrische Gehör, welches er später zu besitzen behauptete. Unrichtig nennt er den Takt „eine Gewalt, die wir erleiden".

Verwendet hat Schiller die Musik in seinen Dramen sehr oft. Im Tell finden wir in der Introduction und in Walthers Lied den Abglanz der Natur und der schweizerischen Localität, in den Liedern der Räuber den Ausdruck ihrer Verdorben-

heit, in den Gesängen des wallensteinschen Lagers die frische Keckheit der Soldateska, in dem Liede der Eboli den verführerischen Zauber einer feinen Kokette, in Theklas Klage den Ausdruck tiefen Liebesgrams u. s. w. Instrumentalmusik ist von Schiller benutzt zum Ball im Fiesco, zur Tafel in Macbeth, zur Hochzeit im Tell, als Marsch im Fiesco, in der Jungfrau, in der Turandot, als Trauermusik in der Braut von Messina u. A. Gegen Ouvertüren zu Dramen hat sich Schiller nirgends erklärt, wohl aber sagt er über die Anwendung der Musik im Drama, wie sie Goethe im Egmont machte: „Mitten aus der wahrsten und rührendsten Situation werden wir durch einen Salto mortale in eine Operuwelt versetzt, um einen Traum zu sehen," eine Aeußerung, über die man sich um so mehr wundern muß, als Schiller selbst am Schlusse des Tell in ganz ähnlicher Weise die Musik zu einem Operneffect benutzt hat.

Eigenthümlich ist der gegensätzliche und gewissermaßen ironische Gebrauch, den Schiller zuweilen von der Musik macht. So wird am Schlusse von Kabale und Liebe bei dem peinlichen todverkündenden Schweigen von Luisen der Vorschlag gemacht, „einen Gang auf dem Fortepiano" zu thun. So hört man in Fiesco, als Leonore in so entsetzlicher Weise durch die Hand des heißgeliebten Gemahls fällt, einen „Siegesmarsch mit Trommeln, Hörnern und Hoboen". So soll ferner Thekla im tiefsten Liebesschmerz ihrem Vater zur Zerstreuung eine Probe ihrer musikalischen Fertigkeiten geben. Und so läßt sich endlich bei Tells Monolog als Gegensatz zu seinem blutigen Vorhaben von fern eine fröhliche Hochzeitsmusik vernehmen, und dieselbe ertönt von neuem, als Armgart sich in Verzweiflung vor Geßler niederwirft, dieser sie forttreiben will und nun plötzlich der tödtliche Pfeil ihn durchbohrt.

Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft. Dargestellt von Carl Twesten. Berlin, Verlag von J. Guttentag. 1863.

Eine Schrift, deren Verfasser vorurtheilsfrei und auf Grund einer guten Bildung die Frage erörtert, was Schiller für die Philosophie und die Geschichte gewesen, eine Frage, die nach dem Jahre 1859 noch weniger eine überflüssige ist, als vor diesem Jubiläum mit seinen Ueberschwänglichkeiten, und mit deren hier gegebener Beantwortung wir in allem Wesentlichen einverstanden sind. Treffend ist auf wenigen Seiten der Bildungsgang Schillers dargestellt, und mit Gerechtigkeit wägt der Verfasser dann seine Leistungen auf philosophischem Gebiet, in Moral, Politik, Aesthetik ab, um dann schließlich zu prüfen, was Schiller uns als Geschichtschreiber ge chaffen. Sein Ergebniß ist folgendes: Schiller war kein eigentlicher Gelehrter, kein Forscher, der Entdeckungen macht und neue Theorien ausarbeitet, wiewohl er sich überall mit selbstthätigem Geiste bewegt und die ihm vorzüglich durch Kant vermittelten Ideen in erheblichen Punkten weiter geführt hat. Er war als Philosoph — abgesehen von seiner Aesthetik, wo Niemand seine selbständige Bedeutung bestreiten kann — und ebenso als Historiker weit mehr Literat, der die wissenschaftlichen Errungenschaften anwendet, popularisirt und verbreitet. Er ist als Philosoph an Tiefe und Ursprünglichkeit mit Geistern wie Kant nicht zu vergleichen. Wohl aber nimmt er unter denen, welche ohne metaphysische Systemmacherei in objectiv wissenschaftlicher Weise philosophirt, gelehrt und angeregt haben, eine würdige, ja eine hervorragende Stelle ein. Er hat in seinen Schriften ebenso wie in seinen Gedichten eine harmonische, von illusorischen Speculationen freie Weltanschau-

ung, eine auf die positive Totalität der Menschennatur zu gründende Ethik und Politik mit großer Klarheit und Energie vertreten und mit nicht minder großem Erfolge. Als Historiker betrachtet hat er, wenn die echte historische Kunst beides umfaßt, Erforschung der Wahrheit und Darstellung des Stoffes, sein Hauptverdienst allerdings in der Darstellung. Tiefes Studium der Quellen dürfen wir bei ihm nicht voraussetzen, gesteht er doch selbst in seiner Vorrede zur niederländischen Revolution, daß er die Geschichte nicht ganz aus ihren ersten Quellen und gleichzeitigen Documenten studirt habe. Aber was ihm hier mangelte, ersetzte er zu einem großen Theile durch richtigen Instinct und die ihm in hohem Maße eigene intellectuelle Kraft, welche der Geschichtschreiber mit dem Dichter theilen muß, eine Menge von Thatsachen mit einem Mal zu übersehen, die richtige Stellung für die Betrachtung zu wählen, die einzelnen Züge in einem lebendigen Zusammenhang zu erfassen und sie aus sich heraus zu einem Ganzen zu construiren. Fassen wir seine Geschichte des Abfalls der Niederlande ins Auge, so ist seitdem das Material für diesen Gegenstand ungemein vermehrt worden. Die Archive des Hauses Oranien, die Urkundenschätze von Simancas sind erschlossen worden, und es leidet keinen Zweifel, daß die neuern Geschichtsforscher dadurch befähigt worden sind, einzelne Punkte in ein klareres Licht zu stellen und richtiger zu beurtheilen. In der Hauptsache aber hat schon Schiller das Rechte getroffen. Die neueren niederländischen Historiker Groen van Prinsterer und Altmeyer haben sein hervorragendes Talent und seinen historischen Takt anerkannt. Prescott, der gründlichste Bearbeiter des betreffenden urkundlichen Stoffs, behandelt ihn mit großer Achtung und beruft sich in den Abschnitten seines Werkes über Philipp den Zweiten, welche die niederländische Revolution behandeln, wiederholt auf den Vorgang Schillers. Endlich stimmt auch der neueste Geschichtschreiber jener Revolution, Motley, fast in allen großen und wesentlichen Dingen mit dem gesunden Urtheil Schillers überein. Philipp den Zweiten, Wilhelm von Oranien, Granvella und manche Andere hat er tief und glänzend charakterisirt, und ebenso hat er die Formen, in denen damals die großen geschichtlichen Gegensätze des Fortschritts und der Ordnung auf den Kampfplatz traten, scharfsinnig gezeichnet: auf der einen Seite die religiöse und bürgerliche Freiheit, unter deren Banner die bestehenden Gewalten und die herkömmlichen Einrichtungen angegriffen wurden, auf der andern der weltliche und geistliche Despotismus, welcher, den Gefahren der Auflösung gegenüber, bedroht und bestritten, immer rücksichtsloser die Unveränderlichkeit seiner Normen geltend machte. Und neben dem idealen Inhalte des Conflictes als der bewegenden Grundkraft werden überall die mitwirkenden Umstände entwickelt, die Verschiedenheit des Nationalcharakters, die frühere Gestaltung der Niederlande, ihre Gewöhnung an Freiheit der Personen, an Selbstverwaltung der Gemeinden, an Mitregierung der Stände, endlich die Charaktere, Pläne und Lagen der hervorragenden Persönlichkeiten.

Ungleich geringer ist die Kenntniß des Details bei Schillers dreißigjährigem Kriege, und wenn dieser Umstand bedeutende positive Verstöße nicht zur Folge gehabt hat, so tritt negativ der Mangel an Studium des Materials allerdings stark hervor. Von Sitte und Lebensweise der damaligen Zeit erfährt man so gut wie nichts, von der Organisation der Heere, der Handhabung der Verwaltung, den materiellen Verhältnissen wenig. Ein paar Stücke aus dem Simplicissimus geben ein

weit lebendigeres und deutlicheres Bild von der Verwilderung und Verödung jener Zeit als Schillers allgemeine Declamationen. Auch die Behandlung der eigentlich politischen und kriegerischen Begebenheiten ist nicht gleichmäßig. Manches wird nur in allgemeinen Umrissen mitgetheilt, und die Schilderung der letzten Jahre des großen Kampfes ist nur eine Reihe von Skizzen. Dagegen stellt sich der verwickelte Stoff mit ungemeiner Leichtigkeit dar, Erzählung und Gruppirung sind voll lichtvoller Klarheit, einzelne Scenen, wie die lützener Schlacht, meisterhaft geschildert. Daneben ein heller Blick für die großen Veränderungen in dem europäischen Staatensystem und für die complicirten Verhältnisse, an denen zum ersten Male fast alle civilisirten Nationen betheiligt waren, eine gute Schätzung der Kräfte, ein sicheres und unparteiisches Urtheil über Personen, Motive und Mittel. Am bedeutendsten in dem Inhalte des Werkes, sowohl nach seiner Eigenthümlichkeit im Vergleich mit früheren Erscheinungen, als nach durchgreifender Wirkung ist die unbefangene historische Auffassung der religiösen Streitigkeiten in ihren politischen Verwickelungen und Folgen. Er sah im Protestantismus den Fortschritt der Bildung, Humanität und Geistesfreiheit; aber gegenüber dem elenden Benehmen der meisten protestantischen Fürsten in der Zeit des Krieges würdigte er vollkommen die überlegene Tüchtigkeit und Energie Ferdinands des Zweiten und Maximilians von Bayern, und sehr verschieden von der frühern Geschichtschreibung der Protestanten, welche die Ihrigen als reine Glaubenshelden, die Gegner als blutige Wüthriche zu betrachten pflegte, erkannte er an, daß der Kaiser gerecht und achtungswerth war, und daß seine Lage und Grundsätze, nicht grausame Neigungen den Krieg entzündeten und weiter trugen. Nicht weniger endlich hebt er bei Gustav Adolf seinen Ehrgeiz und die Gefahren hervor, welche seine Entwürfe bargen, ja bei aller Vorliebe für den glänzenden Helden geht er so weit, zu erklären, es sei vielleicht das größte Verdienst gewesen, das er sich noch um Deutschland erwerben gekonnt, zu sterben. Die publicistische Wirkung des Werkes ist eine sehr nachhaltige gewesen. Schillers Urtheile sind einem großen Theil des deutschen Volkes in Fleisch und Blut übergegangen, sie bilden ein unvertilgbares Element in seinem sittlich-politischen Bewußtsein. Schiller sprach mit ihnen nicht sowohl ein Eigenes, als die Stimmung der neuen Zeit aus; er war nicht der Einzige, der dies sagte, aber er fand den Ausdruck, der schlagend und unvertilgbar in Phantasie und Gedächtniß des Volkes hineintraf.

Mit **Nr. 27** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal,** welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im Juni 1863.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Oestreich unter Metternich.

Geschichte Oestreichs seit dem Wiener Frieden 1809. Von Anton Springer. Erster Theil. Der Verfall des alten Reiches. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1863.

Der erste Theil des obenangeführten Werkes umfaßt den Zeitabschnitt vom wiener Frieden bis zu den der Revolution des Jahres 1848 unmittelbar vorhergehenden Begebenheiten, also eine Periode, deren Ereignisse vor den Augen der älteren, zum Theil selbst der jüngeren Zeitgenossen, sich entwickelt haben. Sie betreffen einen Staat, der vielfach den Mittelpunkt der europäischen Politik gebildet hat, zu jeder Zeit aber der Gegenstand der aufmerksamsten, theils wohlwollenden, theils argwöhnischen Beobachtung gewesen ist. Und dennoch wird auch, wer aufmerksam eine Reihe von Jahren hindurch ohne Unterbrechung dem Gange der Begebenheiten gefolgt ist, aus dem vorliegenden Buche nicht nur erneuete Anregung, sondern auch reichste Belehrung schöpfen. Gewiß ist der unmittelbare Eindruck des mit Bewußtsein Miterlebten auf unsere Seele kräftiger und wirkungsvoller als die treueste Schilderung des Geschehenen. Wir nehmen an den Begebenheiten der Zeit nicht blos mit dem Verstande, sondern auch mit dem Gemüthe, mit Neigung und Abneigung, Furcht und Hoffnung Theil. Gerade diese gemüthliche Theilnahme, diese Parteinahme aber ist für eine klare und zusammenhängende Erkenntniß nicht gerade förderlich, da das Urtheil des Einzelnen, meist von dem augenblicklichen Eindruck bestimmt, den Wandlungen der Dinge folgt und den Zusammenhang der Begebenheiten zu erkennen glaubt; wenn er im Stande ist, jeden Punkt der Entwickelung mit dem unmittelbar vorhergehenden Momente nach den Kategorien von Ursache und Wirkung zu verknüpfen. Dem unmittelbaren Bedürfniß des Verstandes ist damit genug gethan, eine wahre Erkenntniß des Geschehenen wird aber nur dadurch gewonnen, daß jedes einer Entwickelungskette angehörige Ereigniß stets mit dem Anfangsgliede der Kette in Beziehung gesetzt, mit andern Worten, daß *jede* Begebenheit als Glied einer Kette erkannt wird.

Daß die zeitgenössische Geschichte einer derartigen zusammenhängenden Erkenntniß nicht widerstrebt, ist unzweifelhaft. Selbst wo die innersten, geheimsten Triebfedern der Handlungen noch in Archiven, Cabineten und geheimen Cor-

respondenzen verborgen liegen, läßt sich wenigstens ein getreues Bild des äußern Zusammenhanges, gewissermaßen ein Umriß der Begebenheiten entwerfen, dem zunächst noch alle individuellen Züge fehlen, dem aber jede neue Entdeckung, jede neue Forschung gesteigerte Klarheit und Bestimmtheit verleiht. Schon eine derartige Fixirung des thatsächlich Bekannten in zusammenhängender Darstellung ist ein großer Gewinn für die geschichtliche Erkenntniß, die ohne eine solche sehr bald auch in Bezug auf die zeitlich naheliegenden Ereignisse einer wüsten und völlig bodenlosen Tradition zu verfallen pflegt, deren verderblichen Wirkungen schon die positiv festgestellte und dargestellte Thatsache, auch wenn sie noch der tieferen Motivirung entbehrt, Widerstand zu leisten vermag.

Indessen ist die zeitgenössische Geschichte keineswegs in der Lage, sich mit einer rein äußerlichen Darstellung des Zusammenhanges der Begebenheiten begnügen zu müssen. Auch die hohe Politik vermag gegenwärtig der Unterstützung der öffentlichen Meinung nicht zu entbehren. Sie wird von dieser beeinflußt und sucht daher auch sie zu beeinflussen, was sie nur dadurch vermag, daß sie in einem ununterbrochenen Rapport mit dem Publicum bleibt, und dasselbe bald über ihre Triebfedern aufzuklären, bald freilich auch zu täuschen versucht. Mag letzteres bis zu einem gewissen Grade gelingen, mögen die geheimsten Motive der handelnden Personen eine Zeit lang dem scharfblickenden und argwöhnischen Auge des Beobachters verborgen bleiben, im Allgemeinen wird man behaupten können, daß die Begebenheiten sich gegenwärtig auch in ihrem inneren Zusammenhange dem Bewußtsein aufmerksamer und unbefangener Beobachter unter den Zeitgenossen mit einer Bestimmtheit und Klarheit einprägen, wie sie in dem goldenen Zeitalter der Diplomatie nur dem in die Geheimnisse der schweigsamen Sphinx Eingeweihten erreichbar war. Während die alte Staatskunst ihre Entwürfe und Pläne in Archiven verschloß, die jetzt erst sich zu öffnen und ihr Licht über die geheimsten Gedanken einer rastlos im Verborgenen wirkenden Thätigkeit zu verbreiten anfangen, liebt es die Staatskunst der Gegenwart, sich in Blaubüchern der Oeffentlichkeit darzustellen und die Welt zum Zeugen und vielfach zum Richter über ihre Handlungen aufzurufen. Das Publicum gewinnt mit dem neuen Richteramte allmälig auch den Scharfblick, der die Gründe der Parteien gegeneinander abwägt, oft freilich mit derselben Urtheilskraft, mit der jene Quiriten begabt waren, die von Brutus zum Antonius laufen, um die Gründe beider vergleichen zu können.

Die Zeit, welche den vorliegenden ersten Theil des springerschen Werkes behandelt, liegt zum größten Theil vor dem Eindringen der Oeffentlichkeit in die Staatsactionen, ja in ihr nimmt die alte Cabinetspolitik, nachdem sie die Unterbrechung durch die Freiheitskriege überstanden hat, noch einmal kräftig sich zusammen im bewußten Gegensatze gegen die ihrer Ziele sich keineswegs klar bewußte, unsicher tappende liberale Strömung, die leidenschaftlich genug

ist, um in blinder Ueberstürzung an mehren Punkten des Continents die bestehenden Verhältnisse zu erschüttern, fast nirgends stark genug, um den wiedergesammelten reactionären und conservativen Kräften einen nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen und eine dauernde Ordnung auf Grund einer freisinnigen Auffassung der staatlichen Verhältnisse zu begründen. Den Mittelpunkt des reactionären Systems bildet eine Reihe von Jahren hindurch das östreichische Cabinet, das von Beginn der Katastrophe an, die den Sturz Napoleons herbeiführte, bei allen seinen Schritten das Ziel im Auge hatte, die Einwirkung der volksthümlichen Kräfte auf den Gang des Kampfes abzuschwächen, um im Voraus die Neugestaltung der Verhältnisse nach durchgeführtem Kampfe dem Einflusse der Völker zu entziehen. Die Aufgabe war der Art, daß sie nur unter dem Schleier des Geheimnisses gelingen konnte. Nur unter dem Schleier des Geheimnisses vermochte Metternich seine volle Virtuosität in den Künsten zu entwickeln, die Oestreich zu einer beherrschenden Stellung in dem europäischen Areopag erhoben, zugleich aber jenen inneren Zersetzungsproceß vorbereitet haben, der das lockere, übel zusammenhängende Gefüge des Kaiserstaates zerrüttete und dessen auflösender Wirkung nur durch eine furchtbare Erschütterung ein vorläufiges Ziel gesetzt wurde. Indessen da nicht alle Theilnehmer an dem seit den Befreiungskriegen abgespielten Geschichtsdrama ihren Vortheil in dem Geheimniß sahen, so ist bereits gegenwärtig über die hinter den Coulissen vollzogene Thätigkeit ein helles und scharfes Licht ausgebreitet. Was insbesondere Oestreich betrifft, so ist das Urtheil über Franz den Ersten und Metternich, die bereits der mythenbildenden Macht der Tradition anheimgefallen waren, seit einigen Jahren völlig umgewandelt und wohl für alle Zeiten festgestellt. Wir erinnern in Beziehung hierauf nur an Schmidts zeitgenössische Geschichte, deren Enthüllungen, wie sich von selbst versteht, auch diesem Buche vielfach zu Gute gekommen sind. Wie viel die Kenntniß der Geschichte jener Zeit Castlereaghs Correspondenz und anderen Aufzeichnungen von Mithandelnden zu verdanken hat, ist bekannt. So stand dem Verfasser ein reiches Quellenmaterial zu Gebote, welches mit großer Gewissenhaftigkeit, Sorgfalt und einsichtiger Kritik benutzt ist; denn allerdings der kritischen Sichtung bedurfte es in hohem Grade, um den Werth von Zeugnissen festzustellen, die zum großen Theil entweder apologetische oder polemische Tendenzen verfolgen. Je näher der Zeuge den Begebenheiten steht, je tiefer also seine Sachkenntniß ist, um so mehr ist er der Gefahr ausgesetzt, seine Stellung zu den Dingen zum Maße der Dinge zu machen, was selbst dem hochgestellten Verfasser der Genesis der Revolution in Oestreich vielfach begegnet ist.

Zu den wichtigsten von dem Verfasser benutzten Documenten gehören die Verhandlungen des ungarischen, so wie die Protokolle der böhmischen Landtage. Für die Darstellung des verwickelten Staatsorganismus und der Finanzen standen dem

Verfasser Privatmittheilungen von kundiger Hand zu Gebote. Wenn man erwägt, einen wie verderblichen Einfluß die finanzielle Zerrüttung auf die innern Zustände, oft auch auf die internationalen Beziehungen des Kaiserstaates ausgeübt, in wie viele Kreise der fast permanent gewordene Staatsbankrott Zersetzung und Demoralisirung getragen hat, so wird man in vollem Maße das Verdienst zu würdigen wissen, welches der Verfasser sich durch seine klare, eingehende und zusammenhängende Bearbeitung der Geschichte der östreichischen Finanzen erworben hat. Wir stehen nicht an, die Abschnitte, welche diesen Gegenstand behandeln, zu den wichtigsten und dankenswerthesten Partien des Werkes zu zählen.

Springer faßt den Inhalt des ersten Theiles seines Werkes in die Worte zusammen: „Der Verfall des alten Reiches". Und in der That rechtfertigt der Gang der geschilderten Begebenheiten die Wahl des Titels vollkommen. Unter den erschütternden Ereignissen des Jahres 1848 wirkte wohl keines mit so überraschender, so betrübender Gewalt, als die wiener Revolution, die mit einem Schlage einem System ein Ende machte, in welchem alle Widerstandskraft, die das conservative Princip den Umsturzbestrebungen in Europa entgegenzusetzen hatte, sich wie in einem lebendigen Brennpunkt zu concentriren schien. Mit Metternichs Sturz schien der letzte Anker der Ordnung aus dem unterwühlten Boden des Continents losgerissen zu sein. Eine Revolution, vor deren erstem Anlauf dieser festgefügte, wie es schien, zu ewiger Stabilität bestimmte Staatskörper fast widerstandslos zusammengesunken war, mußte mit der verheerenden, unwiderstehlichen Gewalt einer elementaren Naturkraft wirken. Man hatte sich aber über die Zustände Oestreichs vollständig getäuscht Durch Ueberraschung fällt kein festgefügtes Staatsgebäude. Der Staat, welchen die Mairevolution zertrümmerte, wäre längst zerfallen, wenn ihm nicht selbst die Kraft abhanden gekommen wäre, einen Schritt aus dem Geleise herauszuthun, in welchem er seine Existenz von einen Tage zum andern fortspann.

Ueber alle Gebiete des Staatslebens, wenn auch nicht über alle in gleichem Maße, hatte sich in stets wachsender Progression der Verfall verbreitet. Nach welcher Richtung hin auch der Staatsorganismus zu wirken suchte, überall stieß er auf Hindernisse, welche die geschwächten und gelähmten Organe nicht zu überwinden vermochten. Und nicht blos an den an sich großen Schwierigkeiten, die auch ein festes Gefüge zu erschüttern vermögen, deren Beseitigung auch in dem bestgeordneten Staate eine ungewöhnliche Anspannung aller Kräfte erfordert, sollte die östreichische Staatskunst scheitern. Auch die kleinen Verlegenheiten, die in normalen Verhältnissen nur bewirken, daß der Staat, indem seine Organe in einer mäßigen und heilsamen Bewegung gehalten werden, vor einer maschinenmäßigen, mechanischen Routine bewahrt wird, wurden in dem alten Oestreich sofort zu Schwierigkeiten, deren endgiltige Lösung man deshalb gar

nicht versuchte, weil sie eine über das Mechanische hinausgehende, lebendige Thätigkeit und Bewegung erfordert hätte.

Demgemäß war, wie schon Schmidt in der zeitgenössischen Geschichte überzeugend dargelegt hat, die Stabilität zum leitenden Princip der östreichischen Politik erhoben worden. Dies Princip sagte ebenso den starr absolutistischen Neigungen des Herrschers, wie dem quietistischen Systeme des geschmeidigeren, aber von einer krankhaften Furcht vor jeder populären Bewegung erfüllten Ministers zu. Freilich mußte auch hier, wie überall, das Princip vor der Macht der Thatsachen sich beugen. Der überlegenen Gewalt der Julirevolution gegenüber gab man den Grundsatz des unbedingten Widerstandes gegen die Revolution auf und beschränkte sich selbst in der Theorie auf den Widerstand innerhalb der Grenzen des Möglichen, womit natürlich das ganze Princip, das man bis dahin als den Schutz gegen alle Stürme, als die Grundlage aller Staatsweisheit gepriesen hatte, vollständig aufgegeben wurde. Ja man ging sogar so weit, gewissen Revolutionen eine Art von Berechtigung zuzugestehen; man fügte sich thatsächlich in den wichtigsten Punkten dem Princip der Nichtintervention, wenn man auch theoretisch an dem entgegengesetzten Princip festhielt. Bei diesem Aufgeben dessen, was man nicht länger halten konnte, blieb man stehen. Das Princip, dem man bisher gefolgt war, hatte dem Staate eine verhältnißmäßig große Sicherheit nach Innen und Außen gewährt, so lange man es unverletzt aufrecht erhalten konnte. Aber seine Herrschaft hatte den Staat jeder geistigen Productivität beraubt: kein schöpferischer Gedanke, nach dem die ihrer Grundlagen beraubte Politik sich den Anforderungen der neuen Verhältnisse gemäß hätte umgestalten können, trat ins Leben.

Es gehört zu den besonders charakteristischen Eigenthümlichkeiten der östreichischen Politik, daß sie fast ausschließlich die Beziehungen des Staates zum Auslande ins Auge faßt, und daß jeder andere Staatszweck vor dem einen zurücktritt, zwar nicht die Ausdehnung, aber doch die Machtstellung des Reiches zu vermehren. Die einzelnen Theile des Reiches wurden bis auf die neueste Zeit nur durch das gemeinschaftliche Band der Dynastie zusammengehalten. Seit Jahrhunderten hat die Dynastie mit wenigen Ausnahmen ohne jede Rücksicht auf nationale Interessen, ja oft im schroffsten Gegensatze zu ihnen, ohne jedes Bewußtsein eines civilisatorischen, culturentfaltenden Berufes nur für ihren Glanz gewirkt. Die aus einer längst entschwundenen Zeit überkommenen Traditionen des alten Kaiserthums hatten zwar längst alle reale Bedeutung verloren; sie waren aber gerade noch stark genug, um zum Nimbus für die Herrlichkeit des Erzhauses gebraucht zu werden. Der Titel, kraft dessen die Herrscher des alten Reiches die Herrschaft über die Christenheit beansprucht hatten, wurde zum Schmuck für die habsburgische Dynastie, die durch die wunderbare Gunst der Verhältnisse einen mächtigen, aber zusammenhangslosen Complex

der heterogensten Länderbestandtheile an ihre Schicksale geknüpft hat, deren gegenseitige Beziehungen nur darin bestanden, daß sie gemeinschaftlich den Interessen des Herrscherhauses dienten. Es ist leicht ersichtlich, wie diese Verhältnisse dazu führen mußten, die Thätigkeit der Regierenden von den verzweifelt schwierigen innern Aufgaben abzulenken und ausschließlich auf die Wege der Machterweiterung nach Außen zu weisen. So war es erklärlich, ja nothwendig, daß alle staatsmännische Thätigkeit sich in der Diplomatie concentrirte, und im Innern die Verwaltungsroutine, in der ja auch Franz der Erste ein Meister war, zur unbestrittenen Herrschaft gelangte. Dazu kam noch, daß diejenigen inneren Angelegenheiten, deren Erledigung gelegentlich die Kräfte und Fähigkeiten der Routine überschritt, zum Theil vortrefflich für eine diplomatische Behandlung geeignet waren. Zu welchen Mitteln sollte man seine Zuflucht nehmen, wenn die Praxis der Verwaltung nicht ausreichte, um die widerstrebenden Stände der selbständig gestellten Landestheile, besonders Ungarns, der Gewährung kaiserlicher Forderungen geneigt zu machen? Es blieb nichts Anderes übrig, als diplomatisch, Macht gegen Macht, mit ihnen zu verhandeln, und zu versuchen, ob es gelingen werde, die wichtigsten den innern Staatsorganismus betreffenden Fragen mit den im internationalen Verkehr oft mit Meisterschaft angewandten Künsten zu lösen.

Die erwähnte Eigenthümlichkeit der östreichischen Politik hat denn auch zur Folge gehabt, daß vor 1848 die Aufmerksamkeit der Welt fast nur auf die Stellung Oestreichs zu den großen europäischen Fragen gerichtet gewesen ist, daß dagegen die inneren Zustände des Reiches sich fast gänzlich der Beachtung entzogen, es sei denn, daß eine der stets sich wiederholenden Finanzkrisen die Börsen Europas mit Schrecken erfüllte, und daß gelegentlich Anekdoten über die östreichische Censur und Polizei oder über Grenzcontrole „im Reiche" circulirten. Im Uebrigen wußte man nicht viel mehr, als daß der Mangel an Freiheit in der Pflege der materiellen Interessen einen Ersatz finde, daß der Druck des politischen Systems leicht auf einem Volke laste, dem es an jedem Sinn für geistige Bewegung fehle, und daß nirgends das Dasein mit ruhigerem und gemütblicherem Behagen genossen werde, als in dem Kaiserstaat. Vermochte doch selbst der kritische Norddeutsche nicht gegen die Reize des wiener Lebens gleichgiltig zu bleiben.

So mußte denn die Kenntniß der inneren Verhältnisse Oestreichs eine oberflächliche, auf das Aeußere beschränkte bleiben. Und doch ist ohne ein genaueres Eingehen auf diese Seite des Staatslebens die Geschichte der auswärtigen Politik Oestreichs nicht vollständig zu verstehen. Freilich lag im Wesen der östreichischen Staatsanschauung selbst das Streben begründet, den Zusammenhang zwischen den inneren Zuständen des Staates und den Lebensäußerungen desselben nach Außen hin auf ein möglichst geringes Maß zu reduci-

ren. Seit dem Aufschwunge von 1809 verzichtete man auf jede tiefere Theilnahme der Unterthanen an den äußeren Beziehungen des Reiches, ja man fürchtete sogar die patriotische Begeisterung für den Ruhm des Vaterlandes, weil man glaubte, daß jede selbständige Regung im Staatskörper seine unbedingte Dispositionsfähigkeit für die Zwecke der Regierung vermindern werde. Zum Unglück war aber die Einrichtung der Verwaltungsmaschine selbst eine so unbehilfliche, schwerfällige, daß sie selbst den Anforderungen, die von Seiten einer mechanischen Staatsanschauung an sie gestellt wurden, nicht gerecht werden konnte. Springer charakterisirt sie gut mit folgenden Worten: „Würde Jemandem die Aufgabe gestellt, eine Maschine zu erfinden, die sich zwar mit gewaltigem Lärm dreht, aber doch niemals fortbewegen kann, er fände dieselbe in der Einrichtung der östreichischen Staatsverwaltung, wie sie unter Kaiser Franz und zumeist durch seine Schuld sich ausgebildet hatte, auf das sinnreichste gelöst." Wir müssen uns hier begnügen einzelne Züge aus dem wunderlichen Bilde hervorzuheben. Bei den Hofstellen war die collegialische Behandlung Regel; daneben war aber auch die sogenannte Präsidialbehandlung gestattet, d. h. der Präsident konnte nach eigenem Belieben jeden Gegenstand eigenmächtig ohne Zuziehung der Räthe entscheiden. Die bei diesem Verhältnisse unausbleibliche Verwirrung wurde noch dadurch vermehrt, daß die Competenz der einzelnen Behörden sehr schlecht abgegrenzt war. Ueber viele der wichtigsten Angelegenheiten beschlossen die Hofstellen selbständig, während die unbedeutendsten Dinge der Entscheidung des Kaisers vorbehalten waren. So führt der Verfasser der Genesis (Graf Hartig) u. a. an, daß während nur der Kaiser den einzelnen Mann vom Soldatendienst befreien konnte, die Feststellung der Größe der Armee in der unbestrittenen Befugniß des Hofkriegsrathes lag. Neben diesen Behörden stand der Staatsrath, von dessen Wesen schon die Zeitgenossen nicht im Stande waren sich ein Bild zu entwerfen, da seine Befugnisse sich auf alle möglichen Zweige der Staatsverwaltung erstreckten, ohne daß jedoch bekannt war, was von diesen Dingen eigentlich zu seiner Wirksamkeit gehörte. In der östreichischen Nationalencyklopädie findet sich folgende merkwürdige Charakteristik dieses Institutes: „Der Staatsrath stand nicht über den Ministern, war ihnen aber auch nicht geradezu untergeordnet, war überhaupt kein permanentes deliberatives Collegium, sondern nur mit der *passiven Leitung* der Administration betraut." Neben diesen Behörden bestand nun noch das Conferenzministerium, in dem aber nur der Minister des Auswärtigen ein selbständiges Departement verwaltete. Die übrigen Minister hatten gar keinen bestimmt umgrenzten Wirkungskreis, so daß sie nicht regelmäßig fördernd, sondern nur, indem sie eigenmächtig oder auf besondere Anweisung des Kaisers in die Thätigkeit der Fachbehörden eingriffen, hemmend und störend auf die Verwaltung des Staates Einfluß ausüben konnten.

Es begreift sich leicht, daß unter diesen Umständen in den östreichischen Kanzleien fleißig gearbeitet und geschrieben, aber wenig geleistet wurde*). Nur die äußerste Energie des Regenten hätte hier Abhilfe schaffen können, nicht etwa durch den vergeblichen Versuch, vermittelst der bestehenden Einrichtungen die erlahmende Thätigkeit des Staatskörpers zu steigern, sondern durch völlige Umgestaltung des Organismus. Indessen dieser Energie ermangelte der Kaiser Franz. Sein sehr anerkennenswerther gewissenhafter Thätigkeitsbetrieb war der Art, daß er in der kleinlichsten Detailarbeit volle Befriedigung fand; auch sein überaus stark ausgeprägtes autokratisches Bewußtsein, mit welchem er ein merkwürdiges Mißtrauen gegen sich selbst, wie gegen andere, z. B. gegen die begabteren unter seinen Brüdern verband, gefiel sich ganz besonders darin, in die unbedeutendsten, oft persönlichen Angelegenheiten selbständig einzugreifen. Im Großen beschränkte sich seine Thätigkeit darauf, keine Verminderung seiner Machtvollkommenheit zu dulden. Gegen jede organische Veränderung, deren Durchführung die selbständige Thätigkeit hervorragender Männer erfordert hätte, hatte er eine unüberwindliche Abneigung. In seinen Handbillets, in denen die Anträge der Hofstellen beantwortet wurden, pflegte er seine Entscheidungen nur für den einzelnen Fall zu geben, ohne Gründe anzuführen und ohne bestimmte Grundsätze durchblicken zu lassen, ein Verfahren, durch welches mehr und mehr die Selbständigkeit und das Gefühl der Verantwortlichkeit in den Behörden erstickt wurde.

Nur auf einem Gebiete waren eingreifende Maßregeln von Zeit zu Zeit nöthig, wenn der Staat nicht zu Grunde gehen sollte: auf dem Gebiete des Finanzwesens. Aber auch hier erreichte man keine dauernd befriedigende Ergebnisse. Man arbeitete darauf hin, die Symptome des Uebels zu beseitigen, statt auf eine gründliche Heilung desselben auszugehen. Der Ursprung der Finanznoth ist älter, als die im vorliegenden Werke geschilderte Periode der östreichischen Geschichte, und vorzugsweise darin zu suchen, daß der unter Kaiser Franz in Folge der beständigen Kriege eingetretenen außerordentlichen Steigerung der Staatsbedürfnisse keine verhältnißmäßige Erhöhung der regelmäßigen Einnahmen entsprach. Das Maß der regelmäßigen Einnahmen ist aber in der Leistungsfähigkeit gegeben. Um diese zu steigern, hätte man einerseits Industrie und Handel von den ihre Bewegung hemmenden Fesseln befreien, andererseits sich entschließen müssen, zu gewissen Reformplänen Kaiser Josephs zurückzukehren. Die wirksamste Maßregel für die Besserung der Finanzverhältnisse wäre die Reform der Grundsteuern und die Befreiung des Bauernstandes von dem

---

*) Ergötzliche Schilderungen des Treibens in den östreichischen Kanzleien finden sich in den Traditionen zur Charakteristik Oestreichs unter Franz dem Ersten.

Druck der Feudallasten gewesen. Dergleichen einschneidende Maßregeln lagen indessen dem System des Kaiser Franz sehr fern. Es blieb nichts Anderes übrig, als seine Zuflucht zu wiederholten drückenden Anleihen, zur Ausgabe von Bankozetteln und zur Verschlechterung der Münze zu nehmen. Am verhängnißvollsten wurden die Ausgaben der Bankozettel. Nachdem man sich bereits in den Jahren 1788 einmal über jede Controle hinweggesetzt und zehn Millionen Bankozettel ohne jede Ankündigung unter der Hand ausgegeben hatte, ging man in rascher Progression auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts. Die natürliche Folge war, daß diese Operationen das äußerste Mißtrauen erregten und daß die Zettel, die Anfangs gleichen Cours mit dem Metall gehabt hatten, von Jahr zu Jahr tiefer sanken. Es traten ganz ähnliche Zustände ein, wie in Frankreich zur Zeit der Assignatenwirthschaft, eine Analogie, auf die auch Springer aufmerksam macht. An Versuchen, dem Uebel Einhalt zu thun, fehlte es natürlich nicht. Indessen mußten alle derartigen Versuche Spiegelfechtereien bleiben, so lange die Ausgaben stiegen, und neue Einnahmequellen nicht eröffnet wurden. Ein Finanzpatent folgte dem andern, eins blieb so wirkungslos, wie das andre, da die Regierung unfähig war, die Sachlage anders, als von dem kleinlichsten Gesichtspunkte aus aufzufassen. So wurde im Jahre 1809 alles Silbergeräth mit wenigen in dem Patente bezeichneten Ausnahmen eingezogen, um Silber in den Verkehr zu bringen. Die Besitzer erhielten entweder Antheilscheine an einer Lotterieanleihe oder den Werth des Silbers in Bankozetteln, zu dem viel zu wenig angenommenen Cours von dreihundert (d. h. 300 Gulden-Bankozettel = 100 Silbergulden). Die Folge der Maßregel war, daß das Papiergeld nur noch tiefer sank. Die Wirkungen eines Zustandes, in dem das ausschließlich circulirende Verkehrsmittel von Jahr zu Jahr sank, und überdies als Gegenstand der Speculation fast täglichen Schwankungen unterworfen war, waren auf allen Gebieten des öffentlichen und Privatlebens sehr traurig. Alles verfiel der rasendsten Speculation; selbst in dem sonst festesten Besitz, dem Grundbesitze, trat ein unerhörter Wechsel ein, dem die Regierung ohne besondern Erfolg zu steuern suchte. Ganz zu schweigen von der Demoralisirung aller Volksschichten, die bei einer derartigen Zerrüttung unausbleiblich war. Die Regierung entschloß sich endlich zu einem verzweifelten Schritt, zu dessen Durchführung der im Jahre 1810 zum Hofkammerpräsidenten ernannte Graf Wallis, ein Mann, der seine Neigung zu dem rücksichtslosesten Verfahren schon als Oberstburggraf von Böhmen bewährt hatte, bestimmt war. Durch das Finanzpatent vom 20. Februar 1811, welches am 15. März, Morgens 6 Uhr gleichzeitig in allen Provinzen publicirt wurde, wurden die Bankozettel, die im Betrage von mehr als 1000 Millionen Gulden circulirten, auf den fünften Theil ihres Nennwerthes herabgesetzt. Die alten Bankozettel waren gegen Einlösungsscheine (5 Gulden Bankozettel = 1 Gul-

den im Einlösungsscheine) umzutauschen. In diesen Einlösungsscheinen, die einen festen Cours (wiener Währung) haben sollten, waren fortan die Steuern zu bezahlen, die dadurch um das Fünffache erhöht wurden, ebenso aber auch von Seiten des Staates die Gehalte der Beamten. Die Maßregel, ein offener Staatsbankerott, war so gewaltsam, wie möglich; indessen man war dem zwingenden Gesetze der Noth gefolgt, und wie die Sachen einmal lagen, war ohne einen gewaltsamen Schritt ein völliger Ruin des Staats gar nicht abzuwenden. Die größte Erbitterung richtete sich auch nicht gegen die Herabsetzung der Zettel, sondern gegen die von der Regierung unternommene Regulirung der seit dem Jahre 1799 eingegangenen Privatschulden. Es wurde eine Scala des Courses der Bankozettel für jeden einzelnen Monat von 1799 bis 1810 aufgestellt, und nach den Sätzen dieser Scala alle Privatschulden regulirt. War eine Schuld von 1000 Gulden eingegangen zu einer Zeit, wo der Cours der Banknoten auf 110 stand, zahlten sie mit $909^1/_{11}$ Fl. zurück, während eine Schuld von demselben Betrage aus dem Jahre 1810 auf 200 Fl. reducirt wurde. Das Bedenklichste hierbei war, daß die Schuldenreduction alle in Folge der Börsenspeculation sehr bedeutenden Schwankungen in dem Course der Zettel von 1799 bis 1810 mitmachte. Es ist leicht begreiflich, daß das Patent eine völlige Vermögensrevolution hervorrief und den Staatsangehörigen die ungeheuersten Opfer auferlegte. Und leider waren diese Opfer umsonst gebracht. Da eine Silberdeckung für die Einlösungsscheine nicht vorhanden war, so verfielen sie alsbald demselben Mißtrauen und folglich auch denselben Coursschwankungen, wie die alten Bankzettel. Die abschreckenden Exempel, die Graf Wallis an einzelnen Kaufleuten statuirte, welche die Preise ihrer Waaren gesteigert hatten, hielten die Scheine ebensowenig auf pari, wie die Edicte des Conventes das Sinken der Assignaten hatten verhindern können.

Wir haben die merkwürdige Episode aus der Finanzgeschichte Oestreichs, die von Springer mit ausgezeichneter Klarheit dargelegt ist, etwas ausführlicher behandelt, weil sie in der That für die Zustände charakteristisch ist. Wie das Patent zu einem heftigen Conflicte mit Ungarn führte, wollen wir in einem andern Zusammenhange darstellen. Auf den weiteren Verlauf der finanziellen Leidensgeschichte Oestreichs in der Periode bis 1848 einzugehen, müssen wir uns versagen; wir verweisen den Leser auf die betreffenden Abschnitte des Buches selbst, deren Studium einem jeden dringend zu empfehlen ist, der sich über das chronische, allen Heilmitteln Trotz bietende, alle äußeren und inneren Krisen des Staates überlebende Leiden Oestreichs genauer unterrichten will.

Diese tiefe Zerrüttung in der wichtigsten und unentbehrlichsten Function des Staatskörpers erscheint in einem um so grelleren Lichte, wenn man bedenkt, daß alle thätigen Lebensäußerungen des Staates nach Außen gerichtet waren,

und daß eine Bewegung, eine Entwickelung der östreichischen Politik nur auf dem Gebiete der europäischen Fragen stattgefunden hat. Auf diesem Gebiete hat Metternich in dem ersten Jahrzehent der heiligen Allianz in der That glänzende Resultate erreicht. Man mag von einem höheren Standpunkte aus das ganze System seiner Politik tadeln, seine Doctrin von dem Gleichgewicht der Mächte für eine Abstraction, sein Princip der Solidarität der conservativen Interessen für ein verderbliches Hirngespinnst halten: Eins muß man zugestehen, daß seine Politik aufs glücklichste das Friedensbedürfniß Oestreichs mit dem Streben nach Machtentwicklung zu vereinigen wußte. So weit die Wirksamkeit diplomatischer Virtuosität reichte, ist diese Politik auch mit dem glänzendsten Erfolg durchgeführt worden. Die Schwäche der Politik lag darin, daß eben jene oben erwähnten Grundlagen derselben das Product einer willkürlichen Voraussetzung waren und der Natur der Dinge widersprachen, daß die wirklichen Interessen der Staaten mächtiger waren als die vermeintlichen Interessen einer contrerevolutionären Doctrin, und daß das System des Gleichgewichts durch ausschließlich diplomatische Mittel nur so lange aufrecht erhalten werden konnte, als es von keiner Seite mit schärferen Waffen als denen der diplomatischen Gegenwirkung bedroht wurde. Der griechische Aufstand und die türkisch-russische Verwickelung offenbarte die Ohnmacht einer Vermittelungspolitik, die entschlossen ist, jeden kriegerischen Conflict zu vermeiden. Alle Fehler, die Metternich in dieser Angelegenheit beging, haben ihren Grund darin, daß er sein Verfahren so einrichtete, als ob der Gegner gezwungen sei, seine diplomatischen Schachzüge Schritt um Schritt zu erwidern. Er bedachte nicht, daß Rußland seine Künste von dem Augenblick an verachten konnte, wo es zum bewaffneten Angriff gegen die Türkei entschlossen und zugleich überzeugt war, daß Oestreich unter allen Umständen das Schwert in der Scheide lassen würde.

Wohl hatte Metternich alle Ursache, im Hinblick auf die inneren Verhältnisse einen Krieg zu scheuen. Um so schwerer wiegt der Vorwurf, daß er, nicht aus Mangel an Einsicht, sondern aus Charakterschwäche, wie Schmidt überzeugend nachgewiesen hat, vor jedem Versuch zurückscheute, Leben in die träge sich fortschleppende Masse des östreichischen Staatskörpers zu bringen, eine Aufgabe, die, je drohender sich die europäischen Verhältnisse verwickelten, zwar um so schwieriger, aber auch um so nothwendiger wurde. Die türkische Frage hatte die heilige Allianz erschüttert; die Julirevolution kittete sie nur nothdürftig und vorübergehend wieder zusammen. Die Demonstration von Münchengrätz constatirte nur das von da an unbestrittene Uebergewicht des Kaisers Nikolaus über Preußen und Oestreich, konnte aber im Uebrigen nur dazu dienen, den Gegnern jede Furcht vor einem kräftigen Auftreten der conservativen Mächte zu benehmen. Schlimmer noch, als das Zurückweichen in

den großen politischen Fragen war es, daß die östreichische Regierung für ihre Schwäche im Großen einen Ersatz im Kleinen suchte, daß Metternich, theils um die Bildung kräftiger Staatencomplexe an den Grenzen Oestreichs zu verhüten, theils aus bis ins Maßlose gesteigerter Revolutionsfurcht den einheitlichen Bewegungen in der Schweiz entgegentrat, und den freiheitlichen Regungen in Deutschland, deren Bedeutung er in einer seine eigenen monarchischen Grundsätze aufs höchste compromittirenden Weise übertrieb, dadurch die Spitze abzubrechen suchte, daß er dem Bundestage völlig den verhaßten, sein Ansehen immer mehr untergrabenden Charakter einer Polizeibehörde aufdrückte. Im Uebrigen gestalteten sich die Verhältnisse beruhigend, bis im Jahre 1839 der Conflict zwischen dem Sultan und dem Pascha von Aegypten den europäischen Frieden ernstlich gefährdete. Springer faßt die Lösung der aus diesem Conflicte hervorgehenden diplomatischen Verwickelung als eine völlige Niederlage Oestreichs auf. Wir können dieser Ansicht nicht unbedingt beipflichten, halten vielmehr an der Auffassung fest, die wir in früheren Aufsätzen in den Grenzboten in Betreff dieser Angelegenheit entwickelt haben. Allerdings scheiterte der übrigens kaum die bescheidenen Grenzen eines Wunsches überschreitende Versuch Metternichs, die Leitung der Verhandlungen in seine Hand zu nehmen. Auch mochte Metternich von der Verständigung des Kaisers Nikolaus mit Lord Palmerston empfindlich berührt werden. Indessen darf man doch nicht außer Acht lassen, daß das Einvernehmen Rußlands und Englands die Vorbedingung einer friedlichen Lösung der Frage war, ferner, daß es Rußland war, welches eine Concession machte und, seine Pläne vertagend, sich der auch von Oestreich getheilten Auffassung der orientalischen Frage anschloß, und daß, sobald es zu seiner alten Politik zurückkehrte, sofort die Intimität mit England sich lösen mußte, wie ja auch die dem Krimkriege vorangehenden Verhandlungen deutlich zeigen, daß der Kaiser Nikolaus in einer argen Selbsttäuschung befangen war, wenn er die Hoffnung gehegt hatte, England zum Gehilfen seiner orientalischen Pläne zu gewinnen. Auch in den, wie wir glauben, gar nicht ernstlich gemeinten Kriegsdrohungen Frankreichs kann man doch keine Niederlage Oestreichs sehen, wie denn auch der Verfasser die Gefahren eines Krieges, in dem Frankreich fast ganz Europa gegen sich gehabt hätte, zu hoch anschlägt. Die leitende Rolle in den orientalischen Angelegenheiten hatte Oestreich längst aufgegeben; sie bei dieser Gelegenheit nicht wiedergewonnen zu haben, wird man kaum als eine Niederlage bezeichnen können. Seine Niederlage auf dem Felde der orientalischen Diplomatie hatte Oestreich im russisch-türkischen Kriege erlitten. Was seitdem geschah, war nur ein Symptom desselben Verfalles, der auf allen Gebieten sich vollzog, der unter der Regierung des Kaisers Ferdinand trotz einzelner Versuche, sich zu kräftigem Handeln aufzuraffen, immer weiter und weiter um sich griff, der endlich jene ständischen Bewegungen hervorrief, die nicht

die Ursache, wohl aber ein mahnendes Vorspiel der Revolution von 1848 waren.

Einige besonders wichtige Verhältnisse, namentlich die Beziehungen zu Italien und Ungarn wollen wir an einer andern Stelle eingehend erörtern. Wir schließen diese Besprechung mit dem Wunsche, daß das Werk Springers die aufmerksame Beachtung finden möge, deren es würdig ist, und auf die ja auch in einer mit wohlbegründeter Vorliebe nach tieferer, geschichtlicher Kenntniß strebenden Zeit jedes gründliche und ernste historische Werk rechnen kann.

Z.

Die Schlacht bei Chancellorsville.

Nach Tagebuchsblättern eines Augenzeugen.

Die letzte große Schlacht am Rappahannock, allen Berichten nach die blutigste, welche Amerika bis jetzt gesehen, ist in ihren Einzelnheiten noch so wenig bekannt, daß die folgenden Mittheilungen aus dem sehr ausführlichen Bericht der „Times“ über dieselbe (16. und 17. Juni) willkommen sein werden, zumal der Verfasser des Berichts zwar nicht parteilos, aber ungemein anschaulich zu schildern und lebendig zu erzählen versteht. Betrachten wir mit ihm zunächst den Schauplatz, auf dem sich diesmal die Gegner maßen.

Zehn (englische) Meilen westlich von Fredericksburg, auf demselben Ufer des Rappahannock steht ein großes Ziegelhaus, bei dem sich eine Schmiede und mehre andere Nebengebäude befinden, und in welchem früher ein gewisser Chancellor eine Gastwirthschaft hielt, während später darin eine Erziehungsanstalt war. Diese Gebäudegruppe, nach jenem Gastwirth Chancellorsville genannt, ist mit Fredericksburg durch zwei Straßen verbunden, welche sich vor dem Hause vereinigen, um, abweichend von dem westlichen Lauf, den sie bisher verfolgt in südwestlicher Richtung nach Orange Court House weiterzugehen. Die eine dieser Straßen wird als Chaussee, die andere als Knüppeldamm bezeichnet. Früher gab es nur die erstere, welche näher am Flusse hinstreicht als die andere, die, weiter vom Wasser entfernt, die felsigen Hügel am Ufer desselben vermeidet. Fast parallel mit diesen beiden Straßen fließt der Rappahannock, bis er sich zwölf Meilen westlich von Fredericksburg in zwei Arme theilt, in-

dem der Nordarm des Rappahannock nördlich und westlich fließt, während der Rapidan von Südwesten mündet. Zwei Meilen unterhalb der Vereinigung der Flüsse überschreitet man den Rappahannock vermittelst einer Furt, welche United States Ford heißt. Acht Meilen oberhalb Fredericksburg befindet sich eine andere Furt, Freemans Landing genannt; vier Meilen weiter hinab trifft man eine dritte, als Banks Ford bezeichnet, während vor und neben Fredericksburg selbst statt der beiden Brücken, welche einst den Fluß überspannten, in der denkwürdigen Woche, von der wir reden, von den Unionisten an verschiedenen Stellen Pontonbrücken geschlagen waren. Gehen wir westwärts, so finden wir, daß der Nordarm des Rappahannock an zwei Stellen, von denen Kellys Ford die wichtigste ist, und der Rapidan ebenfalls an zwei Punkten, Elys und Germannas Ford, überschritten werden kann. Das ganze Terrain von vier Meilen westlich von Fredericksburg an bis weit über Chancellorsville hinaus ist mit dichtem Urwald bedeckt, der theils aus Fichten, theils aus Eichen einer besondern Art, die man hier „Black Jack" nennt, sowie aus Unterholz von Chikopin besteht, welches für Jedermann mit Ausnahme von Füchsen und Kaninchen undurchdringlich ist. Die düstre Waldeinöde, die sich südlich und westlich von Chancellorsville gegen Orange Court House hinstreckt, ist mit vollem Recht „die Wildniß" genannt worden.

Bei Chancellorsville trifft mit den ebenerwähnten beiden Straßen eine dritte zusammen, die nach Elys Ford am Rapidan geht, und von der sich eine halbe Meile von Chancellorsville eine vierte abzweigt, die nach United States Ford am Rappahannock führt. Ferner, wenn man von Fredericksburg nach Chancellorsville geht, verläßt acht Meilen von ersterem Orte den Knüppeldamm links ein Dorfweg, der südlich auf eine Eisengießerei, Catherine Furnace genannt, führt und dann, in die Wälder sich verlierend, uns fünf Meilen von Chancellorsville und funfzehn von Fredericksburg wieder auf den Knüppeldamm zurückbringt. Dieser Dorfweg wird, da er bei Stonewall Jacksons glänzender Flankenbewegung eine Rolle spielt, besonderer Beachtung der Leser empfohlen.

Man sieht, daß die Operationen vor, während und nach der zweiten Schlacht am Rappahannock es vorzüglich mit den funfzehn Meilen Knüppeldamm zwischen Fredericksburg und Wildernеßhouse, mit den zehn Meilen Chaussee zwischen Fredericksburg und Chancellorsville, dem Dorfweg nach dem Eisenhammer, der Straße, die jenseits Chancellorsville nach Elys Ford am Rapidan führt, und mit der Abzweigung derselben, die sich nach United States Ford am Rappahannock wendet, zu thun hatten, und außerdem haben wir bei dem Folgenden die genannten Furten, vorzüglich Elys, Kellys, Banks und vor Allem United States Ford, uns gegenwärtig zu halten. Und nun lassen wir die Tagebuchsblätter der „Times" reden:

„Freitag den 1. Mai Abends verließ ich mit einem virginischen Geistlichen Richmond zu Pferde, indem wir der Telegraphenstraße nach Fredericksburg folgten. Die Bekanntschaft meines Freundes mit der Gegend um Richmond war nicht der Art, daß sie uns vor dem Verirren in den Sümpfen des ausgetretenen Chickahominy sicher gestellt hätte, durch die wir uns mühsam nach den Morästen von Hannover hindurcharbeiteten, der trübseligsten Wüste von Sumpf und schwammigem Buschwerk, auf welcher je ein sterblich Auge ruhte. Lassen wir jeden Gedanken an Widerstand bei Seite, so würde schon dieser breite Gürtel von Morästen den großen Theil des Jahres ein schwer überschreitbares Hinderniß für eine Invasionsarmee sein, während im Hochsommer wenigstens sein giftiger Hauch ihr schaden würde, falls sie sich hier lagerte. Als wir bei hellem Mondscheine weiter ritten, quakten die Baumfrösche und Ochsenfrösche rings um uns in so dissonanten Chören, daß es selbst Aristophanes schwer gefallen sein würde, sie nachzuahmen, und zu gleicher Zeit erschallte in den Wäldern der Ruf des Whippurwill, dieses unermüdlichen und nie ruhenden Nachtvogels, und ließ mich die Genauigkeit bewundern, mit der seine drei Noten fortwährend wiederholt wurden. Zwischen ein und zwei Uhr waren wir noch nicht weiter als bis nach Ashland, etwa sechzehn Meilen von Richmond gekommen, wo wir uns auf ein paar Stunden schlafen legten. Sechsunddreißig Stunden später wurde Ashland von der Cavallerie der Unionisten überfallen, welche hier einigen Schaden an der Eisenbahn anrichtete. Am Sonnabend trabten wir weiter von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang und wurden für unsre Anstrengung belohnt, indem wir von vier Uhr Nachmittags bis nach Dunkelwerden heftiges Feuer aus schwerem Geschütz vernahmen, welches uns sagte, daß wir uns der Gegend näherten, wo die blutigste Schlacht dieses Krieges geschlagen werden sollte. Indem wir bei Guineys Station schliefen, waren wir am Morgen des Sonntag gegen neun Uhr ganz nahe bei Chancellorsville.

Am 29. April war unter der Hülle eines dicken Nebels eine starke Masse von Unionisten auf Pontons unterhalb Fredericksburg unbehindert über den Rappahannock gesetzt und hatte sich, immer hart an die Uferbank sich haltend, rechts und links ausgebreitet. Mehre Feldwachen der Conföderirten wurden von ihnen überrascht und umringt, bevor sie nur wußten, daß ein Soldat der Union den Fluß überschritten. Zu gleicher Zeit war ein weit stärkeres Corps von Unionisten bei Kellys Ford und andern benachbarten Furten über den Nordarm des Rappahannock gegangen und General Stoneman schlug mit einem gewaltigen Reitergeschwader und mehren Geschützen den Weg nach Culpepper Court House ein und breitete sich ungestraft über Virginien aus, indem er seine Leute in kleinere Corps theilte, welche verschiedene Razzias ausführten und volle sieben Tage unbehelligt blieben. Dieses plötzliche und zu gleicher

Zeit an verschiedenen Punkten erfolgende Losbrechen des Feindes, die augenscheinliche Klugheit, welche seine Operationen leitete, die Größe der Truppencorps, welche sie unternahmen, und das Bewußtsein, daß General Lee, seines „alten Schlachtpferdes", des Generals Longstreet beraubt, an Zahl weit schwächer war, als jemals seit er Maryland verlassen, Alles dies vereinigte sich, im Generalstab Bedenken und Befürchtungen aufsteigen zu machen, über welche man sich nur beruhigte, wenn man die heitere Ruhe des „alten Tycoon" (wie sie ihn nennen) beobachtete. Ohne Hast und Aufregung traf er seine Vorkehrungen, die in der Hauptsache dahin gingen, daß General Earley mit hinreichenden Streitkräften in Fredericksburg verbleiben sollte, um die Höhen von Hamiltons Crossing bis Maryes Heights und so weiter flußabwärts zu bewachen, während die Generale Lee und Jackson mit dem Rest des Heeres sich auf der Chaussee und dem Knüppeldamm langsam nach Westen wendeten. Am Nachmittag des 29. April hielt der Reitergeneral Stuart das Vorrücken der Unionisten in der Nachbarschaft von Kellys Ford auf, indem er die Spitze einer von ihren Heersäulen zwischen dem Rapidan und dem Rappahannock abschnitt und Gefangne von drei verschiedenen Armeecorps machte.

Die drei Corps, welche bei Kellys Ford den Uebergang über den Fluß bewerkstelligten, wurden, wie man glaubt, durch zwei andere verstärkt, die bei United States Ford herübergekommen waren und nun mit jenen vereint auf der Chaussee, dem Knüppeldamm und der Straße nach Spottsylvania Court House, der directen Route von Fredericksburg nach der virginischen Centralbahn, in schöner breiter Front vordrangen. Die volle Stärke jedes Armeecorps belief sich dem Vernehmen nach auf 20,000 Mann, doch wird man die effective Stärke derselben geringer anschlagen müssen; jedenfalls aber nimmt man an, daß Hookers Armee an diesem Punkte 80,000 Mann betrug. Mit ihnen marschirte eine Schaar von Sappeuren und Pionieren, 5000 Mann stark, Handwerksleute, gewöhnt Zimmermannsarbeit zu verrichten, Bäume zu fällen und Brücken zu bauen, Holzschläger von Maine und Zimmerleute, Leute, die Uniform tragen, damit man sie austauscht, wenn sie in Gefangenschaft gerathen, deren Waffen aber die Haue, die Schaufel und die Axt sind, und deren Beschäftigung der Bau von Schanzwerken ist, während die Soldaten ruhen. Man vergleiche damit die südliche Armee, die aus lauter Männern besteht, welche größtentheils vor Beginn des Krieges nie mit Spaten und Axt hantbiert haben, welche mit Werkzeugen gering an Zahl, abgebraucht und sämmtlich erst von den Feinden erbeutet arbeiten, und welche bei dieser Gelegenheit im Verhältniß von drei erschöpften, müden und hungrigen gegen sieben frische und wohlgenährte Leute kämpften.

General Lee, begierig zu erfahren, ob Hooker geradeaus auf Fredericksburg zu marschiren oder tiefer ins Land hinein vorzudringen beabsichtige, be-

wegte sich langsam auf Chancellorsville zu, indem er alle seine Truppen mit Ausnahme von Earlys Division nahe bei sich behielt. Aber als General Andersons Division, in der Nachbarschaft von United States Ford, durch ihren Rückzug vor der ungeheuren feindlichen Uebermacht das Anrücken derselben verkündete, warf er zwischen Fredericksburg und Chancellorsville Erdwerke auf und hielt hier den Weitermarsch der Unionisten an. General Hooker drang nicht hitzig auf ihn ein, sondern bewegte sich seinerseits langsam auf Chancellorsville zurück, wohin ihm die Conföderirten noch langsamer folgten. Am Abend dieses Tages griff General Stuart die Unionisten auf der Spottsylvania-Straße an und führte so eines jener unregelmäßigen Gefechte herbei, in welche in diesem Kriege nächtliche Zusammenstöße gewöhnlich ausarten. Das dritte virginische Regiment sprengte auf das fünfte, das fünfte seinerseits auf das dritte los; Major von Borcke von Stuarts Stab sah sein Pferd von einem seiner eignen Leute getödtet, Jedermann feuerte auf Jedermann, aber das Resultat war Ende gut alles gut: die Unionisten zogen sich nach Verlust von funfzig Gefangnen trotz ihrer großen Ueberzahl zurück und ließen auf der Spottsylvaniastraße nichts mehr von sich hören.

Der folgende Freitag verging ohne besondere Ereignisse. Lee fuhr fort vorzurücken, Hooker, sich zurückzuziehen. Aber als sie sich Chancellorsville näherten, erkannte jener, was der Rückzug der Yankees bedeutete, indem er bemerkte, daß die Pioniere derselben circa 500 Yards vor Chancellorsville in einem Dickicht von Black Jack sehr starke Schanzwerke aufgeworfen hatten, welche sich im rechten Winkel mit der Chaussee und dem Knüppeldamm befanden und vor sich ein Verhau von gefällten Baumstämmen hatten, das jedem Vordringen Halt gebot. Bis eine Meile weit südlich von dem Knüppeldamm laufend wendeten sich diese Schanzen dann westlich, bis sie zwischen Chancellorsville und Orange Court House wieder auf den Knüppeldamm trafen. Innerhalb dieser Schanzen standen die Yankees dicht gedrängt zu grimmiger Gegenwehr bereit, hinter sich auf ansteigendem Terrain ihre gewaltige Artillerie. Ihre Stellung war furchtbar stark; wurden sie in der Front angegriffen, so war die Niederlage der Angreifenden unausbleiblich und der Verlust an Leben mußte für letztere geradezu entsetzlich sein. Unter solchen Umständen entschloß sich Lee, die ihn in der Flanke Bedrohenden seinerseits in der Flanke zu fassen.

Wenn jemals Jemand für diesen Plan geeignet war, der, außerordentlich kühn und gefahrvoll, lediglich durch Blitzschnelle und unerschrockne Ausführung gelingen konnte, so war dies sicherlich Stonewall Jackson. Mit dem ersten Morgengrauen am Sonnabend stürzte er sich mit seinen berühmten drei Divisionen, der ersten unter Hills, der zweiten unter Coulsons, der dritten unter Rodes Befehl auf den Dorfweg, der nach der Eisengießerei führt. Hier erstieg er einen Hügel, auf welchem er von einer benachbarten Anhöhe, Fairview genannt,

von Seiten der Feinde entdeckt und lebhaft, aber ohne Schaden mit Granaten beschossen wurde. Mit seiner gewohnten Raschheit ließ er Lee melden, daß der Hügel bei der Eisenhütte von einem Regimente gehalten werden müsse, bis seine Artillerie vorüber sei. Ein Regiment von Südcarolina besetzte den Punkt, verließ ihn aber bald wieder mit der Cavallerie, und drei oder vier Compagnien eines Regiments von Georgia nahmen seine Stelle ein. Der Feind, deren Schwäche bemerkend, griff sie an und nahm sie gefangen. In diesem Augenblicke aber passirte die letzte von Jacksons Batterien den Hügel, sie protzte ab, eröffnete das Feuer und verjagte dadurch die Unionisten, worauf sie ihrem General folgte. Merkwürdig, daß es dem General Hooker, obwohl dieser starke Heerhaufe von Conföderirten unmittelbar vor ihm vorüberzog, nie in den Sinn kam, daß sein Rücken gefährdet war, oder daß General Lee, durch Jacksons Operation sehr geschwächt, nur ein paar hundert Yards vor der Front des gewaltigen unionistischen Heeres stand.

Um vier Uhr Nachmittags eröffnete Lee, sich bewußt, daß Jackson nicht weit von seinem Ziele mehr sein konnte, auf seiner ganzen Linie das Feuer, um sich über die Vertheilung der feindlichen Massen Gewißheit zu verschaffen. Letztere antworteten, und die Kanonade währte ununterbrochen dritthalb Stunden fort. Plötzlich hörte man — es war gegen halb sieben Uhr Abends — in der Ferne das Knattern von Musketenfeuer gefolgt von dem dumpfen Knall von Kanonenschüssen, und augenblicklich ertheilte General Lee den Befehl an seine Reihen: „Jackson bei der Arbeit. Mit Macht überall vorwärtsdrängen.“ Rasch und unverhofft wie der Falke auf seine Beute herabstößt, war Jackson über die Nachhut des Feindes hergefallen und hatte sie niedergeworfen, ehe an Widerstand zu denken gewesen. Indem sie über den Knüppeldamm gingen und sich fast bis zur Straße nach Elys Ford ausbreiteten, waren die drei tapfern Divisionen hinter Chancellorsville gelangt und hatten sich mit stürmischer Hast, trunken von Schlachtenmuth auf die Feinde geworfen. Kein Graben war hier gezogen, kein Baum gefällt, kein Pfahl aufgerichtet, ihnen zu widerstehen. Arglos kochten sie ihr Abendessen, ein Regiment war in Parade aufgestellt, da hörten sie auf einmal Jacksons Musketen und Kanonen und mit ihnen ihr Schicksal. Ein intelligenter virginischer Farmer, Mr. Green, der sich bei ihnen als Gefangner befand, vernahm, wie einer ihrer Generale noch um sechs Uhr zu ihnen sagte: „Jackson und seine Rebellenbande wagen uns heute Nacht nicht vors Gesicht zu kommen. Setzt euch euer Abendessen zurecht, Jungens, und macht euch lustig.“ Die Gesichter nach Osten gewendet, gesichert, wie sie wähnten, durch die dichten Massen ihrer Kameraden in den Schanzen, ohne einen Gedanken an ihren Rücken kramten die Unionisten aus ihren Tornistern die Leckerbissen, mit denen Boston, Neuyork und Philadelphia ihre sybaritische Soldateska versehen. Aber bevor dieses Abendessen verspeist werden sollte, waren

die ungewaschnen, ungekämmten, halbverhungerten „Lumpenkerls" des Südens von Westen her über sie hergefallen und hatten sie hilflos, von panischem Schrecken ergriffen, widerstandslos auseinandergejagt wie Spreu vor dem Winde. Major Peyton von Lees Stab fand mitten im Walde eine Kaffeekanne und ringsum Tassen aufgestellt. Er schenkte sich ein, aber der Kaffee war so heiß, daß er ihn nicht trinken konnte.

Der Erfolg dieses Ueberfalls hätte ungeheuer sein können, wenn nicht ein Unglücksfall eingetreten wäre, welcher fast die Siege einer ganzen Woche aufwog. Die Unionisten kannten hier weder Formation noch Ordnung; Reserven, Taktik, Organisation, Disposition, Plan, alles war von der wirbelwindartigen Plötzlichkeit des Ueberfalls weggefegt worden. Der Verlust der Conföderirten war lächerlich gering, ihr Vordringen wie das einer weißen Sturmwolke in der Bucht von Neapel gewesen. Die Nacht war hereingebrochen. Gegen acht Uhr ritt General Jackson mit einigen von seinem Stabe auf dem Knüppeldamm nach vorn und etwa 150 Yards über die vordersten Glieder seiner Plänklerkette hinaus, indem er mit jenen scharfen Augen, die durch die dunkelste Nacht sehen zu können schienen, nach dem Feinde spähte. Er wendete sein Pferd, um zurückzureiten, da begrüßt ihn plötzlich eines seiner eignen Regimenter, es ist eines von Südcarolina, mit einem lebhaften Feuer. Eine Kugel trifft seinen linken Arm vier Zoll unter der Schulter und zerschmettert ihn bis zum Ellbogen. Die Wunde ist äußerst schmerzhaft, halb sinkt er vom Pferde, halb wird er heruntergehoben. Ein Adjutant jagt zu General Hill zurück, um ihm zu melden, daß Jackson verwundet sei und an der Straße liege. Hill sprengt herbei, wirft sich aus dem Sattel, beginnt, von Kummer überwältigt, den Aermel Jacksons aufzuschneiden, als auf einmal vier berittene Vedetten der Unionisten erscheinen, auf welche die Stabsoffiziere sofort feuern. Die Vedetten ziehen sich zurück auf eine starke und raschen Laufs sich nähernde Kette unionistischer Plänkler. Hill und sein Gefolge haben keine Wahl, als rasch wieder zu Pferde zu steigen und davon zu jagen. Jackson bleibt liegen wo er gefallen. Rechts und links von dem verwundeten Löwen rücken die Feinde vor. Wenige Schritte von ihnen liegt ihr mächtigster Gegner; aber es war nicht bestimmt, daß Stonewall Jackson von einer unionistischen Kugel sterben oder als Gefangner in die Hände der Unionisten fallen sollte.

Als Hill zurückritt, wurde er und sein Stab Zielscheibe derselben unseligen Südcarolinier. Dem General wurde der Stiefel zerschossen, Oberst Crutchfield, Jacksons Artilleriechef, wurde schwer, wo nicht tödtlich verwundet, Boswell von Jacksons Stab getödtet, Howard, Hills Ingenieur, vom Pferde geworfen, zwei oder drei Andere ebenfalls getödtet. Ohne einen Augenblick zu verlieren, ließ Hill jetzt seine Plänkler, unterstützt von Reserven vorgehen, und die Stelle, wo Jackson lag, wurde von den Conföderirten wieder genommen. Aber inzwischen

hatten ihn, als er auf dem Boden lag, noch zwei Kugeln, beide wieder von seinen eigenen Leuten getroffen, von denen ihm eine durch das Handgelenk des zerschmetterten Armes, die andere durch die Fläche der linken Hand gegangen war. Man trug ihn sofort hinter die Schlachtlinie, wo er ohne Verzug mit Anwendung von Chloroform amputirt wurde.

Nie zeigte sich deutlicher, was Jacksons Gegenwart und Einfluß bei seinen Leuten bedeutete, als diesen Abend. Mit seiner Verwundung ließ das Feuer ihres Anstürmens sogleich nach. Die Kunde von ihr verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Reihen. Die geworfenen Unionisten sahen sich nicht mehr energisch bedrängt und faßten sich ein Herz, indem ihre Artillerie über den Knüppeldamm hinab mit Shrapnells und Kartätschen feuerte. Zwischen neun und zehn Uhr wurde Hill von einem Granatsplitter an der Wade getroffen, so daß er, sehr gegen seinen Willen, genöthigt war, das Schlachtfeld zu verlassen, worauf Stuart von Lee angewiesen wurde, vorläufig an seine Stelle zu treten.

Am Sonntag begann der Kampf bei Chancellorsville, der in der Nacht kaum geruht hatte, mit dem ersten Morgengrauen aufs Furchtbarste. Hatte er am Abend vorher vorzüglich auf der Seite des Knüppeldamms gewüthet, welche dem von Orange Court House nach Chancellorsville Gehenden links liegen bleibt, so begann er jetzt auf der rechten, da der rechte Flügel der Unionisten, vor Jacksons Anstürmen zurückgewichen, sich hinter dem Centrum derselben aufgestellt hatte. Der Morgen fand die Unionisten gänzlich innerhalb ihrer Linien, welche von dem Flußufer quer über die Chaussee und den Knüppeldamm, dann wieder im rechten Winkel nach letzterem zurück und auf die Stelle zuliefen, wo dieser jenseits Chancellorsville sich südwärts wendet. Der Abhang, welchen die Straße von Orange Court House hinaufsteigt, und welcher zu den wenigen Punkten in dieser dichtbewaldeten Gegend gehört, die ohne Bäume sind, war von einfachen Schanzen vertheidigt, aber hinter denselben stand eine so gewaltige Masse von Geschützen aufgefahren, wie sie wohl noch keines der heutigen Schlachtfelder gesehen hat. Gegen diesen Abhang rückte nun das Corps zum Sturm heran, welches für alle Zeiten den Namen Stonewall Jacksons führen wird: zuerst die Division Hills, jetzt von General Heath geführt, dann Coulsons Regimenter, zuletzt Rodes mit seiner Division. Durch einen förmlichen Tornado von Granaten und Kartätschen, der durch den Wald pfiff und brüllte und Stämme, Aeste und junge Bäume wie von eisernem Hagel getroffen zerbrochen und zersplittert umherfliegen ließ, rückten mit festem Tritt wie reguläre Truppen, unaufhaltsam wie das Schicksal Division nach Division die heldenmüthigen Milizen des Südens heran. Wer diese gleichgiltigen, zerlumpten, bettlerhaft aussehenden Haufen gesehen hat, welche das Heer des Südens bilden, wie sie sich schwerfällig und mühsam mit mattem Blick und niedergeschlagener Miene nach der Front schleppen, kann sich kaum vorstellen, in was für einen Donner-

keil von kriegerischer Gewalt sich die Gesammtheit dieser Haufen verwandelt. wenn Tod und Gefahr vor ihrer Front drohen. Vorwärts dringen sie, gerade aus empor. Sie haben den Saum des von den feindlichen Kugeln zerrissenen Waldes erreicht, sie stürzen in das offene Feld hinaus, und hier wankt zum ersten Male Heaths Division unter dem Gewitter von Geschossen, das von der Höhe ihnen entgegenfährt. In diesem kritischen Augenblick hält auch die nächstfolgende Division, wie man sagt, ungeschickt behandelt von ihrem Befehlshaber, im Vorrücken inne und eine Niederlage scheint unvermeidlich. Aber rasch findet sich der Mann, der dieser gefahrvollen Lage gewachsen war. General Rodes führt, seine Leute durch Zuruf und Geberde anfeuernd, die dritte oder Reservedivision herbei und stürmt mit ihr über Freund und Feind hinweg die Höhe empor. Unter dem Einfluß ihres Beispiels ordnet sich Heaths Division von Neuem, um mit jenen den Abhang zu ersteigen, und nicht eher ruhen sie, als bis die wohlbekannte Schlachtfahne der Rebellen auf den dem Feinde entrissenen Schanzen weht.

Und in ähnlichem unerschrocknen Ansturm wurde auch das stärkere Hauptbollwerk der Unionisten genommen. Hier hatte man Baumstämme von der Dicke eines Mannsschenkels gefällt, sie ihrer Aeste entkleidet und sie der Länge nach zu einem vier Fuß hohen Verhau aufgethürmt, dessen Zwischenräume mit Erde ausgefüllt waren. Besser nach den Regeln der Wissenschaft angelegte Werke habe ich nirgends gesehen. Dennoch gingen sie verloren. Vier Brigaden von General Andersons Division erhielten Befehl, diese Schanzen zu nehmen, welche stark genug schienen, um eine Belagerung auszuhalten, und von einer Truppenmacht vertheidigt wurden, die weit zahlreicher war als die Angreifer. Mit einer unvergleichlichen Unerschrockenheit warfen sich Poseys Mississippier und Wrights Georgier auf die fast uneinnehmbaren Schanzen ihrer Feinde. Mit bewundernswerthem Scharfblick hatte General Stuart sich auf dem oben erwähnten Hügel Fairview festgesetzt, von dem er jetzt die Yankees von der Flanke aus zwanzig gezogenen Kanonen beschoß, während Poseys und Wrights Infanterie die Brüstung des Verhaus überstieg. Sie springen auf und zwischen die gefällten Baumstämme und die verflochtenen Zweige, sie stürzen sich wie Tiger mit weiten Sätzen in die Schanze und treiben die von panischem Schrecken ergriffenen Yankees mit dem Bajonnet vor sich her. Nie werde ich den wilden Schrei vergessen, welcher verkündete, daß der Feind geworfen war. Indem sie (allerdings wohl weit mehr durch Stuarts Kanonen als durch die anstürmende Infanterie vertrieben. D. Red.) Schanzen verließen, welche entschlossene Männer gegen eine zehnfache Uebermacht vertheidigt haben würden, und indem sie Tornister, Feldflaschen, Mäntel, Bücher, Karten, Zeitungen, Gewehre hinter sich zurückließen, flüchteten sich die Unionisten angstvoll zu ihrer Nachhut, und nicht eher hielten sie inne mit Laufen, als bis sie das

Ziegelhaus von Chancellorsville hinter sich hatten, von dem aus ihre Artillerie ein heftiges Feuer eröffnete.

Die Schlacht bei Chancellorsville war für diesen Tag vorüber. Der Verlust von Poseys und Wrights Brigade war trotz der Furchtbarkeit der Schanzen, welche sie gestürmt, unbeträchtlich. Aber die drei Divisionen des jacksonschen Corps können an Todten, Verwundeten und Vermißten nicht weniger als sechstausend Mann eingebüßt haben. Einen Anblick, wie ihn das Innere der Schanzen, welche die Unionisten innegehabt, kurz nach deren Vertreibung darbot, wünsche ich nie wieder zu haben. Mit erstaunlicher Genauigkeit hatte Stuarts enfilirendes Feuer in ihre Reihen Lücken gerissen. In jeder denkbaren Stellung und Lage sah ich hier zerschmettert, zerfleischt und in kaum noch erkennbaren Stücken herumgestreut, was vor einigen Stunden noch geathmet und sich bewegt hatte. Noch gräßlicher war das Bild, welches die Strecke zwischen Chancellorsville und Orange Court House, wo Jackson zur Ernte des Todes herabgestiegen war, darbot. Umgestürzte Munitionswagen, Splitter von aufgeflogenen Protzkasten, todte und sterbende Pferde, bisweilen mit gebrochenen Beinen, bisweilen mit fürchterlichen Wunden, menschliche Körper in jeder Art von Todesqual umherliegend, von Geschossen entästete und geknickte Bäume und — das Schrecklichste von Allem — ein flackerndes Lauffeuer, welches rasch durch das Eichengebüsch um sich fraß und entsetzliche Gedanken an die verwundet und hilflos umherliegenden Menschen erweckte, die es mit dem qualvollsten Tode bedrohte, ließen das Blut vor Grausen gerinnen und den Zuschauer die Augen gen Himmel richten, um einen Augenblick von der unaussprechlichen Qual befreit zu sein, welche die Erde durch den Anblick dieser Wahlstatt erregte.

Bald nach ein Uhr traf ich zum ersten Mal den General Lee ruhig, heiter, gleichmüthig, ja selbst in dieser Zeit nicht ganz ohne jenen wunderlichen Humor, von dem eine so reiche Ader durch sein Wesen geht. Auf meinen herzlichen Glückwunsch antwortete er, daß er noch vor der Zeit käme, daß die Dinge noch nicht auf dem Punkte wären, wo er sie gern hätte; „denn," sagte er, „wir haben Maryes Heights verloren." Ich erfuhr dann, daß am Morgen des Sonntags in aller Frühe die Unionisten zwei oder drei fruchtlose Versuche gemacht hatten, diese Höhen, welche oben von dem 21. und unten auf der Wiese vom 18. Mississippi-Regimente vertheidigt wurden, zu erstürmen. Sie hatten dann einen Parlamentär gesandt, angeblich, um Erlaubniß zur Beerdigung ihrer Todten und Wegbringung ihrer Verwundeten zu erbitten, in Wahrheit aber, um sich über die Stärke der Conföderirten an dieser Stelle Gewißheit zu verschaffen. Sie erhielten die Erlaubniß von Oberst Griffin. Aber kaum war der Parlamentär zurückgekehrt, als aus Fredericksburg drei starke Heersäulen der Yankees, zusammen gegen 20,000 Mann, debouchirten und im Laufschritt auf

die Höhe zustürmten. Ein großer Haufe kam über Bernards Flats vor dem Abhang, welche den Lesern als Lees Hill bekannt ist, und erstieg Maryes Heights von hinten; eine andere Colonne eilte auf dem Knüppeldamm hin und fiel über die Vertheidiger her, bevor wirksamer Widerstand möglich war. Die Mississippier wehrten sich tapfer und unerschrocken, bis ihre Munition erschöpft und ihnen der Rückzug abgeschnitten war. Die beiden Regimenter wurden von den Unionisten zu Gefangenen gemacht und zugleich fielen fünf Kanonen der Washington-Artillerie und zwei von Parkers Batterie in ihre Hände, so viel ich weiß die einzigen Geschütze, welche sie während ihres Aufenthalts südlich vom Rappahannock erbeuteten. Nach der Wegnahme von Maryes Heights und Lees Hill zog General Earley sich zwei Meilen von der ersten Hügelreihe zurück, wobei er vom Feinde kaum verfolgt wurde, indem dieser innehielt, als er ihn mit Granaten zu bewerfen anfing.

Die Nachricht hiervon gelangte ohne Verzug zu General Lee. Sofort entsendete er Mac Laws Division nach Fredericksburg. Inzwischen strömten die 20,000 Yankees, berauscht von dem Bewußtsein der erstaunlichen Tapferkeit, mit der sie auf Maryes Heights zwei Regimenter der Gegner überwältigt, auf dem Knüppeldamm gegen Lees Rücken hin. In einem der Häuser bei Fredericksburg fand einer ihrer Offiziere ein Zeitungsblatt aus Richmond. Nachdem er hineingeblickt, sagte er mit spöttisch verächtlichem Lächeln: „Sie meinen wir verstehen uns nicht zu schlagen.“ Fünf oder sechs Stunden später kehrten dieser selbe Offizier und viele seiner Kameraden verdrießlich, niedergeschlagen und entmuthigt zurück. Vier Meilen von da waren die Yankees bei Salem Church auf Mac Laws Division gestoßen und sofort kläglich in die Flucht geschlagen worden. Zu Chancellorsville hatten sich die Unionisten, obwohl sie der glühenden Begeisterung und dem feurigen Schlachtenmuth der Conföderirten nicht gewachsen waren, keineswegs unrühmlich geschlagen. Bei Salem Church zeigte das Corps, welches unter General Sedgwick focht, kaum etwas von Muth. Weder ihre große Ueberzahl, noch ihr Ueberfluß an Artillerie, noch die Schmeicheleien ihrer Offiziere bewogen diesen Theil des unionistischen Heeres, welches sich rühmte, „the finest army on the planet“ zu sein, zu einer rühmlichen Anstrengung.

Am Montag kämpfte man nur in der Umgebung von Fredericksburg. In der Frühe schon griff General Earley die Maryes Heights an und nahm sie mit lächerlich wenig Anstrengung, wobei ihm, wenn ich nicht irre, zwei schöne gezogene Kanonen in die Hände fielen. Earley rückte dann mit seinen Streitkräften nach dem Flusse hin und schnitt den vor Mac Law zurückweichenden Unionisten den Rückzug auf Fredericksburg ab. Unglücklicherweise wurde seine Anweisung an Mac Law, die Unionisten kräftig zu drängen, nicht befolgt. Mac Law wartete Verstärkung von Anderson ab und versäumte damit die gute Gelegenheit, jene

20,000 Mann, die einen reißenden Fluß und keine Pontons vor sich hatten, mit Earleys Hilfe gefangen zu nehmen.

Erst Abends fünf Uhr begann der Angriff. General Lee, der jetzt sicher war, daß Hooker ihm bei Chancellorsville keinen Streich mehr spielen könne, kam nach Fredericksburg und führte die hier versammelten drei Divisionen persönlich gegen den Feind. Der Widerstand, den dieser leistete, war sehr schwach. Seine gebrochenen Colonnen eilten auf Banks Ford zu, wo sie, leider nicht kräftig genug verfolgt und von der einbrechenden Nacht sowie von einem abermaligen dicken Nebel geschützt, eine Pontonbrücke über das Wasser schlugen und, von Mac Law wirksam mit Kanonen beschossen, erschöpft und entmuthigt auf das Norduser hinübergingen. Zu Chancellorsville lagen die Conföderirten in Linien, welche sie mit unermüdlicher Energie in der Nacht um die Position von Hookers Truppen gezogen hatten, und welche diesen nur den einzigen Ausweg nach United States Ford offen ließen. Ich ritt heute an einer beträchtlichen Strecke dieser Linien hin und nie sah ich eine Truppe so lustig und wohlgemuth. Plänkler, welche eben erst von der Front kamen, beklagten sich, daß die Yankees nicht mehr plänkeln wollten und daß überhaupt mit ihnen nichts mehr zu machen sei. Seltsam und unerhört, 80,000 Mann umgeben und eingehemmt in ihren Bewegungen von einem Heer, welches (hier übertreibt der Berichterstatter unzweifelhaft. D. Red.) nur zwei Drittel so stark als sie war. Dahin war es mit „der schönsten Armee auf Erden“ gekommen.

Am Dienstag früh ritt ich hinüber nach Fredericksburg und fand, daß hier außer einem großen Haufen Gefangener bei Salem Church kein einziger unionistischer Soldat noch auf der Südseite des Rappahannock war. Ich begab mich in Lees Hauptquartier und hatte den Vortheil, mit dem General nach Chancellorsville zurückzukehren und seine offenen Bemerkungen über die Ereignisse der Woche anzuhören. Er beklagte die vergleichsweise ungestrafte Art, mit welcher Sedgwick seinem Griff entkommen war. „Bis jetzt,“ sagte er, „haben wir nichts gethan, als der nördlichen Presse Material zu „einem abermaligen großen Siege der Union“ geliefert. Wahr, wir verjagten unsern Feind von jedem Schlachtfeld, zerstörten ihm jede Formation, fegten ihn aus Schanzen hinweg, aus denen meine armen zerlumpten Burschen sich von keiner Windsbraut und keinem Gewitter hätten vertreiben lassen, aber was will das bedeuten? Ich habe die Erfahrung gemacht, daß nichts als die Gefangennahme eines ganzen Corps eine Wirkung hervorbringen kann, und solch eine Gefangennahme hätte gestern zu Stande gebracht werden sollen.“ Als ich bemerkte, daß nach der Masse von weggeworfenen Waffen und Ausrüstungsstücken zu urtheilen wenigstens ein Viertel der Armee Hookers zu weiterm Kampfe unfähig gemacht sein müsse, äußerte der General: „Mit den Hilfsmitteln des Nordens ist der Verlust an Waffen wahrscheinlich schon jetzt ausgeglichen. Denken Sie sich, mit welcher

Freude die Lieferanten in Washington die Ausschreibung einer neuen Lieferung für hunderttausend Mann, von der Mütze bis herab zu den Schuhen, aufnehmen werden, da der ganze Profit in die Taschen der republikanischen Partei fließt. Vergleichen Sie deren Hilfsquellen mit den meinigen. Kein Tag vergeht ohne gute Gelegenheiten für mich. Offenbare Vortheile bieten sich dar, aber ich kann sie nicht benutzen. Mangel an Transportmitteln, an Werkzeugen, Mangel an Pontons, an Pferden, an hinreichender Mannschaft nöthigen mich, von der günstigen Gelegenheit zu handeln abzusehen. Aber ich denke, von nun an soll sich eine größere Gleichheit der Kräfte finden."

Als wir uns trennten, führten mich die letzten Aeußerungen des Generals zu dem Schluß, daß sein Angriff auf Hooker diesen Nachmittag wieder aufgenommen werden würde. Aber die Natur trat dazwischen. Um ein Uhr gelangten wir nach Chancellorsville. Der Morgen war drückend schwül gewesen. Jetzt zogen von Süden her schwere Gewitterwolken herauf, der Wind schlug in Nordwest um, und ein gewaltiger Platzregen rauschte hernieder. Diesen ganzen Nachmittag, die Nacht und den größten Theil des folgenden Tages war es, als ob der Himmel alle seine Schleußen geöffnet hätte. Regenströme überschwemmten die Gegend, und es wurde auffallend kühl. Als ich mich in einem kleinen Farmhause am Knüppeldamm auf ein Weilchen geborgen, sah ich Andersons Division durch den Schmutz vorbeiwaten. Mit wildem Lärm, singend, jauchzend, unbekümmert um ihre triefenden zerlumpten Monturen, durchnäßt und kalt bis auf die Haut, aber innen heiß von der Begier, sich wieder in das Kampfgetümmel zu stürzen, zogen die tapfern Burschen vorüber. In welcher Verfassung Hookers Truppen die Nacht verbrachten, weiß ich nicht. Sicher aber ist, daß der schwere Regen und das betäubende Blitzen und Krachen der göttlichen Artillerie in der Dienstagsnacht für sie ein Segen war. Lees neuer Angriff wurde dadurch aufgehalten, und Mittwoch früh war Hooker mit seiner ganzen Armee wieder auf dem Norduser des Flusses. Die ganze Nacht hindurch waren sieüber die Pontons bei United States Ford gezogen."

Wir fügen noch Einiges aus den Tagebuchsblättern hinzu, welche von Jacksons letzten Stunden handeln.

„An der Eisenbahn zwischen Richmond und Fredericksburg gelegen, zwölf Meilen von letzterer Stadt, ist Guineys Depot seit vielen Monaten eine Hauptniederlage der Conföderirten für Munition und allerlei andere Kriegsbedürfnisse gewesen. Denken Sie sich diesen Ort, wie ich ihn heute Morgen (Freitag) sah, umlagert von 12,000 bis 14,000 Mann, schwimmend in Koth und Schlamm, voll von Kranken und Verwundeten, ein Babel voll Verwirrung und lärmendes Durcheinanderschreien in allen Sprachen. Hier sind ferner gegen 6000 gefangene Unionisten, die in ihren blauen Uniformen wie ein Indigofeld auf dem niederen sumpfigen Boden aussehen, und welche sich allesammt weigern,

auf Parole entlassen zu werden, weil sie glauben, daß Stoneman oder ein Andrer sie noch befreien kann. „John Sedgwick," höre ich sie sagen, „ist nicht der Mann, der sich aufhalten läßt." — „Noch seid Ihr mit Joe Hooker nicht fertig." — „Wartet nur, bis wir was von Stoneman hören." Zwei Drittel von ihnen, wo nicht vier Fünftel sind Irländer oder Deutsche.

Ein paar hundert Yards von Guïneys Station liegt ein hübsches Farmhaus, welches einem Herrn Chandler gehört. In ihm liegt der verwundete Stonewall Jackson. Mit klopfendem Herzen ritt ich hin, um mich nach ihm zu erkundigen; denn es hieß, daß es nicht gut mit ihm stehe. Dr. Macguire, sein Stabsarzt, kam mir vor dem Hause entgegen. Er meinte, daß bis zwei Uhr diesen Morgen nichts günstiger hätte sein können, als die Fortschritte seines Patienten nach der Genesung hin, und daß er den General heute habe nach Richmond schaffen wollen. Aber um zwei Uhr sei der General mit einem heftigen Schmerz in der Seite erwacht, und obwohl der Doctor hoffte, dies werde von Neuralgie kommen, hatte er doch auch die Befürchtung, daß es Lungenentzündung sein könne. Als ich mit Macguire sprach, schlief der General. Bald nachher erwachte er, und es ergab sich jetzt, daß er wirklich an Lungenentzündung litt. Der Doctor setzte ihm Blutegel und ließ ihm zur Ader, und von diesem Augenblick an gab ich alle Hoffnung auf, daß Jackson wiederaufkommen werde; denn seine Körperconstitution war weit davon entfernt, robust zu sein. Ich zog mich einige hundert Schritte von dem Hause zurück. Der Zug von Richmond kam an und brachte seine Frau und sein einziges Kind mit — eine Tochter von sechs Monaten. Es war unmöglich, ohne Thränen an die Scene zu denken, die jetzt in jenem Hause stattfand, an das Wiedersehen zwischen ihm und dieser Frau, die er vor zwei Jahren verlassen, um seinem Vaterlande zu dienen, und wie zu dienen! Zwei Tage darauf verschied er. Von dem heftigen Aderlaß erholte er sich nicht wieder. Sein Puls war von diesem Augenblick an kaum noch zu spüren. Gegen die Vorstellungen der Aerzte ließ er sich die erhitzte Brust fortwährend mit Tüchern belegen, die in Eiswasser getaucht waren. Von Anfang an hatte er die Ahnung, daß er seiner Auflösung entgegengehe, und zu einer Zeit, wo Jedermann fest an sein Wiederaufkommen glaubte, sagte er mit seltsamer Betonung: „Wenn ich am Leben bleibe, so wird es gut sein, und wenn ich sterbe, wird es auch gut sein, Gott weiß, und führt alles zum Besten." Er war überzeugt, ein Werkzeug Gottes zu sein. An feurigem Eifer, an Selbstlosigkeit und Reinheit des Wollens, an Unermüdlichkeit und an Opferfreudigkeit bei Anstrengungen und Entbehrungen aller Art wurde er von Niemand übertroffen. Er war kein großer Strateg, kein Künstler in der Taktik, aber er war der gewaltige Schmiedehammer dieses Kriegs, der alles zusammenschlug, was ihm in den Weg kam, und der mit einer Leichtigkeit und Schnelligkeit arbeitete, wie keiner Seinesgleichen. Und in einer Seeleneigenschaft erhob

er sich bis zum Genie, in der höchst merkwürdigen Genauigkeit seines geographischen und topographischen Wissens und Errathens, die ihn stets mit dem nie irrenden Instinkt des rothen Indianers nach seinem Ziel marschiren ließ. Als er noch lebte, konnte man ihn vielfach herabsetzen, vielfach zwischen ihm und andern Generalen Parallelen ziehen hören, welche für ihn ungünstig lauteten. Jetzt, über seinem Grabe, sind alle Stimmen darüber einig, daß sein Verlust ein unersetzlicher war.

Die Weltstellung Europas.

Europa. Vorlesungen an der Universität zu Berlin gehalten von Carl Ritter. Herausgegeben von H. A. Daniel. Berlin, Druck und Verlag von G. Reimer. 1863.

Dieser dritte Band der Vorlesungen Ritters reiht sich den früher erschienenen*) würdig an. Ja er scheint uns in einzelnen Stücken ganz besonders geeignet, an die großen Verdienste des Schöpfers der neuern Erdkunde zu erinnern. So gleich in dem ersten Abschnitt, obwohl wir hier dem Gedankengang des Vortrags nicht durchweg folgen, das Ziel, welches er sich setzt, nicht für erreichbar ansehen können. Wir halten es für ein schönes Bild, wenn der Hindu in der Erde eine Lotosblume erblickt, die sich aus dem Ocean erhoben hat, und wenn Ritter, hieran anknüpfend, „die ganze alte Welt mit drei hundertblättrigen reichen Wunderblumen in verschiedenem Zustand der Entwickelung" vergleicht. Wenn er dann aber weiter geht und die Erde allen Ernstes als einen Organismus, als ein Individuum, mit kosmischem Leben wie Pflanze, Thier und Mensch erfüllt, angesehen wissen will, und wenn er ferner als Ziel der Geographie die klare Anschauung der Individualität der Erde nach allen ihren Theilen, Gliederungen und Functionen hinstellt, so müssen wir diese Sätze leugnen. Die Erde ist kein Organismus wie die Blume, die Erdtheile sind keine Organe, der Planet hat so wenig ein Leben wie der Stein. Wie

*) Geschichte der Erdkunde und der Entdeckungen, 1861, und Allgemeine Erdkunde, 1862; beide von demselben Herausgeber veröffentlicht und im gleichen Verlag erschienen wie der obige Band.

dieser entwickelt er sich nicht aus sich heraus, sondern erfährt nur Umgestaltungen entweder durch blinde chemische und physikalische Kräfte oder durch die bewußte Thätigkeit des Menschen. Geben wir der Erde in anderem als blos figürlichem Sinne ein Leben, so gerathen wir aus dem wissenschaftlichen Bereich heraus in das Gebiet der Phantasie und werden Speculationen, wie sie uns Fechner oder richtiger, wie sie uns dessen Doppelgänger, der liebenswürdige Humorist Dr. Mises, in seinem „Zendavesta“ vortrug, nicht mehr für abenteuerlich halten dürfen. Und ebensowenig können wir zugeben, daß jene Anschauung von der Individualität der Erde, die uns nach Ritter lehren soll, daß letztere ein Inbegriff höchster Zweckmäßigkeit und Schönheit, daß sie durch die göttliche Vorsehung zur Erziehungsanstalt für die Menschheit eingerichtet ist, das Ziel sein kann, welchem die Geographie zuzustreben hat. Die Wissenschaft bedarf, wie Laplace ohne irgendwelche Frivolität gesagt hat, der Hypothese der göttlichen Vorsehung nicht. Sie überläßt es der Theologie, deren Rathschlüsse zu ergründen. Möglich, daß jene „Anschauung“ jenseits der Welt uns vorbehalten ist. Die Wissenschaft hat nach ihr nicht zu streben, hat sich auf die Erklärung der Dinge aus diesseitigen Ursachen zu beschränken.

Ziehen wir diese Tendenzen Ritters von seinen Ausführungen ab und nehmen wir an, das, was er über die Charaktereigenthümlichkeit Europas sagt, wäre figürlich gemeint, so ist seine Erklärung der Weltstellung dieses Erdtheils eine der glänzendsten und geistvollsten Abhandlungen, die auf diesem Gebiet existiren. Einige Auszüge, bei denen der Leser sich unsere obigen Abweichungen gegenwärtig halten wolle, werden dies empfinden lassen.

Europa ist aus sehr verschiedenen Gründen geworden, was es heute ist. Es ist ärmer und karger, aber ebenmäßiger ausgestattet, als die übrigen Theile der alten Welt. Es ist kein Land der überraschenden Wunder, der schroffen Contraste, der außerordentlichen Naturerscheinungen. Es hat keine Paradiese, aber auch keine Wüsten wie Asien mit seinen noch ungemessenen Hochländern, seinen kolossalen Stromsystemen, seinen zahlreichen Völkerschaaren, mit seiner indischen Welt, der Gewürzfülle des Südens, den Eiseinöden Sibiriens. Es unterscheidet sich in ähnlicher Weise von Afrika und Amerika durch geringern Reichthum und schwächere Gegensätze in seiner Natur. Die Nordenden und Südenden sind zwar verschieden genug, aber der Mensch kann sich beiden assimiliren. Wir Deutsche erfreuen uns ebenso an norwegischer wie an süditalienischer Landschaft. Derselbe Ackerbau reicht, indem der Golfstrom die Luft im Norden wärmt, vom Gestade des Mittelmeeres bis zum weißen Meere. Bei Altengaard, auf dem 70° N. B., gibt es noch Fichtenwälder und Birkenhaine, während in gleichen astronomischen Breiten in Asien, an den Mündungen des Jenisei und der Kolyma kein Baum mehr wächst. Dort zu Altengaard blüht noch der Kirschbaum, reift noch die Erdbeere, und an der Mündung der

Dwina bei Archangel liegt die Roseninsel, berühmt durch die Fülle ihrer wilden Rosen, während weiter im Osten auf diesen Breiten keine Blume dieser Gattung das Auge entzückt. Ebenso wird umgekehrt am Südende Europas, in Spanien, Sicilien und Candia das Uebermaß der tropischen und subtropischen Hitze schon durch die Kühlung der Meere, sowie durch die Erhebung der Gestade in kältere Luftregionen gemildert. Noch größer endlich ist die Harmonie der klimatischen Verhältnisse zwischen den Ost- und Westenden des europäischen Erdtheils, und so zeigen Paris und Moskau, Lissabon und Astrachan, Madrid und Konstantinopel große Analogien und nur untergeordnete Differenzen, so konnte dieselbe Menschenrace ganz Europa, so konnte der germanische Stamm zugleich Spanien und Sicilien als Skandinavien bevölkern. Welcher Unterschied dagegen zwischen Tobolsk und Kalkutta, zwischen Babylon und Peking, und wie hätte der Sibirier in Indien eine Heimath sich gründen können, wo schon die Mandschu in China, die Mongolen in anderen Theilen Südasiens entarteten?

Und der größeren Harmonie der klimatischen Verhältnisse entspricht die Harmonie der Flora und Fauna Europas. In Asien contrastiren die Hunderte von Meilen bedeckenden Teppiche des Rennthiermooses in Sibirien mit den Bananenhainen und Kokospalmenwäldern Indiens, in Amerika die schattigen dichten Urwaldungen und Saftpflanzen mit den reiterhohen Grasungen der Savannen im Süden und Norden, während in Europa Mittelformen aller andern pflanzlichen Organismen herrschen. Aehnliches gilt von der Menschengestaltung in Europa, die deshalb der wirkliche Kanon, das Ebenmaß für alle Uebergänge und Abweichungen in den übrigen Racenbildungen ist, Aehnliches auch von der Thierwelt, überall der Charakter vermittelnder Mäßigung.

Dazu kommt aber noch ein anderes wichtiges Moment, die Lage und Gestaltung unseres Erdtheils. Europa ist der continentalste Erdtheil; denn das gesammte trockene Land des Planeten liegt vorherrschend auf der Nordosthalbe der Erdkugel zusammengedrängt, und in dieser zusammengedrängtesten, continentalsten Masse bildet Europa die Mitte; es ist der umgebene Erdtheil, die andern sind die umgebenden. Durch einen Ring von Continenten eingefaßt, nicht berührt von der weiten Einöde des Australoceans, der Australien ganz, Asien zu zwei Dritteln, Afrika zu drei Vierteln und ebenso Amerika umspült, steht Europa allen andern Erdtheilen gleich nahe, ist es mit allen in Wechselwirkung. Der atlantische Ocean gehört den offnen unüberschaulichen Wassermassen des äußern Oceans weniger an, er ist vielmehr zu den nach innerhalb der großen Continente der Alten und Neuen Welt eingeschlossenen Meeren zu zählen. So gleicht Europas Stellung der Lage des Fruchtbodens in der Mitte der Blume, zu dem alle Saftgefäße leiten, zu dem der ganze reiche Blätterschmuck mitgehört. Kein anderer Erdtheil ist ähnlich gelegen, den Nordosten Amerikas etwa ausgenommen, der überhaupt in Allem die größte Analogie mit Europa hat.

Das Verhältniß der Concentration aller Continente im nächsten Umkreis von Europa brachte diesem in den Geschichtsanfängen die größtmögliche Annäherung und den daraus hervorgehenden möglichst großen Verkehr mit allen Continentalvölkern zu Wege. Das Verhältniß der Abwendung Europas vom offnen Ocean, wie der particulären Sonderung vom äußersten Gestadering der Erde, d. h. der Sonderung von Amerika durch das atlantische Meer, hinderte auf das Bestimmteste in frühern Jahrhunderten die vorzeitige Zerstreuung seiner Population über die zerrissenen, abgesprengten und in weitesten Fernen liegenden Glieder des Planeten, eine Zerstreuung, die von der Peripherie des Landrings aus, der Europa umgibt, häufig vorkam. Bis zu den entferntesten Gestaden und Eilanden hin zersplitterten sich von der Außenseite jenes Rings nicht selten die Völkerschaften, schieden sich zu früh, noch als rohe Massen von ihrem Muttererdtheil ab, verkümmerten und verarmten. So verbreiteten sich die Malayen nach Australien ohne Frucht und Gewinn für ihre Heimath, so semitische Stämme nach dem Kaffernlande und Madagaskar, so die Cariben aus Nordamerika nach dem Süden über die Antillen, so gewisse nordasiatische Völkerschaften nach dem gegenüberliegenden Norden Amerikas. Solche Auswanderungen sind für einen völkerreichen kolossalen Erdtheil wie Asien von Anfang an heilsam. Aber Europa, das seine Bevölkerungen selbst erst aus dem Wiegenlande Asien erhalten mußte, würde durch solche frühzeitige Abzüge nach Außen immer wieder verarmt und verödet sein, und es würde sich kein Kern der Ansiedelung und der stationären Cultur haben entwickeln und festwurzeln können. Der Zug der Vandalen nach Afrika ist das einzige Beispiel der Art bis zur Entdeckung Amerikas. Was früher geschah, war keine Auswanderung, sondern nur Colonisation, und diese wirkte bereichernd, nicht verarmend auf die Mutterländer zurück. Diese Colonisation würde, soweit sie Afrika betraf, zu schädlicher Entleerung Europas geworden sein, wenn der Küstenstrich jenes Welttheils nicht blos ein Gegengestade Europas, nicht durch das Sandmeer der Sahara wie ein langer Inselstreifen von Centralafrika, der Negerheimath, abgeschieden wäre. Hätte im Rücken des Karthagerlandes, der römischen Besitzungen in Nordafrika, des Vandalenreichs, der Berberei in späterer Zeit eine reichbewässerte Fruchtlandschaft sich ausgebreitet, wie in der neuen Welt hinter den zuerst von europäischen Einwanderern besiedelten Uferstrecken, so würde in den Bedrängnissen der Völkerwanderung die südeuropäische Culturwelt sich sehr bald und vor der Zeit dorthin gewendet haben.

Die Abgeschiedenheit Europas von äußern offnen Gewässern der freien Oceane würde den Erdtheil auf nachtheilige Weise isolirt haben. Sie war aber keine absolute; denn die durchbrechenden Meeresstraßen der Ost- und Nordsee, des Mittelmeeres und des atlantischen Oceans heben sie bis zu einem ge-

wissen Grade auf, und diese mittelbare Communication mit den offnen Oceanen gab Europas Stellung unendliche Vorzüge vor den unmittelbar offen vom großen Weltmeer bespülten Gestaden. Jene mehr oder minder engen Meeresstraßen gleichen Kanälen, sind gleichsam gewiesene Wege, die das noch unbehilfliche Völkergeschlecht von Ufer zu Ufer, Vorgebirge zu Vorgebirge, Volk zu Volk führen mußten. Wie würde Griechenland in alter Zeit ohne die Gegengestade der Aegypter, Phönicier und Kleinasiaten verarmt geblieben sein, und wie wenig würde sich Italien ohne die Gegengestade Südgriechenlands, Siciliens und Nordafrikas nach allen Seiten hin haben erheben können! Und dies sind nur analoge Erscheinungen im Kleinen, wie sie die Weltstellung Europas, des ganzen Erdtheils in Beziehung auf das ganze Erdenrund darbietet. Man braucht nur an das Gegengestade Ostamerikas und dessen Rückwirkung auf Gesammteuropa in den letzten Jahrhunderten zu denken. Wie ragen dagegen die Südenden Amerikas und Afrikas hinaus in die oceanische Einsamkeit, in eine küstenleere, inselarme antarktische Hemisphäre!

Aus jener Stellung Europas zu den Erdtheilen, zu den Oceanen und zu den Binnenmeeren mit ihren Gegengestaden folgt nun aber nothwendig auch dessen eigenthümliche Stellung zur dritten Hauptform, welche den Erdball umgibt: zur Atmosphäre, den fliegenden Meeren. Zwei große Lufthalbkugeln umschweben immerfort die Erde, die eine, vorherrschend mit dem feuchten Elemente schwanger, das oceanische Klima des Planeten bildend, die andere, von jenem Uebermaß der Feuchte befreit und Werkstätte des continentalen Klimas, jene mehr über der südwestlichen Wasserhalbkugel der Erde, diese mehr über der nordöstlichen Landhalbkugel, hängend. Nun liegt aber Europa in der Mitte der Landhalbkugel, und so ist ihm, wenigstens in seiner breiteren Osthälfte, auch vorherrschend ein continentales Klima mit allen Vorzügen eines solchen, doch ohne die Nachtheile des Uebermaßes zu Theil geworden. Es kennt keine Regenstürze wie die Gebiete von Hinterindien und das Land am Amazonenstrom und keine Dürre wie Afrikas Sahara und Centralasiens Steppen und Hochländer; denn es ist an die Westgrenze des Continentalklimas gerückt, und überdies sorgen seine Binnenmeere, die überall Massen oceanischen Himmels in das Innere hineinführen, in Verbindung mit der vergleichsweise weit kleineren Landmasse des Erdtheils, daß kein absoluter Mangel an Feuchtigkeit eintritt. So kommt es, daß, wie wir sahen, der Norden weniger kalt, als jeder der andern Erdtheile unter gleicher Breitenlage und daß der Süden, die drei Culturhalbinseln, obwohl dem tropischen Afrika zugewandt, minder heiß ist, als er nach der astronomischen Lage allein sein würde. Der Osten Europas hat noch Antheil am trocknen Continentalklima der Steppen Asiens, der Westen ragt noch in das feuchte oceanische Klima hinein. Die germanische Mitte ist auch in klimatischer Hinsicht das Land der

Ausgleichung, der Boden der Vermittelung für den Norden und Süden, den Osten und Westen des Erdtheils.

Sehr wichtig für das rechte Verständniß der Weltstellung Europas und deren Grundlagen ist endlich seine Gliederung. Die wiederholte immer fortschreitende Annäherung entgegengesetzter Meeresgestade am Stamme des Erdtheils von Osten gegen Westen hin durch sein ganzes Binnenland ist einzig in ihrer Art. Zwischen Taganrog und Archangel liegen 250 Meilen, zwischen Asow und Petersburg 210, zwischen Odessa und Königsberg 150, zwischen Triest und Stettin 130, zwischen dem Golf von Lion und dem Meerbusen von Biscaya nur 50 Meilen Land. Durch Buchten und Meeresarme ist Europas Küste vielfach gegliedert. Der Erdtheil spaltet sich mehr und mehr, je weiter er sich von seinem Zusammenhang mit Asien entfernt, wie ein Blatt von der breiten Wurzel zur Spitze hin. Gegen Norden schließen die Glieder des Erdtheils fast gänzlich zwei eigenthümliche mittelländische Meere, die Nord- und Ostsee ein. Gegen Süden theilen diese Glieder das große mittelländische Meer in fünf Hauptquartiere: die sardinische, die sicilische See, die Adria, der Archipelagus und das schwarze mit dem asowschen Meer. Neun Halbinseln von größerer oder geringerer Ausdehnung bilden die Hauptglieder von Europa. Die Summe dieser halbgetrennten Glieder hat ein Areal von 42,000, die der ganz getrennten, d. h. der Inseln, ein solches von 8000 Quadratmeilen. Nehmen wir für Europas Gesammtareal die runde Summe von 150,000 Quadratmeilen an, so verhält sich der Stamm zu den halb oder ganz getrennten Gliedern wie $^2/_3$ zu $^1/_3$ oder wie 1 zu 2, während dies in Asien noch nicht wie 1 zu 4, in Amerika nicht wie 1 zu 10, in Afrika und Australien nicht wie 1 zu 100 ist.

Eine nothwendige Folge dieser eigenthümlichen Gliederung Europas war, daß die Küstenumsäumung Europas sich zu einer Länge ausdehnen mußte, welche für den zugehörigen Länderraum verhältnißmäßig die längste ist, die wir unter allen Erdtheilen vorfinden. Die Küstenentwickelung Europas ist also die ausgebildetste der Erde, weil nirgends gleichviele Ländertheile eines Continents von gleichvielen Meerestheilen bespült werden. So konnte sich hier das Maximum der Berührung, Durchdringung und Wechselwirkung der Landwelt und der Seewelt in allen Naturproducten und Entwickelungen kundthun. Das verkürzteste Gestade würde das Areal Europas erhalten haben, wenn es im Kreise oder im Quadrat eine compacte Masse gebildet hätte. Die Peripherie eines Kreises von derselben Ländergröße würde nur 1373, das Viersei nahe an 1450 Meilen Gestade zeigen. Das ausgestreckteste Gestade würde dasselbe Areal bei völliger Zerspaltung in Inseln erhalten haben. Dächte man sich Europa in 15 zugerundete Inseln von je 10,000 Quadratmeilen zerlegt, die dann etwa die Größe Spaniens haben würden, so würde für diese Inselwelt eine Küstenkrümmung von etwa 6000 Meilen herauskommen. Auf die erste Art ist das ungegliederte Afrika durch Verkürzung der

Gestade verarmt, auf die zweite Art die sundisch-australische Inselwelt zersplittert und ohne Zusammenhang geblieben. Zwischen beiden Extremen stehen die continentalen Formen von Asien, Amerika und Europa, aber dieses letzte mit gesteigerter Gestadebildung — 4500 Meilen Küste auf 150,000 Quadratmeilen Areal.

Das West- und Nordgestade ist das reichste an Hafenbildungen, an oceanischen Anfuhrten, Zuströmungen, Ebben und Fluthen und das günstigste zur Verbindung mit transatlantischen Welten. Das Südgestade dagegen ist ganz dem Mittelmeer zugewendet, dem in seiner Art einzigen Centralmeere der alten Welt, dem continentalen Culturmeere des Planeten. Von den Säulen des Herkules bis zum Fuß des Kaukasus dehnt sich eine Küstenentwickelung von fast 1600 Meilen. Dieses ganze Nordgestade ist voll Buchten, Golfe und Halbinseln, während das südliche nicht blos weniger Meilen hat, sondern auch weit weniger entwickelt ist. Dies Verhältniß war eine entschieden wichtige Mitgift der Natur für den Erdtheil Europa, die viele reicher scheinende Mitgaben andrer Erdtheile überboten hat. Der Mangel an Ebben und Fluthen und großen die Weltschiffer von selbst forttragenden Strömungen, welche den atlantischen Ocean auszeichnen, ist den Südenden Europas reichlich durch die mildere Natur des Mittelmeeres und durch das große und leicht erreichbare Gegengestade Afrikas und Westasiens ersetzt. Läge hier Nordafrika in amerikanischer Weltferne, so würde das Mittelmeer nicht so früh im Leben der alten Welt die Erfindung der Küstenschifffahrt und der Ueberfahrten der Meeresgassen gefördert haben, wie dies bei Phöniciern, Carern, Hellenen und Karthagern der Fall war. Und andrerseits sicherte wieder die minder entwickelte, weniger bereicherte Natur der afrikanischen Küste Europas Gestaltung an seinen Südenden. Hätten sich wie der ägyptische Nil noch ein paar ähnliche Stromsysteme durch fruchtreiche Thalstufen aus dem Innern Libyens, Numidiens oder des Atlassystems gegen den Norden in die Buchten der Syrten und der Cyrenais oder Iberien gegenüber zum mittelländischen Meer ergossen: der schwarze Negerstamm würde nicht der Sklave des weißen Europäers geworden sein. Vielleicht hätte sich der energische Volksstamm der braunen afrikanischen Berbern in seiner Uebergewalt über Südeuropa ergossen wie der arabische und der türkische über das libysche Nordafrika. Das Schicksal Europas, der Gang seiner Cultur, die Entwickelung des Menschengeschlechts, der Zug der Weltgeschichte würde ein anderer geworden sein. Am Rande dieser Gefahr stand der Erdtheil, als die Karthager die Römerwelt bedrohten. Er litt eine Zeit lang unter der Gewalt der Araber in Hesperien. Er leidet noch, doch nur theilweise, unter der verdunkelnden Despotie des Halbmondes. Doch seine Civilisation war schon fest gegründet, als jene Gefahren auf ihn eindrangen. Europas humanere Entwickelung sollte sich aus seinem eignen Schooße, aus den Stämmen der Hellenen, Kelten, Germanen, nicht aus denen der Libyer,

Semiten, Numidier, erst durch Läuterung aus Asien, nicht durch unmittelbare Uebertragung von Asien nach Europa, ebensowenig durch Uebertragung von Karthagos Cultur auf Italien erheben.

Aber zu Europas Continent gehören nicht blos die Glieder des Continents, die mit ihm zusammenhängen, sondern auch seine Nachbarinseln, die seine Küstenentwickelung noch um beinahe 1500 Meilen verlängern, so daß die Gestadelänge desselben dadurch zu fast 6000 Meilen anwächst und die des dreifach größern Afrika fast um das Dreifache überbietet. Europa ist durch seinen Inselreichthum in den günstigsten Umlagerungen an allen Seiten ausgezeichnet. Afrika und Südamerika besitzen solche Bereicherungen und Erweiterungen ihrer Continente gar nicht, Südostasien dagegen hat sie im Ueberfluß. Die Küstenentwickelung der Inseln Europas ist fast gleich groß mit der mediterranen Gestadeentwickelung Südeuropas. Denn Europas Nachbarinseln sind im Verhältniß zu dem Continent, zu dem sie gehören, sehr groß, und England, Schottland und Irland nehmen mit ihrem 830 Meilen langen Küstensaume allein schon über die Hälfte der Summe von Meilen ein, welche die europäischen Küsten des Mittelmeeres repräsentiren. Dazu treten hier die zahlreichsten, tiefsten und weitesten oceanischen Häfen, und so ist England ganz entschieden zur Herrschaft über die Meere berufen, zumal durch seine 100 Meilen lange Südküste. Am Gegengestade Frankreichs im Kanal mangeln natürliche Häfen fast gänzlich. Nur an seiner Westküste hat Frankreich wie Spanien und Portugal zahlreichere Hafenbildungen. Am ganzen mediterranen Südgestade Europas sind sie überall sporadisch vertheilt mit mehr oder minder großen Intervallen, zumal in allen innern Golfen.

Wir kommen zum Schluß. „Das Gestade Europas, des kleinsten Erdtheils, oder die europäische Küstenentwickelung — mit den Inseln 6000 Meilen — ist dem größten Kreise der Erde gleich, ja sie ragt noch mehre hundert Meilen darüber hinaus. Europas Küstenlandschaften lagern sich also so gut wie um den ganzen Planeten. Der Flächenausdehnung nach liegen sie aber auf etwa $\frac{1}{60}$ der ganzen Planetenoberfläche beisammen, also auf dem möglichst kleinsten Raume concentrirt, ohne doch völlig in Inseln zerrissen zu sein. Hieraus ergibt sich, daß jeder aliquote Theil von Europa auf der Schale der Weltpolitik schwerer wiegen muß, als ein gleichgroßer in andern Welttheilen: in physikalischer Hinsicht aus dem obengenannten Grunde, in historischer, weil Europa das Civilisations-Centrum der Erde geworden war."

Zur Situation in Preußen.

In Nr. 24 der Grenzboten war eine mögliche Stellvertretung des Königs von Preußen besprochen, die Ungesetzlichkeit einer solchen Eventualität hervorgehoben und dabei erwähnt, daß in den letzten Monaten, zumal während der Erkrankung des Königs, diese Frage die feudale Partei beschäftigt habe. Eine officiöse Berichtigung hat die Dreistigkeit, nach einem kurzen, ungenauen Referat unseres Artikels die Behauptung auszusprechen, daß „die ganze Sache" eine Lüge der Fortschrittler sei. Der Mangel an Wahrhaftigkeit in den officiösen Berichtigungen, welche von Berlin ausgehen, ist gegenwärtig so groß, so notorisch und durch ganz Europa so verachtet, daß wohl keiner unserer Leser diesem plumpen Versuch, Thatsachen zu desavouiren und die Aufmerksamkeit von einer für das Ministerium unangenehmen Frage abzuziehen, irgendwelchen Glauben geschenkt haben wird. Zum Ueberfluß sei hier versichert, daß der betreffende Artikel d. Bl. sehr vorsichtig und schonend nur die Wahrheit mitgetheilt hat. Jeder kann sich davon überzeugen, den nicht Widerwille abhält, die Rodomontaden und kühnen Speculationen der feudalen Presse seit Beginn dieses Frühjahrs nachträglich zu mustern.

Allerdings kann von einer Stellvertretung des Königs durch den Kronprinzen jetzt gar nicht mehr die Rede sein. Denn bereits läuft die erfreuliche Thatsache durch die Tagespresse, daß der Thronfolger Preußens gegen die octroyirte Verordnung vom 1. Juni seine Verwahrung eingelegt, sich offen für Recht und Gesetz ausgesprochen und seine Aemter dem König zur Disposition gestellt hat. Es ist ein frischer Luftzug in schwüler Atmosphäre. Noch sind in die Oeffentlichkeit nicht genug Einzelnheiten gedrungen, um Bedeutung und Tragweite dieses folgenschweren Actes vollständig deutlich zu machen, aber schon jetzt ist deutlich, daß dem herschenden System dadurch ein harter Schlag zugefügt worden ist und daß dieser Schritt des Prinzen möglicherweise die Chancen für ein gutes Ende der gegenwärtigen Krisis vermehrt.

Diese gute Aussicht beruht allerdings nicht darauf, daß dem gegenwärtigen Conflict zwischen Regierung und Volk die Spitze abgebrochen werde und daß das brennende Leiden des Staates sich in ein langes Siechthum verwandle. Auch wir sind innig überzeugt, daß ein Ministerium Bismarck gegenwärtig viel heilsamer für den Staat ist, als die vorsichtigere Verwaltung des Herrn v. Manteuffel oder eine klügere Reaction des Herrn v. Goltz. Die entschlossene und ernste Haltung des Kronprinzen und allerlei Erwägungen, welche sich in den höchsten Kreisen an seinen Widerstand knüpften, mögen dazu beigetragen haben,

den Gedanken an weitere Octroyirungen in den Hintergrund zu drücken. In der That sind dieselben unnöthig. Die Kunst, Gesetzesparagraphen zu interpretiren, ist so hoch gestiegen, daß die Regierung bei einer rücksichtslosen Anwendung dieser Fertigkeit sehr Vieles, was ihr wünschenswerth scheint, zu erreichen hoffen kann. Allerdings wird durch diese Art Mäßigung allein weder eine Verminderung des Zornes noch der Bewegung im Volke hervorgebracht werden.

Allein eine andere Gefahr, welche gegen das Ministerium des Herrn v. Bismarck heranzieht, könnte dadurch, daß sie die Stellung dieses rüstigen Staatsmannes unsicher macht, auch dem kräftigen Fortgang einer im Ganzen durchaus gesunden Bewegung in Preußen diejenige Größe und Festigkeit verringern, welche die Garantien für Heilung in sich schließt. Es ist kein Zweifel mehr, daß in Karlsbad eine Zusammenkunft zwischen den Majestäten von Preußen und von Oestreich stattfinden wird*), und es ist nicht unmöglich, daß die ernstgemeinten Warnungen der östreichischen Staatsmänner das Vertrauen des Königs zu dem gegenwärtigen Ministerium erschüttern werden. Denn wie man in Oestreich über Herrn v. Bismarck denkt, wird jedem deutlich, der aus der Sprache der großen östreichischen Zeitungen die Inspirationen des geschickten Leiters der dortigen Preßangelegenheiten, also die Ueberzeugungen des Ministeriums Rechberg-Schmerling erkennt. Nun versteht sich von selbst, daß die Einwirkung der Oestreicher, wie wohlmeinend sie sei, keine gründliche Besserung der preußischen Zustände herbeiführen wird, möglicherweise aber eine kleine Schwenkung und das Eintreten neuer Bedenklichkeiten, welche wohl bis zu einem Personenwechsel führen können.

Wir halten es für zeitgemäß zu erklären, daß die liberale Partei zu viele Anrechte an Herrn v. Bismarck und seine Collegen gewonnen hat, als daß sie diese Gegner jetzt gern vom Schauplatz würde abtreten sehen. Sie sind uns, guten Preußen und warmen Patrioten, so wie sie sind, ganz recht. Denn sie geben uns die Bürgschaft eines vollständigen Sieges, eines Sieges der liberalen Partei, wie er nothwendig ist, um den preußischen Staat, und wir dürfen jetzt wieder mit einer gewissen Hoffnung sagen, um das Fürstengeschlecht der Hohenzollern für die deutsche Zukunft zu retten.

---

*) Ueber Oestreich und über die Stellung Preußens und der Nationalpartei zu den östreichischen Plänen wird dieses Blatt in einem nächsten Artikel sprechen.

Vermischte Literatur.

Reisen und Forschungen in Griechenland. Von H. N. Ulrichs. Zweiter Theil. — Herausgegeben von A. Passow. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1863. 313 S.

Eine Sammlung der kleineren topographischen und archäologischen Aufsätze und Abhandlungen des leider zu früh für die Wissenschaft verstorbenen Forschers, welche mit Ausnahme der Untersuchung über die Inschriften von Krissa und dem Berge Ptoon alles enthält, was derselbe in gelehrten Zeitschriften veröffentlicht hat. Die gelehrte Welt, für welche das Buch vorzugsweise Interesse hat, kennt die Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit des Verewigten zur Genüge. Für weitere Kreise, soweit sie an eingehenden archäologischen Untersuchungen Interesse nehmen, möchte besonders die Reise in Böotien (S. 1 bis 113), die auch manches Landschaftliche enthält, der Versuch, die verstümmelten Bildwerke am Pronaos des Theseustempels zu Athen zu erklären (S. 135 bis 147), die Topographie der Häfen von Athen (S. 156 bis 183) und die zuerst im Rheinischen Museum veröffentlichte Abhandlung über die Lage Trojas, dessen Stätte Ulrichs im Juli 1843 besuchte, zu empfehlen sein. Die beigegebnen vier Kupfertafeln enthalten einen Plan des alten Theben, die Bildwerke am Pronaos des Theseums, die Häfen und die langen Mauern von Athen und die Abbildung eines auf Delos gefundenen bleiernen Weihgeschenks, welches Ulrichs von kretischen Bogenschützen dem Apollo dargebracht sein läßt.

Das heutige Spanien, seine geistige und äußerliche Entwickelung im neunzehnten Jahrhundert von Fernando Garrido. Deutsch von Arnold Ruge. Leipzig, Verlag von Eduard Kummer. 1863. 325 S.

Indem wir uns vorbehalten, später einen ausführlichen Auszug aus diesem Buche zu geben, bemerken wir hier vorläufig, daß es mancherlei werthvolle statistische Mittheilungen über das heutige Spanien enthält, und daß auch die geschichtlichen Capitel von nicht gewöhnlichem Interesse sind, wenn dabei auch unzweifelhaft große Illusionen und schiefe Auffassungen mit unterlaufen. Garrido ist ein spanischer Republikaner, der als Flüchtling in England lebt, und in dessen Darstellung der Geschichte seiner Heimath wir eben nur belehrt werden, wie ein spanischer Republikaner, der überdies im Ausland sich aufhält und in den Kreisen von Mazzini, Ledru Rollin und Victor Hugo verkehrt, die letzte Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft Spaniens auffaßt. Denken wir uns, daß Ruge eine Geschichte Deutschlands in den letzten dreißig Jahren schriebe, so haben wir eine Vorstellung von der Arbeit seines Freundes. Ruges Buch würde sicher ein interessantes Stück Literatur und selbst nicht ohne Werth für die Geschichte, ebenso sicher aber selbst keine Geschichte sein. Schließlich zur weiteren Charakteristik unseres Historikers eine Notiz aus Ruges Vorwort. Im Jahre 1861 machte Garrido bei Ruge einen Besuch und legte ihm „ein allerliebstes theoretisches Manifest" vor. „Ich habe es vor mir liegen: die Frage der europäischen Conföderation (des Bundes der in Republiken verwandelten europäischen Staaten), der Aufhebung der Armeen, der Emancipation der

Handarbeiter — alle diese jetzt praktisch gestellten Fragen sind klar und befriedigend darin behandelt.' Wir wünschen Glück dazu, Herrn Garrido zu seiner Entdeckung, uns selbst, da nun der ewige Friede in politischer wie in socialer Hinsicht vor der Thür ist. Schade nur, daß, wie Ruges Vorrede hinzusetzt, „die große amerikanische Revolution" dazwischen getreten ist und „mit ihren praktischen Problemen einem theoretischen Manifest europäischer Republikaner alles Interesse geraubt hat."

Die Bergvölker des Kaukasus und ihr Freiheitskampf gegen die Russen. Nach eigner Anschauung geschildert von Theophil Lapinski. 2. Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1863. 264 S.

Während der erste Band sich vorzüglich mit dem Charakter, den Sitten und der allgemeinen Geschichte der kaukasischen Gebirgsstämme beschäftigte, berichtet der zweite über die Erlebnisse des Verfassers unter denselben, seinen Antheil an ihrem Kampf mit den Russen, sein Verhältniß zu Sefer Bei, Mohammed Emir, dem Naib Schamyls und andern Chefs, sowie über die Gründe, aus denen er sich schließlich mit der polnischen Truppenabtheilung wieder aus dem Lande zurückzog. Die Erzählung der Ereignisse und ebenso die Schilderung von Zuständen und Personen ist lebendig und anschaulich.

Erinnerungen an einen Verschollenen. — Aufzeichnungen und Briefe von und über Eduard Vogel. Gesammelt von seiner Schwester Elise Polko. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1863. 213 S.

Von einigem Interesse durch die mitgetheilten Briefe, die Vogel an seine Familie in Leipzig schrieb. Im Uebrigen möchten wir zweifeln, ob die Verfasserin gerade berufen war, uns ein getreues Bild von dem unglücklichen Reisenden zu entwerfen. Auch scheint es uns nicht eben in eminentem Maße taktvoll, wenn die Schwester daran geht, das Mißgeschick des Bruders in dieser Weise belletristisch zu verwerthen. In der Regel wenigstens trägt man das für sich im Stillen.

Vier Briefe August Hermann Franckes. Zur zweiten Säcularfeier seines Geburtstages herausgegeben von G. Kramer. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1863. 82 S.

Der erste dieser Briefe ist an Caspar Sagittarius, Professor der Geschichte in Jena, der zweite an Heinrich Fergen, Generalsuperintendent in Gotha, der dritte an Hermann von der Hardt, Professor der hebräischen Sprache in Helmstädt, der vierte wahrscheinlich an den Geheimrath Stryk gerichtet, welcher 1700 eine Visitation in Franckes Gemeinde vornahm. Der erste und der vierte Brief, welcher letztere einen ausführlichen Bericht darüber gibt, wie in Franckes Gemeinde das Lehramt verwaltet wurde, sind die interessantesten, alle vier aber tragen nicht unwesentlich zur Kenntniß der Denkart und des Gemüthslebens jenes auf alle Fälle ungewöhnlichen Mannes bei.

Psychologie oder die Wissenschaft vom subjectiven Geist. Von K. Rosenkranz. Dritte sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Königsberg, im Verlag der Gebrüder Bornträger. 1863. 483 S.

Die Polemik gegen Exner ist weggelassen, verschiedene als irrthümlich erkannte Behauptungen sind getilgt, bei mehrern Punkten ist die Fassung berücksichtigt, welche das betreffende psychologische Problem in der heutigen Wissenschaft erhalten hat, eine Schlußabhandlung bespricht den gegenwärtigen Standpunkt der deutschen

Psychologie, und so renovirt kann sich das Buch, dessen zweite Auflage vor nunmehr zwanzig Jahren erschien, auch heute noch neue Freunde erwerben.

Bibliografia dei lavori pubblicati in Germania sulla storia d'Italia di Alfredo Reumont. Berlin, Decker, 1863. 467 S.

Sorgfältig gearbeiteter Wegweiser auf dem Gebiete der historischen Literatur Deutschlands, soweit sie die italienische Geschichte betrifft. Der erste Theil gibt Titel und kurze Beurtheilung der Werke und Abhandlungen, welche sich mit der kirchlichen, politischen und literarischen Entwickelung Italiens beschäftigen, der zweite faßt die Schriften kunstgeschichtlichen Inhalts über Italien ins Auge.

Illustrirtes Thierleben. Eine allgemeine Kunde des Thierreichs von Dr. A. E. Brehm, Director des zoologischen Gartens in Hamburg. Mit Abbildungen nach der Natur von R. Kretschmer und T. Zimmermann. Hildburghausen, Verlag des bibliographischen Instituts, 1863. Erste bis dritte Lieferung.

Die vorliegenden Lieferungen dieses Werkes', welche sich mit den Geschlechtern der Affen beschäftigen, lassen erwarten, daß dasselbe vollendet sich den gediegensten populären Behandlungen der Zoologie würdig an die Seite stellen wird. Die zahlreichen Illustrationen desselben, um von diesen zuerst zu reden, sind fast ohne Ausnahme vortrefflich gezeichnet, sorgfältig geschnitten und sauber gedruckt. Allen sieht man sofort an, daß sie von wirklichen Künstlern gezeichnet sind, den meisten, daß dabei lebende Exemplare der betreffenden Thiergattungen als Originale dienten, ein Umstand, der denselben eine Naturwahrheit und ein Leben gibt, wie sie selbst in wissenschaftlichen Werken der Art nicht oft angetroffen werden. Die Gruppe der Brüllaffen im ersten und die Gruppe abyssinischer Mantelpaviane im zweiten Heft (namentlich die letztere) sind im höchsten Grade charakteristisch und kommen den mit Recht vielgelobten Abbildungen zu Tschudis „Thierleben der Alpenwelt" in Auffassung wie Ausführung mindestens gleich. Und in gleichem Maße ist der Text zu loben. Mit Fleiß hat der Verfasser das reiche Material wissenschaftlicher Beobachtung und Untersuchung benutzt, welches über die Affen vorliegt, mit Recht wählte er seine Beispiele besonders mit Rücksicht auf den psychologischen Theil seiner Aufgabe, mit kritischem Takt hat er verstanden, das Echte und Wahre von dem Unechten, Uebertriebenen und völlig Erfundenen zu sondern, was namentlich über die dem Menschen am nächsten stehenden Affengattungen und über die selten genauer beobachteten behauptet worden ist. In lebensvoller Darstellung endlich, knapp, wo Knappheit geboten ist, in ausführlicher Schilderung, wo Eingehen in das Detail nothwendig erscheint, charakterisirt er uns die einzelnen Glieder der Familie Simia und deren Verwandte, die Halbaffen, in ihrer äußern Erscheinung, ihren Sitten und Seeleneigenschaften aufs Anschaulichste. Während der sonst mit Abrechnung seiner philosophischen Schrullen noch immer brauchbare Oken sich oft wiederholt und häufig nur eine Sammlung wohl oder übel zusammengestellter Lesefrüchte gibt, begegnen wir hier fast durchgehends gut abgerundeten, plastisch herausgearbeiteten Bildern und Gruppen. Während das bekannte ähnliche Werk von Schinz nur auf fremder Beobachtung beruht, hat Brehm einen nicht kleinen Theil der von ihm beschriebenen Thiere, in dieser Beziehung unter den populären Schilderern fremdländischen Thierlebens mit Pöppig zu vergleichen, auf seinen afrikanischen Reisen selbst im wilden Zustande beobachtet und die Lücken, welche diese Forschungen ließen, durch den Besuch großer

zoologischer Gärten ausgefüllt. Vortrefflich sind nach jenen eignen Erfahrungen im zweiten Hefte Art und Charakter der Meerkatzen am blauen Nil und die Mantelpaviane des Bogoslandes geschildert. Indem wir noch bemerken, daß das Ganze (es soll vorläufig nur die Säugethiere und die Vögel umfassen) auf zwei Bände, jeder zu ungefähr 40 Bogen, mit fast 600 Illustrationen berechnet, und daß der Preis im Vergleich mit der sehr eleganten Ausstattung ein wohlfeiler ist, wollen wir das Unternehmen den Lesern d. Bl. bestens empfohlen haben.

Geschichte des L'Hombre. Von Dr. Gustav Schwetschke. Halle, G. Schwetschkescher Verlag. 1863.

Wie unter den Bretspielen das Schach, so nimmt unter den Kartenspielen das L'hombre die erste Stelle ein. Aus dem vornehmen Spanien gebürtig, in Frankreich mit dem Prädicat eines königlichen Spieles geehrt, von Lessing leidenschaftlich geliebt, hat es sich in Deutschland bis auf die neueste Zeit, wo Whist und Scat ihm in manchen Kreisen Concurrenz machen, die Gunst hochgestellter Herren und Damen erhalten, die es sich durch seine Natur, in der sich Berechenbares mit Unberechenbarem in glücklichster Mischung vereinigt, erwerben mußte. Immerhin aber kam nur die Praxis in Betracht. Den besten und eifrigsten Spielern mangelte die Kenntniß der historischen Verhältnisse. Sie genossen die Frucht, ohne nach dem Baum aufzublicken, der sie ihnen spendete. Ein solcher Zustand war bei dem deutschen Zuge nach Gründlichkeit nicht länger statthaft, und wenn man auch meinen kann, daß der Verfasser in jetziger schwerer Zeit sich mit Wichtigerem hätte beschäftigen sollen, als mit Versenkung in diesen Stoff, so werden doch Manche ihm danken für die Mühe, mit der er ihrem Bedürfniß abzuhelfen bestrebt war, und für die gute Laune, mit der er seinen Gegenstand behandelt.

Ludwig Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen mit zahlreichen ungedruckten Poesien aus dessen Nachlaß und einer Auswahl von Briefen. Von Fr. Notter. Stuttgart, Metzler. 1863.

Die Charakteristik Uhlands ist nicht besonders gelungen, die Urtheile über seine Dichtungen sind meist ziemlich oberflächlich. Dagen werden die vielen kleinen Züge aus dem Leben und Schaffen des Dichters, welche das Buch mittheilt, sehr willkommen sein, da sie das Bild, welches der nun Verewigte uns von sich zurückgelassen, vielfach vervollständigen.

Mit **Nr. 27** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal**, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im Juni 1863.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.